SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

OCT 25 1912

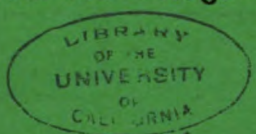
71:4

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

71. Jahrgang



Jährlich 52 Hefte

Nr. 40

Freiherr von Marschall. Von W. von Massow-Berlin 1
Agrare Reformen in Rußland. Von Dr. rer. pol. Max Linde-Berlin 9
Karl Salzer. Ein Roman. Von Richard Knies 28
Eine neue Einheitsstenographie für Deutschland als „Schul- und Verkehrsschrift". Von Max Conradi-Berlin 34
Maßgebliches und Unmaßgebliches
Operndichtung: Der Waldschratt. Von Dr. Seeliger-Landeshut (S. 41)
Kulturgeschichte: Japanische Totenopfer. Von Dr. Max Büsing-Friedenau (S. 42)
Reichsspiegel: Botschafterwechsel. Von G. Cleinow (S. 44)

Ausgegeben am 2. Oktober 1912.

50 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der Invaliditätsgefahr.

Sicherheitsfonds: 396 Millionen Mark

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

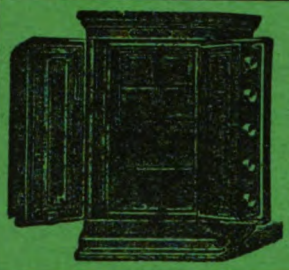
Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherungen :: Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

Dr. Mauch's Lecithin Perlen

wohlschmeckend; bestes und natürlichstes Mittel gegen nervöse Beschwerden aller Art, schützen vor Nervenschwäche u. Arterien-Verkalkung. Aerztlich empfohlen. Orig.-Flacon M. 3.— in Apotheken. Wo nicht vorrätig 3 Fl. (zur Kur genüg.) M. 9.— franko von

Dr. Richard Mauch,
Nährmittel-Industrie,
Köln a. Rhein 20.
Prospekte kostenlos.



Carl Kästner, A.-G.
Gegr. 1846 **Leipzig.** Gegr. 1846
Spezialfabrik f. Panzerschränke aller Art, Tresor- u. Safe-Anlagen, Stahlkammern usw. neuester, unübertroffener Konstruktion.
Lieferanten der Reichsbank und der bedeutendsten Banken des In- und Auslandes.

F. STAHLSCHMIDT
Hagen i. W. 1.
Spezial-Präparate und Laboratorium
für Gicht-, Nieren-, Zuckerkranke Harndiagnosen
Broschüre gratis und franko

SANATORIUM MARIENBAD bei Goslar am Harz.
Phys. Diät. Kuranstalt f. Nerven-, Herz-, Stoffwechselerkrank., Blutarmut, Erholungsbedürftige. Mild. Gebirgsklima. Mod. Einrichtung und Kurmittel. Elektr. Licht. Das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch die Verwaltg. Ed. Löhr. Aerztl. Dir. Sanitäts-Rat Dr. C. Benne.

See- und Solbad Swinemünde

Waldreiche Umgebung. Seebadeanstalt mit 412 Zellen. Familienbad. Im König Wilhelm-Bad und Kaiser Friedrich-Bad 116 Zellen für warme Seebäder, natürliche 5%ige Solbäder sowie med. Bäder aller Art. Im letzt. auch medi.-mech. Apparate. Konversaitonshaus. Seebrücke. Grosser Kurpark. Kurkapelle. Theater. Bälle. Korsofahrten. Sportpflege aller Art. Starker Schiffsverkehr. Kinderpflegeheim. Evangelische und katholische Kirchen. Elektrische Beleuchtung. Kanalisation und Wasserleitung. Schlachthaus. Molkerei. Vorzügliche Eisenbahn- und Schiffsverbindungen. Wohnungen unmittelbar am Strande und in der Stadt. Mässige Preise. Besuchsziffer 1911: 44 119. Badeführer und nähere Auskunft durch die Badedirektion

Winterkuren — **Thüringer Waldsanatorium** — Sommerkuren

Schwarzeck
Bad Blankenburg, Thüringer Wald
für physikal.-diätetische Therapie. Bes. San.-Rat Dr. Wiedeburg. 5 Ärzte. Sonderabteilg.: Für Nervenkrankheiten. Für Magen-, Darm-, Stoffwechselkrankheiten. Für Herz-, Frauen- u. chronische Krankheiten. Für Abhärtung u. Erholung. Ausgeschlossen Geisteskranke Tuberkulöse. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt kostenlos.

Oberhof i. Th. Vorn. Haus, herrl. Lage
Grand Hotel Wünscher
Sommer und Winter geöffnet.

Bestecke, Festgaben,
Silber und versilbert.

Die Grenzboten

71. Jahrgang. Viertes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

George Cleinow

71. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1912.

CSIRO
PE
MIN

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1912. Viertes Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

	Heft	Seite
Amerika am Bau seiner Handelsflotte, von E Fitger	52,	593
Aufklärung, Verlagen amtlicher —	R. 50,	543
Balkanbund und Dreibund, von Dr. Karl Mehrmann	46,	293
Balkankrieg, Der — und die politische Lage, R. 44, 237;	45,	282
Balkankrieg und Dreibund	R. 43,	186
Balkankrise, Deutschland und die —, von G. Cl.	41,	49
Bismarcks Stellung zur äußeren Mission, von Maximilian von Hagen	51,	570
Botschafterwechsel (in London)	R. 40,	44
Deutschlands Stellung im Balkankriege	R. 44,	238
Deutschland u d österreich-serbische Konflikt	R. 48,	437
Deutschland und die Balkankrise, von G. Cl.	41,	49
Jahresschluß 1912, von G. Cleinow	52,	629
Dreibund, Der — als Friedensgarantie	R. 50,	540
Dreibund, Die Erneuerung des —, von W. von Massow	51,	545
Dreibundvertrages, Erneuerung des —	R. 50,	539
Drei Könige (Johann von Sachsen, Friedrich Wilhelm der Vierte und Wilhelm der Erste von Preußen), von Privatdozent Dr. Willy Andreas	52,	597
Einkommensteuer, Aus der Geschichte der preußischen —, von Dr. D. Mener	49,	474
Elsaß-Lothringens, Die politische Entwicklung —, seit Einführung der neuen Verfassung, von Max Winterberg	43,	149
Enteignungsgesetzes, Mängel des —	R. 45,	284
Erbrecht, Zur — des Reiches!	48,	389
Erbschaftssteuer und Erbrechtsreform, von Justizrat Bamberger	50,	489
Fideikommisse, Die Zukunft der —, von Regierungsrat von Gottberg	46,	313
Fleischnot, Die — und innere Kolonisation	R. 44,	239
Haltung der Mächte (im Balkankrieg)	R. 45,	283
Hand und Gehirn, von G. Cl.	45,	281
Heeresvermehrung oder Heeresverstärkung? von G Cleinow	48,	391
Jahresschluß 1912, von G. Cleinow	52,	629
Kirchliche Rivalitäten im Balkankriege (vgl. auch den Aufsatz „Griechisch orthodoxe und römisch-katholische Kirche" in Heft 47 S. 341	R. 44,	238
Koloniale Fortschritte, Randbemerkungen zu Dr. Solfs Afrikafahrt, von Rudolf Wagner	45,	245
Kolonisation, Hemmnisse innerer —, von Justizrat Dr. Baumert	49,	441
Landung der Deutschen in England, Englische Gedanken über eine —, von Dr. Julius Voigt	42,	135
Luitpold von Bayern †	R. 51,	585
Marokkofrage, Dichtung und Wahrheit in der —, von W. von Massow	50,	492
Marschall, Freiherr von —, von W. von Massow	40,	1
Panamakanal-Bill (Heft 52, S. 593)		
Petroleummonopol, Entwurf zu einem — im Reichstag	R. 50,	542
Polendebatte, Eine — im Landtage	R. 45,	284
Polenfrage, Zur —	R. 45,	284
Polnische Agitation	R. 45,	285
Rumänien, An der Wiege des Königreichs —, Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich Wilhelm den Vierten. (Vgl. Heft 28, S. 70 und 31, S. 202)	42, 117;	48, 411
Rußland, Agrare Reformen in —, von Dr. rer. pol. Max Linde (mit einem Nachwort des Herausgebers G. Cleinow)	40,	9
Rußlands Haltung im serbisch-österreichischen Konflikt	R. 50,	540
Status quo	R. 44,	237
Türkischen Armee, Der Zusammenbruch der —	R. 45,	282
Türkischen Armee, Über die Ursachen des Zusammenbruches der —	48,	433
Wahlrecht? Gleiches —, Eine Studie mit besonderer Berücksichtigung des Wahlrechts zum Deutschen Reichstag und zur Bremischen Bürgerschaft, von Dr. B. Rottenius	48,	396
Zentrumsfraktion, Die Absage der — und die Folgen	R. 50,	541
Zukunft, Am Bau der deutschen —, von Dr. Wilhelm Martin Becker	42,	101

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

	Heft	Seite
Agrare Reformen in Rußland, von Dr. rer. pol. Max Linde (mit einem Nachwort des Herausgebers G. Cleinow)	40,	9
Bank, Geld und Wirtschaft:		
Balkankrieg, Wirtschaftliche Folgen des —	49,	483
Bankbeamten, Gewerkschaftliche Bewegung unter den —	41,	99
Bankiertag in München	41,	97
Börsenreform und Balkankrisis	41, 94;	43, 141
Börsen, Die Widerstandskraft der deutschen —	43,	192
Fiskus und Privatmonopol	43,	196
Geldmarktlage, die augenblickliche — (beim Balkankrieg)	45,	285
Geldmarkts, Lage des —	49,	485
Geldteuerung, Die — und die Konjunktur	47,	385
Großbanken, Die deutschen — und das Reichspetroleummonopol	45,	288
Immobilienmarkt, Engagements auf dem —	51,	588
Kapitalmarkt und Geldverteuerung	51,	587
Kohlensyndikat, Die Politik des —	43,	194
Kreditnot des städtischen Grundbesitzes	51,	589
Kriegsbereitschaft, Die finanzielle — Deutschlands	41,	97
Krisis, Die Lehren der —	43,	193
Petroleumtrusts, Bedeutung des —	45,	287
Postscheckgesetz, Das —	47,	386
Präsidentenwahl in Amerika und ihre wirtschaftlichen Folgen	47,	387
Reichspetroleummonopol, Das —	45,	286
Ruhrgebiet, Verkehrsstockungen im —	49,	486
Tabaksteuer, Der — in Deutschland	51,	592
Unsicherheit der wirtschaftlichen Verhältnisse	51,	586
Verluste der Börse infolge des Balkankrieges	47,	384

245837

Heft Seite

Weltkonjunktur, Die — 41, 95
Einheitsstenographie, Eine neue — für Deutschland als „Schul- und Verkehrsschrift" von Landtagsstenograph Max Conradi 40, 34
Fideikommisse, Die Zukunft der —, von Regierungsrat von Gottberg 46, 313
Fleischnot und innere Kolonisation, von G. Cl. 44, 239
Katholizismus und Kultur, von Karl Jentsch 44, 207
Kinderauswanderung aus England, von Dr. E. Munzinger 45, 257
Latifundia Romam perdidere, von Regierungsrat von Gottberg 41, 66
Reichs-Petroleummonopol, von Monzambano R. 43, 189
Reichsregierung, Die — und die Trusts, von Johannes Gaulke 46, 334
Stadtbahn, Elektrisierung der —, von H. . . 42, 145
Strafkammern für Handelssachen! von Landrichter Dr. Sontag 46, 332
Trusts, Die Reichsregierung und die —, von Johannes Gaulke 46. 334

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Amtspflicht und Gewissen des Pfarrers von Prof. Johannes Wendland 43, 183
Disziplinarverfahren, Vom — bei den nicht richterlichen Staatsbeamten Preußens, von Prof. Dr. Bünger 44, 197
Einheitsstenographie, Eine neue — für Deutschland als „Schul- und Verkehrsschrift", von Landtagsstenograph Max Conradi (vgl. in Heft 45 S. 275: Eine „Reichskurzschrift", von Studienrat Dr. Amiel) 40, 34
Extemporaleerlaß, Ein Nachwort zum —, von Dr. Max Müller 45, 276
Gefängnisse im freien Moor, von Dr. Maaß 46, 333
Gesetzessprache, Erfordernisse der —, von Amtsgerichtsrat a. D. P. Sommer 45, 251
Gesetzessprache, Maßregeln zur Verbesserung der —, von Amtsgerichtsrat a. D. P. Sommer 48, 404
Griechisch-orthodoxe und römisch-katholische Kirche, von Prof. Dr. August Heisenberg . 47, 341
Juristen, Die Fortbildung der — und die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin, von Landrichter Dr. Sontag 42, 137
Katholizismus und Kultur,, von Karl Jentsch 44, 207
Klassischen Studien, „We want ideals!" Zur gegenwärtigen Lage der — in Amerika, von Gymnasialdirektor Prof. Dr. E. Grünwald 43, 159
Laienrichterfrage, die —, von Amtsgerichtsrat Rade 52, 613
Luther und Jesuit, von Eugen Fischer . . . 41, 54
Mission, Bismarcks Stellung zur äußeren —. Eine zeitgemäße Erinnerung, von Maximilian von Hagen 51, 570
Preßberichterstattung, Die — über gerichtliche Verhandlungen als Lehrmittel des Verbrechertums, von Landrichter Dr. Sontag 44, 236
„Reichskurzschrift", Eine —, von Studienrat Dr. Amiel 45, 275
Sprache, Die — unserer Reichsgesetze, von Amtsgerichtsrat a. D. P. Sommer (s. auch „Gesetzessprache") 47, 355
Strafkammern für Handelssachen! Von Landrichter Dr. Sontag 46, 332
Strafprozessuale Streitgenossenschaft, von Landrichter Dr. Sontag 49, 476
Weibliche Eigenart und weibliche Bildung von Dr. M. Kelchner 42, 140

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Ein Satz, von B. 41, 93
Erläuterungssucht, Zwei Beispiele zur —, von C. R. (vgl. den Nachtrag in Heft 46 S. 340) 41, 93
Gesetzessprache, Erfordernisse der —, von Amtsgerichtsrat a. D. P. Sommer 45, 251
Gesetzessprache, Maßregeln zur Verbesserung der —, von Amtsgerichtsrat a. D. P. Sommer 48, 404
Japanische Totenopfer, von Dr. Max Büsing 40, 42
Sprache, Die — unserer Reichsgesetze, von Amtsgerichtsrat a. D. P. Sommer (s. auch „Gesetzessprache") 47, 355
Südafrikanische Eindrücke, von Dr. jur. Herbert von Dirksen 47, 363

Literatur, Kunst, Philosophie

Arme Heinrich, Der —, von Dr. Karl Polheim 42, 110
Chopins, Zum Verständnis Friedrich —, von Dr. Hermann Seeliger 51, 554
Dauthendey, Max —, von Dr. R. Schacht . . 44, 226
Dreyer, Max —, von Dr. Oswald Meyer . 41, 86
Goethe der Weise, von Houston Stewart Chamberlain 48, 426
Grimmelshausen und der Simplizius Simplizissimus, von Dr. W. E. Oetterung . . . 49, 447
Krieges, Zur Rechtfertigung des —, von Dr. Wilh. Stapel 51, 564
Kunstpflege, Eidgenössische —, von Richard Meszlény 45, 277
Impressionismus, von Dr. Roland Schacht . 46, 328
Leib-Seele-Problems, Der heutige Stand des —, von Else Wentscher 50, 508
Literarische Halbwelt, von Dr. Arthur Weinthal 46, 337
Mensch und Technik, von Dr. Otto Goebel . 45, 270
Messerschmidt, F. X. (s. „Aus der Künstlerschaft des sterbenden Rokoko"), von Dr. Rich. Bürger 52, 625
Minor, Jakob — †, von Max Lederer . . . 44, 233
Plattdeutschen Lyrik, Die See in der —, von Wilhelm Poeck 43, 173
Prometheus und Zarathustra, von Privatdozent Dr. Richard Meszlény 46, 297
Rokoko. Aus der Künstlerschaft des sterbenden —, von Dr. Rich. Bürger 52, 625
Schweizer, Die jungen —, von Dr. Richard Meszlény 48, 429; 52, 633
Spitteler und Nietzsche (s. „Prometheus und Zarathustra"), von Dr. Richard Meszlény . 46 297
Temperamente, Die vier —, von Ludwig Rieß 49, 457

Novellen, Romane, Gedichte

Der Brief des Dichters und das Rezept des Landammanns. Eine Anekdote, von Wilhelm Schäfer 52, 618
Herbst, von Sublenfis 42, 125
Karl Salzer, Ein Roman, von Richard Kries (s. auch Heft 35—39) 40, 28; 41, 79; 42, 126; 43, 166; 44, 219; 45 263; 46, 321; 47, 371; 48, 418; 49, 461; 50, 514; 51, 572
Sprüche, von Ernst Ludwig Schellenberg . . 41, 53

Bücherbesprechungen

„Als Deutschland erwachte" (S.) 47, 382
Amundsen, Roald: Die Eroberung des Südpols (Sch.) 49, 478
Bachem, Karl, Dr. jur. utr.: Josef Bachem. Seine Familie und die Firma J. P. Bachem in Köln. Erster Band. (Carl Jentsch) . . 43, 183
Balzac: Menschliche Komödie (Dr. Max Mell) 42, 147
Becher, Erich: Gehirn und Seele (Else Wentscher) 50, 509
Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten von Preußen (Dr. Willi Andreas) 52, 597
Brenning, Kurt: Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen (Dr. W. M. Becker) 42, 106
Capelle, Wilhelm: Deutsche Charakterköpfe. Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften (Dr S.) 48, 431
Catholic Encyclopedia (W. Köhler) 52, 637
Childers, Erskine: Das Rätsel der Sandbänke. (Dr. Julius Voigt) 42, 135
Cook, Fred. A.: Meine Eroberung des Nordpols (Sch.) 49, 478
Crenz, Freiherr A. von: Die Dressur des Hundes (J. R. H.) 51, 583

	Heft	Seite
Du Bois-Reymond, Emil: Reden (M. K.)	49,	477
Falke, Gustav: Gesammelte Dichtungen (Dr. S.)	49,	481
Friedrich, Paul: Die Memoiren des Grafen von Gramont (C. R.)	49,	479
Frobme, Karl: Empor (E. L. Schellenberg)	46,	331
Frymann, Daniel: Wenn ich der Kaiser wär'. (Dr. W. M. Becker)	42,	108
Fuchs, Georg: Die Sezession in der dramatischen Kunst und das Volksfestspiel (Dr. Arthur Westphal)	51,	579
Geitel, Max: Entlegene Spuren Goethes (Dr. Otto Goebel)	45,	270
Grisar, Hartmann: Luther. Erster Band (Eugen Fischer)	41,	54
Grube, Wilhelm: Fêng-shên-yên-i, die Metamorphosen der Götter. Ergänzt und herausgegeben von Dr. Herbert Muller (Dr. phil. E. Haenisch)	51,	583
Hartleben, Otto Erich: Briefe an Freunde (Dr. Arthur Westphal)	50,	636
Hauptmann, Gerhart: Volksausgabe der gesammelten Werke (R.)	49,	482
Hochwart, Hermann: Die Andern und wir (G. Cleinow)	48,	393
l'Houet, A.: Zur Psychologie der Kultur. Briefe an die Großstadt (Dr. W. M. Becker)	42,	105
Huggenberger, Alfred: Hinterm Pflug. Verse eines Bauern (Dr. Richard Meszlényi)	48,	430
— Von den kleinen Leuten (Dr. Richard Meszlényi)	48,	431
Isaac, Dr. Martin: Kommentar zum Automobilgesetz, zur Bundesratsverordnung vom 3. Februar 1910 sowie zum Automobilsteuergesetz (Landrichter Simon)	49,	476
Kosch, Dr. W.: Menschen und Bücher (Dr. Stammler)	52,	637
König, Eberhard: Der Waldschratt. Ein Spiel in drei Aufzügen (Dr. H. Seeliger)	40,	41
Körner: Gesammelte Werke (R.)	49,	482
Kremser, Eduard: Wiener Lieder und Tänze (Joseph Aug. Lux)	44,	234
Kurella, Dr. Hans: Anthropologie und Strafrecht (R.)	51,	584
Lessing: Gesammelte Werke (R.)	49,	482
Liliencron, Detlev von: Gesammelte Werke (Dr. S.)	49,	480
Mekler, Siegfried: Hellenisches Dichterbuch (Ernst Ludwig Schellenberg)	46,	331
Metz, Josepha: Neue Gedichte (Ernst Ludwig Schellenberg)	46,	331
Miethe: Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert (Dr. Otto Goebel)	45,	270
Moeschlin, Felix: Der Amerika Johann (Dr. R. Meszlényi)	52,	633
Montesquiou, Robert de: Rote Perlen (Ernst Ludwig Schellenberg)	46,	332
Munch, Wilhelm: Der Schneider von Breslau und andere Geschichten (M. K.)	50,	638
Oberländer: Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes (J. R. H.)	51,	583
Paquet, Alfons: Held Namenlos (Ernst Ludwig Schellenberg)	46,	332
Port, Frieda: Hermann Lingg. Eine Lebensgeschichte (Dr. Heinrich Spiero)	48,	432
Potrzechnitag, L.: Aus der Kindheit bildender Kunst (Dr. R. Schacht)	47,	383
Rapsilber, M.: Stephan Sinding (Albert Sergel)	49,	479
Rathenau, Walther: Zur Kritik der Zeit (Dr. W. M. Becker)	42,	103
Reymont, Wladislaw Stanislaw: Die polnischen Bauern (Dr. Heinrich Spiero)	47,	379
Roll, Dr. Hans: Die wirtschaftliche und kulturelle Lage der deutschen Katholiken (Karl Jentsch)	44,	267
Schaeffer, Carl: Lenaus Werke (R.)	48,	433
Schaffner, Jakob: Der Bote Gottes (Dr. R. Meszlényi)	52,	633
— Die Irrfahrten des Jonathan Breggar (Dr. R. Meszlényi)	52,	633
Scharlitt, Bernard: Friedrich Chopins gesammelte Briefe (Dr. Hermann Seeliger)	51,	554
Scheffler, Karl: Die Nationalgalerie zu Berlin. (Wolfes) (vgl. Heft 8 d. Jahrg. S 389)	45,	279
Schepper, Fr.: Die rationelle Wildfütterung, insbesondere die Winterfütterung des Rehwildes (J. R. H.)	51,	582
Stich, Fritz: Schillers Leben und sein Werk	49,	482
Stilgebauer, Eduard: Das Liebesneft (Dr. Arthur Westphal)	47,	382
Teschemacher, Dr. jur. Hans: Die Einkommensteuer und die Revolution in Preußen. Studie über das preußische Einkommensteuerprojekt von 1847 (Dr. D. Meyer)	49,	474
Voigtländer: Quellenbücher (Dr. S.)	48,	432
Weihnachtsbaum —, Unterm, von Dr. Albert Sergel: I. Bilderbücher, Spiele und Beschäftigungsmittel	49,	466
— II. Jugendbücher, Vaterländische Literatur. III. Ernstes und Heiteres. Sammlungen und Neuausgaben. IV. Märchen. V. Sagen und Geschichten. VI. Aus der Natur	50,	620
Weimarer historisch-genealoges Taschenbuch des gesamten Adels jehudaischen Ursprungs. I. Jahrgang (Dr. Stephan Kekule von Stradonitz) (vgl 27, 29, 31, 32, 34, 38)	42,	143
Weisbach, Werner: Impressionismus. (Dr. Roland Schacht)	46,	328
Wildenbruch, Ernst von: Gesammelte Werke (Dr. K.)	49,	481
Windthorst, Margarete: Gedichte (Ernst Ludwig Schellenberg)	46,	331
Ziehen, Dr. J.: Volkserzieher (Dr. Eduard Havenstein)	46,	337
Zlocisti, Theodor: Am Tor des Abends (Ernst Ludwig Schellenberg)	46,	331

Mitarbeiter-Verzeichnis

	Heft	Seite
A.: Lenaus Werke (Herausgegeben von Carl Schaeffer)	48,	433
Amiel, Studienrat Dr.: Eine „Reichskurzschrift"	45,	275
Andreas, Privatdozent Dr. Willy: Drei Könige	52,	597
B.: Ein Satz	41,	93
Bamberger, Justizrat: Erbschaftssteuer und Erbrechtsreform	50,	489
Baumert, Justizrat Dr.: Hemmnisse innerer Kolonisation	49,	441
Becker, Dr. Wilhelm Martin: Am Bau der deutschen Zukunft	42,	101
Bünger, Professor Dr.: Vom Disziplinarverfahren bei den nicht richterlichen Staatsbeamten Preußens	44,	197
Bürger, Dr. Rich.: Aus der Künstlerschaft des sterbenden Rokoko	52,	625
Büning, Dr. Max: Japanische Totenopfer	40,	42
Chamberlain, Houston Stewart: Goethe der Weise	48,	426
Cleinow, G.: Botschafterwechsel	R	40, 44
— Heeresvermehrung oder Heeresverstärkung?	48,	391
— Jahrschluß 1912	52,	629
— Nachwort zu dem Aufsatz „Agrare Reformen in Rußland", von Dr. rer. pol. Max Linde	40,	21
— Präludien (zur auswärtigen und inneren Politik)	52,	589
C. R.: Vom lustigen Alt-England	49,	479
— Zwei Beispiele zur Erläuterungssucht	41,	93
Conrad, Landtagsstenograph Max: Eine neue Einheitsstenographie für Deutschland als „Schul- und Verkehrsschrift"	40,	34
Dirksen, Dr. jur. Herbert von: Südafrikanische Eindrücke	47,	363
Fischer, Eugen: Luther und Jesuit	41,	54
Fitger E.: Amerika am Bau seiner Handelsflotte	52,	593
Gaulke, Johannes: Die Reichsregierung und die Jesuits	46,	334
G. Cl.: Balkankrieg und Dreibund	43,	186
G. Cl.: Der Balkankrieg und die Lage	R.	45, 282
G. Cl.: Der Balkankrieg und die politische Lage	R.	44, 237
G. Cl.: Deutschland und der österreichisch-serbische Konflikt	R	48, 437
G. Cl.: Deutschland und die Balkankrise		41, 49
G. Cl.: Die Fleischnot und innere Kolonisation	R.	44, 230
G. Cl.: Hand und Gehirn		45, 261

	Heft	Seite
G. Cl.: Rumänien, An der Wiege des Königreichs —, Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich den Vierten (vgl. 28, 70; 31, 202)	42, 117;	48, 411
G. Cl.: Zur Polenfrage	R.	45, 284
Goebel, Dr. Otto: Mensch und Technik		45, 270
Gottberg, Regierungsrat von: Die Zukunft der Fideikommisse		46, 313
— Latifundia Romam perdidere		41, 66
Grünwald, Gymnasialdirektor Prof. Dr. E.: „We want ideals!" Zur gegenwärtigen Lage der klassischen Studien in Amerika		43, 159
Hagen, Maximilian von: Bismarcks Stellung zur äußeren Mission		51, 570
Haenisch, Dr. phil. E.: „Fêng-shên-yên-i, die Metamorphose der Götter", von Prof. Wilhelm Grube		51, 583
Haveustein, Dr. Eduard: „Volkserzieher", von Dr. J. Ziehen		46, 337
Heisenberg, Prof. Dr. August: Griechisch-orthodoxe und römisch-katholische Kirche		47, 341
Jentsch, Carl: Josef Bachem. Seine Familie und die Firma J. P. Bachem in Köln. Erster Band		43, 183
— Katholizismus und Kultur		44, 207
J. R. H.: Literatur für Jagd- und Hundeliebhaber (Buchbesprechungen)		51, 581
K.: „Anthropologie und Strafrecht", von Dr. Hans Kurella		51, 584
K., Dr.: Ernst von Wildenbruchs gesammelte Werke		49, 481
Kade, Amtsgerichtsrat: Die Laienrichterfrage		52, 613
Kekule von Stradonitz, Dr. Stephan: Weimarer historisch-genealogisches Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprungs. 1. Jahrgang		42, 143
Kelchner, Dr. M.: Weibliche Eigenart und weibliche Bildung		42, 140
Knies, Richard: Karl Salzer. Ein Roman 40, 28; 41, 79; 42, 126; 43, 166; 44, 219; 45, 263; 46, 321; 47, 371; 48, 418; 49, 461;	50, 514;	51, 572
Köhler, W.: „Catholic Encyclopedia"		52, 637
Lederer, Max: Jakob Minor †		44, 233
Linde, Dr. rer. pol. Max: Agrare Reformen in Rußland		40, 9
Lur, Joseph Aug.: „Wiener Lieder und Tänze", von Eduard Kremser		44, 234
Maaß, Dr.: Gefängnisse im freien Moor		46, 333
Manow, W. von: Dichtung und Wahrheit in der Marokkofrage		50, 492
— Die Erneuerung des Dreibunds		51, 545
— Freiherr von Marschall		40, 1
Mehrmann, Dr. Karl: Balkanbund und Dreibund		46, 293
Mell, Dr. Max: „Menschliche Komödie", von Balzac		42, 147
Meszlény, Privatdozent Dr. Richard: Die jungen Schweizer	48, 429;	52, 633
— Eidgenössische Kunstpflege		45, 277
— Prometheus und Zarathustra		46, 297
— „Der Amerika Johann", von Felix Moeschlin		52, 633
— „Die Irrfahrten des Jonathan Bregger", von Jakob Schaffner		52, 634
— „Der Bote Gottes", von Jakob Schaffner		52, 634
Meyer, Dr. D.: Aus der Geschichte der preußischen Einkommensteuer		49, 474
Meyer, Dr. Oswald: Max Dreyer		41, 86
M. K.: „Der Schneider von Breslau und andere Geschichten", von Wilhelm Münch		50, 538
— Reden von Emil Du Bois-Reymond		49, 477
Momos: Aus der Kunstliteratur		45, 279
Monzambano: Reichs-Petroleummonopol	R.	43, 189
Muller, Dr. Max: Ein Nachwort zum Extemporaleerlaß		45, 276
Munzinger, Dr. E.: Kinderauswanderung aus England		45, 257
N.: „Gerhart Hauptmann" (Volksausgabe)		
— „Schillers Leben und sein Werk", von Fritz Stich		49, 482
Nollenius, Dr. B.: Gleiches Wahlrecht? Eine Studie mit besonderer Berücksichtigung des Wahlrechts zum Deutschen Reichstag und zur Bremischen Bürgerschaft		48, 396
Oestering, Dr. W. E.: Grimmelshausen und der Simplizius Simplizissimus		49, 447
Poeck, Wilhelm: Die See in der plattdeutschen Lyrik		43, 173
Polheim, Dr. Karl: Der Arme Heinrich		42, 110
Rieß, Ludwig: Die vier Temperamente		49, 457
S.: „Als Deutschland erwachte" (Buchbespr.)		47, 382
S., Dr.: „Deutsche Charakterköpfe", von Wilhelm Capelle		48, 431
— Liliencron- und Falke-Ausgaben		49, 480
— Voigtländers Quellenbücher		48, 431
Sch.: Zwei Eroberungen (Buchbespr.)		49, 478
Schacht, Dr. R.: „Aus der Kindheit bildender Kunst", von L. Potpeschnigg		47, 383
— Impressionismus		46, 328
— Max Dauthendey		44, 226
Schäfer, Wilhelm: Der Brief des Dichters und das Rezept des Landammans		52, 618
Schellenberg, Ernst Ludwig: Lyrik (Buchbesprechungen)		46, 331
— Sprüche		41, 53
Seeliger, Dr. H.: Der Waldschratt. Ein Spiel in drei Aufzügen, von Eberhard König		40, 41
— Zum Verständnis Friedrich Chopins		51, 554
Sergel, Albert Dr.: Ein nordischer Bildner (Stephan Sinding), von M. Rapsilber		49, 479
— Unterm Weihnachtsbaum	49, 466;	50, 520
Simon, Landrichter: Kommentar zum Automobilgesetz, von Dr. Martin Isaac		49, 476
Sommer, Amtsgerichtsrat a. D. P.: Die Sprache unserer Reichsgesetze		47, 355
— Erfordernisse der Gesetzessprache		45, 251
— Maßregeln zur Verbesserung der Gesetzessprache		48, 401
Sontag, Landrichter Dr.: Die Fortbildung der Juristen und die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin		42, 137
— Die Preßberichterstattung über gerichtliche Verhandlungen als Lehrmittel des Verbrechertums		44, 236
— Strafkammern für Handelssachen!		46, 332
— Strafprozessuale Streitgenossenschaft		49, 476
Spectator: Bank, Geld und Wirtschaft N. 41, 94;	43, 191; 45, 285; 47, 384; 49, 483;	51, 586
Spiero, Dr. Heinrich: „Die polnischen Bauern", von Wladislaw Stanislaw Reymont		47, 379
— „Hermann Lingg". Eine Lebensgeschichte, von Frieda Port		48, 432
Stammler, Dr. W.: Menschen und Bücher, von Dr. W. Koch		52, 637
Stapel, Dr Wilh.: Zur Rechtfertigung des Krieges		51, 564
Suhlenius: Herbst		42, 125
Voigt, Dr. Julius: Das Rätsel der Sandbänke von Erskine Childers		42, 135
Wagner, Rudolf: Koloniale Fortschritte		45, 245
Wendland, Prof. Johannes: Amtspflicht und Gewissen des Pfarrers		43, 183
Wentscher, Else: Der heutige Stand des Leib-Seele-Problems		50, 508
Westphal, Dr. Arthur: „Briefe an Freunde" von Otto Erich Hartleben		50, 556
— „Das Liebesnest", von Eduard Stilgebauer		47, 382
— „Die Sezession in der dramatischen Kunst und das Volksfestspiel", von Georg Fuchs		51, 579
— Literarische Halbwelt		46, 337
Winterberg, Max: Die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens seit Einführung der neuen Verfassung		43, 149
Z.: Elektrisierung der Stadtbahn		42, 146

Freiherr von Marſchall

Von W. von Maſſow-Berlin

Wenn ein Mann in hoher, weithin ſichtbarer Stellung aus dieſer Zeitlichkeit abberufen wird, dann kann man ſich beim Leſen der zahlreichen Nachrufe, die ihm in allen Tageszeitungen und Zeitſchriften pflichtgemäß gewidmet werden, häufig kaum des Gefühls erwehren, daß dieſer Nachrufspflicht gewöhnlich recht handwerksmäßig und ſchablonenhaft genügt wird, wenn es nicht gerade einer von den ganz Großen iſt, deren Taten mit einem beſonderen Griffel im Buch der Geſchichte verzeichnet ſind. Aus dem Kreiſe derer, die dem Verſtorbenen menſchlich näher geſtanden haben, miſcht ſich wohl hier und da eine Note aufrichtiger Trauer in den Chor, aber den meiſten merkt man doch an, daß ſie es eilig haben, ihre konventionelle Verbeugung vor der Majeſtät des Todes und den Verdienſten des Dahingeſchiedenen zu machen. Die ſchnellebige Zeit kann den Augenblick nicht erwarten, wo man von etwas anderem ſpricht, und was uns da — man möchte faſt ſagen: anſtandshalber — als Trauer vorgeführt wird, weckt nur zu leicht die Erinnerung an die bitter-ſkeptiſche Frage Hamlets: Was iſt ihm Hekuba?

Aber es iſt doch nicht immer ſo. Es gibt Lücken, die ſich auch in einer Zeit, die ſoviel Oberflächlichkeit und Anſprüche zur Schau zu tragen ſcheint, ſchwer ſchließen, die auch in weiteren Kreiſen mit aufrichtigem Schmerz empfunden werden. Wen von allen, die der Entwicklung unſeres Vaterlandes in den letzten Jahrzehnten mit Aufmerkſamkeit und mit warmem Herzen gefolgt ſind, hätte nicht ein jäher Schreck durchzuckt, eine tiefe Niedergeſchlagenheit ergriffen, als die Trauerkunde von Badenweiler die Welt durcheilte? Hier war mehr als konventionelle Trauer um einen verdienſtvollen, hochgeſtellten Mann; hier regte ſich das Bewußtſein eines ſchweren Schlages für das deutſche Volk, das in dem Freiherrn von Marſchall einen ſeiner beſten Männer verloren hat.

Eben jetzt hatte man Großes von ihm erwartet. Er hatte ſoeben erſt die ſchwerſte Aufgabe übernommen, die einem deutſchen Diplomaten überhaupt geſtellt

werden konnte, und von Freund und Feind war ihm bescheinigt worden, daß man ihn in erster Linie für fähig hielt, diese Aufgabe zu lösen. Fast zu überschwänglich, lauter jedenfalls, als die Klugheit gebot, war er als der Mann des allgemeinen Vertrauens gepriesen worden. So sah er sich getragen von der Hoffnung seines Volkes, von der Anerkennung der ganzen Welt. Viele wußten gar nicht oder hatten es vergessen, daß Freiherr von Marschall schon im siebzigsten Lebensjahre stand, also nahe jener Altersgrenze, nach deren Überschreitung für die Mehrzahl der Menschen jeder Tag des Lebens als ein besonderes Geschenk erscheint. Aber auch die Wissenden, die sich nicht verhehlen konnten, daß Alter und Leiden bereits diese starke Natur zu erschüttern begannen, vertrauten unwillkürlich angesichts der Frische des Geistes, der unverwüstlichen Arbeitskraft und Zähigkeit, die in diesem robusten, mächtigen Körper wohnten, auf die Hilfsquellen ungebrochener Lebenskraft, die die ganze Persönlichkeit in sich barg. Marschall schien niemals zu den Naturen zu gehören, die ihre Kräfte in rastloser, aufreibender Tätigkeit aufzehren und die man nur mit Sorge an neue große Aufgaben herantreten sieht. Eine eigentümliche Mischung von behäbiger Ruhe und lächelnder Leichtigkeit schien ihn über alles hinwegzutragen, woran sonst das Nervensystem gewöhnlicher Sterblicher Schiffbruch zu leiden pflegt. Um so bitterer und unerwarteter empfindet man den harten Griff des Schicksals, das diesen Starken nur drei Monate nach Beginn seiner neuen, mit so großen Hoffnungen begleiteten Tätigkeit niedergeworfen hat.

Es liegt eine starke Tragik in dem Abschluß dieses reichen und fruchtbaren Lebens. Und doch! Den Verstorbenen selbst vermag man kaum zu beklagen, wenn es wahr ist, was die Weisen aller Zeiten gelehrt haben, daß dem Menschen kein größeres Glück begegnen kann, als von einem Höhepunkt abberufen zu werden, wo er statt des Verzichts und der Entsagung, die so manches Leben abschließen, den Ausblick in ein Land erfüllter Hoffnungen und errungener Erfolge genießen konnte. Und wenn es dem Leben des entschlafenen Staatsmannes nicht an zahlreichen bitteren, sehr bitteren Stunden gefehlt hat, so ist er doch durch diese hindurch zu immer größeren Erfolgen hindurchgedrungen. In der Tat ist dieses Leben ein beständiger Aufstieg gewesen, und zwar nicht in dem Sinne, wie wohl manchem Glückspilz ein Erfolg nach dem anderen in den Schoß fällt; vielmehr ist es ein redlich erkämpftes und erarbeitetes Glück gewesen, die Frucht eines inneren Wertes, der in Mühen und Erfahrungen geläutert und gefestigt wird.

Wie man es in der Laufbahn des Staatsmannes öfter findet, hat auch Marschall die Tätigkeit, die ihm im besten Sinne Lebensberuf werden und die ihm die größten Erfolge bringen sollte, nicht von Anfang an als Ziel ins Auge gefaßt; er hat ursprünglich nicht Diplomat werden wollen. Als unabhängiger Mann, als Angehöriger einer der vornehmsten Familien seines Heimatlandes Baden, ist er allmählich in die politische Tätigkeit hineingeführt worden, bis andere die Eigenart seiner Fähigkeiten erkannten und ihn an die Stelle

stellten, von der aus im Laufe der Zeit der Politiker zum Diplomaten und Staatsmann wurde.

Wenn auch die äußeren Daten seines Lebens zum Teil schon bekannt, zum Teil durch die Tageszeitungen genügend wieder in Erinnerung gebracht worden sind, erscheint es doch angezeigt, das Wichtigste davon hier noch einmal zu wiederholen, um daran die Entwicklung dieser bedeutenden Persönlichkeit zu zeigen. Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein entstammt dem badischen Zweige seines Geschlechts, das sich in der Geschichte dieses Landes einen ehrenvollen Platz gesichert hat. Auf dem väterlichen Gut Neuershausen bei Freiburg ist er am 12. Oktober 1842 geboren. Durch Grundbesitz und Familienzugehörigkeit schienen ihm für sein späteres Leben gewisse Bahnen vorgezeichnet zu sein, und es konnte sich für ihn bei der Wahl des Berufes nur darum handeln, diesem Leben durch die Vorbildung zu einer bestimmten Tätigkeit eine festere Gestalt zu geben. Sein auf Klarheit und Schärfe gerichteter, reichbegabter Geist fühlte sich zum juristischen Studium getrieben, und in diesem Beruf hat er lange Jahre seine Befriedigung gefunden. Ohne Zweifel hat diese Tätigkeit einen gewissen Einfluß auf seine ganze Geistesrichtung gehabt, und namentlich seine Gegner wollten noch lange später in der Art und Methode seines parlamentarischen Auftretens die Eigenheiten des Plaidoyers erkennen. Höhnend sprachen sie dann von dem „Staatsanwalt", der an Bismarcks Stelle die auswärtige Politik des Reiches leite. Wenn es aber auch richtig sein mag, daß Herr von Marschall anfangs einzelne Schwächen und Eigentümlichkeiten des praktischen Berufsjuristen in eine neue Tätigkeit hinübernahm, so hat er sie einerseits bald genug abgestreift, anderseits bildeten diese Schwächen doch nur die unbedeutende Kehrseite vieler glänzenden Eigenschaften, vor allem der ihm eigenen, auf logischer Schärfe und voller Beherrschung des Gegenstandes beruhenden inneren Sicherheit und Klarheit, ferner aber der durchdringenden Beobachtung der Menschen und Verhältnisse. Es wird aber hiernach verständlich sein, daß diese Vorzüge erst in der diplomatischen Tätigkeit zur vollen Entfaltung kamen, daß sie hier ausgiebiger zur Geltung gelangten als in der mehr bureaukratischen Tätigkeit der Leitung eines Reichsamts.

Wenige Jahre nachdem Marschall das Amt eines Staatsanwalts in Mannheim übernommen hatte, riefen ihn die Verhältnisse auf das politische Kampffeld. Als Vertreter des grundbesitzenden Adels nahm er 1875 seinen Sitz in der badischen Ersten Kammer. Einmal zur praktischen Mitwirkung an der Gesetzgebung seines engeren Vaterlandes und zur parlamentarischen Tätigkeit berufen, konnte eine solche Persönlichkeit hinfort nicht unbemerkt bleiben, und so sehen wir ihn 1878 bei den bedeutungsvollen Reichstagswahlen jenes Jahres zum ersten Male eine wichtige Rolle spielen. Seine persönlichen Überzeugungen wiesen ihn in das konservative Lager. In Baden hatte bis dahin ein gesunder Konservatismus nicht so recht aufkommen können. Die Gegensätze hießen dort im wesentlichen: Liberalismus und Klerikalismus. Die Rückwirkungen des preußischen

Kulturkampfs hatten diese Gegensätze verschärft, anderseits war auch Baden nicht unberührt geblieben durch das von der Reichspolitik ausgehende Abflauen der Stimmung, die bis dahin dem Nationalliberalismus eine beherrschende Stellung gesichert hatte. So sahen die badischen Konservativen ihre Hoffnungen gestärkt; denn mehr als früher fühlte man im Lande den Mißstand, daß sich seit der Schwächung des nationalen, maßvollen Liberalismus und der Verschärfung der konfessionellen Gegensätze die immerhin beachtenswerten konservativen und evangelisch-positiv gerichteten Elemente immer mehr zurückgedrängt sahen. Freiherr von Marschall wurde der Führer dieser konservativen und evangelisch-kirchlichen Bewegung, und so lag es nahe, das Ansehen seiner Persönlichkeit auch bei den Reichstagswahlen auszunutzen — mit dem Erfolge, daß Marschall als Vertreter des 10. badischen Wahlkreises in den Reichstag einzog, wo er sich der deutschkonservativen Partei anschloß. Wer das Wesen des späteren Staatsmannes richtig erkennen will, darf diese Grundlage seiner politischen Richtung nicht übersehen. Sie zeigt, daß der Gegensatz, in den er später zu seinen ehemaligen Parteigenossen geriet, nicht auf ursprünglicher und grundsätzlicher Meinungsverschiedenheit beruhte, sondern durch besondere Umstände herbeigeführt wurde. Abgesehen davon wird man zweierlei beachten müssen. Wenn sich jemand aus den Reihen einer Partei heraus zum Staatsmann entwickelt, wird er immer leicht das besondere Mißfallen derer erregen, die mit ihm früher an einem Strang gezogen haben. Denn vom Parteistandpunkt gesehen, erscheint die Persönlichkeit, die einen umfassenderen Blick gewonnen hat, natürlich als ein Abtrünniger, und in die übliche Bekämpfung der abweichenden Meinung des ehemaligen Freundes mischt sich noch die Bitterkeit der Enttäuschung und Kränkung. Dann aber kam vielleicht noch etwas anderes hinzu. Vielleicht empfand Marschall schon während seiner Zugehörigkeit zur deutschkonservativen Fraktion manches, was ihn von seinen Parteifreunden trennte. Denn es ist nicht anzunehmen, daß er, der Angehörige eines süddeutschen Mittelstaates, mit seinem doch recht anders gearteten Stammescharakter, sich ohne weiteres mit den Eigentümlichkeiten des preußischen Konservatismus, der auf ganz anderen geschichtlichen Traditionen beruht, eins gefühlt haben sollte. Und vielleicht hat diese gerade bei grundsätzlicher Übereinstimmung dennoch gefühlte leise Differenz nicht unwesentlich dazu mitgewirkt, den Parteimann zum Staatsmann umzuformen.

Marschall ist nicht lange Reichstagsabgeordneter gewesen. Er war bei der Neuorganisation des Justizwesens im Jahre 1879 Landgerichtsrat geworden, und diese Tätigkeit lockte ihn mehr als das Mandat, das er bei den Neuwahlen von 1881 nicht wieder erneuern ließ. Bald darauf wurde er Erster Staatsanwalt, und so schien ihn der alte Beruf doch wieder festhalten zu wollen. Aber schon war seine politische Befähigung zu deutlich hervorgetreten, als daß sein Landesfürst auf diese Kraft hätte verzichten können. Im Jahre 1883 ernannte ihn der Großherzog zum badischen Gesandten in Berlin und zum Bevollmächtigten beim Bundesrat. So war er nun doch in das Zentrum der Reichspolitik gestellt

und wirkte hier als ein allgemein hochgeschätzter, verdienstvoller Mitarbeiter an der Reichsgesetzgebung. Als solchen hat ihn auch Fürst Bismarck anerkannt. Da die leidenschaftliche Erregung späterer Zeiten diese Tatsache zu verwischen gesucht hat, ist es notwendig, auch daran zu erinnern. Allerdings lag die Tätigkeit des Freiherrn von Marschall in diesen Jahren vorwiegend auf innerpolitischem Gebiet, wie er denn z. B. um die Durchführung der Reichsversicherungsgesetzgebung besondere Verdienste hat. Immerhin war seine Stellung der Form nach eine diplomatische; tatsächlich war er dadurch auf das eingehendste an der gesamten Reichspolitik interessiert und wurde mit ihr gründlich vertraut. So bildete die Tätigkeit Marschalls als badischer Gesandter den Übergang zu seiner weiteren staatsmännischen Laufbahn.

Die Entlassung des Fürsten Bismarck im März 1890 brachte den bedeutungsvollsten Wendepunkt im Leben Marschalls. Der Kaiser hatte bekanntlich gehofft, den Grafen Herbert Bismarck auf seinem Posten als Staatssekretär des Auswärtigen Amts halten zu können. Aber Graf Herbert folgte seinem Vater, und nun mußte auch für diese verantwortliche Stellung ein neuer Mann gesucht werden. Hält man alle die Umstände und Einflüsse zusammen, die damals für die Wahl des Nachfolgers bestimmend waren, so scheint es wohl begreiflich, daß sie auf den badischen Gesandten in Berlin fallen mußte. Freiherr von Marschall wurde also mit der Leitung des Auswärtigen Amts betraut und sah sich damit plötzlich vor eine Aufgabe gestellt, an der ein Durchschnittscharakter unfehlbar gescheitert wäre. Sein Vorgänger war der Sohn des Altreichskanzlers gewesen, der Vertraute und das ausführende Organ seines großen Vaters. War auch Freiherr von Marschall formell nur der Stellvertreter des Reichskanzlers, gingen auch die großen Direktiven der auswärtigen Politik vom Kaiser selbst und vom Kanzler aus, so wälzte sich doch auf den neuen Staatssekretär eine Verantwortungslast von gewaltigem Umfange; ihm fiel zu einem großen Teil die Fortsetzung und Erhaltung des Werkes zu, das der größte Staatsmann des Jahrhunderts begonnen hatte. Und in dieser Aufgabe war er trotz aller Erfahrung und Vorbereitung in wesentlichen Stücken ein Neuling. Aber sein festgefügter Charakter, noch gestützt durch warme und doch besonnene Vaterlandsliebe und durch einen gesunden, berechtigten Ehrgeiz — den Ehrgeiz des tüchtigen Mannes, der weiß, was er wert ist, und der seine Kräfte betätigen will, — ließ ihn mutig in die Bresche springen. Sein klarer, selbstsicherer Geist und seine ungebrochene Arbeitsfreudigkeit und Energie mußten ihm helfen, die Schwierigkeiten zu überwinden, deren Umfang er sich nicht verhehlte. Er wußte wohl, daß er Fehler machen würde, aber er durfte sich sagen, daß die Eigenart der Lage auch anderen die Lösung der Aufgabe schwer, vielleicht noch schwerer machen würde, und so hielt er es für seine Pflicht, getrost dem an ihn ergangenen Ruf zu folgen und seine beste Kraft daran zu setzen. Es begann für ihn eine Zeit heftiger Anfeindungen. Den erregten Gemütern jener Jahre — und dazu gehörten damals Leute, denen sonst kein Opfer für das Vaterland zu groß war, die aber in der Verbitterung über

Bismarcks Entlassung und die damit zusammenhängenden Ereignisse jede Besonnenheit eingebüßt hatten, — erschien es schon als ein Verbrechen, daß sich jemand dazu hergab, dem „neuen Kurse" seine Kraft zur Verfügung zu stellen. Es waren die Zeiten, die vorhin erwähnt wurden: man verhöhnte den „Staatsanwalt", der an Bismarcks Stelle auswärtige Politik treibe. Man fand alles klein, töricht und schwankend, was die neuen Männer anfingen, so wie vorher alles groß, klug und fest gewesen war. Der Vorwurf war in mehr als einem Punkte begründet; es war in der Tat eine unselige Übergangszeit. Aber die Ungerechtigkeit und Übertreibung lag in der summarischen Verurteilung, der unterschiedslosen Vermengung aller politischen Erscheinungen und persönlichen Momente, die in dem Begriff „neuer Kurs" zusammengefaßt wurden. Viele gaben sich gar nicht die Mühe, zu untersuchen, was unvermeidliche Folge der Vergangenheit und was willkürlich herbeigeführt war; sie vergaßen das Beobachtete nach Ursache und Wirkung zu ordnen, den tatsächlichen Veränderungen der Lage Rechnung zu tragen, Persönliches und Sachliches zu trennen. Marschall ist allen diesen Anfeindungen gegenüber ruhig und sicher seinen Weg gegangen, selbst unermüdlich arbeitend und lernend und so immer reicher die Fülle seiner Gaben entfaltend.

Ernster war natürlich die Gegnerschaft, die ihm aus sachlichen Bedenken gegen die von ihm vertretene Politik erwuchs, und hier waren es vor allem die Handelsverträge, die ihm die erbitterte Opposition seiner ehemaligen Parteifreunde eintrugen. Will man aber Marschalls persönlichen Anteil an dieser Politik — mag man ihn nun Verdienst oder Schuld nennen — richtig einschätzen, so darf man nicht vergessen, daß er erstens die grundlegenden Entschlüsse dieser Politik nicht zu verantworten hatte, und daß er zweitens eine handelspolitische Situation vorfand, an der er nichts Wesentliches ändern konnte und aus der er nur nach Möglichkeit die Vorteile herausholen mußte, die zur Erreichung des ihm einmal vorgezeichneten Zieles führten. Es ist müßig, die Frage aufzuwerfen, wie Marschall wohl gehandelt haben würde, wenn er damals selbständig und mit voller Verantwortung der deutschen Handelspolitik hätte die Richtung geben können. Es genügt, zu wissen, daß er die Aufgabe, die ihm seine Stellung als Staatssekretär zuwies, mit Geschicklichkeit und Entschiedenheit durchführte, wie es ihm seine Pflicht gebot. Was ihn davon hätte abhalten können, wäre nur die Überzeugung von der Verkehrtheit der Grundgedanken dieser Politik gewesen. Daß er diese Überzeugung nicht besaß, daß er im Gegenteil die Grundgedanken der Handelsvertragspolitik billigte, steht außer Zweifel. Aber damit wurde er seiner ursprünglichen politischen Richtung keineswegs untreu. Denn jene Politik wäre wohl mit den konservativen Wünschen und Bedürfnissen in Einklang zu bringen gewesen, wenn nicht die begleitenden Umstände in Anschauungen, Begründungen und Maßnahmen — Fehler, die auf das persönliche Konto des damaligen Reichskanzlers Grafen Caprivi fallen, — einen für lange Zeit unheilbaren Riß

zwischen den großen Erwerbsgruppen herbeigeführt und die Konservativen zu einseitigen Verfechtern extrem agrarischer Forderungen gemacht hätten.

Was aus dieser Zeit zurückblieb, war eine erbitterte Feindschaft zwischen Marschall und den Konservativen, so wie sie nun inzwischen geworden waren. Und als nun der Kanzlerwechsel 1894 eine gewisse Umkehr von manchen Prinzipien und Anschauungen des „neuen Kurses" mit sich brachte, erschien die Stellung des Staatssekretärs ernstlich gefährdet. In Wirklichkeit war das Vertrauen des Kaisers zu Herrn von Marschall unerschüttert, und ein sachlicher Grund, dem Staatssekretär die Führung der Geschäfte, in die er sich jetzt ganz eingearbeitet hatte, zu entziehen, bestand durchaus nicht. Aber in politischen Kreisen war um jene Zeit der Eindruck entstanden, als ob es in der Führung der Reichsgeschäfte an der nötigen Einheitlichkeit fehle, als ob es in den höchsten Reichsämtern Strömungen gebe, die gegeneinander arbeiteten. Und das war auch in dem Sinne richtig, daß der persönliche Einfluß des alten Fürsten Hohenlohe nicht mehr die beherrschende Kraft hatte, um eine entschiedene Überlegenheit geltend zu machen. Daß eine solche Lage die politische Intrige weckt, ist eine traurige, aber sich immer wieder bestätigende Erfahrung. In dem Freiherrn von Marschall glaubten die Drahtzieher der Intrige einen der Männer zu sehen, die als charakteristische Figuren aus der Caprivi-periode in die neue Lage angeblich nicht passen sollten. So galt es für sie, an entscheidenden Stellen den entsprechenden Eindruck zu erwecken. Ging es nicht auf geradem Wege, so mußte es auf krummem gehen. Jetzt begann die Lanzierung von allerlei Nachrichten und Aufsätzen in der Presse, die Herrn von Marschall kompromittieren sollten. Es sollte der Anschein erweckt werden, als ob Marschall selbst mit Hilfe der ihm ergebenen Presse intrigiere oder politische Sonderzwecke verfolge. Aber die Erwartungen der im Dunkeln Schleichenden schlugen in einer ganz ungeahnten Weise fehl. Der Staatssekretär selbst zerriß das Netz, mit dem er umsponnen werden sollte, indem er die ermittelten Vertreiber dieser Preßnotizen vor Gericht ziehen ließ. Er unternahm, wie er sagte, — und der Ausdruck ist seitdem berühmt geworden, — die „Flucht in die Öffentlichkeit". Dieser Prozeß Leckert-von Lützow, dem im Jahre 1897 infolge der dabei gemachten Enthüllungen der Prozeß gegen den Agenten der politischen Polizei, Kriminalkommissar von Tausch folgte, reinigte allerdings die politische Atmosphäre, aber er verleidete auch durch seine Konsequenzen dem Staatssekretär die Weiterführung seines Amts. Auch hatten ihn die Aufregungen dieses schlimmen Jahres körperlich schwer angegriffen. So schied er nach einem längeren Urlaub, während dessen sein Nachfolger, Botschafter von Bülow, die Geschäfte führte, von seinem Posten, und damit wurde seine Kraft für das Amt frei, auf dem er seine höchsten Triumphe gefeiert hat. Er wurde im Herbst 1897 Botschafter in Konstantinopel.

Worauf beruhten nun die bekannten Erfolge, die Marschall in fast fünfzehnjähriger Tätigkeit am goldenen Horn erreicht hat? Worauf die eigenartige

Stellung, die er als Berater, Freund und Vertrauensmann des Sultans Abdul Hamid, eines der argwöhnischsten und kompliziertesten Charaktere, die die orientalische Herrschergeschichte gekannt hat, einnahm? Worauf die Möglichkeit, in kurzer Zeit das scheinbar zusammengebrochene Werk wieder aufzubauen und bei den Männern, die Abdul Hamid gestürzt hatten, das gleiche Vertrauen wiederzugewinnen? Worauf das hohe Ansehen, das er persönlich auch bei denen seiner diplomatischen Kollegen genoß, die sich in der Rolle zurückgedrängter Rivalen und unterlegener Gegner sahen? Es kommen da mancherlei seltene Eigenschaften zusammen. Zunächst Äußerliches. Er gab sich stets natürlich, ja er schien sich gehen zu lassen in dem zutreffenden, sicheren Bewußtsein seines inneren Übergewichts, das durch die angeborene freie Vornehmheit seines Wesens vor jeder Gefährdung geschützt war. Seine Überlegenheit, die auf Menschenkenntnis, Sachkenntnis und logischer Klarheit beruhte, bedurfte eben niemals der äußeren Pose. Die behäbige Ruhe, die durch die Wucht seiner körperlichen Erscheinung an Schwerfälligkeit zu grenzen schien, imponierte besonders den Orientalen. Es gefiel ihnen, daß dieser Mann immer Zeit zu haben schien, die wichtigsten Fragen mit lächelnder Gelassenheit, eine Zigarette nach der andern rauchend, verhandelte, nie ungeduldig und aufgeregt wurde, aber auch mit fester Entschiedenheit ohne Winkelzüge forderte, wenn er von Rechts wegen etwas zu fordern hatte. Es schien ihm nie auf einen Triumph persönlicher Geschicklichkeit anzukommen; er war wie der Spieler, der mit Verschlagenheit die Chancen vorbereitet und die sich bietenden schnell ausnutzt. Wer aber ihm gegenüber mit solchen Mitteln arbeiten wollte, der fühlte sich alsbald durchschaut. Seine Kunst und seine Mittel waren die besseren Gründe; hatte er sie mit seiner sicheren, geschulten und scharfen Dialektik für eine Sache zusammengetragen, dann ließ er diese selbst wirken und unterstützte diese Wirkung nur durch die Bonhomie und die ungezwungene, liebenswürdige Menschlichkeit, die sein ganzes Auftreten ausstrahlte. Deshalb konnte ihm auch der geschlagene Gegner persönlich nicht ernstlich böse sein, denn er sah hinter den Erfolgen dieses Mannes nicht die sonst so häufig vorhandene Genugtuung befriedigter Eitelkeit, sondern den durch menschliches Verstehen und leicht ironische Skepsis gemilderten Ernst der Pflichterfüllung um der Sache willen.

So erschien wohl die Hoffnung berechtigt, ein solcher Mann werde auch das Beste dazu tun können, um die Mißverständnisse zwischen Deutschland und England zu beseitigen. Schon das wenige, was Freiherr von Marschall in der kurzen Zeit seiner Übernahme der deutschen Botschaft in London tun konnte, hat in den maßgebenden Kreisen in England den Eindruck hervorgerufen, daß der rechte Mann an diese Stelle gestellt worden sei. Das Schicksal hat es anders gewollt, und der Platz, den ein tüchtiger und trefflicher Mann einnahm, ist leer geworden. Aber er hat sich seinen Platz in der Geschichte erworben und sein Andenken wird darin fortleben.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Agrare Reformen in Rußland

Von Dr. rer. pol. Max Linde-Berlin

Vor einiger Zeit fielen im preußischen Abgeordnetenhause diese Worte: „Wir haben von Rußland aus den Zeitungen recht mangelhafte Vorstellungen; wir lesen von Rußland im allgemeinen nur, wenn dort Attentate verübt, wenn dort Bestechungen und sonstige Schandtaten vorgekommen sind." In diesen Worten liegt unzweifelhaft eine gewisse Übertreibung, aber ihrem entscheidenden Inhalte nach treffen sie zu. In der Tat haben wir Deutschen eine durchaus unzulängliche Kenntnis der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse unseres großen östlichen Nachbarn und tatsächlich gehen wir ziemlich gleichgültig, wenn nicht gar ganz verständnislos an den großzügigen Reformen vorüber, die in den letzten Jahren in Rußland eingeführt worden sind und bereits beachtliche Ergebnisse gezeitigt haben. Wenn auch der Gründe für unsere mangelhafte Vertrautheit mit den russischen Verhältnissen gar viele sind — ich erinnere nur an die Schwierigkeiten, die die russische Sprache für uns Deutsche bietet, die darauf beruhende völlig unzureichende Kenntnis der wissenschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen Literatur Rußlands, an die Schwierigkeit, Land und Leute kennen zu lernen und sich von den Zuständen des weiten Reiches durch eigene Anschauung zu überzeugen —, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß diese „mangelhafte Vertrautheit" bedauerlich und geeignet ist, die vielfältigen deutsch-russischen Beziehungen bedenklich zu beeinträchtigen. Das gilt insbesondere im Hinblick auf die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland, wie in jüngster Zeit des öfteren von sachverständiger Seite betont worden ist. Wir haben lange Zeit von Rußland als dem „Koloß auf tönernen Füßen" gesprochen. Ich glaube, daß dieser Vergleich heute nicht mehr zutrifft. Ich meine vielmehr, daß wir nicht vergessen dürfen, daß sich hinter unserer östlichen Grenze ein Reich dehnt von unermeßlicher Ausdehnung, in dessen nördlichen Teilen zwar der Boden kaum auftaut, in dessen Süden dagegen Palmen im Freien wachsen, dessen Boden Schätze von ungeheurem Werte birgt, dessen meilenweite Wälder zu einem großen Teile darauf warten, nutzbar gemacht zu werden, und dessen landwirtschaftlich nutzbare Fläche imstande ist, weit größere Erträge als bisher zu liefern. Dieses weite Reich, dessen europäischer Teil allein die zehnfache Größe

des Deutschen Reiches ausmacht, ist von etwa hundertfünfzig Millionen Menschen bevölkert. Dieses Hundertfünfzig-Millionenvolk steht im Begriff zu erwachen, sich wirtschaftlich zu regen und sich der in ihm ruhenden Kräfte bewußt zu werden, seitdem ein verlorener Krieg und revolutionäre Wirren im Innern ihm die Gefahr eines Zusammenbruches vor die Augen führten. Katastrophen jedoch erzeugen große Männer. Wie vor hundert Jahren Preußen in der Zeit seiner tiefsten Demütigung Männer hervorbrachte, die wie ein Stein, ein Hardenberg, ein Schön usw. ihr Volk freimachten von drückender Gebundenheit, so haben sich auch in Rußlands schwerster Zeit Männer gefunden, die bereit waren, mit zäher Energie an der Umgestaltung der Grundlagen zu arbeiten, auf denen sich bisher das Leben des weitaus größten Teiles der russischen Bevölkerung vollzog. Ich denke dabei in erster Linie an die Maßnahmen zur Herbeiführung einer agraren Neugestaltung Rußlands, zur Befreiung des russischen Bauern vom „Mir".

Eben erst sind fünfzig Jahre vergangen, seitdem die Hauptmasse der russischen Bauernschaft nach ungefähr zweihundertjähriger Knechtschaft, deren Druck unter keinem Herrscher schwerer auf ihr gelastet hatte als unter der der „Philosophin auf dem Kaiserthron", Katharinas der Zweiten, sich in eine völlig veränderte Lebenslage versetzt sah, und schon wieder befindet sie sich mitten in einer vollständigen Umgestaltung ihrer Verhältnisse. Wer die jetzigen Vorgänge verstehen will, kann an den Maßnahmen Alexanders des Zweiten und ihren Folgen nicht vorübergehen. Jahrzehntelang hatte die Frage der Leibeigenschaft, in die die russischen Bauern mit dem Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts allmählich gesunken waren, das schwierigste politische Problem Rußlands gebildet, an dessen Lösung die hervorragendsten Köpfe der russischen Intellektuellen selbst zu einer Zeit gearbeitet hatten, in der ein offenes Wort der Verbannung in das östliche Sibirien gleichstand. Dem Zarbefreier Alexander dem Zweiten war es vorbehalten es zu lösen. Es wird berichtet, daß die Lektüre von Turgenjeffs „Memoiren eines Jägers" ihm die Augen über die Lage der Bauern geöffnet und in ihm die Überzeugung geweckt haben soll, daß trotz der ablehnenden Haltung des überwiegenden Teiles der Grundbesitzer die Befreiung der Bauern durchgeführt werden müsse. Alexander der Zweite ging von der Anschauung aus, daß eine Befreiung der Bauern von den Fesseln der Abhängigkeit allein, d. h. ohne sie mit Grund und Boden auszustatten, ein ebenso unnützes wie staatsgefährliches Beginnen sein würde. Sie würde den in Unselbständigkeit groß gewordenen Bauern aller Existenzmittel beraubt, ihm vollständiger Proletarisierung und damit der Ausnutzung durch die Großgrundbesitzerschaft anheimgegeben haben. Diesen Gedanken entsprach das „Allgemeine Gesetz", das Freilassungsmanifest vom 19. Februar (3. März) 1861. Es erklärte die Bauern für frei und übertrug ihnen zur wirtschaftlichen Benutzung, zur Nutznießung, einen Teil des Landes der Grundbesitzer. Zunächst blieben zwar diese die Eigentümer des abgetretenen Bauernlandes, für dessen Nutznießung die Bauern

einen Pachtzins, Naturalleistungen oder dergleichen zu prästieren hatten. Aber diese einstweilige Abhängigkeit, diese „zeitweilige Verpflichtung", sollte nur ein Übergangszustand sein, der sobald wie möglich in die vollständige Unabhängigkeit hinüberleiten sollte. Zu diesem Zweck sah das Gesetz die entgeltliche Ablösung des Bauernlandes vor; war sie perfekt geworden, d. h. das Bauernland ausgekauft, so wurden die Bauern endgültig frei, so gelangten sie in den Stand der freien Ackerbauern. Da naturgemäß weder der einzelne Bauer, noch die Gemeinde, noch etwa die Bauernschaft als Ganzes in der Lage war, die ungeheuren Summen, die die Ablösung erforderte, aufzubringen, so sah sich der Staat veranlaßt, einzugreifen. Er übernahm einstweilen die Schuld der Bauernschaft, indem er zinstragende Papiere, sogenannte Loskaufsscheine, ausgab, die den Gutsbesitzern als Gegenwert für das abzulösende Land übermittelt wurden, während der Bauernschaft die Verpflichtung auferlegt wurde, die gesamte Loskaufsschuld nebst Zinsen in dem Zeitraum von neunundvierzig Jahren zu tilgen. Auf dieser Grundlage ist die Landablösung in der Folge dank der Unterstützung des Staates einerseits, dank der erheblichen Verschuldung der Gutsbesitzerschaft anderseits verhältnismäßig rasch vor sich gegangen.

Das Werk der Bauernbefreiung griff so unmittelbar und so tief in die Lebensverhältnisse der russischen Bauernschaft ein, daß es verständlich ist, wenn man versuchte, so weit wie möglich an bewährte überkommene Einrichtungen anzuknüpfen und den Umfang der Neuerungen nicht weiter auszudehnen als der Zweck des Emanzipationswerkes erforderte. Zu diesen anscheinend bewährten, überkommenen Institutionen gehörte der „Mir", eine seit Jahrhunderten bestehende Institution des russischen Rechts. „Mir" bedeutet im russischen „Welt" und in der Tat war — bzw. soweit er noch besteht: ist — der Mir die Welt, in der der russische Bauer lebt. Unter „Mir" versteht man ein dreifaches: 1. ein Organ des öffentlichen Rechts, ein Verwaltungsorgan; 2. die Versammlung der Wirtschaftshäupter einer Gemeinde; 3. die Gemeinde als Eigentümerin des gesamten ihr übertragenen Bauernlandes, die Feldgemeinschaft. An diese alte Rechtsinstitution des Mir knüpfte das Befreiungsedikt dergestalt an, daß es den Bauern, aus der gutsherrlichen Abhängigkeit befreite und ihn dem rechtlichen und wirtschaftlichen Zwange des Mir unterwarf. Der Mir als Verwaltungsorgan bietet hier kein Interesse;*) nur zur Illustration sei bemerkt, daß der Mir dem Bauern die Erlaubnis zum Verlassen seines Dorfes erteilen mußte, daß er ihm den Paß auszustellen hatte, daß er eine beschränkte niedere Gerichtsbarkeit über die Gemeindemitglieder ausübte u. dgl. m. Hier interessiert der Mir in seiner Eigenschaft als Besitzer des Gemeindelandes, als Feldgemeinschaft. Von den rund 110 Millionen Dessjätinen**) Land, die durch das Freilassungsmanifest von 1861 in den

*) Diese Auffassung meines verehrten Mitarbeiters vermag ich nicht zu teilen und bitte den Leser von meinem Nachwort freundlichst Kenntnis nehmen zu wollen.

**) Eine Dessjätine ist ungefähr gleich 1 ha (1 ha 6a).

Besitz der Bauernschaft übergegangen sind, gelangten in den persönlichen Besitz der Bauern nur 19 Millionen Dessjätinen, während die restierenden 90 Millionen der Gemeinde, dem Mir, übertragen wurden. Die Übertragung des Landes zu Sonderbesitz geschah im wesentlichen nur in den ehemals polnischen und littauischen Provinzen des sogenannten Westgebietes; im ganzen übrigen Rußland wurde es dem Mir zu Kollektivbesitz übertragen. In den Gebieten des kollektiven Besitzes, des Gemeindebesitzes oder Mir, ist der einzelne Bauer nur Eigentümer seines Hauses und des dieses umgebenen Hofraumes im Dorf, im übrigen gehört das ganze Wirtschaftsland an Acker, Weide, Wiese und Wald der Gemeinde. Ihr obliegt die Aufgabe, dieses Land nach Maßgabe bestimmter Verteilungssysteme, die in den verschiedenen Gegenden voneinander abwichen und in der Praxis verschieden gehandhabt wurden, zu verteilen. Damit war es jedoch nicht getan. Nach der festen Überzeugung der russischen Bauern hat jeder Bauer den unbedingten Anspruch, hinsichtlich des ihm zugewiesenen Anteils um nichts schlechter gestellt zu sein als irgendeiner seiner Gemeindegenossen. Bei der Verteilung des Gemeindelandes war daher vor allem auch Rücksicht auf eine gleichwertige Gestaltung der einzelnen Anteile zu nehmen, eine Aufgabe, die wegen der außerordentlich verschiedenartigen Beschaffenheit und Lage des Bodens einerseits, der oft zahlreichen Bevölkerung der Gemeinden anderseits, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Das unabweisliche Ergebnis der Landverteilung war daher eine einfach ins Bizarre gehende Bodenzersplitterung. „Es gibt Dörfer, in denen die Zahl der zum Anteil eines Wirtes gehörigen Einzelstücke hundert und sogar mehr beträgt, und wenn die Zahl der Fetzen zwanzig nicht übersteigt, so ist das mäßig zu nennen. Die entfernteren Stücke jedes Anteils liegen meist mehr als drei Kilometer von der Wohnstätte entfernt, ja es gibt Fälle, wo diese Entfernungen 20 Kilometer übersteigen. Das Bedüngen solcher entfernter Parzellen macht sich natürlich nicht bezahlt und der Boden wird ausgesogen solange er noch was trägt und dann, trotz Landmangels, als Unland unbenutzt gelassen. Die Schnurstreifen im Felde sind meist nur wenige Meter breit bei einer Länge von Hunderten von Metern und manchmal bis zu einer Breite eines Schrittes zusammengeschrumpft. Dabei wird das eine Stück von anderen durch einen mit Unkraut bewachsenen Strich getrennt. Daß dabei von reiner Saat nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand, und der unmittelbare Verlust an Feldareal durch diese Grenzstreifen wird von Kennern auf ein Siebentel der Gesamtfläche veranschlagt. Ein Querpflügen und -eggen ist ausgeschlossen." (von Wrangell.) Diese Zustände allein hätten genügt, eine rationelle und intensive Bewirtschaftung des Bodens unmöglich zu machen; hinzu kamen jedoch in derselben Richtung wirkende Momente. Zwei von ihnen seien noch erwähnt. Das Fehlen arrondierter Wirtschaftsflächen, die Gemenglage der Grundstücke, hatte zur notwendigen Folge, daß dem Bauern jede Freiheit und Initiative bei der Bodenbearbeitung, der Saat, der Ernte genommen wurde. Ein Bauer z. B., dessen Roggenfeld zwischen den

ebenfalls von Roggen bestandenen Feldern anderer Bauern lag, konnte nur dann ernten, wenn es auch den anderen gefiel, dies zu tun, da er im andern Falle sein Land nur erreichen konnte, wenn er das ihre beschädigte. Daher bestimmte der Mir, wann die Feldarbeiten vorgenommen werden sollten. Und ferner: da jeder Bauer Anspruch auf Land hatte, die Bevölkerungszahl der Gemeinden im allgemeinen aber wuchs, so war von Zeit zu Zeit eine Umteilung des gesamten Gemeindelandes unabweislich. Derartige Umteilungen pflegten in vielen Gemeinden alle paar Jahre vom Mir beschlossen und vorgenommen zu werden; erst ein Gesetz von 1893 bestimmte, daß Umteilungen nicht häufiger als in zwölfjährigen Zwischenräumen durchgeführt werden sollten.

Es gab eine Zeit, in der man auch in Westeuropa in dem russischen Mir die vollendetste bäuerliche Wirtschaftsorganisation sah. Wie die Gestaltung der Verhältnisse in Rußland gezeigt hat, haben die Bewunderer des Mir seine ungeheuren Schwächen und Nachteile vor lauter Bewunderung übersehen. Eine Organisation der bäuerlichen Wirtschaft, die bei den Bauern das Bewußtsein, auf eigener Scholle und vererblichem Besitz zu arbeiten, nicht aufkommen läßt, die ihm jede Initiative unmöglich macht, ihm jede erst in der Zukunft Ertrag bringende Arbeit als für einen anderen geleistet erscheinen lassen muß, die jeden beabsichtigten Fortschritt im Keim erstickt, eine solche Organisationsform kann nur den Untergang der bäuerlichen Wirtschaft bedeuten. Wenn Rußland seit Jahrzehnten wieder und wieder Mißernten aufzuweisen hatte, wenn von Jahr zu Jahr die Steuerrückstände wuchsen, wenn nach einem im Jahre 1897 vom russischen Finanzministerium herausgegebenen Werke 70,7 Prozent der gesamten bäuerlichen Bevölkerung die auf 19 Pud*) pro Kopf angenommene Menge an Getreide zur Ernährung, die auf 7,5 Pud angenommene Menge an Getreide zur Viehfütterung aus ihrem Landanteil nicht decken konnte, während nur 20,4 Prozent diese Mengen erreichte und nur 8,9 Prozent mehr als 26,5 Pud Getreide aus ihrem Landanteil herauswirtschaftete, wenn die Zahl der Arbeitspferde und des Arbeitsviehes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt relativ sank, wenn die Prozentzahl der wegen physischer Defekte vom Militärdienst befreiten Personen von 1874 bis 1901 mehr und mehr stieg — so sind das alles Erscheinungen, deren Ursachen zu einem ganz erheblichen Teil in der Herrschaft des Mir, in der russischen Feldgemeinschaft lagen.

Dieser Erkenntnis hat man sich in Rußland lange Zeit hindurch verschlossen und die Ursachen der eben erwähnten und anderer Erscheinungen des bäuerlichen Wirtschaftslebens ganz wo anders gesucht. Im russischen Volke sowohl wie bei der Regierung war es noch bis vor verhältnismäßig wenigen Jahren eine ausgemachte Sache, daß es der Mangel an Bauernland sei, der die in vielen Gegenden Rußlands fast trostlosen bäuerlichen Zustände verschulde. Schon im Jahre 1882 hat diese Überzeugung zu der Gründung der Bauern-

1 Pud = 16,4 kg.

agrarbank geführt, deren Aufgabe es sein sollte, den Verkauf von Land an die Bauern zu vermitteln. Dieselbe Überzeugung beherrschte mehr als zwanzig Jahre später (1905/06) auch jene Bauern, die mit Sense, Knüttel und Feuerzeug auszogen, um dem Gutsbesitzer den roten Hahn aufs Dach zu setzen und sich in den Besitz seiner Ländereien zu bringen. „Beseitigung des Landhungers" war auch die Parole, unter der die bäuerlichen Abgeordneten sich in die erste Reichsduma wählen ließen. Und diese erste, am 17. (30.) Oktober 1905 ins Leben gerufene russische Volksvertretung selbst war von den angeblich alles auflösenden Wirkungen des Landmangels so durchaus durchdrungen, daß sie in die Adresse, mit der sie die Eröffnungsthronrede des Zaren beantwortete, die Sätze aufnahm: „Die Klarstellung der Bedürfnisse der Landbevölkerung und entsprechende gesetzgeberische Maßnahmen bilden die nächste Aufgabe der Duma. Die bäuerische Bevölkerung harrt ungeduldig auf Befriedigung der Agrarbedürfnisse. Die erste Reichsduma würde nicht ihre Pflicht erfüllen, wenn sie nicht ein Gesetz schüfe zur Befriedigung dieser Bedürfnisse mit Hilfe der Staats-, Apanagen- und Klosterländereien und durch zwangsweise Enteignung des Landgrundbesitzes." Die Frage, wie schaffen wir den Bauern Land, war auch in der Folge eine der Kardinalfragen, mit denen sich die erste Duma beschäftigte; sie sollte an diesem Problem scheitern. Die von den Volksvertretern erhobenen gesetzwidrigen und willkürlichen Forderungen hinsichtlich der Zwangsenteignung beantwortete der Zar mit dem Auflösungsmanifest vom 8. (21.) Juli 1906, in dem sich die Worte finden: „Der russische Bauer wird ohne fremdes Eigentum anzutasten, da wo die ländlichen Besitzungen zu klein sind, ein gesetzliches Recht, ein gesetzliches rechtschaffenes Mittel erhalten, um seinen Landbesitz zu erweitern." Die Einberufung der zweiten Duma wurde auf den 5. (18.) März 1907 festgesetzt; auch diese wollte die Agrarfrage unter dem Zeichen des Landmangels lösen. In uferlosen Debatten wurde die Angelegenheit erörtert, Behauptungen, denen jede stichhaltige Begründung fehlte, wurden aufgestellt, jeder Logik bare Vorschläge wurden gemacht, aber etwas Entscheidendes und Durchführbares wurde nicht zutage gefördert. Im übrigen hatte die zweite Duma eine fast ebenso kurze Lebensdauer als ihre Vorgängerin; nach drei Monaten wurde sie aufgelöst.

Inzwischen hatte die Regierung seit geraumer Weile unmittelbar in die Agrarfrage eingegriffen. Daß in einem gewissen Umfange Landmangel herrschte, mag zugegeben werden, da in der Tat die bäuerliche Bevölkerung weit mehr als das den Bauern zur Verfügung stehende Anteilsland und die von ihnen durch Kauf erworbenen Ländereien gewachsen war. Aber daß der Landhunger gewaltig überschätzt oder nicht richtig gewürdigt wurde, ergiebt sich aus der Tatsache, daß 1905 — zu Beginn der Reformen — der Landanteil von nur 23 Prozent der bäuerlichen Wirtschaften geringer als 5 Dessjätinen war, während 77 Prozent mehr als 5 Dessjätinen bearbeiteten. Immerhin — auch die Regierung ließ sich bei ihren ersten Maßnahmen zur Hebung der bäuer-

lichen Verhältnisse von dem Bestreben leiten, den Bauern „mehr Land" zu schaffen.

Die erste Gruppe von Maßnahmen setzte sich aus den folgenden Vorgängen zusammen:

1. Ein Allerhöchster Befehl vom 3. (16.) November 1905 gab der Bauernagrarbank auf, in weitergehendem Maße als bisher private Ländereien aufzukaufen, zu parzellieren und den Bauern weiter zu verkaufen. Mit diesem Ukas trug die Regierung zugleich den innerpolitischen Verhältnissen Rußlands zu jener Zeit Rechnung. Die Bauernbewegung von 1905/06, die sich teilweise zu einem förmlichen Bauernkriege auswuchs, hatte viele Gutsbesitzer veranlaßt, sich ihrer Liegenschaften durch Verkauf zu entäußern. Dem ungeheuren Angebot von Land — es betrug in der Zeit vom 1. November 1905 bis 31. Dezember 1906 nicht weniger als 8742825 Dessjätinen, während im Durchschnitt der vorhergehenden zehn Jahre jährlich etwa 500000 Dessjätinen angeboten wurden — stand nur eine geringe Nachfrage gegenüber, so daß die Möglichkeit gegeben war, unlautere Elemente (Wucherer, Güterschlächter usw.) könnten versuchen, diese Verhältnisse für sich auszunutzen, das Land billig aufzukaufen, um es nach Wiedereintritt normaler Verhältnisse an die Bauern zu (für diese) ungünstigen Bedingungen wieder zu veräußern. Um dem vorzubeugen, wurde die Bauernagrarbank beauftragt, zum Vorteile der Bauern, aber auch zum Nutzen der verkaufenden Gutsbesitzer in die anormalen Zustände einzugreifen.

2. Ein Ukas vom selben Tage — 3. (16.) November 1905 — bereitete die Abschaffung der Ablösungssteuern vor, dergestalt, daß der Bauernschaft zunächst die Hälfte desjenigen Teiles der Loskaufszahlung (siehe oben), der noch nicht entrichtet worden war, erlassen wurde. Später, Anfang 1907, ist die Abzahlung der bis dahin noch nicht amortisierten Loskaufszahlung ganz erlassen worden. Durch diese Maßnahme wurde der gesamten Bauernschaft eine ganz beträchtliche, sie außerordentlich drückende Schuldenlast von den Schultern genommen, und unzweifelhaft hat sie die Bauern äußerst wohltätig berührt und ihre Lage erleichtert. Von manchen Seiten (vgl. z. B. Schilder, „Entwicklungstendenzen der Weltwirtschaft", Franz Siemenroth, Berlin 1912, Bd. I, S. 44) wird der Erlaß dieser „Steuer", die in manchen Gouvernements den Reinertrag des bäuerlichen Betriebes überstiegen haben soll und deren Eintreibung nach der Ernte die Bauern zwang, ihre Erträgnisse so bald wie möglich zu veräußern, „als eine der segensreichsten Folgen der großen russischen Revolution" angesehen.

3. Durch zwei Allerhöchste Befehle vom 12. (25.) August und 27. August (9. September) 1906 wurden die Apanagenverwaltung und die Verwaltung der Domänen angewiesen, landwirtschaftliche Ländereien und Teile des Waldlandes an die Bauern, teils durch Vermittlung der Bauernagrarbank, teils direkt an sie zu verkaufen.

4. Durch ein Gesetz vom 15. (28.) November 1906 wurde die Verpfändung von Anteilsland an die Bauernagrarbank zugelassen. Diese Maßnahme hatte

den Zweck, den Bauern durch die Verpfändung Geld in die Hand zu geben und sie dadurch in den Stand zu setzen, Land zu kaufen.

5. Man suchte die Übersiedelung von Bauern nach Sibirien auszugestalten, um die vielfach äußerst volkreichen Gemeinden im europäischen Rußland zu entvölkern und auf diesem Wege Land frei zu machen.

So beachtenswert alle diese Maßnahmen auch waren, die wichtigsten Ursachen der schlechten Lage des Bauernstandes, die Feldgemeinschaft und die Gemenglage der Landanteile, berührten sie nicht. Um in dieser Richtung grundlegende Reformen durchzuführen, mußte zunächst, wenn auch einstweilen nur im kleinen Kreise einflußreicher und sachverständiger Personen, der fast in ganz Rußland herrschende Glaube an die Unübertrefflichkeit des Mir erschüttert und überwunden werden. Daß eine solche Wandlung in den Anschauungen über eine durch eine jahrhundertealte Überlieferung geheiligte Institution nur allmählich um sich greifen konnte, ist verständlich. Anderseits konnte aber die gewonnene Erkenntnis: der Mir ist die Wurzel alles Übels, in Anbetracht der trostlosen Lage der Bauernschaft, nicht wieder untergehen, und die Forderung der Abschaffung der Feldgemeinschaft und des Übergangs zum Sonderbesitz mußte um Anhänger werben. Schon eine im Jahre 1902 eingesetzte, weitschichtig organisierte Konferenz, die die Bedürfnisse der Bauern und ihre Lage untersuchen sollte, hatte erkennen lassen, daß die Meinungen über den Mir nicht mehr ungeteilt waren und daß auch bereits, namentlich unter den vorgeschritteneren Landwirten Westrußlands, Stimmen laut wurden, die die Beseitigung der Gemenglage forderten. Wenn die Regierung sich trotzdem mit ihren ersten Maßnahmen der Forderung, den Bauern mehr Land zu schaffen, anschloß, so nahm sie damit auf die allgemeine öffentliche Meinung, insbesondere auch auf die in den Kreisen der aufständischen Bauern herrschenden Ansichten kluge Rücksicht. Im Schoße der Regierung selbst aber war man wohl schon damals überzeugt, daß mit diesen ersten Maßnahmen die Reformen nicht beendet sein, sondern erst begonnen haben konnten, daß der nächste Schritt die Zertrümmerung des Mir und die Beseitigung der Gemenglage sein mußte. Die treibende Kraft innerhalb der Regierung wurde der im März 1906 auf den Posten eines Ministers des Innern berufene spätere russische Ministerpräsident P. A. Stolypin, ein Mann, fähig und entschlossen, seine Reformpläne durchzuführen. (Vgl. über ihn den Aufsatz des Herausgebers der Grenzboten: Stolypin und Rußland, Jahrgang 1911, Nr. 39, S. 581.)

In der Zeit zwischen der Auflösung der ersten, oppositionellen Duma und dem Zusammentritt der zweiten, ebenso oppositionellen Duma war es, als Stolypin seine Gedanken in die Tat umzusetzen begann. Ein Paragraph der russischen Verfassung (§ 87) gibt der Regierung das Recht, in parlamentslosen Zeiten in dringenden Notfällen gesetzgeberische Aktionen im Wege kaiserlicher Manifeste vorzunehmen unter der Bedingung, daß sie nach Zusammentritt der Kammern innerhalb einer gewissen Frist deren Sanktion einholt. Auf diesen

„Notparagraphen" stützte sich der Ukas vom 9. (22.) November 1906, auf Grund dessen die grundsätzliche Reform der bäuerlichen Verhältnisse zunächst durchgeführt wurde. Man hat die Legalität dieses Allerhöchsten Befehles mit der Begründung angefochten, daß 1. die Verfassung nur plötzlich auftretende, nicht längst bestehende Notfälle treffen wolle, wenn sie „in dringenden Fällen" einseitige gesetzgeberische Akte der Regierung zulasse, und daß 2. Stolypin gegen die Verfassung verstoßen habe, da er den Ukas vom 9. (22.) November der zweiten Duma nicht innerhalb der gesetzlichen Frist von einem Monat nach deren Zusammentritt vorgelegt habe. Der erste Einwand betrifft eine Frage der Interpretation; der zweite war an sich richtig, muß aber als beseitigt angesehen werden, da das Manifest vom 9. (22.) November 1906 durch ein auf verfassungsmäßigem Wege zustande gekommenes Gesetz, im wesentlichen des gleichen, zum Teil erheblich erweiterten Inhalts, vom 10. (23.) Juni 1910 ersetzt worden ist.

Die beiden entscheidenden Bestimmungen dieses Gesetzes gehen dahin: a) Jeder an der Nutznießung des Gemeindebesitzes beteiligte Bauer kann verlangen, daß ihm sein Anteil als Sonderbesitz zugewiesen werde; und b) in allen Gemeinden, in denen keine allgemeinen Umteilungen seit der Landzuerteilung stattgefunden haben, sollen so angesehen werden, als ob sie zum Sonderbesitz übergegangen seien, das heißt die in diesen Gemeinden an der Feldgemeinschaft beteiligten Bauern sollten ihren Anteil am Gemeindeland als ihren Sonderbesitz, ihr persönliches und vererbliches Eigentum betrachten können. Auf Grund dieser Bestimmungen konnte sich der Bauer endlich frei machen von dem Zwange des Mir; um ihn aber ganz auf sich selbst zu stellen, bedurfte es noch der Beseitigung der Gemenglage. Auch in dieser Beziehung haben bereits der Ukas vom November 1906 und das ihn ersetzende Gesetz von 1910 Bestimmungen getroffen; inzwischen sind sie, um allen Bedürfnissen gerecht werden zu können, in vielfach erweiterter Fassung in dem besonderen Landeinrichtungsgesetze vom 29. Mai (11. Juni) 1911 niedergelegt worden. Der Zweck dieser Bestimmungen war, die Ausscheidung des Sonderbesitzes aus dem Gemeindeland, die Schaffung selbständiger, wohlarrondierter Bauernhöfe, die Eröffnung einer neuen Zukunft für den russischen Bauernstand. Es wurde zur Erreichung dieses Zieles eine besondere Landeinrichtungsorganisation (Bezirkskommissionen, Gouvernementskommissionen, Komitee für Landeinrichtungsangelegenheiten beim Landwirtschaftsministerium in St. Petersburg) geschaffen, der es oblag, die Absichten der Regierung auszuführen.

Das ist in knappen Zügen der wesentliche Inhalt der Gesetze und Verordnungen, die die jüngsten agraren Reformen in Rußland eingeleitet haben. Es würde zu weit führen, hier darzustellen, wie diese Gesetze und Verordnungen im einzelnen durchgeführt wurden, wir müssen uns vielmehr auf eine summarische Übersicht über die bisherigen Erfolge der Reform beschränken.

Was ist erreicht worden? Blicken wir zunächst auf das Ergebnis der Maßnahmen der Regierung, die sich an die Forderung: Mehr Bauernland!

anschlossen. Die Bauernagrarbank ist der ihr erteilten Weisung, mehr Land aus privater Hand zu erwerben, in weitestem Umfange nachgekommen. Sie hat in der Zeit vom 1. Januar 1906 bis 31. Dezember 1911 rund 4 Millionen Dessjätinen Privatbesitz an sich gebracht. Allein in den beiden Jahren 1906/07 erwarb sie gegen $2^3/_4$ Millionen Dessjätinen — eine Zahl, die um so größer erscheint, wenn man berücksichtigt, daß die Bank in dem Jahrzehnt vor 1906 durchschnittlich jährlich noch keine 100000 Dessjätinen erwarb. Seitdem wieder ruhigere Zeiten in Rußland eingekehrt sind, sind die Ankäufe der Bauernagrarbank — dem stark gefallenen Angebot seitens der Grundbesitzer entsprechend — beträchtlich gefallen. In den letzten beiden Jahren 1910/11 erreichten sie sogar bei weitem nicht den früheren Durchschnitt von 100000 Dessjätinen. Von der Apanagenverwaltung erwarb die Bauernagrarbank in den genannten sechs Jahren gegen $1/^1_4$ Millionen Dessjätinen, so daß sie in dieser Zeit im ganzen mehr als 5 Millionen Dessjätinen Land erworben hat. Von diesen sich in ihrem Besitz befindlichen Ländereien hat sie inzwischen etwa 3 Millionen Dessjätinen an die Bauern verkauft. Von dem Domänenland, dessen Verkauf an die Bauern unmittelbar zugelassen war, sind in dem Jahrsechst etwa 300000 Dessjätinen in bäuerlichen Besitz übergegangen. Rechnet man zu diesen Ziffern noch hinzu, daß infolge der Auswanderung nach Sibirien etwa 1 Million Dessjätinen frei gemacht wurden, so ergibt sich, daß der den bäuerlichen Wirtschaften im europäischen Rußland zugute gekommene Landzuwachs in der Zeit vom 1. Januar 1906 bis 31. Dezember 1911 rund $4^1/_2$ Millionen Dessjätinen beträgt. Ganz gewiß hat nicht jeder Bauer seinen Besitz vergrößern können — es war auch nicht nötig, da der Landmangel enorm übertrieben wurde —, ganz sicher haben auch nicht alle diejenigen, die in der Tat eine Besitzvergrößerung gebrauchten, eine solche vornehmen können, aber trotzdem wird man zugeben müssen, daß in Rußland in wenigen Jahren eine ganz gewaltige Besitzverschiebung zu gunsten des Kleinbesitzes stattgefunden hat.

Wichtiger noch sind die Ergebnisse der Maßnahmen, die auf die Schaffung von Sonderbesitz zielten. In dem Jahrsechst (1906 bis 1911) sind nicht weniger als $1^3/_4$ Millionen Bauern aus der Feldgemeinschaft ausgeschieden; die gesamte ausgeschiedene Fläche beläuft sich auf rund 12 Millionen Dessjätinen. Außerdem sind gegen 3000 Gemeinden, in denen seit der Landzuteilung keine allgemeinen Umteilungen stattgefunden hatten, als zum Sonderbesitz übergegangen zu betrachten; die auf diese Weise dem Sonderbesitz zugeführte Landfläche beträgt gegen $1^1/_2$ Millionen Dessjätinen. Die Landeinrichtungsarbeiten d. h. die Ausscheidung und Umlegung der bäuerlichen Grundstücke, die Bildung von geschlossenen Bauernhöfen, die Auseinandersetzungen zwischen mehreren Dörfern einer Gemeinde usw. kamen den Wünschen und Bedürfnissen der bäuerlichen Bevölkerung in so weitgehendem Maße entgegen, daß es den Landeinrichtungsbehörden ganz unmöglich war, die von Jahr zu Jahr steigende Zahl der Anträge infolge unzureichender Arbeitskräfte, Mangel an Landmessern usw. umgehend zu erfüllen. Namentlich machte sich der Mangel an Landmessern in den ersten Jahren äußerst

fühlbar. Durch besondere Vorkehrungen wurde ihre Zahl innerhalb dreier Jahre (1907/10) von 200 auf mehr als 5000 erhöht, aber auch jetzt reicht ihre Zahl noch nicht hin, alle Anträge auf Auseinandersetzung sofort zu bearbeiten. Gegen 11 Millionen Dessjätinen Landes sind von 1906 bis 1911 umgelegt worden; von diesen rund 11 Millionen entfallen auf die Ausscheidung einzelner Bauernhöfe und die Auseinandersetzung ganzer Gemeinden etwa $6^1/_2$ Millionen, auf die Auseinandersetzung verschiedener Dörfer einer Gemeinde etwa $4^1/_2$ Millionen.

Diese Erfolge der jetzigen Agrarreform Rußlands übersteigen selbst die kühnsten Hoffnungen, die bei der Einleitung der Reform gehegt wurden.*) Es hat sich gezeigt, daß in weiten Kreisen der Bauernschaft völliges Verständnis für die Nachteile der sozialistischen Organisationsform des Mir bestand oder doch sich bald durchsetzte und daß die Bauernschaft sich davon überzeugte, daß ein wirtschaftlicher Fortschritt nur auf dem Boden des Individualismus möglich ist. Die Zukunft wird lehren müssen, welchen Nutzen die vom Zwange des Mir befreiten, wirtschaftlich selbständig gemachten Bauern aus der gewonnenen Freiheit ziehen werden. Der russische Bauer ist kein Dummkopf, wenngleich es ihm bei seiner Schwerfälligkeit nicht leicht wird aus sich selbst heraus vorwärts zu schreiten und Initiative zu entwickeln; daran mag die lange Zeit hindurch ertragene Unselbständigkeit schuld sein. Immerhin muß die Regierung diesem Umstande Rechnung tragen, wenn die Zertrümmerung des Mir die erhofften wirtschaftlichen Vorteile zeitigen soll. Sie ist sich dieser Aufgabe auch bewußt und sucht ihr gerecht zu werden durch die Ausgestaltung des landwirtschaftlichen Bildungswesens. Ein Heer von Agronomen, Landwirtschaftslehrern usw. ist von den Landeinrichtungskommissionen angeworben worden, damit den Bauern geholfen werde, sich in die neuen Verhältnisse zu finden, indem ihnen Mittel und Wege zu einer zweckentsprechenden Ausnutzung ihres Landbesitzes, zur Hebung ihrer Viehwirtschaft und dergleichen mehr gezeigt werden. Demselben Zwecke dienen die vielen neu eingerichteten Musterwirtschaften, Stationen zum Verleihen von Maschinen und Geräten, Molkereien usw.

Der Erfolg aller dieser Maßnahmen und Einrichtungen wird nicht ausbleiben können, um so weniger, wenn Regierung und Parlament die auch auf anderen Gebieten des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens des großen Reiches in Angriff genommenen Reformen und Neuerungen fortsetzen. Insbesondere werden sie die Bestrebungen zur Hebung des geistigen Niveaus der Bauern tatkräftig fördern müssen, um diesen die im wirtschaftlichen Kampfe unentbehrlichen Hilfsmittel in die Hand zu geben. Von einer Bevölkerungsgruppe, die zu einem außerordentlich hohen Prozentsatz aus Analphabeten besteht, wird man keine wirtschaftliche Aufwärtsbewegung erwarten dürfen. Ein gewisses Maß allgemeiner Kenntnisse kann auch der Bauer nicht entbehren sobald er seinen Betrieb rationell gestalten, unzweckmäßige extensive Anbaumethoden durch ertragreiche intensive

*) Siehe Nachwort des Herausgebers.

Methoden ersetzen, sich mit den fortschreitenden Ergebnissen der landwirtschaftlichen Technik vertraut machen und seine Erzeugnisse vorteilhaft verwerten will. Je mehr die Intensität des bäuerlichen Betriebes fortschreitet, um so größer wird das Bestreben der bäuerlichen Kreise sein, sich bestimmte grundlegende Kenntnisse zu verschaffen, und in dem Maße, in welchem Regierung und Parlament diesem Streben gerecht werden, wird auch der Bauer aus seiner neuen Lage Nutzen ziehen. Die Aufwendungen, die Rußland in den letzten Jahren zur Ausgestaltung des früher — namentlich auf dem Lande — außerordentlich mangelhaften Bildungswesens gemacht hat, sind nicht unbeträchtlich. Während noch das Budget von 1907 nur 14 Millionen Rubel für Volksschulen aufwies, sind in das Budget für 1912 55 Millionen eingesetzt worden. Darin liegt wenigstens ein Anfang, wenn auch 55 Millionen Rubel nicht hinreichen, das arg vernachlässigte niedere Bildungswesen Rußlands auf eine dem westeuropäischen sich nähernde Stufe zu bringen. — Die Hebung des geistigen Niveaus der Bauernschaft wird auch von entscheidendem Einfluß auf die weitere Ausgestaltung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens sein. Die Regierung bringt zwar, wie es scheint, dem Genossenschaftswesen noch keine ungeteilten Sympathien entgegen, immerhin ist seine Förderung im Interesse einer nachhaltigen Stärkung des meist kapitalschwachen russischen Bauernstandes dringend geboten. — Angelegenheiten von weitreichender Bedeutung für die bäuerlichen Wirtschaften sind ferner die Ausgestaltung des russischen Verkehrswesens, insbesondere der Eisenbahnen, die Vervollkommnung des landwirtschaftlichen Kreditwesens und anderes mehr.

Wenn auch die russische Agrarreform und die sie begleitenden und stützenden, in mehr oder minder intensiver Weise in Angriff genommenen sonstigen Neuerungen einstweilen noch in ihren Anfängen stehen, so wird man doch nach den bisherigen Ergebnissen nicht umhin können, anzuerkennen, daß sich in Rußland tiefgreifende Wandlungen vollziehen, die auf eine große wirtschaftliche Zukunft hinweisen. Es ist bereits von Rußland als von dem volkswirtschaftlich mächtigsten Staat der Zukunft gesprochen worden. Ob und wann diese Prophezeiung eintreten wird, mag dahingestellt bleiben; im Augenblick ist in erster Linie die Tatsache wichtig, daß ein ungeheures Reich wirtschaftlich erwacht ist. Mit dieser Tatsache haben die großen Industriestaaten der Welt, vor allem Rußlands nächster Nachbar: Deutschland, zu rechnen. In wenigen Jahren laufen unsere Handelsverträge, unter ihnen unser Vertrag mit Rußland, ab; auf deutscher wie russischer Seite wird schon heute an der Vorbereitung eines neuen deutsch-russischen Handelsvertrages, der auf lange Jahre hinaus die Grundlage der Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern sein wird, gearbeitet. Die Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse Rußlands wird naturgemäß auf die Gestaltung dieses neuen Vertrages nicht ohne Einfluß sein können, möge aber die Wertung dieses Umstandes auf deutscher wie russischer Seite in einer Weise geschehen, die den Volkswirtschaften beider Länder gerecht

wird. Deutschland ist auf Rußland, Rußland auf Deutschland angewiesen, der russische Export nach Deutschland ist ebenso steigerungsfähig wie der deutsche Export nach Rußland, beide Staaten zählen sich gegenseitig zu den besten Abnehmern ihrer Erzeugnisse; möge hier wie dort die leider nicht mehr bei allen Handelsvertragsverhandlungen vertretene Auffassung sich durchsetzen, daß letzten Endes Handelsverträge nicht den Austausch von Gütern hemmen, sondern ihn fördern sollen.*)

* * *

Nachwort des Herausgebers:

Zur Veröffentlichung des Herrn Dr. Linde seien einige Bemerkungen nachgetragen, die mir infolge meiner abweichenden Auffassung vom Mir notwendig erscheinen.

Herrn Lindes Auffassung vom Mir stimmt allerdings mit der russisch-offiziell geäußerten überein, aber sie wird doch der großen kulturellen und politischen Bedeutung dieser eigenartigen Blüte völkischer Organisation für Rußland und das russische Volk nicht gerecht. Der Mir an sich war nicht so schlecht, wie ihn schließlich die Regierung hingestellt hat, um ihn im Jahre 1906 gegen den Willen der Slavjanophilen beseitigen zu können. Wenn er an den großen Schäden der russischen Wirtschaft mit schuld ist, so liegt dies daran, daß die russische Regierung (hier gleichbedeutend mit Polizei) die innere Entwicklung des Mir gewaltsam aufgehalten hat. Die Reform von 1861 hat den Bauern aus der Hörigkeit des Adels unter die der Polizei gebracht und, während in den Jahren der Regierung Nikolaus des Ersten tüchtige intelligente Leibeigene immerhin Millionäre werden konnten, gelang solch Streben seit 1861 eigentlich nur denen von den Mirangehörigen, die von Anfang an über Geld verfügten. Da aber das Geld ausschlaggebend wurde, blühte wohl der Handel und entstanden große stadtartige Gebilde, aber die Landwirtschaft, bäuerliche und gutsherrliche, lag danieder. Die im Mir organisierten sozialen Kräfte durften sich aber selbst im Rahmen des Mir nicht entwickeln. Im revolutionierten Rußland wagte keine Regierung, auch Stolypin nicht, dem Genossenschaftswesen im Zusammenhange mit dem Mir jene Bedeutung zu geben, die es etwa

*) In Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes möchte ich nicht unterlassen auf zwei, auch von mir mehrfach benutzte Arbeiten hinzuweisen. Die eine Arbeit hat F. von Wrangell-St. Petersburg unter dem Titel: „Die agrare Neugestaltung Rußlands" in Schmollers Jahrbuch 36. Jahrgang 1. Heft veröffentlicht. Die andere Arbeit ist ein Vortrag des Revisors der Landorganisation A. Koefoed, der unter dem Titel: „Die gegenwärtige russische Agrargesetzgebung und ihre Durchführung in der Praxis" in der Zeitschrift für Agrarpolitik 10. Jahrgang 7. Heft veröffentlicht ist. Wie bereits der Titel sagt, beschäftigt sich K. insbesondere auch mit der Durchführung der Landorganisationsgesetze in der Praxis, eine Frage, die hier aus räumlichen Gründen nicht berührt worden ist. Da K. das amtliche Material zugänglich war, sind seine Zahlenangaben durchweg auf den neuesten Stand (1. Januar 1912) gebracht. L.

bei uns hat, sondern entschloß sich lieber, den radikalen Schnitt zu machen, indem man das Kind mit dem Bade ausschüttete und den Mir als solchen preisgab. Damit ist Rußland in seiner Wirtschaftsverfassung auf den Weg der Entwicklung gedrängt, wie ihn Westeuropa genommen hat, ohne jedoch die entsprechende Vorentwicklung durchgemacht zu haben. Das belastet die Entwicklung mit einem wichtigen Gefahrenmoment: Rußland hat nicht nur ein Zentrum, wie etwa Frankreich Paris vor der großen Revolution als Sammelbecken des Proletariats und politischer Machtfaktoren hatte, sondern ein Dutzend. Die politische Schwäche Rußlands und somit auch die Auffassung vom Koloß auf tönernen Füßen ist darum durchaus nicht beseitigt.

Durchaus zutreffend ist indessen, wenn Herr Linde meint, das Kapital habe durch die Reform in der Landwirtschaft einen neuen Stimulus gefunden, sowie, daß die tüchtigen Bauern, von denen schon Schultze-Gaevernitz spricht, heute den Acker noch leichter an sich reißen können wie früher, was zur Folge haben wird, daß sich in Rußland ein reich mit Land ausgestatteter Großbauernstand bilden kann. Diesem Großbauernstand muß aber nach und nach die Unterschicht verloren gehen, weil in der russischen Landwirtschaft sich entweder nur der Riesenbetrieb, von schnell auftreibbaren Arbeiterhänden bewirtschaftet, halten kann oder eine genossenschaftlich betriebene Organisation von Kleinbauern. Also möchte ich folgern: die Agrarreform hat vorläufig Kräfte entfesselt, befreit, die der Entwicklung des Handels zweifellos in den nächsten Jahren zugute kommen müssen und zwar um so mehr, je mehr die russische Regierung es sich angelegen sein läßt, die neuerschlossenen Gebiete durch Verbesserung der Verkehrswege an die großen Märkte anzuschließen und sofern, und das ist die conditio sine qua non, immer gutes Erntewetter eintritt. Südrußland zum Beispiel hängt fast ausschließlich von den Witterungsverhältnissen ab, die Bodenbearbeitung hat einen ganz minimalen Einfluß auf die Güte der Ernte und tritt nur dann in ihre Rechte, wenn die Witterungsverhältnisse es gestatten.

Auf diese Darlegungen antwortet Herr Dr. Linde mit einer ausführlicheren Begründung seiner Auffassung, die hier folgen möge:

„... Sie schreiben, meine Auffassung vom Mir sei die der russischen offiziellen Kreise. Das stimmt zwar, aber es ist auch die communis opinio der Wissenschaft. Nach eigenem Durchdenken der Verhältnisse habe ich mich dieser Ansicht anschließen müssen, da nach meiner festen Überzeugung eine sozialistische oder kommunistische Organisationsform, wie die des Mir, nicht anders als fortschritthemmend und sogar rückschrittlich wirken kann. Eine soweitgehende wirtschaftliche Gebundenheit mußte notwendig zum Zusammenbruch führen. Ich gebe ohne weiteres zu, daß das russische Polizeisystem einen Teil — vielleicht einen großen Teil — der Schuld an der schließlichen Gestaltung der Verhältnisse trägt, doch das Prius scheint mir in dem Dinge an sich, im Mir, zu liegen. Für mich sind die meines Erachtens in erster Linie durch den Mir herbeigeführten Zustände ein charakteristisches Beispiel dafür, daß letzten Endes

der wirtschaftliche Fortschritt und Aufstieg nur auf individualistischem Boden möglich ist. Sie sagen, die russische Regierung hätte die innere Entwicklung des Mir gewaltsam aufgehalten. Ich unterstelle, daß es richtig ist, aber selbst wenn sie es nicht getan hätte, wenn sie Volksbildung verbreitet, wenn sie das Genossenschaftswesen gefördert, wenn sie den landwirtschaftlichen Kredit organisiert, wenn sie Eisenbahnen gebaut und wer weiß was sonst noch getan hätte, — selbst dann hätte ich mir nicht vorstellen können, welche großen Erfolge der Mir hätte zeitigen wollen. Ich meine die Wirtschaftsgeschichte anderer Staaten, insbesondere auch Deutschlands, hat erwiesen, daß eine wirtschaftliche Gebundenheit, mag sie auf dem Bauernstand, mag sie auf dem Gewerbe liegen, sofern sie die wirtschaftliche Tüchtigkeit des einzelnen negiert, schließlich trotz aller behördlichen Förderung und aller Maßnahmen in Verknöcherung und Niedergang mündet.

Eine ganz andere Frage ist, welche Gefahrenmomente die Zertrümmerung des Mir für Rußland birgt. Mir waren Ihre Ausführungen in Heft 39 vorigen Jahres wohl bekannt. Wenn ich diese Seite der Frage nicht berührte, so geschah es mit Rücksicht auf den Umfang und weil ich darüber später noch zu schreiben gedenke. Ich pflichte Ihren Ausführungen in dieser Hinsicht rückhaltlos bei, aber die Schaffung eines großstädtischen Proletariats und die sich daraus ergebenden revolutionären Möglichkeiten können mich nicht in der Überzeugung irre machen, daß Rußland kein Koloß auf tönernen Füßen ist. Wirtschaftliche Reformen haben wiederholt politische Revolutionen im Gefolge gehabt und beide zusammen sind nicht selten die Grundlage einer allgemeinen Evolution gewesen. Sollte es in Rußland anders sein? Wer weiß, vielleicht geht Rußland schweren inneren Konflikten entgegen, aber was will das bedeuten für seine spätere wirtschaftliche Zukunft? Die nächste russische Revolution wird das Gewitter sein, das die Lage klärt und Reibungsflächen beseitigt; sie wird Rußlands wirtschaftliche und politische Zustände für mehr oder weniger lange Zeit niederdrücken, aber wird doch nimmermehr auf die Dauer verhindern können, daß Rußlands wirtschaftliche Macht erstarkt und wächst.

Sie sind der Meinung, Rußland werde einen reich mit Land ausgestatteten Großbauernstand hervorbringen, dem jedoch eine Unterschicht fehlen wird. Dem ersten Teile dieses Satzes trete ich bei mit der Einschränkung, daß der angedeutete Zustand doch wohl erst im Verlauf einer langen Reihe von Jahren eintreten wird, da der russische Bauernstand alles in allem genommen, zurzeit weder auf dem geistigen und sozialen Niveau steht, noch diejenige Kapitalkraft und sonstigen Hilfsmittel besitzt, die die Voraussetzung für diese Entwicklung sind. Der Besitz ausgedehnter Ländereien allein tut es doch gewiß nicht, um einen lebensfähigen Großbauernstand zu schaffen. Aber mag die angedeutete Entwicklung selbst in späterer Zeit eintreten, so glaube ich doch nicht, daß sie so umfassend verläuft, daß schließlich der ganze Bauernstand nur aus Großbauern besteht. Eine derartige Entwicklung würde ich zugeben,

wenn Rußland herrenloses Neuland wäre und plötzlich in den Dienst der Weltwirtschaft träte. Im Gegenteil liegt die Sache aber so: Ein unter starkem behördlichen Druck stehender, von Steuerlast fast erdrückter, wirtschaftlich absolut rückständiger, kapitalschwacher, ungebildeter Bauernstand ist vorhanden. Ein solcher Millionen von Angehörigen zählender Stand kann nicht in kurzer Zeit beseitigt werden; er wird auf lange Zeit hinaus die Grundlage der Landwirtschaft bleiben, er wird an die Städte abstoßen, was er sich nicht assimilieren kann, wird die städtische Entwicklung dadurch fördern, aber sein Kern wird bleiben, was er war: kleine Bauern. Würde es in Rußland nicht so kommen, so wäre das, an den Vorgängen in anderen Staaten gemessen, eine einzigartige Entwicklung; mir scheint jedoch diese Entwicklung in Anbetracht der Lage des russischen Bauernstandes für lange, lange Zeiten unmöglich.

Sie sprechen zum Schluß von der Bedeutung des guten Erntewetters für die russische Bauernschaft und sagen, daß die Bodenbearbeitung nur ganz minimalen Einfluß auf die Güte der Ernte habe. Die Bedeutung des Erntewetters in allen Ehren — leider haben wir ja soeben erst erfahren, daß schlechtes Erntewetter auch eine gute Ernte zugrunde richtet. Aber ganz entschieden glaube ich doch den Wert der Bodenbearbeitung für die Landwirtschaft betonen zu müssen. Unsere deutschen Erfahrungen haben uns doch jedenfalls gezeigt, daß die Vervollkommnung der Bodenbearbeitung, daß Meliorationen, Düngung, Aussaat usw. von ausschlaggebender Bedeutung für die Erträgnisse sind. Ich kann mir nach alledem, was ich von Rußland weiß, nicht vorstellen, daß es dort anders ist. Aber das erinnere ich mich, an mehr als einer Stelle gelesen zu haben, daß man in Rußland vielfach ohne weiteres erkennen kann, wo Bauernland, wo gutsherrliches Land liegt. Der — mir plausibel erscheinende — Grund soll darin liegen, daß eben die Bauernschaft vielfach rein extensiv arbeitet, der Bodenbearbeitung keine Sorgfalt widmet, nicht düngt, während der Gutsherr intensiv wirtschaftet und sich neuere technische Erfahrungen zu nutze macht. Das wird in Zukunft der Bauer auch tun können, und darin eben sehe ich gerade ein Moment, das zur Erträgnissteigerung führen muß. Der vom Mir freigewordene Bauer wird düngen, wird eine rationelle Bodenkultur treiben, wird vorwärts kommen wollen, da er auf eigener Scholle sitzt und für sich selbst und seine Kinder arbeiten kann."

Soweit Herr Dr. Linde. Unsere Meinungsverschiedenheit wurzelt in der verschiedenartigen Bewertung der natürlichen Vorbedingungen für die russische Landwirtschaft. Herr Dr. Linde stellt durchaus im Einklang mit den Gepflogenheiten der deutschen Wissenschaft dauernd die russischen und deutschen Verhältnisse in Parallele. Ich halte solche Gegenüberstellung dort für unzulässig, wo nicht theoretische, sondern praktische Schlüsse gezogen werden sollen. Im Gebiete des russischen Getreidebaues, also in der Südhälfte Rußlands, — vorwiegend schwarze Erde, — stehen für die eigentlichen Feldarbeiten, wie Acker-bestellung und Aussaat, nur wenige Tage zur Verfügung. Ist der Schnee nicht

rechtzeitig abgegangen, so ist die Aussaat in Frage gestellt; bleibt der Schnee zu lange liegen, so ist der Acker so weich, daß er nicht zu bearbeiten ist; ging der Schnee zu früh fort, so verwandelt die Erdrinde sich in Fels. Einen allmählichen Übergang vom Winter zum Sommer gibt es nicht. Aus dieser Beobachtung erklärt sich meine Bemerkung, daß die Bodenbearbeitung „einen ganz minimalen Einfluß auf die Güte der Ernte" habe. Das gleiche gilt von der Ernte und von der Herbstbestellung. In einigen wenigen Tagen muß seitens der Landwirte ein Pensum bewältigt werden, zu dessen Erledigung in Deutschland ebenso viele Wochen zur Verfügung stehen. Aus diesen klimatischen und geologischen Eigentümlichkeiten ergibt sich die Wirtschaftsweise und aus allem zusammen die soziale Gliederung der Landbewohner sowie deren Besitzverhältnisse. Auf die Schwierigkeiten der Düngung infolge mangelnder Viehzucht und der Unmöglichkeit den Acker im Frühjahr und Herbst zu befahren gehe ich hier garnicht ein. Der Kampf gegen solche gewaltige natürliche Hindernisse, wie sie sich in Rußland der Ackerbewirtschaftung entgegenstellen, setzt entweder das Vorhandensein großer, stark disziplinierter Menschenmassen voraus oder riesiger finanzieller und technischer Hilfsmittel oder beides. Wie steht es nun damit nach der Reform Stolypins?

Als Rußland vor einem halben Jahrhundert von der patriarchalischen zur kapitalistischen Wirtschaftsordnung überging, da wurden die Eigenheiten des Landes seitens der Slavjanophilen sehr fein berücksichtigt, indem diese das durch die natürlichen Vorbedingungen begründete Bedürfnis nach genossenschaftlichem Zusammenschluß auch auf die Besitzverhältnisse am Boden ausdehnten und die freiwerdenden Bauern durch den Mir an den Boden fesselten. Daß das Verhalten der Slavjanophilen mehr aus nationalem Gefühl als durch kluge Erkenntnis der wirtschaftlichen Bedürfnisse zu erklären ist, möge unberücksichtigt bleiben. Im Mir waren jedenfalls eine Fülle starker Ansätze zu einer eigenartigen russischen Kultur vorhanden; neben dem Ackerbau konnte sich auf dem Lande eine Industrie entwickeln, die als Hausindustrie in ihrer Eigenart vielleicht nur von Japanern und Chinesen übertroffen wird; eine Volkskunst blühte auf, um die wir uns in Deutschland vergeblich mühen. Diese Faktoren wurden aber in der Folge mit dem Eindringen westeuropäischer liberaler Ideen mehr und mehr unterschätzt, da man in Rußland wenigstens bezüglich der Wirtschaft absolut modern, „europäisch", sogar „amerikanisch" sein will. Die an sich schwache Regierung sah in der Mir-Verfassung vorwiegend ein bequemes Mittel, die frei gewordenen Bauern „in Ruhe" zu erhalten und sie vor dem „schädlichen" Einfluß der vom „faulen Westen" infizierten Intelligenz zu bewahren. Der Bauernstand wurde isoliert; hinaus konnte jeder, aber nicht hinein. So war es denn auch nicht der Mir, der die Entwicklung des Individuums hintan hielt, sondern die Polizei und die Kirche, die das Mir-Statut zum „politischen" Zwangsmittel machte. Aus gleichem Grunde unterblieb Volsbildung, Landstraßenbau usw. So floß den Betrieben innerhalb des Mir auch nicht das

Kapital zu, das in der russischen Wirtschaft Anlage suchte, obwohl durch die gemeinsame Bürgschaft eine Kreditfähigkeit gegeben war, wie sie in der Kleinindustrie sonst nirgends in der Welt zu finden ist. So blieben denn auch alle Versuche der Regierung, die Hausindustrie zu heben, die besonders lebhaft um die Jahrhundertwende angestellt wurden, auf dem Papier oder Spielzeuge für die Petersburger Hofgesellschaft.

Unter der Herrschaft des Finanzministers Witte erhielt der Mir wirtschaftlich den Todesstoß durch die forzierte Industrialisierung Rußlands. Schon von 1870 ab riß das Industriekapital die gewinnversprechende Produktion an sich, ohne an die bestehenden Wirtschaftsorganisationen anknüpfen zu dürfen, weil die politische Polizei das Einströmen nichtbäuerlicher Elemente in den Mir verhinderte. Der Mir wehrte sich auf seine Art: bis heute hat die russische Industrie es noch nicht vermocht, sich einen dem deutschen, ja selbst auch nur dem polnischen gleichwertigen Arbeiterstamm zu schaffen. Der Industriearbeiter ging bis in die jüngste Zeit während der Sommermonate aufs Land und half vielfach beim Einbringen der Ernte. Diese Unterbrechung seiner Tätigkeit in der Fabrik auf zwei bis drei Monate beeinträchtigte naturgemäß seine Fertigkeit als Schlosser oder Weber. Die im Dorf hergestellten Erzeugnisse konnten dennoch bald nicht mehr mit den städtischen konkurrieren. Aus dem Mir verschwand die industrielle Produktion, seine wirtschaftliche Kraft war schließlich auf die primitivste Ackerwirtschaft gestützt. Die aber mußte umso kläglicher werden, als auch die Sommerarbeiter in den Städten an höhere Löhne gewöhnt, immer zahlreicher ausblieben und die starken Bauernburschen den Mir-Acker zu vernachlässigen begannen, weil sie als Streckenarbeiter der schnell wachsenden Eisenbahnen, als Gutsarbeiter, Flußschiffer usw. bares Geld verdienten, mit dem sie die Abgaben im Mir bezahlen konnten. So ist der Mir nicht am Kommunismus zugrunde gegangen, sondern an der Unvernunft der Regierenden und an der Habgier des Fiskus, der die russische Staatswirtschaft absolut auf europäische Grundlagen stellen wollte.

Die Agrarreform Stolypins geht meines Erachtens zu weit. Sie schüttet das Kind mit dem Bade aus. Sie berücksichtigt ausschließlich die Großunternehmer und unter ihnen besonders die industriellen. Die russische Industrie wird nach völliger Loslösung des Arbeiters von der Scholle einen dem westeuropäischen wahrscheinlich gleichwertigen und dennoch billigeren Arbeiterstamm erhalten. Dadurch werden die russischen Produkte konkurrenzfähiger auf dem Weltmarkte werden und Rußland dürfte noch mehr wie bisher zur Ausdehnungspolitik getrieben werden. Aber die Landwirtschaft dürfte um so schwereren Tagen zusteuern, weil sie keine Arbeiter findet. Schon vor der Reform überstiegen die landwirtschaftlichen Löhne im Juli-August in gewissen Gegenden Südrußlands die in Deutschland üblichen um das Doppelte. Woher sollen die Arbeitshände kommen, wenn die Verödung der Dörfer weiter die rapiden Fortschritte macht, wie in den letzten sechs Jahren? Sollen nur kapitalistische Grundsätze auch für die Landwirtschaft maßgebend sein, dann hat Herr Linde

ohne Zweifel recht, wenn er der individualistischen Wirtschaftsform den Vorzug gibt vor der genossenschaftlichen, kommunistischen. Dann wird man bald in Rußland hunderttausende fleißiger Chinesen bei den Erntearbeiten sehen und das russische Getreide wird die Welt überschwemmen. Solche Erfolge mögen kommen, wenn die russische Regierung das russische Volk preisgeben wollte zugunsten der Amerikanisierung. Wird sie es tun? Die Folgen wären unberechenbar, nicht nur für Rußland!

Was wird? Die wirtschaftlichen Folgen der Abschaffung des Mir scheint mir Herr Dr. Linde im allgemeinen richtig zu erkennen. Die Getreideproduktion wird sich heben — bis zu einem, wie ich glaube, nicht sehr hohen Grade. Die Gefahren einer Dürre scheinen mir aber heute für Rußland (wirtschaftlich und politisch betrachtet) größer, als vor der Reform Stolypins. Bis dahin hungerten die Bauern auf den Dörfern weit ab von der Eisenbahn und von den Städten, und die Polizeichefs von Petersburg, Moskau und Charkow oder Briansk brauchten sich keine Sorge zu machen, wenn Arbeiterentlassungen das brotlose Proletariat von heute auf morgen um Tausende vermehrten: mit Sonderzügen wurden die Leute in die Dörfer abgeschoben; dort konnten sie kein Unheil anrichten, mochten sie auch zu Skeletten abmagern. Jetzt geht das nicht mehr und in weiteren fünf Jahren wird es vollständig ausgeschlossen sein, wenn die Auflösung des Mir im bisherigen Tempo weiterschreitet. Die Dürre wird ihre Begleiterscheinungen fortab vorwiegend in den Industriestädten zeigen. Die russische Industrie, die auf dem Weltmarkte noch nicht konkurrenzfähig ist, wird noch abhängiger vom innerrussischen Markt sein, wie bisher und das Industriekapital, das bisher schon in Jahren schlechter Ernten große Opfer bringen mußte, wird fortab noch ganz anders bluten, wenn es einmal wieder in Südrußland nicht gelungen sein sollte, das Saatkorn am richtigen Tage in die Erde zu bringen. Das ist die wirtschaftliche Kehrseite der Agrarreform Stolypins. Die politische ergibt sich von selbst: Rußland steuert der Revolution zu, weil die Regierung nur den Interessen des Großkapitals Sorge tragend alles vernachlässigt hat, was der großen Volksmasse zur Entwicklung auf dem sichern Boden der heimatlichen Scholle notwendig war. Mehr als früher sind wir berechtigt dies russische Reich einen Koloß auf tönernen Füßen zu nennen.

G. Cleinow

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Fünfte Fortsetzung)

„Tante Settchen!“ sagt Karl, „drauß die henn Angst, sie bekämen ihren Lohn net!“

Ein ängstlich fieberndes Fragen ist in seinen Augen und ein Hilfesuchen dabei.

„Gott sei Dank, lieber Bub, daß ich mir ein Bißchen von meinem Haushaltungsgeld abgezwackt und zurückgelegt hab. Stell mal die Rechnung auf, was es macht!“

Karl holt ein Stückchen Kreide hervor und rechnet damit auf der Tischplatte. Wo sie fettige Stellen hat, muß er fest auf die Kreide drücken. Er multipliziert und addiert, rechnets noch einmal nach und sagt:

„Stimmt! Zweiundsiebzig Mark und einunddreißig Pfenning machts, Tante Settchen!“

Tante Settchen spricht die Zahl nach, hört mit der Arbeit am Herde auf, rückt den Küchenstuhl vor den Schrank und steigt darauf. Auf dem Schranke stehen allerlei Schüsseln und Töpfe, eine wenig gebrauchte dient ihr als Geldkassette. Sie greift hinein und nimmt den Fuß eines roten Strumpfes, der mit einem blauen Bändchen zugebunden ist, heraus, schüttet das Geld auf den Küchentisch und fängt zu zählen an. Es sind zwei Zehnmarkstücke und eines zu zwanzig dabei, der Rest ist Silber, Nickel und Kupfer.

„Zehn, zwanzig, vierzig, zweiundvierzig, siebenundvierzig, neunundvierzig dreiundfuffzig, fünfundfuffzig . . .“

Bei vierundsechzig hält Tante Settchen mit Zählen inne und wischt sich den Schweiß von der Stirne, denn es sind nur noch wenige Silberstücke da. Wird es reichen auf 72,31?

Und wieder fährt der Zeigefinger ordnend unter den Münzen herum. Je näher an die Siebenzig, um so stärker klopft den beiden Menschen das Herz.

Gott sei Dank, es sind über zweiundsiebenzig!

Tante Settchen zählt weiter, und als sie fertig ist, sagt sie mit bitterer Stimme:

„Bub, jetzert henn wir noch neunundvierzig Pfenning zu verleben!“

„Tante Settchen, die Hinkel legen ja noch fleißig!“ tröstet der Bursche, schließt den Küchenschrank auf und sieht nach dem Brot.

„Tante Settchen, es sind noch drei Laiber Schwarzbrot da!"

„Siehst du, unser Herrgott verläßt uns net!"

Gibt das ein Ruck in dem Burschen. Unser Herrgott — ?! —:

„Was wird unserm Herrgott noch viel an uns liegen!"

„Jeßgott, Bub, was sagst du denn da für eine Gotteslästerlichkeit? Warum soll denn unserm Herrgott nix mehr an uns liegen?"

„Weil sich der Vater totgeschossen hat!"

„Dessentwegen trägt der liebe Herrgott uns doch nix nach!"

„Die Sophie hat er schon verrückt gemacht!"

Der Junge lacht schmerzvoll höhnisch zu diesen Worten. In Tante Settchen ruft dieses Lachen ein Echo wach, Tante Settchen kennt dieses Lachen. O, sie kennt es sehr gut. Ein Grauen schüttelt sie. Sie will den Bub vor einem schmerzlichen Weg bewahren. Er soll in Kindlichkeit bei Gott bleiben, nicht ihn jetzt verlieren und ihn dann auf Dornenumwegen wieder suchen müssen. Wer weiß, ob ihm die Gnade des Suchenmüssens, der Sehnsucht, geschenkt würde!

Tante Settchen möchte dem Neffen den Spruch sagen: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Aber sie weiß, daß man die Wahrheit eines solchen Spruches erst erkennen kann, wenn einem des Unglücks Segen schon zur fühlbaren Gewißheit geworden ist. Da schweigt sie einen Augenblick und ordnet die Gedanken. Und noch einmal gellt Karls Lachen. Und nun sagt Tante Settchen ganz klar und ruhig:

„Lieber Bub, laß die Menschen sagen, was sie wollen — wir können sogar glauben und hoffen, daß euer Vater für die ewig Seligkeit noch nicht verloren ist!"

Das kommt so ruhig und bestimmt von ihren Lippen, daß es in die wehheiße Seele des gequälten jungen Menschen fällt wie Tau der Erlösung. Er spürt, daß sein gepreßtes Herz sich wieder weitet, und aufatmend fragt er:

„Meinst du das wirklich, Tante Settchen? Im Katechismus steht aber doch, die Selbstmörder kämen in die Höll!"

„Im Katechismus steht aber auch, daß unser Herrgott unendlich barmherzig wär!"

Da wird die Erwartung des Burschen so groß, daß ihm das Herz zittert und der stoßende Atem laut durch den Rachen rasselt.

Tante Settchen aber fährt weiter fort:

„Unser Herrgott hat auch gesagt, lieber Bub, wenn des Menschen Sünden zahlreich wären wie der Sand am Meer, und guck nur, wieviel Sand schon drauß am Rhein liegt, und so rot wie Blut — unser Herrgott kann sie ihm alle miteinander verzeihen, wenn sie ihm nur leid tun. Und deinem Vater, lieber Bub, kann noch alles leid getan haben, denn er hat noch gelebt, wie ich zu ihm kommen bin. Und was kann man nicht alles denken in einer halben Stund Alles kann ihn noch gereut haben, alles! Daß er sich an fremdem Gut vergangen hat, daß er die eigene Hand an sich gelegt hat. Vielleicht hat er gedacht: Wär ich nur lieber ins Zuchthaus gangen statt meinem Herrgott vorzugreifen! Drum, lieber Bub, darf man net verzweifeln, und muß immer denken, daß unser Herrgott eine Menschenseele viel lieber errettet, als wie er sie verdammt. Denn er hat sie ja auch mit seinem kostbaren Blut erlöst. Man muß glauben, lieber Karl, fest glauben, man muß die Pflichten der Nächstenliebe erfüllen, aber man muß

auch hoffen, immer hoffen und am meisten auf die Barmherzigkeit von unserm Herrgott, denn wir sind alle sündige Menschen. Der eine hat größere Fehler, der andere leichtere; der eine fällt nicht so tief, der andere gar arg tief. . ."

Karl sitzt und lauscht. Mit jedem Worte der Altjungfer vermehrt sich der Ausdruck des Friedens in seinem Gesichte. Die Unruhe und das Zucken verschwinden, die Augen flackern nicht mehr, die Hände liegen still. Es ist in ihm, wie wenn er nach schwerer körperlicher Arbeit wohlig im Bette liegt und nicht gleich einschlafen kann. Er sagt zur Tante:

„Wie schön du das sagst, Tante Settchen. Du ziehst das alles so schön zusammen, was da im Katechismus steht und dort. Der Pfarrer hat immer nur das erklärt, was er grad durchgenommen hat!"

„Lieb Kind!" entgegnet ihm Tante Settchen, „erst im Leben kriegt man richtigen religiösen Sinn, wenn man nur ein bißchen für die Religion veranlagt ist. Weißt du, Bub, einen richtigen Sinn, grad wie Hören, Sehen, Fühlen. Nicht so was Angelerntes, was man bloß im Kopf hat und sonst nirgends!"

Im Hausgange scharren Füße; die Taglöhner kommen herein, Willem, der Geselle, voran. Er soll ihr Wortführer sein und fragt:

„Meistern, die Leut wollen wissen, wie das jetzert weiter werden tät. Der Karl hat vordert ein paar Wort fallen lassen, aus denen könnt man nehmen . . ."

„Willem, die Leut können ihr Geld kriegen, und wenn du heunt Abend fortgehen willst, kannst du auch deinen Lohn haben. Es wird ja doch alles versteigert, und wir führen die Bauerei net weiter. Die Gummere können auch mal hängen bleiben. Wer sie sich steigert, kann sie ja brechen. Bei solcher Hitz und Trocknung gibt's ja doch net so viel!"

Karl nimmt wieder das Stück Kreide und rechnet jedem vor, was er zu bekommen hat, fragt dann, ob das so stimme. — Ja! — Daraufhin zählt Tante Settchen das Geld auf. Die Leute streichen es ein und gehen.

Willem hat unter der Auszahlung der Taglöhner seine Habseligkeiten in ein Schließkörbchen gepackt und steht nun auch zum Abschied bereit. Karl zahlt ihm seinen Lohn während Tante Settchen das Zeugnis schreibt. Da die Tinte im Sekretär des Schmiedes versiegelt ist, muß Willem die seine holen, die er selbst aus Blütenblättern der roten Essigrose gemacht hat und in einem Medizingläschen verwahrt. In dem langen Fläschlein steckt der Federhalter mit der verrosteten Feder, die sperrt. Tante Settchen hat ihre Mühe, die Buchstaben zuwege zu bringen. Als sie fertig ist, gibt sie ihre Abschiedsermahnungen:

„So, Willem, jetzert geh in Gottesnamen. Ich denk, du hast dich bei uns über nix zu beklagen gehabt in all der Zeit, wo du bei meinem Schwager gelernt und geschafft hast. Du kennst dein Geschäft durch und durch, und das Handwerk hat immer noch goldenen Boden. Daran mußt du immer glauben, wenn du auch gesehen hast, wie's bei deinem ersten Meister zu End gangen ist. Wär er ganz beim Handwerk blieben und hätt sonst nix angefangen . . ."

„Tante Settchen," fällt Karl ihr ins Wort, „jetzert dem Vater keinen Vorwurf in den Tod nachrufen!"

„Ja!" sagt Willem, dem die Ansprache der Alten sehr ans Herz greift, „ja, laßt ihn ruhen!"

Dann nimmt er sein Dienstbuch in Empfang, hebt sein Schließkörbchen auf die Achsel und geht:

„Also adscheh beisammen! Und wenn ihr mal was bräuchtet, oder wenn ich euch mal irgendwie behilflich sein könnt, ich tu's euch gern!"

Als der Geselle gegangen ist, sagte Karl:

„Wenn jetzert die Märzen noch fort ist und der Jud den Rapp geholt hat, Tante, dann sind wir ganz allein!"

Tante Settchen schaut ins Krankenzimmer und sieht, daß Sophie eingeschlafen ist, die Taglöhnerin aber auch. Sie ruft sie leise an:

„Märzen ... Märzen ...!"

Sie schüttelt die Schlafende sachte; da fährt diese auf:

„Jeßgott, ich bin jo wirklich eingeschlofe!"

„Bscht, bscht, Märzen, daß das Mäde net wach wird! Kommt, steht jetzert auf und geht heim, 's ist Zeit!"

Die Frau steht auf. Immer noch schlaftrunken, reibt sie sich die Augen. Allmählich wird sie ganz munter und sagt dann, als sie begriffen hat, daß sie heimgehen soll:

„Ei, Tante Settchen, ich tät Euch ganz gern ablösen beim Wachen heunt Nacht!"

Sie möchte lieber dableiben; es ist besser, zu wachen und nicht im Bette zu liegen, als mit einem brutalen Säufer eine widerliche Ehegemeinschaft zu haben. Aber Tante Settchen lehnt ihr Anerbieten ab, und Karl zählt ihr das Lohngeld in die Hand.

„Märzen, da ist Euer Lohn von dere Woch; wir können jetzert keine Leut mehr beschäftigen!"

Da schaut die Frau den Burschen und seine Tante traurig an und sagt:

„Ach, lieber Gott, ihr zwei habt jetzert auch euer Last und euern Brast. Überall ist etwas, überall! Ach Gott, und ich mit meinem versoffenen Lump! Hätt der sich umgebracht statt euerm Vater!"

Nur ein Seufzen gibt ihr Antwort. Tante Settchen wühlt aus dem Kartoffelkorb unter dem feuchten Schalengeringel einige Kartoffeln heraus.

„Haltet mal Euern Schurz auf!" sagt sie und läßt die Knollen hineinfallen. „Da nehmt Euch die paar Kartoffeln mit, daß Eure Kinder was zum Nachtessen haben. Und das Geld versteckt Euch, sonst versäuft's der doch, wenn's in seine Händ fällt! So, g' Nacht, Märzen!"

Und dann sind sie allein, Karl und Tante Settchen.

Settchen, das durch sein Sprechen vom Feueranmachen abgekommen ist, schiebt nun ein Büschel Stroh in den Herd, darüber legt sie eine Hand voll dürren zasseligen Rebholzes, wie es im Frühjahr in den Wingerten geschnitten und in der waldarmen rheinhessischen Gegend zum Feueranzünden benutzt wird, und steckt das Ganze in Brand.

Da hören sie das Hoftor in den Angeln kreischen. Es geht jemand in den hinteren Hof. Am Küchenfenster taucht ein Kopf auf, des Juden grinsendes Gesicht. Er nickt und ruft Guten Abend. Ob der Karl nicht die Stallaterne anstecken wolle?

„Wenn du wüßt, Tante, was mir das leid tut," sagt Karl zur Tante, „daß ich jetzert den Gaul wieder fortführen seh!"

„Dadrüber mußt du jetzert hinaus sein!" erwidert ihm die Alte. „Geh jetzert schön und steck die Latern an. Nachher wollen wir noch viel zusammen plaudern, wenn die Sophie so weiter schläft wie aweil!"

Während Tante Settchen Kartoffeln zum Rösten in die Pfanne schüttet und Eier zum Backen zerschlägt, zündet der Bursche die Laterne an und geht dann hinaus zu dem Juden.

Der Lichtschein irrt über das Hofpflaster, huscht in die Ecken und Winkel, zuckt die Scheuerwand hinauf und verliert sich im Stall. Dort hängt von der Decke ein am Ende zu einem Haken umgebogener Draht herab. Karl henkelt die Laterne hinein; sie schaukelt hin und her. Da rußt der in einem Drahtgestelle befestigte, weitbauchige Zylinder ein wenig an.

Das Pferd hat schon gelegen. Als die Stalltür geöffnet wird, springt es mit einem Satze auf. Es wittert einen Fremden und bläst erregt durch die Nüstern. Karl beruhigt das Tier, das zu wiehern beginnt, und fragt den Juden:

„Habt Ihr eine Trens bei Euch? — So, dann geht hinauf und holt ihn Euch selber!"

Es ist boshaft, den Juden aufzufordern, sich den Gaul selbst zu holen. Der Rappe wird sich von einem Fremden nicht anbinden lassen. Karl weiß das, er wird aber an der Unbeholfenheit des Juden seine Freude haben.

Dieser geht den Pferdestand hinauf. Das Tier bläst noch wilder durch die Nüstern. Der Jude klopft ihm auf den Hals. Da geht das Tier vorn hoch, soweit es durch den Trensenriemen, mit dem es an die Krippe angebunden ist, nicht behindert ist. Der Jude drückt sich in die Ecke, um von den niederpraddelnden Hufen nicht zerschlagen zu werden.

„Na, Katzengold!" höhnt Karl, „ich tät mich schämen für einen Gäulsjud, noch keinen Gaul aus dem Stall holen zu können!"

Er wird dem Juden, dem stinkigen, der ihm den schönen Rappen wieder aus dem Stalle schafft, nicht helfen, mag der sich allein abquälen. Im Stalle wird das Tier sich die Trense nicht so leicht von einem Fremden abstribben lassen; es hat es ja kaum vom Vater oder vom Gesellen geduldet.

Der Jude macht wieder einen Versuch. Aber sobald er sich dem Pferde nur nähert, fängt es an, zu tänzeln und hochzugehen. Endlich gelingt es dem Händler, den Gaul an der Trense zu fassen. Er zerrt daran herum. Huppla, muß Karl zur Seite springen, denn der Rappe schmeißt nach hinten aus, rasch zweimal hintereinander. Beim zweitenmal schlagen die Hufe heftig wider die niedere Decke. Der weißgetünchte Lehmbewurf bröckelt ab und bestreut den Pferderücken. Die Laterne rasselt. Da packt den Burschen die lodernde Begeisterung der Schadenfreude.

„So ist's recht, Rappchen!" schreit er lachend, „nur nix gefallen lassen von dem Jud! Auf ihn, drauf, drauf!"

Tante Settchen hört in der Küche die Unruhe des Tieres und den Lärm ihres Neffen. Sie öffnet das Fenster und ruft:

„Karl, was ist denn los, Bub?"

„Ei, Tante, der Gaul läßt sich von dem Katzengold net angreifen, und das macht mir einen Mordsspaß!"

Dann höhnt er den Juden wieder:

„Gell, schlechte Judehändelchen könnt Ihr machen, aber ohne Stallknecht einen Gaul vom Stand herunterbringen, das könnt Ihr net!"

Da steht die Tante im Rahmen der Stalltür und fragt:

„Na, was geht denn da für sich oder net für sich?"

„Nu, wie heißt, was werd gehen für sich? Nix geht für sich! 's tut gehen überhaupt net. Der Rapp war gewesen von jeher ein scheu Tier, und der bös Bub will mir ihn jetzt machen noch ganz toll!"

Nun spricht Tante Settchen verweisend zu dem Jungen:

„Ist das die ganze Frucht von dem, was isch dir vordert gesagt hab, Karl?"

Da bricht wieder alles Ungezügelte, alles jugendliche Draufgängertum in dem Burschen los, und er knirscht mit trotziger Stimme:

„Ich gönn ihm den Gaul net, dem Dreckjud, dem stinkigen!"

„Nu," sagt der Jude, „die Familie Salzer aus Spelzem ist net dreckig und net stinkig, die Familie Salzer ist eine ehrbar Familie!"

Wütend über diese Worte, stürmt Karl auf den Mann zu, droht ihm mit der Faust und zischt seine Worte zwischen heißem Atem hindurch:

„Jüdchen, Jüdchen, nimm dich in acht, sonst kannst du mal was erfahren! Kann die ganz Familie etwas für dem Vater seine Schuld?"

„Nu, aber der Jud muß sich lassen schelten, wie's gefällt dem Christ, gelt, Jüngelchen: das war und bleibt so: ein schlechter Christ ist immer noch besser als ein guter Jud!"

„Karl, wenn du so bist, machst du mir keinen Spaß!" wirft Settchen dem Neffen vor. „Das ist doch jetzert mal net zu ändern. Sei dem Mann behilflich, stribb dem Gaul die Stalltrens ab und tu ihm dem Katzengold seine an. Geh fort, lieber Bub, allo!"

Mehr als die bittenden Worte selbst, macht der traurige Klang der Stimme den Burschen wieder weich. Er nimmt aus der Haferkiste einige Körner und reicht sie dem Tiere, dessen Augen feurig glänzen, dar, streichelt es und spricht ihm beruhigend zu. Dann stribbt er ihm die Trense ab und die andere an, heißt die Tante und den Juden aus dem Stalle gehen und führt dann seinen Rappen hinaus.

Draußen ruft er den Händler herbei und gibt ihm den Trensenriemen in die Hand, der Tante die Laterne, platscht dabei dem Gaule den Wanst und sagt ihm beständig liebe Worte. Wie er sieht, daß das Tier sich beruhigt hat, heißt er den Mann ein paarmal im Hofe herumgehen; er beobachtet dabei das Pferd. Das spitzt die Ohren, legt sie wieder, sieht sich auch hin und wieder nach Karl um. Dann sagt dieser:

„So ist's recht, mein Hans, so ist's recht, nur schön brav!"

Und der Jude meint nach einem Weilchen:

„Nu wird man das Tor können aufmachen! Läßt er sich reiten?"

„Auch das, wenn Ihr wollt, Katzengold! Aber erst will ich ihn noch ein Bischen in die Reih putzen, haltet mal still!"

Da will einer seinem Freunde einen letzten Liebesdienst tun und holt aus der Stallnische Striegel, Fett und Bürstchen, streicht dem Tier das glänzende Fell und schmiert auf die Hufe das gelbe Fett. Da wird die Maserung des Hornes schön deutlich und sieht aus wie Achat. Und bei der ganzen Arbeit bleibt Karl tief gebückt oder wendet wenigstens das Gesicht ab. Denn aus der Wehmut des Trennungsschmerzes tropfen ihm leise Tränen, die die anderen nicht sehen sollen; nicht einmal die Tante. Als die Arbeit beendet ist, sagt er:

„So, jetzert macht euch fort, ihr zwei!"

Der Bursche klopft dem Tiere noch einmal die Schenkel, wirft seine Arme stürmisch um den Pferdehals und trägt die Putzutensilien in den Stall zurück.

„Tante Settchen, mach du das Tor auf!"

Er will im Stalle bleiben, bis das Tier fort ist; er kann ihm nicht nachsehen. Nein, nein, das ist zu hart! Und so bleibt er im leeren Pferdestall, bis im Hofe wieder alles stille ist und Tante Settchen ihn ruft. Als sie in der Küche sind, glänzen keine Tränen mehr in seinen Augenwinkeln.

Tante Settchen deckt den Tisch zum Nachtessen. Sie holt zwei Teller von dem Brett herunter — Karl denkt mit Schmerz: sonst warens vier — nimmt aus der Schublade Gabeln und Messer und stellt das Geschirr auf den Tisch, dessen Platte Karl zuvor mit einem auf einen Stock aufgerollten Wachstuch bedeckt hat. Dann schöpft sie die größten Kartoffeln aus der auf dem Herde stehenden Pfanne und Eier und Salat aus einer Schüssel auf die Teller. Danach stellen sich die beiden Menschen hinter die Stühle, bekreuzen sich und beten, die gefalteten Hände auf den Stuhllehnen. Still und ohne Gespräch essen sie. Landleute sind das so gewohnt; man hat keine Zeit, beim Essen anderes zu tun als zu essen.

Nach dem Mahle sagt Karl:

„Tante Settchen, was ist's jetzert so still bei uns. Fast unheimlich still!"

„Nur keine Angst haben, lieber Bub, jetzert spül ich das Geschirr, da klapperts und rappelts!"

Beim Geschirrspülen sagt sie dann mit ihrer reifen, beruhigenden Stimme:

„Da setz dich mal neben mich, Bub. Ich hab dir noch verschiedenes zu sagen!"

(Fortsetzung folgt)

Eine neue Einheitsstenographie für Deutschland als „Schul- und Verkehrsschrift"

Von Landtagsstenograph Max Conradi-Berlin

Am 29. und 30. April d. Js. haben im preußischen Kultusministerium Verhandlungen eines aus dreiundzwanzig Mitgliedern bestehenden Sachverständigenausschusses stattgefunden, um an Stelle der miteinander streitenden Systeme eine Einheitsstenographie zu schaffen. Mit der Leitung der Verhandlungen hatte der Reichskanzler den Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Kultusministerium Klatt

betraut, der durch den Provinzialschulrat Professor Tiebe-Berlin unterstützt wurde. Nachstehender Antrag wurde angenommen:

„Die künftige deutsche Einheitsstenographie soll eine fest geregelte (Schul-) Verkehrsschrift besitzen und durch ihre Kürzungsfähigkeit als Redeschrift die Erreichung aller Kurzschriftzwecke ermöglichen."

Fürwahr, ein stolzes Programm! Die stenographisch-germanische Streitaxt soll begraben werden, die Kämpfe um die beste Stenographie, um ihre Einführung in die Schule sollen aufhören. Ob aber die Einheitsschrift überall empfohlen oder gar zur Einführung befohlen wird, das ist nach der ausdrücklichen Äußerung des Geheimrats Klatt noch eine offene Frage. Man will die neue Erfindung erst sehen, erst haben, bevor bindende Erklärungen für Preußen abgegeben werden.

Seit Jahrzehnten richtet jede Systemvertretung an die preußische Unterrichtsbehörde Anträge auf Einführung ihrer Schrift in die Schulen. Alle diese Anträge sind bisher abgewiesen worden. Infolgedessen werden Abgeordnetenhaus und Reichstag mit Bittschriften gequält, die Kurzschrift als eine „gemeinnützige Schrift" anzuerkennen und in Preußen auf Einführung in die Schulen zu bringen. Die Parlamente aber sagen, wie ein Richter, der begütigend einen Streit schlichten will: „Meine Herren, einigen Sie sich." — Daher soll jetzt ein neues Einheitssystem den erhabenen Zweck erfüllen, in Deutschland stenographische Ruhe zu schaffen. Aber gerade das Land, das die Ruhe schaffen kann, lehnt vorläufig jede bindende Erklärung ab, wie es denn bisher vermieden hat, sich für ein System zu entscheiden.

Aber wozu wurde dann eigentlich die Konferenz berufen? Antwort: Preußen tut den unermüdlich Schreienden ihren Willen, das Einigungswerk soll in Szene gesetzt werden, aber Preußen hat gar kein Interesse an seinem Zustandekommen, weil im Schulwesen viel wichtigere größere Aufgaben zur Lösung drängen, und um in dieser Komödie der Irrungen vorweg zu zeigen, wie übertrieben die Behauptung von dem „allgemeinen Nutzen" der Stenographie ist, bitte ich das nächstliegende Bild festzuhalten:

Reichstag und Abgeordnetenhaus haben zusammen, wenn man die Doppelmandate abrechnet, etwa siebenhundertfünfzig Mitglieder. Beide Häuser zusammen haben nach unserer Kenntnis noch nicht sieben Mitglieder, die ernstlich etwas von Stenographie verstehen, so wenig ist sie in die Kreise der Gebildeten eingedrungen: trotz siebzigjähriger heftigster Bemühungen, diese Schrift zu einem „Gemeingut der Gebildeten" zu machen, trotz aller Anstrengungen in Schulen, Vereinen, Versammlungen, in Werbeschriften, Zeitungsberichten, statistischen Nachrichten, behördlichen Geldunterstützungen, durch Stenographentage und Stiftungsfeste. Da man in zahlreichen Geschäften und Bureaus Diktatstenographen sieht, bekommt der Laie die Vorstellung, als ob Stenographie als Verkehrsschrift Verwendung fände; in Wahrheit ist diese Schrift trotz unglaublichster Zeitverschwendung durch Vereinsmeierei und Zeitschriftenkämpfe, trotz unentgelt-

licher Unterrichtskurse nur in Kreise gedrungen, die sich beruflich damit beschäftigen, und außerhalb der stenographischen Technikerkreise nur geringfügig verbreitet. Seit siebzig Jahren haben Tausende, in den letzten Jahrzehnten Hunderttausende angefangen Stenographie zu lernen, Zeit und Geld im Uebermaße dafür wegzuwerfen und trotz dieser siebzig Jahre eifriger Stenographie-Pflege sucht man brauchbare Stenographen mühselig, eifrig, zu Zeiten dringlich und fruchtlos mit der Laterne. Ja, diese Tatsache hat die Herren so wenig ernüchtert, daß sie noch heute an eine Stenographie als Verkehrsschrift glauben. —

* * *

An den Mißerfolgen waren die Schulen in ganz Deutschland, wenn auch nicht überall, gleichmäßig beteiligt. Die Schulen Preußens erteilten bisher verständigerweise nur wahlfreien Unterricht, die Herren der Konferenz wünschen aber, daß die Schüler nun pflichtig mit Stenographie gepeinigt werden, selbst wenn sie nicht die geringste Fähigkeit für Kurzschrift haben, und doch setzt sie, wie etwa das Klavierspiel, Begabung voraus. Wie zur musikalischen Betätigung Gehör und eine gewisse Fingerfertigkeit nötig sind, so erfordert die Kurzschrift ein gutes Auge, ein scharfes Gehör und eine geschickte Hand. Gerade die Handgeschicklichkeit fehlt so häufig; unzählige Menschen bekommen schon wegen dieses Mangels keine gute gewöhnliche Handschrift, wie viel weniger eine leserliche stenographische. Schon aus diesen tatsächlichen Ursachen kann die Kurzschrift in der Schule keine besonderen Triumphe feiern.

Immerhin, obgleich einer großen Zahl von Schülern die hinreichende Handgeschicklichkeit und der nötige Formensinn fehlen, um stenographische Zeichen sorgfältig, das heißt für das Wiederlesen sicher auszuführen, ist doch stets eine kleine Zahl Schüler vorhanden, die sehr wohl imstande sind, sich der Kurzschrift nebenbei mit Vergnügen zu widmen. Wir brauchen deshalb das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten und können den wahlfreien Stenographieunterricht gelten lassen. Aber wir müssen festhalten: nur Personen, die sich beruflich mit Schreibmaschine und Kurzschrift beschäftigen, Personen, die außerhalb der Schule mit Fleiß und Ausdauer sich jahrelang der Stenographie widmen, bringen es wirklich zu etwas. Auch hier sind die Tüchtigen wie in allen anderen Berufen wiederum nur vereinzelt. Wer kann Kurzschrift erheblich verwerten? nur Personen, die viel mit schriftlichen Arbeiten zu tun und das aus der Praxis erwachsene Bedürfnis haben, die Kurzschrift zu benutzen. Es handelt sich hier nur um eine kleine Gruppe von Leuten, die mit schriftlichen Arbeiten überhäuft sind, wie Rechtsanwälte, Großkaufleute und Leiter aller möglichen Institute. Aber diese schreiben doch überhaupt nicht selbst, sondern halten sich Berufsstenographen, Maschinenschreiber und sonst geeignete Personen für schriftliche Arbeiten. Berufsschriftsteller verwenden Kurzschrift ebenfalls ganz vereinzelt, weil sie immer erst in Langschrift umgeschrieben werden muß.

In den Kollegs saß gewiß mancher neben einem eifrig stenographierenden Zuhörer und beneidete ihn um seine ausführlichen Kollegshefte. In Wahrheit wird dieser Nutzen übertrieben und ist oft recht zweifelhaft. Die jungen Leute lernen erst allmählich das Wichtige vom Nebensächlichen unterscheiden, schreiben daher zu viel mit und zwar die Mittelmäßigen um so mehr, je weniger sie vom Inhalte des Professorenvortrags verstehen. Später aber sehen sie die stenographisch überfüllten Kollegshefte nicht mehr an, aus Scheu vor den Mühen des Wiederlesens. Sie lernen Bücher kennen, die viel mehr leisten und alles übersichtlicher bringen als die Kollegienhefte. Gegen die leicht leserliche Druckschrift muß sich doch die stenographische Handschrift verstecken, das fühlen die meisten und deshalb lassen sie die schönen Hefte auch ruhig in ihrem Versteck. Auf diese Weise kommen viele, die noch auf der Universität Gebrauch von der Kurzschrift machten, ganz unmerklich von ihrer weiteren Verwertung zurück.

Die massenhaft gesammelten Mitunterzeichner des Antrags auf Einführung der Stenographie in Schulen wissen gar nicht, welche nutzlose Last sie der Jugend aufbürden. Die Abgeordneten sind in dieser Frage, wie schon oben nachgewiesen, ohne das geringste Sachverständnis. Sie bilden sich ein, weil sie in den Parlamenten stenographieren sehen, das lasse sich in der Schule so nebenbei mit erlernen. Die Herren haben keine Vorstellung, daß es sich beim Stenographieren in den Parlamenten um eine Berufskunst handelt, die nicht jedermann zugänglich ist.

* * *

Das Unsinnige des Gedankens einer stenographischen Verkehrsschrift begreift jeder Laie, wenn er sich nur eine halbe Stunde von einem Bekannten die Buchstabenformen irgendeines Systems erklären läßt. Da wird er bald merken, wie eigenartig der Haarstrich, der Grundstrich, der Punkt, die gerade und die gebogene Linie ausgenutzt werden, um einen möglichst hohen Grad der Kürze zu erzielen, wie ähnliche Zeichen für verschiedene Bedeutungen groß, klein, dick, dünn, eng und weit voneinander geschrieben werden. Nun vergleiche man unsere einfachen, einzeln aneinander gereihten Buchstaben mit den schon erwähnten, durch alle möglichen feinen Unterscheidungen entstehenden stenographischen Zeichen und Wortbilder und man wird alsbald herausfinden, daß stenographische Schrift für den allgemeinen Verkehr viel zu unzuverlässig und viel zu schwer leserlich ist.

Machen wir uns einmal kurz einige Bedingungen der Leserlichkeit der Schrift klar. Bei Druckschrift wird die Leserlichkeit erschwert durch die Gleichförmigkeit der Buchstaben. Die Stadt Berlin hatte vor Jahren auf ihren Straßennamenschildern nur große Buchstaben verwandt. Ein Wort wie KURFÜRSTEN-STRASSE war sehr schlecht leserlich. Als dieser Fehler erkannt wurde, schrieb man „Kurfürsten-Strasse“ und sofort ergab sich gute Leserlichkeit. Die Abwechselung zwischen kurzen und langen Zeichen, das heißt die Vermehrung der Erkennungsmerkmale verdeutlichte die Schrift.

Für die Lesbarkeit der Handschrift kommt noch etwas anderes hinzu. Woher lesen wir eine in ihren Schriftzügen verzerrte Handschrift dennoch mit Geläufigkeit? Wir entziffern eine bekannte Handschrift leicht, weil wir die Züge kennen, und wir lesen selbst unbekannte Handschriften, weil uns die Sprache unterstützt. Wir kennen die Worte, wir entziffern den Zusammenhang. Viel schwerer wird es uns die Handschrift einer fremden Sprache zu lesen, wenn wir sie nicht so beherrschen wie die Muttersprache; hier beginnt schon die Entzifferung durch Vergleichung der Schriftzüge untereinander. Ungewöhnlich verzerrte Handschriften werden nur von einzelnen an die Züge gewöhnten Personen entziffert. Einzelne Setzer in Druckereien erlangen eine besondere Fähigkeit, unleserliche Handschriften gelehrter Herren ins Leben zu rufen. Hier hört aber selbst für den Setzer die mechanische Arbeit auf, er muß versuchen in das Verständnis des Zusammenhanges einzudringen.

Worin besteht die Unleserlichkeit? Die Schriftzüge haben die Mannigfaltigkeit der Merkmale verloren, sie gehen unkenntlich ineinander über.

Übertragen wir diesen Gedankengang auf die Kurzschrift. Sie enthält schon durch die Feinheit und Geringfügigkeit ihrer Zeichenunterschiede sehr viel weniger Stützpunkte für die Lesbarkeit als die Langschrift. Gleiche Zeichen groß und klein, stark und schwach bedeuten ganz verschiedenes, die Zeichen selbst sind schon die allereinfachsten, weil die äußerste Kürze der Züge erstrebt wird. Hier ist also zur Überwindung sehr vermehrter Schwierigkeiten die Aufbietung besonderer Fähigkeiten, besonderen Fleißes und vielfältiger Mühen erforderlich. — Wie kann eine solche Schrift jemals eine Verkehrsschrift werden?

Allerdings, die höhere stenographische Technik, die Redezeichenkunst weiß dieser Schwierigkeiten der Farblosigkeit durch ein sehr wertvolles Mittel Herr zu werden, nämlich durch besondere Kürzungen, die Sigel. Diese müssen, wenn sie zuverlässig sein sollen, möglichst scharf erkennbar gewählt werden. Die erkennungsleichten Sigel machen eine Kurzschrift erst wahrhaft nutzbar sowohl für den Berufstechniker wie für den Privatgebrauch. Der Redezeichner, der Kammerstenograph muß über einen großen Vorrat feststehender Sigel verfügen und gleichzeitig die Fähigkeit erwerben für jedes neue Gebiet, das seine Kräfte beansprucht, während des Nachschreibens, d. h. augenblicklich neue Kürzungen zu erfinden. Das macht den Berufsstenographen zum Künstler.

Freilich, wenn man Zeitschriften wie die „Stenographische Praxis" liest, ersieht man, daß selbst etatmäßige Praktiker in sessionsfreier Zeit zu ganz untergeordneten Bibliotheksarbeiten verurteilt sind.

Unter Redezeichnern, die beruflich nach demselben System arbeiten, herrschen feststehende Kürzungen, damit sie gegenseitig ihre Schrift im Interesse des amtlichen Dienstes lesen können. Einfacher liegen die Dinge für den Außenstehenden, der eine Kurzschrift in seinem Beruf als Berichterstatter, als Rechtsanwalt, als Gelehrter verwertet. Er kann sie sich nach seinen Sonderbedürfnissen zurechtmachen, sie soll nur für ihn allein lesbar sein, und daher braucht es für

ihn ganz und gar keine Einheitsstenographie zu geben, er kommt mit jeder Kurzschrift aus, die er zufällig gelernt oder wohl gar für seine Zwecke selbst erfunden hat.

Farblose Schulschrift hat einen Nachteil, der für den Allgemeingebrauch noch ganz besonders hinderlich ins Gewicht fiele, das ist der Mangel der leichten Übersichtlichkeit. Eine Seite stenographischer Schulschrift ist so farblos, so gleichförmig wegen der Massenhaftigkeit der Schriftzüge auf kleinem Raum, daß nur ein sehr geübtes Auge eine gesuchte Stelle schnell wiederfindet, aber selbst dieses Auge kann ich an mein Schriftstück in wichtigen Fällen, wo ich eindringlich wirken will, nie so fesseln wie an einen Schriftsatz in klarer, unzweifelhafter Buchstabenlangschrift. — Einen ernsten Brief, eine weittragende Mitteilung, eine notwendige schriftliche Anregung werde ich, wenn sie wirksam sein, wenn sie besondere Aufmerksamkeit erregen soll, niemals in stenographischer Schrift, sondern stets in den klaren ausführlichen Zügen der Buchstabenschrift schreiben. Deshalb sage ich: es fehlen der Kurzschrift alle wertvollen Eigenschaften ein Gemeingut, eine Verkehrsschrift zu werden.

Bedenkt man, welche Mißverständnisse schon heute mit Briefen in Buchstabenschrift hervorgerufen werden, welche Unzahl von Irrtümern schon entstehen durch oberflächliches Lesen von Druck- und Handschriften und vergegenwärtigt man sich die mannigfaltigen Schriftpeinlichkeiten, die nun gar bei Benutzung einer Kurzschrift von der größten Bedeutung und viel schlimmer sind als unsere buchstabenschriftlichen Undeutlichkeiten, so kann man nur mit Schrecken an die Torheit der Einführung einer Kurzschrift in den Schreibverkehr denken. Nur der einzelne, der Kurzschrift zu seinem Sonderberuf macht, kann sie mit all ihren Feinheiten, Schwächen und Mängeln sich so aneignen, als Werkzeug so beherrschen, daß sie für ihn zuverlässig und sicher lesbar ist. Das große Publikum aber mit seinen leichten und schweren Händen, mit seinen kurzsichtigen und weitsichtigen Augen, mit seinen stumpfen und gleichgültigen, nervösen und unruhigen Temperamenten ist weder imstande diese feinen und kleinen Zeichen zu schreiben noch gar mit dem Wiederlesen einer solchen Zeichenkunst sich abzuquälen. Daher wiederhole ich: Unzuverlässig und viel zu schwer leserlich ist die Kurzschrift für den allgemeinen Gebrauch.

Und nun gar im schriftlichen Geschäftsverkehr, wo es sich um Geldfragen handelt, kann eine Kurzschrift mit ihren geringfügigen Zeichenunterschieden und unzähligen Verwechslungsmöglichkeiten gegen die klare, leicht leserliche Langschrift mit ihren aneinandergereihten Buchstaben niemals aufkommen. Legen nicht unsere Kaufleute trotz dieses großen Vorzuges der zweifelfreien Buchstabenschrift doch großen Wert darauf, Leute in ihren Geschäften zu haben, die eine recht schöne Handschrift schreiben? Selbst unsere Ziffern werden im öffentlichen Verkehr für unzuverlässig erachtet und bei Geldbenennungen in Buchstaben wiederholt, weil die einzelne Ziffer je nach ihrer Stellung eine Bedeutung hat und Irrtum oder Fälschung leicht möglich ist. Jede stenographische Schrift aber ist

durch unmerkliche Korrekturen aufs leichteste abänderungsfähig, sie würde im Geschäftsleben zu den gröblichsten Unredlichkeiten naheliegenden Anlaß bieten, Mißverständnissen jeglichen Vorschub leisten, das Prozessieren vermehren und so für den Kaufmann wie im allgemeinen schriftlichen Verkehr eine Quelle unerträglicher Geschäftsschwierigkeiten anstatt der vorgespiegelten Erleichterungen werden. Die Kurzschrift kann daher im Geschäftsleben für Handel und Gewerbe immer nur Diktatschrift bleiben, die in Buchstabenschrift übertragen werden muß. Auch die Versuche nach stenographischem Manuskript zu setzen, haben sich nicht bewährt. In zahlreichen Geschäften spielt die Schreibmaschine eine viel größere Rolle als die Stenographie. Man kann behaupten, das wahre natürliche Schreibhilfsmittel der Zukunft ist die Schreibmaschine.

Handschrift und Maschinenschrift treten in Wettbewerb aber nicht Langschrift und Kurzschrift. Neuerdings tritt mit der Kurzschrift das Grammophon als Sprechmaschine in Konkurrenz und scheint sich in großen Betrieben rasch einzubürgern. Diese Maschine ersetzt den Diktatstenographen; also selbst die stenographische Diktatpraxis, ein Beruf, der heute Tausende beschäftigt, wird bereits durch die Maschine eingeschränkt und in dem Maße abgelöst, wie die Maschinen vervollkommnet und billiger werden. Der Maschinenschreiber bringt die vollgesprochenen Walzen auf seinen Apparat, hört den Inhalt Satz für Satz ab und bringt ihn dabei gleich mittels Schreibmaschine zu Papier.

Was wollen nun die Stenographieeiferer? Sie wollen den Verkehr, der seit neuester Zeit gefördert und erleichtert wird durch Maschinenschrift, belasten, belästigen, verundeutlichen, erschweren durch Stenographie und zwar indem sie behaupten, die Stenographie sei ein dringendes Bedürfnis; sie ist aber nicht nur kein Bedürfnis, sondern es fehlen ihr auch alle Eigenschaften ein solches zu werden!

Die Forderung einer Einheitsstenographie ist gestellt, weil die verschiedenen Stenographieschulen sich streiten. Wer sind denn die Streiter? Es sind abgesehen von den Führern die Zeitschriften, die Vereins- und Vergnügungsstenographisten. Eine Einigung oder Einheitsschrift ist weder nützlich noch notwendig. Im Gegenteil, gerade der Streit der Systeme hat im letzten Jahrzehnt ihre Leistungen für die Parlamente gehoben.

Nur ein Teil der Konferenzteilnehmer hat wirklichen, tieferen Einblick in die Bedingungen, die eine Redezeichenkunst erfüllen muß. Der Streit mit Herren, die niemals im Parlamentskampf als Stenographen gestanden haben, ist völlig fruchtlos. Die bloße Tatsache, daß die ersehnte Einheitsstenographie zweien Herren soll dienen können, macht ihre Erfindbarkeit zu einem unerreichbaren Ideal.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Operndichtung

Der Waldschratt. Ein Spiel in drei Aufzügen von **Eberhard König.** Musik von **Hans Sommer.** (Dichtung und Klavierauszug in Kommission bei Leede, Leipzig.) Eine Dichtung gedankenreich und tief, getragen von einer höchsten sittlichen Idee, zugleich erfüllt von dem Waldesduft echter Märchenromantik, hat uns Eberhard König in einem seiner jüngsten Werke „Der Waldschratt" beschert. Einige Märchengläubigkeit freilich müssen wir mitbringen, wenn wir in das Reich der zu Kobolden und Elfen personifizierten Elementargewalten eintreten wollen, dann aber macht der Dichter es uns leicht an seine Gestalten zu glauben. Was der Dichtung zugrunde liegt, ist die alte, auch der christlichen Mystik geläufige Vorstellung der sich nach Seele sehnenden unbeseelten Natur, die darum zum Menschen verlangt, daß er ihr Erlösung bringe (vgl. Röm. 8, 18 ff.), die auch in der Nöck- und Undinensage anklingt und unter den modernen Dichtern von Hugo Euler in seinem „Erdolf Rübezahl" benutzt worden ist, mit dem man am ehesten die Waldschrattdichtung Königs zusammenhalten könnte. Aber während dort das Symbolische und Spekulative überwiegt, kommt hier im „Waldschratt" ein ethisches Moment voll zur Entwicklung. Aus dem Boden der Philosophie Schopenhauers und Richard Wagners erwachsen, wird das Stück zu einer ergreifenden Tragödie des aus Erkenntnis geflossenen Mitleids, das verkörpert wird in erster Linie durch drei ideale Menschen, den Magister, Kälthe, den totkranken kleinen Konrad, und das schließlich auch im Schratt den Sieg davonträgt über die unter dem Druck der Verfolgung und Verachtung seitens der Menschen bei ihm notwendig zum Ausbruch kommenden Leidenschaft. Der unbezwingbaren Sehnsucht seines Herzens folgend, hat er trotz der eindringlichen Warnung der Elfen vom Menschenbrot gegessen, das er in der dem schlafenden Magister entwendeten Botanisiertrommel fand:

Was im Menschen stark und fein
Alles, alles wird nun mein!
Glück und Tränen,
Gram und Sehnen,
Schönheitschauen,
Todesgrauen:
Alles, alles wird nun mein,

so jauchzt er selig auf und wird — „hüben, drüben heimatlos". — Wie das der Dichter zur Entwicklung bringt, indem er ausführt, wie die drei Menschen und auch der Schratt schließlich im Kampf mit der Wirklichkeit des Lebens und dessen Brutalität unterliegen, das ist von erschütternder Wirkung, zumal im Schratt trotz aller Not seine Überzeugung: „Menschenschönheit ist wahr", Recht behält und in ihm unmittelbar vor seinem Tode angesichts des um ihn sterbenden kleinen Konrads seine sittliche Erhebung vollendet:

Schrättlein, was warst du reich:
Er hatt' dich lieb!
Nun ist er tot
Schrättlein, nun sieh, was von der Welt dir blieb,
Und dann — und dann — nach einem Jenseitbilde
Die nagende, wilde,
Sehnende Not.

Fürwahr, heiß steigt es einem dabei in die Augen, und ich gestehe offen, daß mich kaum eine neuere Dichtung so tief ergriffen hat wie dieser „Waldschratt" mit seiner sehnsuchtsvollen Märchenstimmung und herben Tragik. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf die Einzelheiten der schönen Dichtung einzugehen, aber eine Probe der wundervollen Poesie möge noch hier folgen, die Warnung der Elfen vor dem Zauber, der im heiligen Brote ruhe:

Auf der Frucht des Feldes ruht
Segen über allen Segen:
Was im Menschen stark und gut —
Stiller Treue Hände regen,
Liebesmacht und Schaffensmut,
Hoffenskraft bei Wetterschlägen,
Menschenloses Auf und Ab,
Tag und Nacht, Geburt und Grab,
Menschenwonne, Menschennot —
Alles hängt am Menschenbrot.

In der Stunde dämmergrau,
Da die Erde feucht von Tau,
Bräutlich atmet, im Verlangen
Zu empfangen,
Und der Mensch in Gottes Namen
Ihr vertraut den goldnen Samen —
Dann, ja dann
Hebt der starke Zauber an.

Wenn die Jungen und die Alten,
Um den Tisch die Hände falten,
Wenn das heil'ge Brot sie brechen,
Herr und Knechte gläubig sprechen:
„Segne, was du uns gegeben,
Herr, du über Tod und Leben" —
Dann, o dann
Ist der Zauber ganz getan.

Waldschratt: Selig folg ich seinem Bann.
Sollst erlösen, sollst mich heben
Ach, zu Menschenwert hinan!
Elfen: Ach, der Zauber ist zu groß,
Hüben — drüben: Heimatlos!

Die äußere Form des Stückes ist insofern neu, als gesprochene Partien mit melodramatischen und Gesangsszenen abwechseln, je nach dem Inhalt. König selbst hat in der Wiener Zeitschrift „Der Merker" (1910, 16. Heft) sich über die Berechtigung derselben ausgelassen. — Die edle, ausdrucksvolle Musik zu der edlen Dichtung stammt von dem greisen Braunschweiger Meister mit dem von jugendreinstem Idealismus erfüllten Herzen, von Hans Sommer, dem letzten Romantiker. Möchte den beiden, die sich so gut verstehen — König lieferte dem Tonmeister die Dichtungen „Riquet mit dem Schopf", „Rübezahl und der Sackpfeifer von Neiße" — die Freude beschieden sein, daß ihr gemeinsames, kerndeutsches Werk auf den deutschen Bühnen festen Fuß fasse.

Dr. H. Seeliger-Landeshut

Kulturgeschichte

Japanische Totenopfer. Auf der ganzen Erde ist seit urältesten Zeiten der Glaube verbreitet an eine ihrem Licht entrückte Welt, an ein „Land ohne Heimkehr", wo alles so ist wie hier, nur dunkel oder in fahle Dämmerung getaucht. Und die Toten bleiben, wie und was sie auf Erden waren, sie „leben", nur eben wie „Tote", umschweben ihre Grabstätten und Wohnungen, besuchen ihre zurückgelassenen Lieben — und der Kaiser bleibt der Kaiser, und der Feldherr der Feldherr. Und, sagen die Japaner, auch die alten „toten" Soldaten „leben", und wenn der Sohn des Himmels wieder zu den Waffen ruft, werden ihre geisterhaften Leiber aus dem Totenreiche steigen, „den Kaiser, den Kaiser zu schützen". —

Im „Nihongi", dem zweitältesten (geschichtlichen) Buche der japanischen Literatur, von 720, lesen wir zum Jahre 2 vor Christi: „Jamato-hiko-no-Mikoto, des Kaisers" — Suinin, ang. 29 vor bis 70 nach Christi — „jüngerer Bruder, starb. Jamato-hiko wurde begraben.... Darauf wurde seine persönliche Dienerschaft versammelt, und alle wurden lebendig aufrecht innerhalb der Umhegung des Grabhügels begraben. Mehrere Tage lang starben sie nicht, sondern weinten und wehklagten Tag und Nacht. Zuletzt starben und verwesten sie. Hunde und Krähen suchten nach ihnen und fraßen sie. Der Kaiser hörte ihr Weinen und Wehklagen, betrübte sich in seinem Herzen, befahl seine hohen Beamten zu sich und sagte: „Es ist ein hartes Ding, diejenigen, die einen im Leben geliebt haben, zu zwingen, ihm in den Tod zu folgen. Obwohl es eine alte Sitte ist, warum sie befolgen, wenn sie schlecht ist? Beratet euch, wie man dieser Nachfolge in den Tod von jetzt ab Einhalt tun kann!" Fünf Jahre später starb die Kaiserin. Der Kaiser versammelte seine Minister und sagte: „Wir haben bereits anerkannt, daß der Brauch der Todesnachfolge nicht gut ist. Was soll nun bei diesem Begräbnis geschehen?" Da trat Nomi-no-Sukune vor und sagte: „Es ist nicht gut, Menschen lebendig auf dem Grabhügel einer fürstlichen Persönlichkeit zu begraben. Wie darf solch eine Sitte auf die Nachwelt gebracht werden? Ich bitte einen Ersatz vorschlagen zu dürfen, den ich Ew. Majestät anheimstellen will." Er läßt Töpfer kommen und Tonfiguren von Menschen, Pferden usw. formen, „die in Zukunft als Ersatz für lebende Menschen dienen und auf dem Grabhügel aufgestellt werden sollen." — Diese sogenannten „Tsuchiningyo: Tonbildnisse" haben sich vereinzelt erhalten und sind als unschätzbare Seltenheiten ins Museum gekommen, ins Britische und ins Uenomuseum

in Tokyo. Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt einige Nachbildungen.

Also, bereits um Christi Geburt ist nach dem „Nihongi" jener animistische grauenvolle Gebrauch abgeschafft worden; und wir hätten keinen Grund, daran zu zweifeln, wenn man 1. für jene Zeit überhaupt schon von japanischer „Geschichte" reden könnte, und wenn 2. nicht die chinesischen (und koreanischen) Annalen wären. Die Wei-Annalen berichten nun aus dem Jahre 247: „Zu dieser Zeit starb die [japanische] Königin Himeko" (übrigens höchstwahrscheinlich das Urbild der sagenberühmten Kaiserin Jingo Kogo, der angeblichen Eroberin Koreas, 200), „ein großer Hügel wurde über ihr errichtet, und mehr als hundert ihrer männlichen und weiblichen Dienerschaft folgten ihr in den Tod." Ob freiwillig oder gezwungen, durch Selbstmord oder Getötetwerden, wird nicht gesagt, sicher ist aber: Totenopfer im eigentlichen Sinne wurden in Japan noch um die Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts dargebracht, und dasselbe „Nihongi", das von ihrer angeblichen Abschaffung um Christi Geburt spricht, bringt aus dem Jahre 646, im hellen Lichte der Geschichte, einen Erlaß des Kaisers Kotoku (645 bis 654), in dem es heißt: „Gelegentlich des Ablebens von Menschen haben sich Fälle ereignet, daß ihnen nahestehende Personen sich selbst oder andere erdrosselten, um ihnen in den Tod zu folgen, oder das Pferd des Verblichenen dem Tode weihten . . . oder sich das Haar abschnitten oder die Daumen verstümmelten und dabei den Toten priesen. Mit all' solchen alten Gebräuchen soll völlig aufgehört werden." Aber ungefähr siebenhundert Jahre später kam die Sitte auf, dem Lehnsherrn durch Harakiri in den Tod zu folgen, und Siebold behauptet, die Totenopfer in jenem ältesten Sinne hätten sich bis zu Taikos, das ist Hideyoshis, Zeiten, bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts erhalten. Jedenfalls begingen damals noch fünf Vasallen eines jung verstorbenen Sohnes Tokugawa Yeyasus Harakiri, und wohl im Zusammenhang mit diesem Vorkommnis in seiner Familie schärfte Yeyasu 1615 den Samurai aufs neue nachdrücklichst das Verbot ein, sich auf dem Grabe ihres Herrn zu töten oder zu verstümmeln: „Obgleich es zweifellos eine uralte Sitte ist, daß ein Vasall seinem Herrn in den Tod folgt, hat dieser Brauch doch keine Berechtigung. . . . Diese Bräuche werden strengstens untersagt. . . . Wer dies Verbot mißachtet, ist das gerade Gegenteil eines treuen Dieners. Seine Nachkommen werden durch die Einziehung seiner Besitztümer zur Armut herabsinken, als Warnung für diejenigen, die den Gesetzen ungehorsam sind." Trotz alledem und alledem verübten sieben- und dreißig Jahre später, beim Tode Yemitsus, des dritten Tokugawa-Shoguns, zwei ausdrücklich mit Namen genannte Daimyos „Junschi": Das Sterben mit dem Herrn, und erst 1664 machte Yeyasus Urenkel Jetsuna mit jenem Verbote Ernst: Die Ländereien des Übertreters wurden eingezogen, zwei seiner Söhne hingerichtet und die übrigen Familienmitglieder verbannt. Das berühmte Harakiri der „Siebenundvierzig Ronin" von 1703 gehört nicht hierher, aber noch im japanischen Schicksalsjahre 1868 ereignete sich ein Fall von Selbstmord am Grabe des Herrn, Lafcadio Hearn spricht von einzelnen Fällen sogar noch in der eben hinter uns liegenden Meji-Ära, und den letzten haben wir im September 1912 „schaudernd selbst erlebt".

In diesen Zusammenhängen muß die Tat Nogis betrachtet werden: ewiger Kriegsruhm umstrahlt ihn auch in den Augen der Europäer, aber vielleicht noch unvergänglicher, noch leuchtender ist für seine Landsleute die Gloriole, die er sich durch seine Selbstopferung ums Haupt gezogen hat: im Leben wie im Tode „ein treuer Diener seines Herrn"!

Die moderne Regierung mißbilligt den Selbstmord ausdrücklich in dem amtlichen Lehrbuch des Moralunterrichts. Ein Dr. Yamakawa wandte sich gegen die „Ethik des Selbstmordes", sah sich aber von der stürmisch erregten öffentlichen Meinung gezwungen, sein Universitätsamt niederzulegen. Endlich soll dem japanischen Reichstag neuerdings ein Antrag zugegangen sein, das Harakiri wieder offiziell zuzulassen!

Dr. Max Büsing-Friedenau

Reichsspiegel

(vom 24. bis 30. September)

Botschafterwechsel

Wenn die Erörterungen über den mutmaßlichen Nachfolger des leider von uns gegangenen Freiherrn Marschall von Bieberstein einen so breiten Raum in der Tagespresse einnehmen, so sind daran nicht allein die zum Teil übertriebenen Erwartungen und Hoffnungen schuld, die sich seinerzeit an die Ernennung dieses Staatsmannes auf den Posten eines Londoner Botschafters knüpften. Vielmehr ist es die Bedeutung, die die öffentliche Meinung dem Posten selbst für die weitere Entwicklung der deutschen auswärtigen Politik zumißt.

Seit es feststeht, daß England uns gegenüber eine Politik übt, die stark an jene erinnert, die Albion während des achtzehnten Jahrhunderts gegen Frankreich in so glücklicher Weise verfolgte, gilt London als die Zentrale, von der aus die für Deutschland wichtigsten Fäden der Weltpolitik gesponnen werden. Kann die Tatsache an sich zugegeben werden, so darf es auch nicht Wunder nehmen, wenn sich um unsere Stellung zu England zwei Parteien gebildet haben, deren eine die Erhaltung des Friedens um jeden Preis fordert, deren andere einer Entscheidung durch das Schwert lieber heute als morgen zustrebt. Was wäre da natürlicher, als wenn beide Parteien danach trachten, solche Kandidaten auf den freigewordenen Platz zu bringen, die den eigenen Auffassungen von den Aufgaben der deutschen Politik am besten zu entsprechen scheinen. Das alles beweist aber doch noch nicht, daß nun London auch der wichtigste diplomatische Posten wäre, den Deutschland zurzeit zu besetzen hätte.

An die zu wählende Persönlichkeit werden Ansprüche gestellt, die sich schwer in Einklang bringen lassen: die Friedensucher sehen sich nach einer gewandten, mit unerschütterlicher Ruhe ausgerüsteten weisen Persönlichkeit um; jene, die zum Bruch treiben, legen größeren Wert auf schneidiges Auftreten und Rücksichtslosigkeit im Fordern. Daneben melden sich auch die kleineren Interessenpolitiker mit ihren Kandidaten. Von ziemlich einseitigen Gesichtspunkten ausgehend, machen sie die ihnen genehmen Persönlichkeiten namhaft. So entsteht ein munteres Rätselraten, das unter der Tarnkappe des sachlichen Interesses eigentlich nur dem Sensationsbedürfnis gerecht wird, da es Gelegenheit zur Aufrollung alles möglichen persönlichen Klatsches gibt. Leider nimmt nicht nur das ungebildete Publikum und das mit den tatsächlichen inneren Verhältnissen Deutschlands wenig vertraute Ausland diesen Unfug viel zu ernst.

Selbstverständlich ist auch der Ruf nach einem Kaufmann wieder lebendig geworden. Ich möchte dazu nur an ein Wort Marschalls erinnern, das dieser einmal nicht eben höflich nach Deutschland zurückrief, als ihm vorgeworfen wurde,

er nähme in Konstantinopel die Handelsinteressen dieser oder jener Firma nicht genügend wahr. „Ich bin," ließ er durch die Presse sagen, „Vertreter Seiner Majestät des Kaisers und des Deutschen Reiches und nicht Handlungsreisender für irgendein Geschäft!" Und doch wird dieser Mann heute von der gesamten im Orient tätigen Handelswelt hoch geehrt! Wie kommt es? Weil er stets das allgemeine Interesse über das des einzelnen gehoben hat und weil er sich durch die Interessen eines großen Handelsherrn nicht hat einschüchtern lassen, die Interessen von hundert kleinen gleichzeitig wahrzunehmen. Ich vermag es mir nicht vorzustellen, daß ein Kaufmann, der sein ganzes Leben hindurch nur egoistische Zwecke verfolgen muß, dessen politisches Handeln im wesentlichen darin bestanden hat, Tag für Tag von Geschäft zu Geschäft zu eilen, das ihm persönlichen Nutzen bringen soll, daß ein Kaufmann befähigt sein sollte, im Augenblick der Ernennung zum Botschafter alles in sich zu überwinden, was ihn bis dahin leitete: ein Kaufmann wird nur in seltenen Fällen in der Lage sein, die Gesamtinteressen eines Volkes, die sich nun einmal nicht in Mark und Groschen darstellen lassen, nach anderen als nach geschäftlichen Gesichtspunkten zu erkennen. Ein Bankier wird in London leicht verleitet sein, die Interessen des Großkapitals, ein Schiffahrtsdirektor die der Schiffahrt, ein Eisenindustrieller die der Eisenindustrie ganz besonders zu bevorzugen und ohne es selbst zu wollen, alle anderen Interessen diesem einen Gesichtspunkte, der ihm besonders geläufig ist, unterzuordnen. Und täte er es nicht, so würde er in Kürze alle seine Freundschaften und persönlichen Beziehungen daheim einbüßen, wie es einst Herrn Möller als Handelsminister gegangen ist. Dann aber schwebte er in der Luft, da es doch nur ganz wenige Kaufleute geben mag, die gleichzeitig auch die für einen Botschafterposten notwendigen Beziehungen zur internationalen Diplomatie haben. Da taucht zwischen meinen Tintenfässern die Figur des Geheimen Legationsrats Helfferich, Direktors der Deutschen Bank auf, dieses Professors der Staatswissenschaften; Organisator des Reichskolonialamts, Diplomat, Direktor der Anatolischen Eisenbahnen, Beherrscher aller Valutafragen und wohl auch gründlicher Kenner des Weltverkehrs, ist er heute wohl Kaufmann, aber seine Vorbildung genoß er doch in solchen Kreisen, in denen der Blick stets auf das Ganze gerichtet bleibt. Aber Etikette und Herkommen sprechen gegen ihn und im übrigen hat der Glückliche erst im letzten Jahre das Schwabenalter erreicht.

Wenden wir uns den Namen der von der Presse aufgestellten Kandidaten zu, so muß zunächst hervorgehoben werden, daß es als wahrscheinlich gelten darf, daß der Posten sehr schnell neu besetzt werden wird, also ein längeres Interregnum nicht beabsichtigt ist. Damit wird denn auch die Kandidatur des Geheimen Legationsrats Freiherrn von Stumm, gegenwärtig Direktor der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts, als Geschäftsträger hinfällig. Zweifellos ist Herr von Stumm einer der tüchtigsten Diplomaten aus seiner Generation. Aber auch er hat das für einen Botschafter übliche Alter noch nicht erreicht. Übrigens würde auch für ein längeres Interregnum der gegenwärtige amtierende erste Sekretär der Londoner Botschaft, von Kühlmann, durchaus der Aufgabe gewachsen sein, da brennende Fragen, die eine sofortige Bearbeitung in London selbst erheischten und infolgedessen von dem Botschaftsrat allein nicht bewältigt werden könnten, nicht vorliegen. Wir verhandeln mit England gegenwärtig über

keinerlei Einzelfragen, die eine zeitweilige Verstärkung des Personals bei der Botschaft in London notwendig machen. Schon die Tatsache, daß Herr von Marschall einen langen Urlaub antreten konnte, beweist, daß dem so ist. Aber schließlich gebietet es die Höflichkeit, den Posten eines Botschafters nicht gar zu lange unbesetzt zu halten.

Doch wie steht es mit den anderen Kandidaten?

Für den Fernstehenden einigermaßen ernsthaft sieht die Kandidatur des Grafen Bernstorff, derzeitigen Botschafter in Washington aus. Es scheint fast, als seien es die Freunde aus Handel und Industrie, die sich den Grafen wünschen, weil er ein unseren Exporteuren sehr sympathisches Wesen zeigt und stets geneigt ist, in Handelssachen das gerade an ihn herantretende einzelne Geschäft zu berücksichtigen. Dazu kommt noch, daß er als ein Mann von guten Beziehungen zur englischen Gesellschaft gilt. Gegen seine Kandidatur spricht aber der Umstand, daß Graf Bernstorff bei der nordamerikanischen Regierung recht gut eingeführt ist und in Washington Fragen zu bearbeiten hat, die seinen Fähigkeiten liegen. In London müßte er sich vollständig neu einarbeiten. Seine Versetzung würde also zur Folge haben, daß auf zwei im Augenblick gleich bedeutsamen Posten je ein mit den Spezialfragen nicht vertrauter Botschafter stände. So erscheint denn die Kandidatur Bernstorff nicht wahrscheinlich.

Dann sind eine Reihe von Außenseitern genannt worden: Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz, wahrscheinlich weil man glaubt, einen Orient-Spezialisten in London haben zu müssen; Freiherr von Rechenberg, der sich einst als Gouverneur von Ostafrika bemerkbar machte. Zu den Außenseitern darf man wohl auch Herrn von Kiderlen rechnen, wenn auch in einem erweiterten Sinne. Er wird nicht von seinen Freunden, wohl aber von seinen Gegnern auf jeden Botschafterposten gewünscht, und so soll der Glaube erweckt werden, als läge sein Ehrgeiz tatsächlich in dieser Richtung. Sicher wird Herr von Kiderlen auf jeden Posten gehen, auf den ihn der Monarch entsendet; aber gegen die Londoner Kandidatur in diesem Augenblick spricht doch ein wichtiges Moment: für die auswärtige Politik verantwortlich ist zwar Herr von Bethmann, aber dessen „Techniker" ist der Berufsdiplomat Kiderlen. Der Name des Herrn von Kiderlen bedeutet gewissermaßen ein System, das nur der Techniker und Künstler handhaben kann, der es sich selbst zurechtlegte. Die Berufung Kiderlens auf einen Botschafterposten müßte natürlicherweise eine Änderung des Systems zur Folge haben, selbst wenn die beste Absicht bestände, es weiter zu führen. Da aber die Stellung eines Botschafters abhängig ist von den in der Wilhelmstraße gegebenen Weisungen, so wäre es nicht undenkbar, daß Herr von Kiderlen als Botschafter womöglich gezwungen sein würde, Dinge auszuführen, die er gegenwärtig als Leiter der Zentrale als falsch oder unzweckmäßig oder inopportun ablehnt. Ich kann mir nicht denken, daß ein Charakter von der starken Prägung Kiderlens solch einen Wechsel tragen würde, ohne Konzessionen durchzusetzen, die schon deshalb kaum gefordert und gewährt werden könnten, weil sie mit der historisch begründeten Stellung der kaiserlichen Botschafter kaum in Einklang zu bringen wären.

Ein deutscher Botschafter ist zwar formell der Vertreter des Deutschen Reiches, und als solcher dem Reichskanzler unterstellt, tatsächlich aber lediglich der Mann des persönlichen Vertrauens des deutschen Kaisers, in dessen Person sich

die Gesamtinteressen des Reichs und der Nation an der auswärtigen Politik verkörpern. Ein deutscher Botschafter ist das, was den ethymologischen Inhalt seines Titels bildet: der Bote des Kaisers, der Vertreter der kaiserlichen Ansichten, also in das Deutsch der Reichsverfassung übertragen: das ausführende Organ der Politik, die in der Zentrale, im Auswärtigen Amt zu Berlin, getrieben wird. Auch ein deutscher Botschafter in London hat keine persönliche Politik zu treiben, auch er handelt lediglich im Auftrage des Kaisers beziehungsweise des nach außen hin verantwortlichen Reichskanzlers, was praktisch seine Abhängigkeit vom Auswärtigen Amt, bzw. dessen Staatssekretär bedeutet. Wenn von London aus gegen Deutschland konspiriert wird, so ist es zur Feststellung der Tatsache ebenso wichtig, rechtzeitig in Erfahrung zu bringen, in welcher Richtung die Fäden gesponnen werden, wie von wem sie gesponnen werden. Das „von wem" ist in London leicht zu ermitteln, das „wohin" wird eher in Rom, Kopenhagen, Madrid, Paris, Petersburg, Wien und Konstantinopel zu erfahren möglich sein. Überdies erhält ein Botschafter alle ihn besonders angehenden Nachrichten nicht etwa direkt von den anderen diplomatischen Posten, sondern erst auf dem Umwege über das Auswärtige Amt, dessen Leiter es durchaus in der Hand hat, zu bestimmen, was dem Botschafter mitgeteilt werden soll, was nicht. Diese tatsächlichen Verhältnisse geben den Rahmen für den Aktionsradius eines deutschen Botschafters, und aus ihnen kann man folgern, in welcher Richtung der Kaiser und seine verantwortlichen Ratgeber Ausschau nach dem neuen Manne halten, nicht aus der Stimmung, die gerade hier und dort über England herrscht.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Aus den angedeuteten Gründen dürfte denn auch die Perſönlichkeit des ſchließlich ernannten Mannes kaum in erſter Linie dafür bezeichnend ſein, welche Stimmung in Deutſchland Einfluß auf die auswärtige Politik gewonnen hat. Wir ſind gewiß nicht indiskret, wenn wir angeben, daß unſere Politik nicht darauf ausgeht, den „Frieden um jeden Preis“ zu erhalten, aber ebenſo wenig zum kriegeriſchen Austrag drängt. Der Mann des Kaiſerlichen Vertrauens dürfte ſomit eine beſonnene, mit den Abſichten des Auswärtigen Amts vertraute Perſönlichkeit werden, deren Tätigkeit im übrigen den Wunſch zur Schau tragen mag, mit den engliſchen Staatsmännern in ein allen Teilen erfreuliches Vertrauensverhältnis zu gelangen.

G. Cleinow

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Deutſchland und die Balkankriſe

Die eben abflauende Kriſe auf dem Balkan hat bei allen Staaten des Kontinents die Frage in den Vordergrund gerückt, welche Intereſſen ſie auf dem Balkan und an Balkandingen haben, um danach ihre Haltung im gegebenen Augenblick einzurichten. Die Vorfrage ging naturgemäß auch durch die deutſchen Blätter und wie es ſcheint, herrſcht in ihr erfreuliche Übereinſtimmung: Deutſchland hat die vielſeitigſten wirtſchaftlichen und politiſchen Intereſſen zu wahren!

Solche Harmonie in der Beantwortung der allgemeinen Frage ſchließt leider tiefgehende Meinungsverſchiedenheiten über die Aufgabe des heutigen Tages nicht aus. Die Preſtigepolitiker raſſeln gewaltig mit dem Säbel und fordern, Deutſchland ſolle für die Erhaltung der Türkei eintreten, die ernſthaft nationalen Kulturpolitiker weiſen mit Recht auf die Gefahr hin, die dem Deutſchtum ganz allgemein durch die kräftige Entwicklung der Südſlawen droht, die Real- oder Wirtſchaftspolitiker aber wollen im weſentlichen nur die Intereſſen des Kapitals, das iſt die des Handels und der Induſtrie gelten laſſen. In Wirklichkeit laufen die Forderungen aller drei Gruppen neben- und durcheinander und die hier und da laut werdenden praktiſchen Vorſchläge verraten eigentlich nur, welche Gruppe über die beſten Informationen verfügt: die Mittel zur Wahrung unſerer Intereſſen laſſen ſich nun einmal nicht allein nach Gefühlsmomenten finden; für praktiſche Entſchlüſſe iſt die Summe aller Faktoren, ſind die Zeiterforderniſſe maßgebend und — Kenntnis des nützlichen und wirklich erreichbaren. So groß z. B. die Gefahr des Emporſtrebens der Slawen für die Germanen iſt, ſo ſcheidet die Tatſache an ſich praktiſch vollſtändig aus der auswärtigen Politik aus, nachdem es doch in erſter Linie Fürſten von deutſchem Geiſt und Geblüt geweſen ſind, die die ſtaatlichen Organiſationen der Slawen ſeit Jahrhunderten ſchufen: Rußland, Rumänien, Bulgarien verdanken ihre politiſche Organiſation deutſchen Fürſtenhäuſern (Holſtein-Gottorp, Hohenzollern, Koburg), Tſchechen, Polen, Kroaten ihren kulturellen Aufſchwung deutſchen Gelehrten und

Lehrern auf allen Gebieten. Das Erwachen der Slawen ist zum guten Teil unser, der Deutschen, Werk,"— wir werden sie durch keine siegreichen Kriege, durch keinerlei politische Unterdrückung von weiterer Machtentfaltung zurückhalten, wenn wir selbst nicht rassenmäßig, das will sagen: zahlenmäßig, geistig und wirtschaftlich so stark werden, daß neben uns keine andere Gewalt aufkommen kann. Diesem Ziele zuzustreben, kann nicht in erster Linie Aufgabe der auswärtigen Politik sein, das wäre eine Aufgabe der inneren. Die Leiter der auswärtigen Politik sind gezwungen, mit den vorhandenen, gegebenen Faktoren zu rechnen, die Leiter der inneren haben die Aufgabe, diese Faktoren im Sinne unserer Stärkung zu vermehren, solange es dafür noch Zeit und Mittel gibt.

Scheidet somit der deutsch-slawische Gegensatz als Kampf zweier Kulturen für die praktische Politik Deutschlands auf dem Balkan im Augenblick aus, so wird unsere politische Tatenfreude obendrein gezügelt durch die geographische Lage Deutschlands zu den Balkanstaaten. Alles, was uns noch als Spielraum übrig bleibt, ist gewissermaßen geistiger Natur, beruht fast ausschließlich auf der Gesundheit der Nation daheim, auf der Güte ihrer staatlichen und sozialen Organisationen und findet seinen Ausdruck in der folgerichtigen, stetigen Entfaltung unserer Welthandelspolitik. Politischen Einfluß haben wir in der Türkei nur in diesem Sinne zu suchen und deshalb auch zu keiner Zeit unter anderen Gesichtspunkten gesucht, als etwa in Petersburg oder Washington. Die deutsche Politik ging niemals auf Gebietserwerbungen in der Türkei aus, wie etwa die englische, russische und österreichisch-ungarische, sei es nun zu kolonisatorischen oder zu strategischen Zwecken. Auch nicht zu Bismarcks Zeiten. Ein Blick auf die Karte der alten Welt erklärt die Gründe solcher Zurückhaltung zur Genüge. Darum sind die Mittel deutscher „Eroberungs"-Politik Geist und Kapital, nicht das Schwert.

Blieben nun aber wirklich handelspolitische Gesichtspunkte für unsere Beziehungen zu den Balkanstaaten allein übrig, dann ergab sich die im akuten Falle notwendig einzunehmende Haltung der deutschen Diplomatie von selbst: harmonisches Zusammenwirken mit allen übrigen am Balkan interessierten Mächten, insonderheit mit denen, deren Interessen ebenso liegen, wie die unsrigen.

Zum mindesten gleichwertig mit den unsrigen sind die Interessen Frankreichs, das ebenso wie wir namhafte Kapitalien in der Türkei investiert hat. Ein kulturell und wirtschaftlich aufstrebendes Osmanenreich ist Abnehmer deutscher und französischer Waren, Anlagemarkt für deutsches und französisches Kapital, Betätigungsgebiet für französische und deutsche Geistesarbeit. An den Pforten dieses Reiches rütteln die kleinen Balkanstaaten, die sich auf Kosten der Türkei bereichern wollen. Wie Frankreich diesem Unterfangen gegenübersteht, zeigt am klarsten seine Weigerung, Bulgarien Geld zum Kriegführen zu leihen. Man darf also annehmen, daß in den maßgebenden Kreisen Frankreichs die Interessen an der türkischen Frage zum mindesten ebenso aufgefaßt werden wie

bei uns. Was läge da näher, als daß die deutsche und französische Diplomatie sich einander zunächst über die nächsten Schritte verständigt hätten, die der jüngsten Lage gegenüber einzuschlagen waren.

Nicht ganz so einfach liegt die Frage bei unseren Bundesgenossen Österreich und Italien. Vor allen Dingen für Österreich-Ungarn können sich infolge eines Balkankrieges Möglichkeiten zum Handeln ergeben, die dem kurzsichtigen, vom Tag lebenden Politiker günstiger erscheinen als es tatsächlich der Fall wäre. So ließe sich womöglich der Fehler wieder gut machen, der seinerzeit durch die Räumung des Sandschak begangen wurde; auch der Einfluß Italiens in Albanien, der übrigens vorwiegend auf dessen Handelsbeziehungen beruht, ließe sich vielleicht zurückdrängen; aber doch nur vorübergehend, denn der Handel sucht sich seine Wege nicht gern unter der Führung des Bajonetts. Das wären Eintagserfolge, die durchaus nicht im Verhältnis zu der Einbuße ständen, die Österreich-Ungarn durch die alsdann auch unvermeidliche territoriale Ausdehnung Serbiens und Bulgariens erleiden müßte. So darf denn auch in Zukunft vom Ballhausplatz her eine Haltung erwartet werden, die zunächst darauf ausgeht, den Ausbruch eines Balkankrieges zu verhindern und, wenn solches Bemühen einmal erfolglos bleiben sollte, einen Friedensschluß zu bewirken, der am status quo auf dem Balkan nichts ändert.

Italien ist in ähnlicher Lage, wenn es auch im gegenwärtigen Augenblick aus der Notlage der Türkei den meisten Nutzen zu ziehen vermöchte. Eine Schmälerung des türkischen Besitzstandes auf dem Kontinent durch die kleinen Balkanstaaten und Österreich-Ungarn in diesem Augenblick hieße für Italien entweder auf seinen Einfluß in Albanien verzichten oder seine eben eingeleitete Eroberung in Nordafrika preisgeben. Es läßt sich von hier aus nicht übersehen, ob es nicht gerade diese Erwägung ist, die die englische Diplomatie veranlaßt hat, das Feuer auf dem Balkan neu anzufachen, nachdem Italien auf den Beitritt zu einem englisch-französischen Mittelmeerbund verzichtete. Aber die Wahrscheinlichkeit liegt vor, nachdem es für die Engländer festzustehen scheint, daß die einzig empfindliche Stelle des Dreibundes dort unten an der Adria zu finden sei. Die Feststellung, die des früheren russischen Ministerpräsidenten Stolypin Bruder in der gewiß nicht deutschfreundlichen Nowoje Wremja macht, daß nämlich der Angelpunkt der englischen Politik in der Feindschaft Albions gegen Deutschland zu suchen sei, verstärkt die Wahrscheinlichkeit erheblich. Wir können um so eher den Finger auf die Wunde legen, als diese, längst in Heilung begriffen, in kurzem vernarbt sein dürfte. Weder Italien noch Österreich-Ungarn denken daran, um der verhältnismäßig geringfügigen Rivalitäten in Albanien willen die Vorteile preiszugeben, die jedem von ihnen der Dreibund bietet. Denn nicht in erster Linie gegen die Türkei richtet sich der Anschlag der Gegner, sondern gegen den Dreibund, der es Italien ermöglichte, seine natürlichen Aufgaben in Nordafrika trotz England und Frankreich durchzuführen, der es Österreich-Ungarn trotz Rußlands passivem Widerstande gestattet, seine

inneren und äußeren Schwierigkeiten mit Gleichmut zu tragen und allmählich zu überwinden.

Angesichts der Haltung Frankreichs und der Dreibundmächte erklärt es sich, wenn in deutschen unterrichteten Kreisen auch von Rußland behauptet wird, daß dies einem Kriege auf dem Balkan, der nicht eine Schwächung des Dreibundes bedeutete, kein Interesse entgegenbringt, und es soll mich gar nicht wundern, wenn Herr Ssasonow schon in den nächsten Tagen den Ansichten zustimmt, die Herr von Kiderlen am Mittwoch einem Politiker gegenüber geäußert hat. Somit darf bei den zumeist interessierten Großmächten, also wohl bei Frankreich und den Dreibundmächten, die Neigung ins politische Rechenexempel eingesetzt werden, die Türkei gegen jeden sich aus einem Balkankriege möglicherweise ergebenden Gebietsverlust auch fernerhin schützen zu wollen; die „neue Erwerbsgemeinschaft", wie die Kölnische Zeitung treffend die Balkangegner der Türkei nannte, führte umsonst Krieg, verdiente nichts aus ihrem Unternehmen. Angesichts solcher Tatsachen dürfte eine gewisse Beruhigung auf dem Balkan um so eher zu erwarten sein, je energischer die Hohe Pforte sich der Durchführung jener Reformen in Albanien und Mazedonien zuwendet, die sie erst kürzlich von neuem versprochen hat.

Der geneigte Leser wird aus obigen Ausführungen unschwer erkennen, daß ich den eigenartigen Ernst der internationalen Lage auf dem Balkan in ihrer Bedeutung für Deutschland durchaus zu würdigen weiß; er wird mir auch zugeben, daß es kein Würfelspiel war, dem wir in der abgelaufenen Woche zusahen, sondern eine grimmige Schachpartie, in der zwei ebenbürtige Gegner schon Ritter und Königinnen gegeneinander einsetzten. Zug um Zug ward gezogen: Bagdadbahn, Persien, Marokko, Tripolis, Schiffsgeschwader von der Nordküste ins Mittelmeer, Armeekorps an der russischen Südwestgrenze, allgemeine Mobilmachung auf dem Balkan; dazwischen wirkten Minister- und Diplomatengespräche wie Geplänkel unter den Bauern. Presse und Börse waren die Zuschauer. Wer aber hätte es erlebt, daß ein Schachspieler je versucht, die Partie durch den Faustschlag aufs Brett zur Entscheidung zu bringen?! Und doch wird es im politischen Schachspiel immer und immer wieder gefordert! Wem wäre denn ein Faustschlag von unserer Seite zugute gekommen? Doch nur jenen Gegnern, die seit zehn und mehr Jahren darauf ausgehen, uns Schwierigkeiten zu bereiten und den Dreibund zu zerbrechen, dessen Vorhandensein es jedem der drei Bundesgenossen ermöglicht hat, die durch die geographische Lage bedingten Hindernisse in dem Maße zu überwinden, wie es geschehen! Die Partie ist einstweilen zu unseren Gunsten entschieden, rüsten wir für die nächste!

Um so eigenartiger muß es berühren, wenn sich immer noch Stimmen finden, die aus dem Dreibund heraus gegen Dreibundmächte aufbegehren, wie es z. B. von Zeit zu Zeit in Wien, aber auch in Norddeutschland geschieht. Solche Stimmen finden bei uns besonders im nationalen Lager Widerhall, weil sie berechtigter nationaler Besorgnis entspringen. In keinem Gebiet sonst

auf der Welt hat der Nationalitätenkampf solche Schärfe erreicht, wie auf dem, das die Dreibundstaaten in Mitteleuropa bedecken. Was Wunder, wenn gerade die Vorkämpfer des Deutschtums aus ihren Erfahrungen des Alltags heraus glauben das nationale Prinzip in den Vordergrund rücken zu müssen, wo doch reine Machtfragen der Wirtschaft zum Austrag kommen. Es handelt sich in den nächsten Jahren nicht darum, ob der Sandschak von Slawen oder Türken beherrscht wird. Schon jetzt herrschen dort Slawen und werden es auch tun, wenn der Doppeladler einmal seine Fittiche über ihn breiten sollte. Die Frage ging und geht um ein System, dem die Dreibundmächte ihre Weltmachtstellung zu einem bedeutenden Teile verdanken. Und wenn das Attentat dagegen abgewendet werden konnte, so war dies möglich, weil letzten Endes doch reale Interessen, wie solche gegenwärtig Frankreich die Politik diktieren und nicht ehrgeizige Rivalitäten den Ausschlag geben. Die jüngste Krise hat sich friedlich gelöst. Wenn die einmal zusammengeführten Reiche nun auch in Zukunft fest zusammenstehen und den Kampf um nationale Kultur lediglich der inneren Politik als Aufgabe überlassen, dann dürfen wir hoffen, daß allmählich auch der Balkan aufhören wird, Sprengkammer der europäischen Politik zu sein.

G. Cl.

Sprüche

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Ewiges Sein und ewiges Werden?
Eitle Philosophenlist!
Suche nur tätig zu sein auf Erden,
dann wirst du ewig, du bist!

* * *

Wir alle sind weit entfernt,
das Leben völlig zu leben;
man muß sich zufrieden geben,
daß man es kennen lernt.

Luther und Jeſuit

Von Eugen Fiſcher-Berlin

Wie ein Götze, von dem noch einige Reſte ſtehen geblieben ſind, ſo wird Luthers Bild vollends vor uns abgetragen. Der es tut, iſt ein Profeſſor in Innsbruck, Mitglied der Geſellſchaft Jeſu, namens Hartmann Griſar.*)

Ich habe im Kampf um Menſchenliebe eine Wahrheit entdeckt, die ich ſo ausſpreche: Verſtehen heißt mitſchuldig ſein. Jeder Gedanke iſt eine Tat; jedes Nachdenken iſt ein wenn auch in Herz und Hirn zurückgehaltenes Nachtun; Sündloſigkeit iſt ein leeres Wort und auch Jeſus konnte keinem verzeihen, ohne zuvor mit ihm zu ſündigen.

Der Jeſuit, der ſich jahrelang mit Luther beſchäftigte, hat ſich alſo jahrelang zu ſeinem Mitſchuldigen gemacht. Daß er damit auch allen, die Luther lieben, zum Freunde geworden iſt, war mein erſtes Gefühl. Dann überlegte ich mir, wie er dieſe Gedanken, durch die er Tag für Tag lutheriſch wurde, in ſeinen Betrachtungen vor Gott verantwortet haben mag. Nachdem ich das Buch geleſen, weiß ich es. Er hat nur die Anſätze der Geiſtesbewegung Luthers mitgemacht, genau ſoweit, als die ſogenannten ſündigen Anwandlungen auch im Kloſter alltäglich und anerkannt ſind. An dieſer Grenze angekommen, floh er entſetzt die Wege zurück, während Luther weiter geſchritten iſt, in ein Land hinein, wo ihm kein Mönch folgen wird, ohne ſich vor dem Richterſtuhl der Kirche zum Empörer zu machen.

Deshalb fühlen wir bei Griſar den Herzſchlag Luthers nicht. Wir vermiſſen ſogar Empfindungen, die in der kirchenfreien Luft allmählich überall gediehen ſind; den geiſtigen Beſtand, der ſich in Goethe zuſammenfaßt. Es iſt erſtaunlich, wie man den Ausfall dieſes Beſitzes ſpürt. Bei Griſar fällt er wirklich aus und ſeine Sprache macht deshalb auf uns weltlich Gebildete ganz erſchreckend den Eindruck der hilflos exerzierenden Armut. Weltlich iſt ja Goethe und nicht kirchlich, das iſt wahr. Von ihm geführt glauben wir aber doch tiefer zu ſein und finden auf dieſen Wegen auch Luther.

---

*) Luther von Hartmann Griſar. Drei Bände. Erſchienen I. und II. Band, III. Band erſcheint demnächſt. Freiburg i. Br., Herderſche Verlagshandlung.

Doch Beichtzettelscherze sind die Sünden nicht, die der Jesuit mitmacht, darstellt und flieht. Sie sind schwer genug, um alle Vertreter der öffentlichen Sittlichkeit in unruhiges Aufmerken zu versetzen. Das scheint mir der Erfolg dieses Buches zu sein, zu zeigen, daß Luther für die protestantische Kirche ebenso unerträglich ist, wie für die katholische. Luthers Last ist der protestantischen Forschung der letzten Jahrzehnte an manchem Kreuzweg zu schwer geworden und man ließ ihn stehen, um eine erleichterte, ihm ähnliche Gestalt weiter zu tragen. Die Summe dieser Erleichterungen ist erschreckend und es ist begreiflich, daß kein Protestant den Antrieb empfand, sie so energisch zusammenzunehmen, wie dieser Gegner.

Das schönste Schmuckstück in den Augen der gläubigen Lutherbetrachtung war von jeher die Geschichte seiner Bekehrung. Es ist so gut wie abgetan. Die Findung der Bibel, dieser Geschichte Einleitung, ist längst zur Sage gemacht. Das große Buch stand ihm nicht nur an der Universität zur Verfügung, sondern wurde ihm auch beim Eintritt ins Kloster in rotem Leder überreicht, mit der Mahnung, er möge fleißig darin lesen. Auch die Gnade Gottes war nicht vergessen. Wenn sie selbst, — wie Grisar zugibt — in der theologischen Schullehre jener Zeit nicht mehr lebendig genug durchklang, so schmeichelte sie sich doch und stürmte mächtig in den Gebeten und Gesängen der Kirche in die Herzen, und überwältigte Sinne und Verstand durch der Pfeiler Himmelshöhe, durch Halbdunkel, Weihrauch, Lichter und den Gotteskuß am Hohen Tisch. Und auch die Tugenden waren nicht tot. Zwar zog eine Welle der Lebenslust durch die Länder, die den Geist der Kirche zurückdrängte und ihre Vertreter zu Zwittern aus Entsagung und Genuß machte, damit auch den kirchlichen Handlungen die Fratze des Betruges aufdrückend. Aber das waren doch alles nur Abweichungen vom unangetasteten Tugendideal, das gepredigt und geglaubt wurde, als Unterströmung wirkte und, wenn auch zitternd, das gute Gewissen des menschlichen Lebensbaues noch trug. Das war nicht viel anders, als wenn heute die Gedächtniskirche ihre schwache Hand über den Westen Berlins hält und wie eine Selbstverspottung der Gesellschaft wirkt. Dennoch klammert sich diese mit ihrem schwachen Gewissen an die Kirche und läßt sich dort auch zu Pflichterfüllung treiben, die nicht wirkungslos ist. Aus der Reformationszeit kennen wir ähnlich wie bei uns die schreiendsten Gegensätze am besten; wir denken beim Stuhl Petri an der Borgia Lust, davor dem Teufel graust, und beurteilen nach solchen Bildern leicht die Allgemeinheit. Die Kirche trieb aber unbestreitbar auch damals Bewegungen der strengsten Selbstzucht und aufopfernder sozialer Arbeit, insbesondere im Mönchtum, aus ihrer Kraft hervor. Diese Leistungen waren nicht anders, als die man bei uns mit diesen Ehrennamen auszeichnet und wenn sie Luther Teufelswerk nannte, so haben sich seine Nachfolger dem Recht des katholischen Widerspruchs auf Grund ihrer eigenen Pflichtbegriffe nicht entziehen können. — Doch das Schmuckstück bröckelt weiter. Die Bekehrung wird überhanpt nicht mehr anerkannt. Man sagt sich, daß Luther von einem solchen Erlebnis nicht erst Jahrzehnte später, sondern in den Jahren des Ereignisses selbst hätte Kunde geben müssen. Diese

fehlt. Er spricht viel von seinen Ängsten und deren Wegnahme, aber nie von der plötzlichen Erleuchtung durch ein Bibelwort. Noch ein Jahr vor dem Thesenanschlag hielt er eine sehr ausführliche Vorlesung über den Römerbrief mit lauter persönlichen Bekenntnissen; seit auch hier die Erwartungen, Hinweise zu finden, enttäuscht sind, haben die protestantischen Forscher den alten Bekehrungshergang vollends preisgegeben und ließen sich das Zugeständnis abnötigen, daß Luther ein unsicherer Gewährsmann für seine Lebensgeschichte sei. So bleiben anscheinend wenigstens die Ängste und deren Lösung und damit doch der echte Kern der Bekehrung. Doch auch hier ist der protestantischen Forschung die Kraft gewichen. Den Rahmen der Nöte bilden die übermenschlichen Anstrengungen Luthers und die Unerfahrenheit seiner Seelsorger. Nun läßt sich aber mit der Elle nicht beweisen, daß Luther mehr tat, als andere und beweisen läßt sich, daß seine Beichtväter wohlwollende Männer waren, die ihm die Lehre von der göttlichen Nachsicht vor Augen stellten. In Anerkennung dieses Sachverhaltes kam es dann zu dem schmachvollen Rückzug auf protestantischer Seite, daß Luthers Anfechtungen für die bedauernswerten Zustände eines Kranken erklärt werden. Weil er körperlich krank war, krankte sein Geist; weil er Arterienkrämpfe hatte, bildete er sich die düsteren Vorstellungen vom göttlichen Zorn aus und wenn die Krämpfe sich lösten, fühlte er sich in der Gnade. Hausrats hochgehaltene Lutherbeschreibung stellt seine Geschichte auf diese Grundlage; sie wurde von keiner Verehrung in Stücke gerissen, sondern stillschweigend oder mit Zurückhaltung gebilligt und heute kann der katholische Gegner mit diesen Angstzuständen nach Belieben Ball spielen, bald in wohlwollendem Mitleid, bald in Grauen vor dem Teufel, den er stückweise in Luther zeigt. Er fühlt sehr deutlich, daß damit der Held des Protestantismus verraten ist und hat die Bahn für eine Entwicklungsgeschichte aus frommem Übereifer, falschem Glauben, ungenügender Bildung, berechnendem Ehrgeiz, verstiegenem Trotz, wütender Selbstbehauptung bei Luther frei. Besonders im Punkte der Bildung haben protestantische Forscher wieder beschämt die Segel gestrichen. Sie lassen sich überreden, daß Luther zur Änderung seines Urteils über die Scholastik gekommen wäre, wenn er den heiligen Thomas aus wirklichem Studium gekannt hätte. Es ist kein Wunder, daß Grisar auch von dieser Anerkenntnis den freiesten Gebrauch macht. Seine fachmännische Gespreiztheit gegenüber dem berühmten Dilettanten wirkt zwar ergötzlich, aber den Schein der Gelehrsamkeit hat er für sich. Der Glaube an Luthers göttliche Sendung ist zwar weder durch katholische noch protestantische Gelehrte zu töten; aber, das läßt sich ersehen, die evangelische Kirche kennt diesen seinen Gott nicht. Der ihrige war damals keineswegs unbekannt und hätte keines neuen Propheten bedurft. Darum wissen ihre Vertreter mit den Bekenntnissen Luthers von seinen Wandlungen nichts Bestimmtes anzufangen und müssen sich das von den Katholiken bestätigen lassen.

Grisar braucht aber nur weiter zu greifen, so findet er nicht nur ein Schmuckstück im Staube, sondern im Herzen Luthers die Wunde von den eigenen Freunden.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schon Melanchthon hat ihm die Wahrheit seiner Wahrheiten nicht geglaubt und ist zu den Gegnern zurückgekehrt. Dasselbe hat auch Albrecht Ritschl getan und weder ein Konservativer noch ein Liberaler darf predigen, was Luthers Hauptlehre gewesen ist. Luther hat den freien Willen geleugnet. Alle Deutungsversuche, die das bestreiten möchten, sind gescheitert. Er hat ihn geleugnet von der Betätigung höchster Gottesliebe bis zur Vollbringung der einfachsten körperlichen Handlungen. Wenigstens fand er keinen Punkt, an dem er die Freiheit einstellen konnte, und er entzog sich denn auch nicht der letzten Folgerung, daß es mit der Vorstellung körperloser Geistigkeit wohl überhaupt nichts sei.*) Über diese letzten Gänge seines Gedankens mag sich streiten lassen; Grisar braucht auch nicht so weit zu gehen. Denn sicher ist, daß Luther Gott für den Täter aller Sünden und die höllische Verdammnis für unausweichlich erklärt hat, und daß er sagte, sündigen sei recht getan und die Bereitschaft zur Hölle sei der Hauptbeweis für die Frömmigkeit.**) Es ist selbstverständlich, daß Luther bei solchen Sätzen nicht mehr an den Gott im Jenseits denkt, sondern an die allwirkende Weltkraft, vor der es nur Tatsachen, keine Schulden gibt. Diese Kraft war wohl Luthers Gott und dieser Glaube das Treibende in allem Protestantismus, aber die protestantische Kirche wurde auf dem Boden des Katholizismus gegründet. Kein überraschenderer Beweis dafür, als die Übereinstimmung zwischen Erasmus und dem Begründer der heutigen liberalen kirchlichen Theologie des Protestantismus. Was in Erasmus' Schrift „De libero arbitrio", der Kampfschrift gegen Luther, steht, das ist der ganze Ritschl. Die protestantischen Theologen gingen von Anfang an mit Scheu um diese Bekenntnisse Luthers herum und es ist einigermaßen gelungen, sie als verunglückt und durch die Fragestellung eines Augenblicks gegeben hinzustellen. Aber Grisar brauchte nur die Tatsachen zu lassen, wie sie sind, um der protestantischen Kirche einen Luther vorzuhalten, der in das Lager ihrer materialistischen Gegner gehört. Pflicht und Verantwortung vor Autoritäten, die über das Natürliche hinausgehen, sind selbst gefallen. Grisar hat auch nicht gezögert, diese Lehre als

*) In der Abendmahlsschrift: „Daß diese Worte noch feststehen", usw. Für die genauere Begründung muß ich auf meine im nächsten Jahr erscheinende Darstellung Luthers verweisen.

**) Karl Jentsch hat in der Neuen Rundschau über Grisars Luther geschrieben (Juli 1912). Ihm erscheinen diese Lehren Luthers unglücklich und die katholischen milder. Aber sie sind entweder alles, oder Luther ist nichts. — Allen seinen sonstigen Ausführungen trete ich bei. Grisars Arbeit nennt er sehr mit Recht zweitausend Seiten gelehrter Dissertationen, die doch kein echtes Bild geben; er erinnert daran, daß Grisar einseitig auswählt, weil er mit dem unzweifelhaft Schönen in Luthers Worten nichts anzufangen weiß; er verbittet sich im Namen Luthers mit Recht, daß man ein Jahrzehnt lang Scholastiker studieren solle, ehe man von Gott spreche; er stellt Luthers Werk weltgeschichtlich in das richtige Licht, indem er sagt, daß ein Reformversuch innerhalb der Kirche niedergeschlagen worden wäre. Er fühlt endlich auch sehr mit Recht, daß Grisars Luther für die Konservativen unter den Protestanten annehmbar ist. Unrecht gebe ich seiner Schlußwendung, die Grisars Ruhe lobt. In dieser Ruhe liegt ebensoviel Gift, als in Denifles Zornausbrüchen.

das Durchgehende und eigentlich Neue in allen lutherischen Gedankenbildungen erkennen zu lassen. Es ist nicht zu leugnen, daß er damit recht hat.

Der Lehre entsprach bei Luther das Leben. Was Grisar für den Wahrheitsbeweis an diesem Punkte irgend einsetzen konnte, das hat er eingesetzt. Denn damit geht es erst vollends an den Wert der Persönlichkeit. Über den Sinn undeutlicher oder die Tragweite verunglückter Lehren wird sich immer streiten lassen. Das übrige Verhalten erst muß sie ihres gefährlichen Charakters entkleiden oder ihn erhärten. Grisar fügt Ring für Ring eine Kette, die Luther erdrosseln soll.

Das Schlimmste ist in seinen Augen die Heirat. Sollten nun nicht hier endlich Luthers gleichfalls verheiratete Nachfolger in der Lage sein, seine Tat zu der ihrigen zu machen? Man sollte es glauben, und es fehlt auch nicht am Preis des protestantischen Pfarrhauses. Aber Grisar fängt sie mit dem Witz des Simplizissimus. Der protestantische Pfarrer heiratet, wie er sagt, aus sittlicher Pflicht, nicht aus sinnlicher Lust, und wirkt durch diesen Gegensatz lächerlich. Es blieb nicht aus, daß auch Luthers Ehe ausschließlich nach der Pflichtseite bearbeitet wurde, und seine Worte scheinen das Recht dazu zu geben. Er wollte ja dem Teufel, ehe er stürbe, noch ein Spiel anrichten und sollte es auch nur eine verlobte Josephsehe sein, weil er es nicht wagte, ohne die gottgewollte Ergänzung durch ein Weib zum jüngsten Gericht zu kommen*). Aber wenn man seine sämtlichen Erwägungen über die Verbindung mit einem Weib übersieht, so findet man ausschließlich den Gedanken des Naturtriebes und in einer Deutlichkeit, die fromme Ohren in die Flucht treibt. Sein Pflichtgesetz ist die Lust. Das stimmt, denn Gott, das weiß er, wohnt in den Körpern. Wer meldet denn sonst seine vollzogene Trauung mit den Worten: Um Warnungen durch meine Freunde auszuweichen, „bin ich der Bore eiligst beigelegen"? Diese einzige Äußerung ist das Lachen des Erdgeistes auf alle Anstrengungen der Ausleger zugunsten des übersinnlichen Pflichtgesetzes, und die Protestanten, die Gott und Pflicht bei Luther so schmerzlich mißverstanden, werden zur Gefolgschaft des Katholiken. Grisar läßt es sich nicht verdrießen, diesen Zusammenhang zwischen Lehre und Leben bei Luther an allen Punkten aufzuspüren, wobei er sehr deutlich herausarbeitet, daß Luthers Nachdenken während der Wartburgzeit sich fast ganz als Auseinandersetzung mit dieser Hauptangelegenheit kund gibt.

Der Naturalist der Frauenliebe war er, wie sich denken läßt, in allem. Und in allem verrät ihn seine Sprache. Man nennt sie im Protestantismus unfein, derb, barbarisch, zynisch. Grisar versäumt nicht, sie auch gemein und schmutzig zu nennen und kann peinlich schweigenden Zugeständnisses sicher sein. Luther redet auch ungereizt selten ohne starke Natürlichkeiten; seine Kampfschriften aber schwelgen in Tiervergleichen und Stoffwechselgefühlen. Die Tat-

*) Die alte Sprache und der neue Glaube vertrugen sich. Luther war Künstler und spielte ohne Ende mit den alten Verdichtungen göttlicher Eindrücke, deren natürlichen Urgehalt er nach Abstreifung des Kirchenglaubens um so sicherer fühlte.

sache dieser Sprache, die heute niemand über die Lippen bringt, nötigt seiner Person gegenüber zu einer Entscheidung. Sie ist nicht ein Fleck im Bilde, sondern des Bildes Seele. Mit Beschwichtigungen und Vorbeigehen ist es deshalb nicht getan. Diese fesselose Sprache in ihrer Schönheit und ihren Verzerrungen ist ein fortwährender Gesang der befreiten Natur und eine immer lebendige Anerkennung des Gottes der Welt. Wer den nicht will, muß auch Luther und seine Sprache ganz und gar und damit den stärksten deutschen Geist von sich abtun.

Fehlen nur noch die Peinlichkeiten, die aus Luthers Stellung zur protestantischen Kirchengründung hervorgehen. Er hat weder Gründungsgesetz noch Ausführungsgewalt anerkannt. Die Bibelauslegung macht er vom Gottesgeist abhängig und diesen hält er weder an Person noch Amt gebunden. Das ist Anarchismus. Jeden Tag soll über die Geister neu gekämpft werden und nichts über Führer und Einrichtungen entscheiden, als die freie Übereinstimmung. Die Macht aller Kirchenbehörden, Kirchenordnungen oder Bekenntnisse ist ihm nur rein tatsächlich. Eine göttliche Zwangsgewalt gibt es nicht. Alle Bemühungen, aus diesen Gedanken das göttliche Recht irgendeiner jemals zu gewinnenden Kirchenbildung, vollends etwa der heutigen Landeskirchen, zu gewinnen, sind vergebens. Immer können nach Luthers Wort zwei fromme Männer kommen, die in göttlicher Kraft eine bessere Kirche darstellen. Grisar arbeitet dieses Empörerbild als Gegensatz zu den Anschauungen evangelischer Oberkirchenräte bewußt heraus. Er braucht kaum hinzuzufügen, daß die kirchlichen Änderungen nicht Luthers Antrieb entsprangen, daß Luther überhaupt weder Schöpferkraft noch Freude in diese Gebilde hineingelegt hat, um ihn und die nach ihm benannte Kirche als fremde Geister sich gegenübertreten zu lassen.

Und selbst um die politische Ergebenheit stand es nicht so wohl bei Luther, wie es die Kirche immer von ihm gerühmt hat. Er war ein Königsanbeter, das ist wahr. Weil er Gott im Sichtbaren verehrte, so war ihm die irdische Gewalt Gottes erste Dienerin. Er versprach ihr den Himmel und scheute sich nicht, sie in der Revolutionszeit im Namen seines Gottes zum Hauen, Stechen, Würgen aufzufordern. Aber wehe ihr, wenn eine Gewalt gegen das Gebot des Weltlaufs sich stemmen wollte! Er schrie schon 1515/16, selbst wie ein Revolutionär, nach dem natürlichen Recht; er achtete Fürsten, die es weigern wollten, wie Buben und riß eine Königskrone in den Mist. Auch hier galt ihm als einziges Gesetz die Gotteskraft, für die er weder Herrscherhaus noch Verfassung als Bürgschaft anerkannte. Er war Königsanbeter und zugleich Anarchist. Auch die politische Gewalt hielt er nur für eine tatsächliche; sie sollte sich mit aller Kraft als Zwangsgewalt menschlichen Rechts behaupten, aber nie ließ er sich einen Zwang zum Zwange gefallen. An eine göttliche Gewalt glaubte er in keiner menschlichen Regierungsform und machte kein Hehl daraus, daß die Rechts- und Eigentumsbegriffe, wie sie damals anerkannt wurden, seines Erachtens auf gottloser Grundlage ruhten. Er brachte

das in unbeholfenen, aber unverkennbaren Ansätzen zum Ausdruck. — Es kann nicht fehlen, daß Grisar auch den Politiker Luther den bestehenden Gewalten zur dringenden Beachtung vorstellt. Die katholische Kirche ist zwar als ganze politisch auch anarchistisch; aber ihre Autoritäten gewähren den politischen, die ihre Bedingungen annehmen, doch so lange Rückhalt, als sie selbst ihre Anerkennung behaupten. Für den Augenblick zum mindesten scheinen die Staatsgewalten bei der katholischen Lehre zu gewinnen und Luther scheint für die Aufrührer auch unserer Tage die Waffen zu liefern. Darum präsentiert Grisar die Grundsätze der katholischen Kirche als Rettung vor Luther in demselben Sinne, in dem sie der letzte Katholikentag als Rettung vor der Sozialdemokratie anbot.

So schreitet Grisar durch Luthers Leben mit dem Sünden- und Tugendmaßstab beider Kirchen. Er mag sehen, auf wen er damit wirkt. Unsere Aufgabe ist es hier nicht, die Lebensbäche zu erschließen, die in Luthers Gottesfindung zum erstenmal fluten. Er fand, wie schon angedeutet, den Gott, der in den Körpern wohnt, und darum wurde ihm alles neu. Der unsinnliche Gott erwies sich ihm, wie das Wort es sagt, als sinnlos; der Gott der Welt erfüllte ihm, was die religiösen Vorbilder der Vergangenheit beschrieben. Das hindert die Protestanten am Verständnis, daß sie von neuen Glaubenserfahrungen Luthers reden wollen und nicht von einem neuen Gott. In das Glück dieses Glaubens ist Grisar nicht hinabgestiegen; aber dazu hat er es gebracht, den Protestanten ihre ganze Hilflosigkeit an ihrer entscheidenden Kirchenlehre, dem Rechtfertigungsdogma, zu zeigen. Es hilft alles nichts. Kein Protestant hat bis heute erklärt, was bei der Rechtfertigung vor sich geht. Zuerst bin ich Sünder und dann ein Gerechter: was ist dabei an mir für eine Veränderung vorgegangen? Hier liegt der Schlüssel des Lutherverständnisses. Die Theologie spricht vom einfachen Hinnehmen der Gnade. Aber sie bleibt die Erklärung schuldig, wie es geschieht, daß durch dieses Nehmen der Mensch, der ein Sünder war, nun ein Gerechter wird. Man muß eine Veränderung bei Luther erkennen, sonst fehlt an der Einsicht in das, um was er im Grunde den Kampf seines Lebens führte, nicht weniger als alles. Grisar fand die Antwort auch nicht; aber die Protestanten müssen es sich gefallen lassen, daß er über die Theorie der von ihm als rein äußerlich bezeichneten Gnadenzurechnung den ganzen Spott scheinbarer Überlegenheit ausgießt. Sie ist ihm das Verzweiflungserzeugnis eines verwirrten und im Trotz versteiften Kopfes. Die Protestanten halten dem immer das unbeirrbare Gefühl entgegen, daß auf der Gegenseite niemand weiß, was Gottes Gnade ist. Sehr richtig; sie brauchen bloß weiter zu schließen, daß infolgedessen dort niemand weiß, was Gott ist. Brachte also Luther eine neue Gnadenlehre, so brachte er die Lehre von einem anderen Gott. Solange der Protestantismus am Ungott des Katholizismus festhält, kann er auch keine wirkliche Gnadenlehre gewinnen, muß es sich aber sagen lassen, daß nach seinem Verständnis von Luther und Paulus Gott weiter nichts als einen Spaß mit sich macht,

indem er zuerst die Zorneswolken und dann den Gnadenblick zeigt, ohne irgendwelchen Anlaß.

Damit ist der wesentliche Gehalt der Grisarschen Arbeit wiedergegeben Unserem Bericht ist nur der erste Band aufgegeben, aber er enthält schon alle wichtigen Gedanken. Luther hätte bei einer Unternehmung, wie der Grisarschen, gesagt: ich will dem Eselskopf seinen Rotz um die Nase schmieren, — Grisar meint, daß „ehrliche Wahrheit und historische Gerechtigkeit schließlich unter der weiten Sonne doch für jeden noch so heiklen historischen Gegenstand einen Platz, wo er sich ungefälscht beleuchten läßt, wird finden müssen" (S. IX). Luthers Wendung wäre mir ansprechender erschienen. Grisar hat seinen Gegenstand gar nicht an irgendeinen bisher unbekannten Platz unter der Sonne gezogen, sondern einfach vor das Auge der katholischen Kirche, seiner Gegnerin, genau wie sein Vorgänger Denifle, nur weniger blind für die möglichen Zugeständnisse. Wozu also das irreführende Wort vom Platz unter der Sonne und von der ungefälschten Beleuchtung?

Es bleibt uns die Aufgabe, den Hauptabschnitten des ersten Bandes zu folgen. Er führt von Luthers Anfängen bis zum Augsburger Reichstag des Jahres 1530.

Was von der Abstammung und Kindheit Luthers bekannt ist, berichtet Grisar nur andeutend. Er ließ sich durch die Betrachtungen, mit denen Arnold Berger vom Einfluß des Blutes und der Umgebung spricht, offenbar nicht überzeugen. Eine Aufgabe wäre ihm aber doch mit Bestimmtheit gestellt gewesen. Er teilt selbst mit, daß Eltern und Prügelpräzeptoren den Knaben scheu machten. Woher nun hatten sie die dazu nötigen moralischen Überzeugungen? Ihre Art entsprach nach Luthers Aussagen dem, was er später von Kirche und Kloster zu erfahren bekam. Es waren Zumutungen ohne Lebensgehalt, weil hinter ihnen kein Gott stand. In welchem Verhältnis stehen heute die fruchtbaren Erziehungsweisen zu denen des Jesuitismus? Herrscht da nicht der Gegensatz von Lust und Zwang, gegründet auf den tieferen von Natur und Unnatur? Ist es also glaublich oder nicht, daß Luther schon in seiner ertötenden Erziehung den Schaden der Kirche zu fühlen bekam und fällt auf die Art dieses Schadens nicht ein scharfes Licht?

Für den Eintritt ins Kloster gibt er die altbekannten Veranlassungen. Das Gewitter bei Stotternheim mit dem Blitzschlag, der an Luthers Seite niederfuhr, steht im Mittelpunkt. Arnold Berger fühlt sehr tief heraus, daß der Geist der Natur zu allen Zeiten die echte Gottheit war und hier einen seiner Söhne geschüttelt hat, bis er willenlos sein Knecht wurde. Luther ist damit ins Urzeitlich-Riesenhafte gerückt und erscheint in dem großen Augenblick aus seiner übrigen Geschichte herausgerissen. Berger hätte aber zeigen müssen, wie Luthers Geist sich in der Studienzeit auf ein solches Erlebnis vorbereitete und wie seine spätere Gottesverehrung dazu stimmte. Grisar hat die Aufgabe einer Erklärung überhaupt liegen lassen. Die Herbeiziehung der immer verwendbaren krankhaften Ängstlichkeit und der allgemeine Hinweis auf ein von

Haus aus tiefes Naturell besagen nichts. Und doch ist klar, daß mindestens eine brauchbare Vermutung an diese Stelle gesetzt werden müßte. Luther war Studierender der Philosophie und angehender Jurist. Sein Herz dachte nicht an Kirchendienst. Und nach vier Jahren des Studiums war er fertig zum Niederbruch. Wieviel junge Erfurter Juristen mit bestandenen Vorprüfungen, gesellschaftlichem Ansehen und wohlhabendem Elternhause hätte wohl ein Blitz ins Kloster gebracht? Was war bei ihm also Besonderes? Nichts anderes, als die niederschmetternden Eindrücke des Universitätsstudiums. Wo andere fröhlich oder schimpfend paukten, da mußte er aufhören, weil er erstickte. Sagt mir doch, so fleht er, um Gotteswillen nur überhaupt was ein Ding ist, aber so, daß ich damit leben und denkend die Welt nachfühlen kann! Aber ihr steht stumpfsinnig vor dem Schauspiel der Welt und fühlt nicht, wie die Tier- und Menschheit leidet und nach Lösung schreit. Luther schrie um Liebe zu der Wissenschaft und da sie seinem Gefühle unangreifbar blieb, warf er sich lechzend vor die Speise der anderen großen Lebensspenderin, der Kirche. Was war das anderes als Gottsuchen schon in der Wissenschaft? Wie beleuchtet das die Art und die Allgegenwart seines Zwanges zu Gott! — Das alles hätte Grisar aus dem Buch entnehmen können, dem er ein Drittel seiner siebenhundert Seiten widmet, Luthers Römerbrieferklärung aus den Jahren 1515/16.

Diese Erfahrungen waren es, die sein Urteil über die Scholastik bestimmten. Grisar glaubt, im Heiligen Thomas hätte Luther Erquickung gefunden. Er wird sich damit irren. Leben, wie Luther es brauchte, hatte Thomas ebensowenig wie Okkam oder Gabriel Biel. Luther suchte den Pulsschlag der Welt und nicht die Irrungen nach einer eingebildeten Nicht-Welt.

Der Humanismus versprach wirkliches Leben, hielt aber zuletzt auch nicht stand, weil Erasmus und die Seinen sich doch vor dem frostigen Nichts des Kirchenglaubens beugten. So erklärt sich Luthers Zuneigung zu dieser großen Neben- und Neuerscheinung in der geistigen Nährwelt und sein Bruch mit ihr. Grisar zeichnet Luthers Stellung zum Humanismus unsicher, weil er nicht sehen kann, wie bestimmt Luther von Anfang an bei den Humanisten dasselbe vermißt hat, wie bei den Mönchen und Priestern: einen Gott. Er sieht deshalb nur eine Annäherung Luthers an die ihm geistverwandten Zerstörer des Kirchenglaubens und daß sie ihn fallen ließen, als er Pflicht und Gewissen leugnete und Revolution und allgemeine Sittenlosigkeit seine Spur zu zeichnen schienen. Tatsächlich äußerte Luther von Anfang an starke Bedenken, die Grisar aber nicht wertet. An dieser Stelle, vor Luthers Eintritt ins Kloster, sucht man die Schilderung von Scholastik und Humanismus, fest gestaltet an dem Punkte, wo sie in Wirkung treten. Bei Grisar zerfließt diese und die folgende Entwicklungsschilderung in eine Wirrsäligkeit von Elementen und Vorelementen und endlichen Ereignissen, bald mit sachlichen Zusammenstellungen, bald in chronologischer oder quellenkritischer Auflösung, und wirkt oft nur noch wie ein Haufe Sammelbogen. Überall findet man Stücke, nie die ganze Meinung.

Die Wissenschaft hatte keinen Gott, weil die Kirche keinen hatte. Diesen Zusammenhang sah Luther zuerst nicht, suchte Gott im Kloster und kam hier dem Mangel auf den Grund. Man wies ihn, wie nicht anders möglich, auf das unsinnliche Nichts, von dem beide Kirchen reden. Er fühlte, daß es keinen Hauch ertrage und wollte sich ihm ohne sinnliche Empfindung geben. Je tiefer er aber in sich hineinsah, um so aufgeregter wurde er. Und als er im Schrecken über sich selbst zerbrechen wollte, da erlebte er den Schwindel dieser Gotteslehre. Sein Glaube schlug um zu der Wirklichkeit. Die Sinne wurden Gottes Greifer. Er sah die Lüge der Entsinnlichung, die sich in die Ecke einer Zwischenzustandslehre zwischen sinnlich und unsinnlich bis zum heutigen Tag geflüchtet hat und den Katholiken zumutet, ihr Atmen und Essen und Lieben, kurz des Menschen Körperlichkeit, die alles ist, als gleichgültig anzusehen und ihr Wesen zu leugnen, um von Schuld frei zu sein. Die Empörung über diese Falschheit und die Rückführung des Menschen zur Wahrheit seines Wesens und seiner Götter wurde Luthers Lebenswerk. Grisar setzt ihm ohne Scheu die Ausrede seiner Schullehre entgegen. Die ergreifendsten Kämpfe und Siege, die rührendsten Klagen Luthers prallen an dieser Stirn ab. Luther weiß von Zeiten, wo ihm vor Pein das Augenlicht ausging. Kann das jemand von einem jungen Menschen lesen, ohne gebannt zu sein und wenigstens das Leiden zu verehren? Grisar aber nennt das Bekenntnis einen „Erguß", den Luther „einmal zu einer Zeit, da er sich innerlich gepreßt fühlen mußte, einfließen ließ." (Seite 53.) Uns, die ihren Geist nicht nach der Vorschrift abgetötet haben, erscheint solches Vorübergehen als herzlos. So hätte Luther nach der Meinung dieses wohlbestehenden Mönchs auch werden sollen, und daß er das nicht wollte, wird ihm zum eigentlichen Vergehen gemacht. „So oft und so viel er auch von diesem verworrenen Geistesgang im Kloster redet, man erfährt nicht, daß er sich auf innere Verdemütigung und auf kindliches vertrauensvolles Gebet, um den Ausgang zu finden, verlegt hätte." (Seite 13.) Nein, aber wenn er betete, so sprach er Auge in Auge mit Gott. Nur war das Herz oft zu schwer. Es verlege sich einer auf Goethe, um ein Dichter zu werden! Wahrscheinlich bleibt er beim Rotweintrinken. Es verlege sich einer auf gedruckte Worte, um ein Beter zu werden! Am wahrscheinlichsten wird er ein Betrüger. Das ist der Geist dieses Lutherverständigen fast Seite für Seite. Nicht einmal die zartesten Selbstanklagen, die gewissenhaftesten Zweifel Luthers am eigenen Werk machen Eindruck. In aller Welt nimmt man sonst an, daß Selbstvorwürfe der Weg zur Besserung sind. Grisar dagegen quittiert sie dankend mit der Bemerkung, daß der Angeklagte sich offenbar richtig gezeichnet habe. So bleibt ihm Luthers Entwicklung begreiflicherweise verworren; nur die Abweichungen von den Zwangsgewalten in Lehre und Leben kommen scharf heraus. Der allwirkenden Kraft gegenüber gibt es nicht Zustimmen und Ablehnen, sondern nur Erleben. Aber das Lebensgefühl erleidet Hemmungen. Wir machen sie nicht selbst und lösen sie noch weniger. Beides kommt über uns, und kein Augenblick, in dem wir über unser künftiges Schicksal etwas sagen könnten.

Dies sind die einfachen Grunderfahrungen für Luthers Hauptlehren. Wir sind nichts als Naturgeschöpfe: also jubeln wir, daß wir nicht für uns selbst verantwortlich sind, sondern daß wir gehen, wie wir müssen und dürfen, wie wir können! Daraus wurde Luthers Lehre von der Notwendigkeit alles Geschehens, die in Kampfstellung gegen das Überlieferte eine so seltsame Gestalt annahm. Er wie auch Calvin offenbaren sich durch diese Lehre als die Söhne des Zeitalters der Naturerweckung, in deren Auswirkung sich bis heute unsere Geschichte bewegt. Keiner befreit sich selbst von den Hemmungen, sondern die Neueinstellung der Sinne kommt über ihn durch Wirkung von außen. Dieses Erlebnis heißt die Rechtfertigung allein aus Gnade. Eine wirkliche Gerechtwerdung ist es, denn die Hemmung hört auf und der Mensch wird besser; aber nichts ist es als ein Gesunden aus dem unbekannten Vorrat des Lebens. Gesundet aber wirkst du mit erneuter Kraft: du gehst über von Liebe. Gesunden selbst aber ist Fassen, Loben, Glauben im ursprünglichsten Sinne. Der Augenblick der Neueinstellung ist völlige Gewißheit: Heilsgewißheit; der Übergang durch nichts zu erzwingen, Störungen immer zu erwarten: Heilsungewißheit, Mut zur Sünde, Bereitschaft zur Hölle. Das Gesunden verbreitet sich von Person zu Person, beginnend nach Luthers Glauben bei Jesus: Jesus der Gottesvermittler. — Grisar läßt sich in diese Empfindungen nicht hineinreißen und Luthers Hauptlehren sind ihm deshalb nichts als Wahnsinn, geboren aus einem von Natur unglücklichen Geist und zur Reife gebracht durch sittliche Selbstaufgabe. Er zeigt Mitleid und Erschrecken, aber die Hauptsache ist, daß er anklagt, höhnt und verachtet.

Viel Vergnügen macht ihm das von ihm sogenannte Turmerlebnis und man würde ihm etwas nehmen, wollte man es unterschlagen. Er hat mit viel Erfolg nachgewiesen, daß Luther für seine neue Stellung zu Gott den Begriff des Glaubens nicht sofort, sondern erst etwa im Jahre 1518 gewann. Und nun erscheint es nach guten Zeugnissen glaubwürdig, daß Luther diesen wundervollen Handgriff für sein Gefühl gewann — auf dem Abtritt. Es ist Grisars eigene und eine durchaus wertvolle Entdeckung, zu der er sich klug einer Erläuterung enthält. Man hört bei dieser Geschichte nicht nur das Lachen, sondern die Trompete des Erdgeistes. Die heiligste Entdeckung eines Menschengeistes muß in dieser natürlichsten aller Befreiungen entstanden sein! Und Luther, der Urmensch, erzählt das mit Behagen wie einen Fingerzeig, was Gottesdienst sei!

Nur noch zwei Kabinetstücke jesuitischer Verdrehung, der gern zugestanden wird, daß sie unbewußt geht. Das erste ist die Schilderung von Luthers Romreise. Was damals in Rom zu sehen war, das lese man, wo man will; es steht überall. Und Luther nahm Anstoß. Aber wer war schuld? Nicht das unheilig-heilige Rom, sondern sein ungefestigter, aufs niedrige gerichteter Sinn. — Wer ist schuld, wenn ein katholisches deutsches Mädchen sich in einer italienischen Stadt nicht auf die Straße traut wegen der frechen Blicke der Pfaffen? Ohne Zweifel die Bionda, da sie auf die Blicke der frommen Väter sieht, statt auf ihre Gewänder. In solchen Fällen könnte die Schuldfrage doch mindestens unerörtert bleiben.

Noch geschickter ist die Schilderung von Luthers Stellung im Observantenstreit der Augustinerklöster. Zweifellos ist sein Übergang zu der Gegenpartei ein entscheidendes Ereignis seines Lebens gewesen. Was man davon wissen kann, ist nur, daß die Wendung im Zusammenhang mit der Wendung zu dem neuen Gott steht. Grisar aber versteht es durch Andeuten und Zurücknehmen den Eindruck zu erwecken, daß Luther seine Überzeugung für Staupizens Gunst und den Wittenberger Lehrstuhl aus Streberei und ehrgeiziger Berechnung gewechselt habe. Er bringt es dahin, daß diese Gewissenlosigkeit und ihre Verteidigung als eine der wichtigsten Triebfedern für die Gotteslehre des jungen Luther hervortritt. „Eine Fortsetzung des früheren Widerstrebens gegen Staupiz konnte ihm nur hinderlich sein. Doch das Nähere über die eigentümliche Schwenkung ist nicht bekannt." So wird zugleich ein häßlicher Verdacht ausgesprochen und die Verantwortung abgelehnt. — Will man Ähnliches sehen, so lese man den Abschnitt mit der Überschrift: „Die böse Begierlichkeit unwiderstehlich?" Es heißt: „Bei Luther wurde angenommen" (von früheren Erklärern), „daß er durch gewohnheitsmäßige sittliche Vergehen, durch beständiges Nachgeben gegen die Begierlichkeit des Fleisches sich im Zustande vollständiger innerer Verrottung befunden habe. Nun läßt sich aber nichts anderes über sein ethisches Verhalten vor dem Umschlag seiner Lehre anführen, als was oben dargelegt ist. Freilich besitzt die Geschichte kein allwissendes Auge wie der Eine, der Herzen und Nieren durchforscht; jedoch *für uns* sind die historischen Argumente für jene Behauptung von größter innerer Verrottung, nämlich Texte und Tatsachen, die jeden überzeugen *müssen*, nicht vorhanden. Wenn Luther die vorausgesetzte Stärke der Begierde lehrte, so konnte er hierzu *auch* auf anderem Wege gelangt sein, als bloß durch fortgesetztes Fallen. Sicher ist es nicht *bloß* die eigene traurige Erfahrung, welche zu großen Abirrungen des Urteils Veranlassung geben kann." (S. 86 f.) Der Leser deute sich die Absicht der von mir hervorgehobenen Worte, um zu erkennen, was hier ausgesprochen und was gemeint ist. — Oder man beachte endlich, mit welchem Nebenton Spalatin fortwährend als der Hofmann im Priesterrock bezeichnet ist und wie Luthers Benehmen seinen Fürsten gegenüber trotz aller Gegengründe beharrlich auf die Linie der höfischen Berechnung herabgezogen wird. Das alles sind Unredlichkeiten, ohne die sich Luthers Bild nun einmal auch für Katholiken nicht so rettungslos vernichten läßt, wie es Grisar versucht hat. Ob sie absichtlich oder im unbewußten Trieb geschehen, ist, das sei nochmal betont, für ihren Wert belanglos.

Luther fühlte sich mit allen großen Frommen der christlichen und jüdischen Vergangenheit im Einklang. Er wird Recht haben; es wird so sein, daß alle religiöse Kraft in jedem Gewand aus der Natur gesogen wurde. Nur steht Luther an Entschiedenheit über allen und wir dürfen ihn getrost allen Religionsbringern aus fremdem Blute an die Seite stellen.

Latifundia Romam perdidere

Von Regierungsrat von Gottberg-Bromberg

Die Ähnlichkeit der römiſchen und der preußiſch-deutſchen Geſchichte hat ſchon oft Anlaß zu politiſchen Vergleichen gegeben. Im folgenden wollen wir gewiſſe volkswirtſchaftliche Analogien betrachten.

„Die erſten dreißig Jahre des zweiten Jahrhunderts v. Chr. (Niederwerfung Karthagos in der Schlacht bei Zama 202 v. Chr.) bildeten für Italien eine jener glücklichen Epochen, wo auch einer, der mit wenig Kapital anfängt, ein Vermögen erwerben kann, weil Produktion und Konſum mächtig und zu gleicher Zeit ſich ſteigern, wo es Arbeit in Fülle und müheloſen, reichen Verdienſt gibt, wo ſich leicht, ſchnell und in hohem Maße die Anſammlung von Kapital vollzieht.“ (Guglielmo Ferrero: „Größe und Niedergang Roms“.) Auch Gründerjahre, wie bei uns nach dem franzöſiſchen Kriege, und Spekulationen in ländlichem und ſtädtiſchem Grundbeſitz fehlten nicht. Vor allem aber hob ſich das eigentlich kaufmänniſche und überſeeiſche Geſchäftsleben. Dieſes ſtand in einem Zuſammenhange mit dem Staat und dem Staatsleben, wie er uns heute ſchwer verſtändlich iſt. Infolge des Fehlens jeder feſt angeſtellten und beſoldeten Beamtenſchaft blieben überaus viele Aufgaben, die wir heute als unbedingt ſtaatliche anſehen, der Privatunternehmung überlaſſen. Fiskaliſche Regieverwaltungen ſcheint es faſt gar nicht gegeben zu haben; ſelbſt Steuerveranlagung und -erhebung (in den Provinzen, Italien ſelbſt wurde bald ſteuerfrei) ſpielte ſich zum großen Teil im Rahmen privater Unternehmung ab. Es ſoll damals in Rom ſo viele Staatslieferanten und Lieferungsgeſellſchaften gegeben haben, daß man beinahe ſagen konnte, alle römiſchen Bürger hätten an dieſem Geſchäftszweige teilgenommen. Rom muß damals von einem Taumel nach Geld und Beſitz ergriffen geweſen ſein. Man muß ſich vor Augen halten, daß im Altertum die Erſchließung eines neuen Landes durch ſeine Eroberung vollkommen der heutigen Erſchließung durch die modernen Verkehrsmittel entſprach. Dem eindringenden römiſchen Heere folgte der römiſche Kaufmann auf dem Fuße; er verſorgte das Heer mit allem Nötigen, kaufte die Kriegsgefangenen als Sklaven auf, erhandelte die Beute und übernahm gleich Pachtungen von Steuern,

Domänen, Minen und anderem Staatseigentum, das dem besiegten Staate oder Fürsten abgenommen war. So bedeutete jeder siegreiche Feldzug damals eine neue Hochkonjunktur.

Dieser politisch-merkantile Aufstieg hatte eine sehr lange Dauer; er währte mit Unterbrechungen bis zur Begründung der Alleinherrschaft des Augustus, also über anderthalb Jahrhunderte. Daß er dann nachließ, hatte seine Gründe darin, daß erst der römische Stamm sich verzehrte und verschwand, dann der latinische und endlich das ganze italische Volk. Schon seit dem Jahre 200 v. Chr. begann die Wanderung des Landvolks nach Rom und von da nach den überseeischen Gebieten. Von den kleinen Leuten verkauften viele den Acker ihrer Väter und erstanden dafür ein Schiff. Der Blick richtete sich nach Rom, wo es ungeahnt viel zu verdienen gab, und dann in die weitere Ferne. So viele Leute zogen vom Lande in die Hauptstadt, daß die latinischen Städte darüber beim Senat Klage führten. Während die Weltstadt wuchs und die Preise des städtischen Grundbesitzes gewaltig in die Höhe gingen (Cicero kaufte ein Wohnhaus auf dem Palatin für $3^1/_2$ Mill. Sesterzen = etwa 700000 Mark), trat eine Entwertung des ländlichen Bodens ein. Bereits nach der Zerstörung der Handelsrivalen Karthago und Korinth (146 v. Chr.) geriet die Landwirtschaft in eine schwere Krise, die alsbald zum Untergang der Getreide- (vereinigten Getreide- und Vieh-) Wirtschaft und späterhin zum Verschwinden des Mittelstandes und seiner Ersetzung durch eine ausländische Sklavenschaft führte.

Für diesen Umschwung ist ein Wort bezeichnend, das in einer sehr viel späteren, bereits abgeklärten Zeit, nämlich um das Jahr 100 n. Chr., der römische Schriftsteller Plinius (Nat. hist. 18, 35) geschrieben hat: „Modum agri inprimis servandum antiqui putavere . . . Verumque confidentibus, latifundia perdidere Italiam." „Daß vor allem ein gewisses Maß im Landbesitz einzuhalten sei, haben die Vorfahren als notwendig angesehen. . . . Und für Einsichtige (ist es) zweifellos, die Großgüter haben Italien zugrunde gerichtet." Dies Wort wird heute gern übertragen, einerseits auf unsere modernen Verhältnisse, anderseits auf das persönlich-politische Gebiet, und aus dieser Übertragung heraus ungefähr in dem Sinne gebraucht, daß der Rittergutsbesitzer die Quelle alles Übels sei. Wir wollen nun hier von Parteipolitik absehen, aber — die einmal angeschnittene Parallele zwischen dem altrömischen und dem preußisch-deutschen Staate weiter verfolgend — uns fragen, ob die in dem altrömischen Satze anscheinend ausgesprochene Verurteilung des ländlichen Großbesitzes vor den Tatsachen und der Geschichte zu Recht besteht.

Diejenige Landverteilung, die wir heute noch im wesentlichen in Ostelbien haben, besteht seit jener Zeit des Mittelalters, als die Deutschen, über die Elbe nach Osten zurückflutend, bis nach Ostpreußen, ja bis nach Livland und Estland ihre siegreichen Waffen und ihre höhere Kultur trugen. Selbst die Landeskulturgesetzgebung, welche Anfang des vorigen Jahrhunderts einsetzte, hat so sehr wesentliche Änderungen nicht gebracht, da sie die Städte und königlichen

(d. h. fast alle größeren) Dörfer unberührt ließ und nur das Verhältnis zwischen den Rittergütern und ihren sogenannten adligen Bauerndörfern verschob. In dieser Besitzverteilung hat sich nun aber der ostelbisch-preußische Staat, seitdem er eben aus einem Reichsfürstentum ein Staat wurde, d. h. etwa seit Friedrich Wilhelm dem Ersten, allen an seine Volkskraft herantretenden Proben gewachsen gezeigt. Friedrich der Große hat mit seinem Bestande an Rittergutsbesitzern und Bauern halb Europa die Spitze geboten und in den Kriegen 1813 bis 1815 ist die Befreiung vom napoleonischen Joch und dann wieder 1866 und 1871 die deutsche Einheit erkämpft worden. Die Unglücksjahre 1806 und 1807 erscheinen vom heutigen Standpunkte aus nur wie eine vorübergehende Schwäche, vergleichbar derjenigen des römischen Staates beim Einbruch Hannibals in Italien (218/16). Wir fragen uns also vergeblich, worin die wirtschaftspolitische Schädlichkeit des ländlichen Großbesitzes in den hundertunddreißig Jahren, die zwischen dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen und der Schlacht von Sedan liegen, bestanden haben sollte.

Aber die römische Geschichte selbst gibt zu Zweifeln Anlaß. Italien wurde in dem Jahrhundert 366 bis 266 von dem lokalen Agrarstaat Rom erobert, aufgeteilt und kolonisiert. Dabei hat es neben der Bildung mächtiger, latinischer Gemeindekolonien auch an Ansätzen zur Bildung von Großbesitz nicht gefehlt (Mommsen, Röm. Gesch. I S. 188 u. 443). Und doch gilt die Zeit von 264 bis 133 als die Blütezeit der Republik, und die innere Kraft, mit der sich Rom des mächtigen Karthago erwehrte und es 202 bei Zama niederschlug, wird noch heute allgemein bewundert.

An sich kann also das Bestehen ländlichen Großbesitzes unmöglich eine staatliche Gefahr sein. Dazu kommt noch, daß, bei uns wenigstens, der größere Besitzer nachweislich der Lehrer und Führer auf allen Gebieten der technischen Vervollkommnung des landwirtschaftlichen Betriebes gewesen ist und ist, und daß er notwendig ist als Träger der Selbstverwaltung in Kreis und Provinz. Nun kann man allerdings sagen, nur das Übermaß sei schädlich, und gewiß kommt man damit der Wahrheit näher. Aber so recht befriedigend ist auch diese Erklärung nicht; denn in dem politisch doch von jeher sehr kräftigen Ostelbien hat es ja von jeher auch fast ein Übermaß von Großbesitz gegeben. Die Gründe müssen also anderer, mehr innerlicher Natur sein.

* * *

Die Urform einer bäuerlichen Gutswirtschaft hat darin ihr Gepräge, daß sie sozusagen eine kleine Volkswirtschaft in sich ist. Die Vielseitigkeit der Produktion befriedigt den ganzen primitiven Bedarf der Familie und ihres Gesindes an Wohnung, Nahrung und Kleidung. Daher gibt es in den ältesten sowohl römischen wie germanischen Zeiten kein Geld. Tacitus sagt von den alten Germanen: „Argentum et aurum propitiine an irati dii negaverint, dubito."

„Ob die Götter in ihrer Gnade oder in ihrem Zorn ihnen Silber und Gold versagt haben, möchte ich nicht entscheiden." Der räumlichen und wirtschaftlichen Isolierung entspringt ein fest gefügtes Familienleben. Der alt-römische und — in etwas milderer Form — auch der alt-germanische Familienvater hat Gewalt über Leben und Tod, Freiheit und Besitz seiner Angehörigen und seines Gesindes, und nur durch das stete innige Zusammenleben werden diese urwüchsigen, wuchtigen Rechte gemildert. Der Kindersegen ist erwünscht, da den vermehrten Arbeitskräften im allgemeinen auch eine größere Ergiebigkeit des Bodens zu entsprechen vermag, um so mehr, als bei der meist noch schwachen Besiedlung Land übergenug zu haben ist. „Menschen sind der eigentliche Reichtum" (Friedrich d. Gr.). Ganze Völker, — z. B. die Sachsen bis zur Zeit Karls des Großen — leben so Jahrhunderte hindurch in beschaulicher Weise, soweit sie nicht durch Kriegsgefahr aufgeschreckt werden. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß eine solche, sich selbst genügende Getreide- und Viehwirtschaft der Volkskraft ungemein dienlich und aller Nationalität Keim und Kern ist.

Das Familienleben, die natürliche Abhängigkeit der Kinder von den Eltern, wird nun in diesen ältesten Zeiten das gegebene Vorbild aller sich bildenden menschlichen Ordnung. Das Verhältnis des Familienvaters zum Gesinde, des Königs zum Volksgenossen ist ein herrschaftlich-väterliches. Es beruht auf Unterordnung der ganzen Person für das ganze Leben. Gute menschliche Eigenschaften, wie Frömmigkeit, Anhänglichkeit, Treue, Autoritätsglaube, finden ihren Nährboden. Plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. (Tacitus, Germ. cap. 19.)

Auf der anderen Seite allerdings fehlt alles Streben nach Verbesserung der Lebenslage, wie es uns Tolstoi hinsichtlich des russischen Bauern geschildert hat. Die tägliche enge Berührung mit der Natur läßt das Leben — vom Standpunkt des hochzivilisierten Menschen — fast wie ein Vegetieren erscheinen. Die Familie lebt in Trägheit dahin, besonders die Männer („ipsi hebent"), und gearbeitet wird nur so viel, daß man seine „Nahrung" hat.

Ein Wandel tritt, wie überall, mit eintretender Differenzierung ein. Die Bedürfnisse werden größer, die, insbesondere zur Kleidung selbstgewonnenen Produkte, wie Linnen, Wolle und Leder, werden nicht mehr selbst verarbeitet oder genügen nicht mehr. Daher wird ein Teil der Produktion verkauft und die Wirtschaft beginnt in eine gewisse Abhängigkeit vom Markt zu geraten. Dieser Prozeß greift immer weiter um sich; Schulden werden gemacht, die früher vielseitige Produktion nimmt immer einseitigere Formen an (z. B. nur Vieh- oder nur Getreidewirtschaft, Wirtschaft ohne Bau- und Brennmaterial oder ohne Flachsbau und ohne Schafzucht) und richtet sich immer mehr nach der Konjunktur des Marktes. Während die Urform der Wirtschaft eine Ein- und Ausfuhr kaum kannte, wird schließlich fast der ganze menschliche Bedarf eingeführt und nur einige wenige Fabrikate ausgeführt: die Landwirtschaft wird damit selbst unmerklich zur Industrie und zum kapitalistischen Betriebe.

Ermöglicht wird dieser Vorgang erst durch das Eintreten des Geldes in die Geschichte. Indem das Geld allgemeiner Tauschfaktor und Machtträger wird, räumt es auf mit einem großen Teil der Abhängigkeitsbeziehungen, die früher dem väterlichen Verhältnis nachgebildet waren. Aus Herrschaft und Gesinde werden Arbeitgeber und -nehmer, aus dem persönlich-untertänigen Bande wird ein sachlich-wirtschaftliches. Die persönlichen Autoritäten des früheren sozialen Lebens treten zurück und das unpersönliche Geld tritt an ihre Stelle. Die in fabrikmäßige Bahnen einlenkende Landwirtschaft kennt kein Band persönlicher oder gemütlicher Färbung mehr, sondern ist, wie ein Hochofen oder eine Papierfabrik, nur noch Geldherstellungswerkzeug.

Groß sind die materiellen Erfolge dieser Entwicklung. Der Übergang von der patriarchalisch-persönlichen Gebundenheit zur sachlich-wirtschaftlichen Freiheit bewirkt die höchste Blüte und Entfaltung aller Kräfte. Aber schon trägt sie den Keim späterer Zersetzung und Auflösung in sich. Es leidet das Familienleben, die Heiligkeit der Ehe und die Ehrfurcht vor Eltern und Obrigkeit. Kinder werden eine wirtschaftliche Last. Es leidet die in der Urzeit angesammelte körperliche und ethische Kraft des Menschen. Wurde früher der menschliche Geist innerhalb der vorhandenen Vielseitigkeit der Natur fortwährend auf neue Gebiete abgelenkt, so beginnt jetzt eine nervenzerreibende, intensive Anspannung in immer gleichbleibender einseitiger Richtung.

Diese nunmehr genugsam gekennzeichnete Wandlung hat das alte Italien in vollstem Maße durchgemacht.

Eigentliche landwirtschaftliche Großbetriebe, das heißt solche mit planmäßiger, einheitlich organisierter Oberleitung, hat es in der älteren römischen Geschichte und zur Zeit des älteren römischen Adels (des Landadels oder Patriziats) nicht gegeben. „Eine eigentliche Großwirtschaft, gestützt auf einen ansehnlichen Sklavenstand, wie wir sie später in Rom finden, kann für diese Zeit nicht angenommen werden" (Mommsen I, S. 188). Wer damals viel Land hatte, besaß damit nichts anderes, als eine Summe von Kleinbetrieben. Der Patriziat war ein auf dem Lande wohnender Bauernadel, Rom zu seiner Zeit lediglich ein Markt- und Tempelflecken, Hauptort eines Bauernstaates von wenigen Quadratmeilen Größe. Selbst zur Zeit der Aufhebung des Patriziats beziehungsweise der Abschaffung seiner Vorrechte (367 v. Chr. durch die Licinisch-Sextischen Gesetze) hatte das römische Gebiet erst die Größe von ein bis zwei heutigen preußischen Kreisen erreicht. Wie sehr alles noch in der reinsten Naturalwirtschaft steckte, ist daraus zu ersehen, daß in Rom bis etwa zum Jahre 450 v. Chr. überhaupt nicht gemünzt wurde und als Tauschmittel anfangs das Vieh (pecunia), später Kupfer nach dem Gewicht diente. Erst im Jahre 268 v. Chr. wurden die ersten Silbermünzen geprägt. Daß solche primitiven Zustände einen Großbetrieb ausschließen, liegt auf der Hand, und völlig verkehrt und auf einen Anachronismus zurückzuführen ist daher die landläufige Vorstellung, das Wort Latifundia Romam perdidere beziehe sich auf den Großbesitz des

alten römischen Landadels. Patrizier-Latifundien, die aber von immerhin recht bescheidener Ausdehnung gewesen sein müssen, hat es wohl gegeben; sie sind aber zweifellos lediglich aus der ursprünglichen (sowohl wirtschaftlichen wie politischen) Realgenossenschaft der patrizischen Großbauern entstanden, die anscheinend ursprünglich allein die politischen Rechte besaßen (wie noch unsere Bauern nach der bis 1892 geltenden Landgemeindeordnung); und so hatten sie auch das Weideland der Gemeinde okkupiert, das wahrscheinlich, wie auch später bei deutschen Dörfern und Landstädten, an der äußeren Grenze des Gebietes lag und das anfänglich, so lange die Bevölkerung gering war, wenig Wert für die ärmeren und viehlosen Bürger gehabt haben mag. Dies angemaßte Vorrecht der Patrizier auf den ager publicus wurde dann aber nach langen Parteikämpfen durch die licinischen Gesetze (367) aufgehoben und jeder römische Bürger sollte fortan Anteil an dem Gemeindeland haben, keiner aber mehr als fünfhundert Jugera (= Morgen) besitzen. Gleichzeitig mit den Vorrechten des Patriziats selbst wurde also die alte, ziemlich unschuldige Form des Großbesitzes beseitigt und nie hätten die Latifundien ihre spätere Berühmtheit erlangt, wenn sie nicht, rund drei Jahrhunderte später, unter ganz anderen Verhältnissen wieder erstanden wären.

Denn als ungefähr der Höhepunkt des merkantilen Aufschwunges erreicht war, das heißt nach dem Jahre 140 v. Chr., verschwand die freie und bodenständige Bevölkerung und mit ihr die vereinigte Getreide- und Viehwirtschaft, die immer die kraftvolle Urform aller Land- und Volkswirtschaft bleiben wird. An ihre Stelle traten teils große Weidewirtschaften mit (ausländischen) Sklaven als Hirten, teils Gartenwirtschaften, in denen man Wein- und Ölbaumzucht trieb. Aber auch in den letzteren wieder besorgten (ausländische) Sklaven das Einernten in Akkord und im Dienst eines Sklavenhalters. Wir hören aus dieser Zeit gleichzeitig von einer Blüte (an Weinreben, Plantagen) und einer Verödung (an Menschen) des platten Landes. Es war eben in manchen Gegenden dasjenige in vollstem Maße eingetreten, was heute mit dem Namen „Urbanisierung" bezeichnet wird; die Gegenden des gartenmäßigen Anbaues (vor allem Campanien) waren mit den Villen der römischen Großen dicht besetzt; das Land war ohne das Erholungsbedürfnis und den Luxus der Großstädter nicht mehr zu denken; es war nur noch ein Anhängsel der Stadt.

Im Zusammenhange nämlich mit dem Fortströmen der ländlichen Bevölkerung, mit dem Heranströmen des kolonialen Getreides und der gleichzeitig wegen des Fehlens von Zöllen eintretenden Bodenentwertung hatten die vornehmen Städter das gesetzliche Recht erlangt, die Bauernhöfe auszukaufen. Das führte nun (nach Mommsen) zu einem Feldzuge des Kapitals gegen die Bauernwirtschaften, mit dem verglichen alles das mild und menschlich erschien, was die Patrizier vor dreihundert Jahren an den Plebejern gesündigt haben mochten. „Die Kapitalisten liehen nicht mehr an den Bauer auf Zinsen aus, was an sich schon nicht anging, da der Kleinbesitzer keinen Über-

schuß von Belang mehr erzielte, . . . sondern sie kauften die Bauernstellen auf und verwandelten sie im besten Fall in Meierhöfe mit Sklavenwirtschaft. Man nannte das ebenfalls Ackerbau; in der Tat war es wesentlich die Anwendung der Kapitalwirtschaft auf die Erzeugung der Bodenfrüchte." So gab es jetzt eine neue Form von Latifundien: den Großbesitz mit kaufmännischem Großbetrieb, weil die alte bäuerliche Betriebsweise, ob im Kleinen oder im Großen, wirtschaftlich nicht mehr bestehen konnte. Das Wort latifundium aber hat im Laufe von drei Jahrhunderten einen ähnlichen Wechsel seiner Bedeutung durchgemacht, wie das Wort eques. Wie aus dem Rittersmann ein Großkaufmann wurde, so wurde aus dem patriarchalischen Latifundium ein plutokratisches, aus dem „herrschaftlich" betriebenen Großbesitz des Landedelmanns der kaufmännisch geleitete Großbetrieb des Handelsherrn oder gar der Handelsgesellschaft. Die alten Worte eques und latifundium behielt man bei, obwohl ihr Sinn und Wert sich völlig geändert hatte. Latifundia Romam perdidere bedeutet also soviel als: Rom ist zu Grunde gegangen an dem kapitalistischen Betriebe der Landwirtschaft, verbunden mit dem Einströmen unverheirateter ausländischer Arbeiter, oder: nicht die Siege der Germanen, sondern die Entvölkerung des platten Landes von nationalen Arbeiterfamilien hat Rom vernichtet.

* * *

Betrachten wir nun die Dinge bei uns, so kann es scheinen, als ob wir ganz demselben trostlosen Ziel zusteuern, wie das alte Rom. Denn die rein kapitalistische Wirtschaftsweise und das Gewimmel von unverheirateten, landfremden Arbeitern finden wir in haarscharfer Ähnlichkeit bereits im heutigen Deutschland wieder. Sombart sagt: „Man muß die rationell betriebenen Gutswirtschaften dieser Provinzen (gemeint sind: Sachsen, Braunschweig, Schleswig-Holstein) aus eigener Anschauung kennen, um zu wissen, daß ihre Organisation wie ihre ganze Geschäftsführung in nichts von denen eines großen industriellen oder kommerziellen Unternehmens verschieden ist. Hier herrschen Erwerbsprinzip und ökonomischer Rationalismus unbeschränkt, in den großen Arnheims stehen die stattlichen Reihen der Hauptbücher, die Zahlungen werden durch Überweisungen auf das Girokonto bei der Reichsbank geleistet, und die Hauptarbeit wird von einem Heere freier (das heißt von Boden und Familie losgelöster) geldgelohnter Wanderarbeiter verrichtet." In den zehn Jahren, die verflossen sind, seitdem diese Worte geschrieben wurden, ist die Entwicklung immer mehr von der früheren „herrschaftlichen" oder „bäuerlichen" Betriebsweise zur rein geldwirtschaftlichen oder kaufmännischen fortgeschritten. Wir können dagegen nichts machen; denn die letztere Betriebsweise ist rein wirtschaftlich die überlegene.

Die verhängnisvolle Ähnlichkeit der Verhältnisse scheint sich aber auch auf dasjenige Heilmittel zu erstrecken, das heute vor allem zur Bekämpfung von

Landflucht und Ausländerzufluß empfohlen wird, auf die innere Koloniſation. Der peſſimiſtiſche Hiſtoriker ſagt uns, daß man es im alten Italien ja auch bereits mit innerer Koloniſation verſucht hat; daß es ſich auch damals darum handelte, den bodenſtändigen Landarbeiterſtand zu erhalten und den kleinen ländlichen Mittelſtand zu vermehren; daß auch damals dieſe Bewegung teils den Bauernaufkäufen, teils dem Großſtadtleben und der eigenartigen antiken Induſtrialiſierung entſprang; ja, daß ſelbſt die normale Größe der Landloſe bei den alten Römern (30 Jugera = $7^1/_2$ Hektar) dieſelbe war, als bei uns (5 bis 15 Hektar). Er ſagt uns weiter, daß ſich damals Männer der höchſten Ariſtokratie und von hoher Genialität, die Gracchen, an die Spitze der Bewegung ſtellten und daß ſie die in der Aufſchwungsperiode in Rom zuſammengelaufenen Menſchenmaſſen, die das erhoffte Glück nicht gefunden hatten und nun herumlungerten, wenigſtens zum Teil wieder aufs Land zurückgeführt haben; daß dann unter Sulla, Cäſar und Auguſtus ganze Legionen (insbeſondere die Sieger von Philippi) meiſt nicht-italiſcher Soldaten in Italien Landſitze erhielten. Und daß alle dieſe Maßregeln ebenſowenig der Entvölkerung Einhalt geboten haben, wie die materiellen und Ehrenvorrechte der kinderreichen Frauen, die Auguſtus einführte. Welch troſtloſer Ausblick!

* * *

Aber doch ſind die Verhältniſſe des Altertums zu unſerem Glück grundverſchieden von denen der Gegenwart. Ein einfacher Vergleich beweiſt dies: Es wird heute niemandem einfallen, wie es in Italien geſchah, alle Beſitzungen eines blühenden Großdorfes aufzukaufen und an ſeiner Stelle einen Großbetrieb zu eröffnen; er fände nie und nimmer dabei ſeine Rechnung, denn der Boden iſt bei uns noch nicht entwertet, der Bauer ſitzt noch feſt, und im Gegenteil geht die Richtung der Zeit auf immer intenſivere Ausgeſtaltung im Kleinen, und es finden öffentliche und ſelbſt rein private Landgeſellſchaften ihren Vorteil darin, Güter zu parzellieren. Auch innerhalb der größeren Güter beſteht bei uns offenbar nicht die Tendenz zur Zuſammenballung, ſondern, von lokalen Erſcheinungen abgeſehen, eher zum Auseinandergehen; ſind doch ſeit 1871 in meinem früheren landrätlichen Kreiſe durch Selbſtändigwerden von Gutsvorwerken nicht weniger als vierundzwanzig neue Gutsbezirke entſtanden, was ſich einfach durch Wertvermehrung beim Parzellieren erklärt. Das Vorhandenſein aber dieſer Wertvermehrung iſt das Entſcheidende für die Tendenz unſerer Entwicklung, die alſo gerade das Gegenteil von derjenigen iſt, die Plinius als für Rom verderblich erklärt hat. Man darf ſich nicht dadurch täuſchen laſſen, daß auch bei uns ein namhafter Aufkauf von Bauerngütern in den letzten hundert Jahren ſtattgefunden hat: es iſt die Landeskulturgeſetzgebung von 1807 bis 1816, mit deren letzten Ausläufern wir es hierbei lediglich zu tun haben, keine eigentlich volkswirtſchaftliche Tendenz. Bis zu dieſer Geſetzgebung lag Ritterguts- und Bauerland im Gemenge derſelben Feldmark, die Bauern waren gleichzeitig der

Hauptstamm der Gutsarbeiterschaft. Großzügig wäre es nun gewesen, ein und dieselbe Feldmark in ihrem ganzen Umfange immer entweder dem Gutsbetriebe oder dem bäuerlichen Betriebe zu widmen. Das tat man aber nicht, konnte man auch vielleicht nicht tun, sondern man teilte jede Feldmark zwischen Herrschaft und Bauerschaft und erhielt eine große Zahl lebensunfähiger, kleiner (adliger) Dörfer, deren Gebäude dieselbe Ortslage mit den Gutsgebäuden hatten und von deren Land sich eigentlich schon vorher sagen ließ, daß der Gutsherr es zur Abrundung seiner Wirtschaft fast unbedingt brauchte. So haben denn die Gutsherren in sehr vielen Fällen diese kleinen Bauern ausgekauft, und ich wage zu behaupten, daß das nicht anders ging und daß das Verschwinden dieser Zwerggemeinden auch kaum als ein dauernder, irreparabler Schade angesehen werden kann. Auch erscheint es keineswegs ausgemacht, ob man heute mit Recht die Deklaration von 1816 verurteilt, welche die Regulierungsfähigkeit der kleinen, nicht gespann-haltenden Bauerwirtschaften ausschloß. Wahrscheinlich hätten sich diese isolierten Kleinbetriebe durch das vorige Jahrhundert hindurch noch weniger gut gehalten, als die gespann-fähigen. Da aber immerhin eine Menge Bauergüter bei diesem unglückseligen Übergang von der Feudal- zur Geldwirtschaft verloren gegangen ist, so ist es heute unbedingt notwendig, sie zu ersetzen, und zwar durch Parzellierung ganzer Rittergüter. Wenn ein halbes bis ganzes Dutzend davon in den mit zu viel Rittergutsbesitz versehenen Kreisen in Bauerland aufgeteilt sein wird, so werden wir leistungsfähige Gemeinden und eine mindestens ebenso gute Besitzverteilung haben, als vor 1800. Die Kleinwirtschaften sind aber zum Glück bei uns nach wie vor durchaus rentabel. Nur die lokale Abrundung hat die Gutsherren veranlaßt und fast gezwungen, die ihnen besonders günstig gelegenen zu erwerben, und diese Ankaufsbewegung kann heute als im wesentlichen abgeschlossen angesehen werden.

Allerdings ist es Zeit, daß bei uns für innere Kolonisation mit allem Nachdruck gesorgt wird. Sonst verpassen wir den richtigen Moment ebenso, wie es die alten Römer und anscheinend auch die heutigen Engländer getan haben. In Rom war die Getreidewirtschaft bereits im Verschwinden (seit 140 v. Chr.), als die Gracchen mit ihren Plänen hervortraten (133 und 123). Als bedenkliches Symptom kam hinzu, daß die gracchische Bewegung, die viel von der heutigen sozialdemokratischen an sich hatte, von vornherein eine gewalttätige war und sich gegen das Eigentum und den Reichtum richtete. Das mußte den erbitterten Widerstand aller Besitzenden herausfordern. Aber überhaupt, so großartig die Erfolge der Römer auf dem Gebiet der äußeren Kolonisation gewesen sind, so wenig scheint das antike Staatswesen dem Problem einer inneren Kolonisation gewachsen gewesen zu sein, dem wir heute im Begriff sind, langsam und nach einer Reihe von Erfahrungen, die wir machen mußten, mit ganz anderen Mitteln zu Leibe zu gehen. Mit der bloßen Aufteilung des kahlen Grund und Bodens ist es eben nicht geschehen; der Leiter einer Aufteilung entwirft heute einen Ansiedlungsplan, an Hand dessen die Parzellen erst wirt-

schaftlich ausgebaut werden müssen; und so bedecken sich dann die Flächen eines vorherigen Großbesitzes wie mit Perlen, mit einer großen Zahl Anwesen von Wohnhäusern und Wirtschaftsgebäuden, mit Wege- und Wasseranlagen, Zäunen usw. Auch für die gemeindlichen Bedürfnisse an Schule (Kirche), Gemeinde- und Armenhaus, Dorfteich, Dorfanger, Sandgrube wird vorsorglich gedacht. Die Ansiedler sucht man sorgsam aus; es hat sich herausgestellt, daß der Hauptstädter für den landwirtschaftlichen Beruf fast stets verloren ist, daß er zwar von Landbesitz und bequemem In-den-Mund-Wachsen von Lebensmitteln träumt, daß er aber versagt, wenn es sich nun ernstlich darum handelt, mit Pflugschar und Dung umzugehen und in erster Morgenfrühe beim Melken mit dem unsauberen Kuhschwanz Schläge ins Gesicht zu erhalten. Zur Beschaffung des baulichen, des lebenden und toten Inventars (Wirtschaftsgerät) verlangt man heute vom Ansiedler entweder eigenes Kapital (5000 Mark) oder man gibt dazu den sogenannten Zwischenkredit. Ohne diese langwierige Kleinarbeit ist nichts Dauerndes zu schaffen. Nun kennen wir zwar die Wirkungen der gracchischen Gesetze nicht. Was Mommsen davon rühmt, wird von anderen Historikern bestritten und auf das Mißverständnis einer Zahl bei Livius zurückgeführt. Von all den genannten Schwierigkeiten wird uns aber kaum etwas berichtet; und dies Schweigen gerade ist höchst bedenklich. Nur hören wir, daß den ärmsten Ansiedlern Geld zur Inventarbeschaffung gegeben wurde, und zwar aus den Schätzen, die der gerade im Jahre 133 verstorbene König Attalus von Pergamus dem römischen Staat testamentarisch vermacht hatte; wir hören ferner bezeichnenderweise, daß selbstständige neue Gemeinden nicht gegründet wurden, und endlich scheint es, daß die alten Besitzer Entschädigungen nur für ihre Gebäude erhielten, und daß man ihnen im übrigen ihr Land beziehungsweise einen Teil desselben einfach wegnahm, und zwar mit der Begründung, es gehöre zu dem seit dreihundert Jahren verschollenen ager publicus. Man hat es sich danach mit der ganzen Kolonisation recht leicht gemacht; wenigstens würde man es heute kaum Kolonisation zu nennen wagen, wenn man Großstädter massenhaft in bestehende Dorfslagen führt, sie in den bestehenden Häusern unterbringt und es ihnen überläßt, sich vielleicht neue Häuser zu bauen. So scheint denn die gracchische Ansiedlung lediglich wie ein plötzlicher Strom von Menschen über die Gemeinden Italiens hingebraust zu sein, aber keine dauernden Spuren hinterlassen zu haben. Bei den späteren Veteranen-Ansiedlungen war dies noch weniger der Fall. Den Siegern von Philippi wurden einfach achtzehn blühende italische Landstädte zugewiesen, die sie, wie im Kriege, erst mit stürmender Hand nehmen und die bisherigen Einwohner vertreiben mußten. Das war keine Kolonisation, sondern Raub, und zwar nicht zu volkswirtschaftlichen, sondern zu militär-politischen Zwecken. Die groß-wirtschaftliche Tendenz selbst hätte man bekämpfen sollen. Aber gegen sie war der antike Staat mit seinem staatlich organisierten Freihandel ohnmächtig. Statt ihrer bekämpfte man die friedlich angesessenen Besitzer. Was nützte eine Hinausführung der Massen aufs Land, wenn man die entwerteten Betriebe und

Anwesen nicht mehr wieder erwecken konnte, wenn die bäuerliche Wirtschaft ohne Betriebsmöglichkeit war, da ihr der Zollschutz fehlte, und wenn deshalb das Land unaufhaltsam im Begriff stand, sich in ein Hirten- und Gartenland zu verwandeln! Zwingende wirtschaftliche Tendenzen sind meist stärker als gewaltsame staatliche Anordnungen.

* * *

Es wird dem verehrten Leser klar geworden sein, daß wir heute mit viel günstigeren Verhältnissen zu rechnen haben. Nur müssen sie auch wirklich und rechtzeitig ausgenutzt werden. Der verdiente Verfechter der inneren Kolonisation, Professor Sering, hat im Februar dieses Jahres in einem vortrefflichen Vortrage im Landesökonomiekollegium beklagt, daß die bisher nur in Posen und Westpreußen eingeleitete großzügige Kolonisation ins Stocken geraten und daß in den anderen östlichen Provinzen alljährlich nicht mehr als neunhundert bis tausend Bauernstellen mit rund 10 000 Hektar Fläche gegründet würden. Sering hat auf England hingewiesen, wo es, trotz Zwangsenteignung und Zwangspacht, die ein Gesetz von 1907 eingeführt habe, nicht mehr gelingen wolle, den durch eine allzu frühe kapitalistische Entwicklung vernichteten Bauernstand wieder aufzurichten. „Noch ist es bei uns Zeit," sagte er, „eine kräftige Ansiedlungspolitik zu betätigen. In zehn bis zwanzig Jahren wird es zu spät sein, weil wie in England, so auch bei uns, der Reichtum aufs Land zieht und Luxuspreise anlegt, während das beste Kolonistenmaterial verloren geht und unser Volk allmählich an robuster Kraft einbüßt."

Neben der inneren Kolonisation tut es allerdings auch not, den Druck zu mildern, den der ausländische Saisonarbeiter auf den deutschen Arbeiter ausübt. Freilich kann dies nur soweit geschehen, als die deutsche Gütererzeugung dem Auslande gegenüber konkurrenzfähig bleibt; denn sonst würde infolge der ewigen Wechselwirkung, die in allen volkswirtschaftlichen Dingen stattfindet, mit der Konkurrenzfähigkeit der deutschen Betriebe gleichzeitig abgesägt werden die Existenz des deutschen Arbeiters, der ja eben geschützt und erhalten werden soll. Anderseits wird alle innere Kolonisation nichts mehr helfen und es wird der bis vor kurzem so gepriesene Bevölkerungsüberschuß endgültig dahin sein, wenn einmal der Bauer bei uns ernstlich lose wird. Haben wir es auch bis jetzt zum Glück nur mit dem Wegzug der jüngeren Kinder der angesessenen Familien zu tun, so fehlen doch schon heute alle die Familien auf dem Lande, deren Arbeitskraft der slawische Saisonarbeiter ersetzt. Namentlich aber: es fehlt auch ihr Nachwuchs.

Geschieht etwas Energisches gegen diese Richtung der Entwicklung, so geht unsere landwirtschaftliche wie unsere industrielle Produktion wahrscheinlich schweren Zeiten entgegen; denn, befreit von der ausländischen Konkurrenz, wird der deutsche Arbeiter, wie der englische es schon tut, seine Lebensansprüche weiter erheblich steigern. Diese Steigerung wird Opfer fordern, für die die produ-

zierenden Kreise allein kaum werden aufkommen können. Es wird das Volksganze bis zu einem gewissen Grade mit herangezogen werden müssen. Indes, das Höchste steht auf dem Spiele, was ein Volk hat: die Erhaltung des eigenen Volkstums!

Das größte Problem der Zukunft dürfte es sonach sein, die wirtschaftlichen und die völkischen Interessen, die bei uns eben anfangen, in einen unheilvollen Gegensatz zu geraten, auszugleichen und abzuwägen. Die antiken Stadtstaaten (Athen, Karthago, Rom) sind alle daran zugrunde gegangen, daß sie in einseitigster Weise nur die kapitalistisch-wirtschaftlichen Interessen förderten. Der alte merkantile Stadtstaat stand auf vollkommen primitivem, manchesterlichem Boden; er war Träger der Staatshoheit und Schirmer der Ordnung: damit waren die antiken Staatsaufgaben im wesentlichen erfüllt; es kam nur noch das hinzu, was man praktisch brauchte, um das engherzige und kurzsichtige, aber souveräne Stadtvolk zufrieden zu stellen, nämlich, für uns fast unbegreiflicherweise, die ursprünglich auf religiösem Boden erwachsenen Spiele und in Rom, seit Gajus Grachus, die Versorgung der Hauptstadt mit Brotkorn („panem et circenses"). Keine Volksschule, keine soziale Versicherung sorgte für Wohl und Bildung des kleinen Mannes; jeder mußte selbst sehen, wie er sich durchs Leben half und sich gegen körperliches Mißgeschick und die Schwäche des Alters schützte. Eigentlich ausgebildete Verwaltungszweige waren in Rom nur die Ordnung schaffenden: das Kriegswesen und die Rechtspflege. Jede weitsichtige Wohlfahrts- und Volkspflege fehlte. So bildete sich ein klaffender Gegensatz zwischen Reich und Arm. Der gewaltige Römerstaat ist während seiner Blütezeit im Grunde von nur etwa dreitausend Familien (senatorischen und ritterlichen Standes) getragen worden. Nur diese wurden in Wahrheit der griechisch-römischen Kultur teilhaftig. Alles übrige war Plebs, die man fütterte und verhätschelte, da sie die Beamten wählte, für deren wahres Wohl man aber nichts tat, und die daher in Unwissenheit und Aberglauben dahinlebte. (Domaszewski, Geschichte der römischen Kaiser). Der Aufstieg des Mannes aus dem Volke in höhere Kreise war fast unmöglich, da der Mittelstand immer mehr verschwand und durch freigelassene Sklaven als Gastwirte, Gutsinspektoren, Künstler, Professoren, Ärzte ersetzt wurde. So fehlte es an jedem nationalen Nachschub von unten. Und als die Proskriptionen Sullas und der Triumvirate mit einem großen Teil des römischen Adels aufgeräumt hatten und in dessen eigenen Reihen Ehe- und Kinderlosigkeit einriß, da war man am Anfang vom Ende. Der Untergang des julisch-claudischen Kaisergeschlechts mit Nero (68 n. Chr.) bezeichnet auch den Untergang des eigentlichen Römertums, und kaum mehr einen Italiker finden wir seitdem an der Regierung. Alle die bedeutenden Kaiser des folgenden Jahrhunderts waren Provinzialen, d. h. sie entstammten römischen Kolonialgeschlechtern.

Eine grundlegende Verschiedenheit des antiken und des modernen Staatslebens ist es also vor allem, daß die Massen des Volkes im Altertum völlig

zurückblieben, daß heute aber — wenn die Demokraten es auch noch so sehr bestreiten — für ihr Vorwärtskommen außerordentlich viel geschieht. Dazu kommt noch als überaus einschneidend der Faktor, daß der Mensch der neuesten Zeit es gelernt hat, sich die Kräfte der Natur dienstbar zu machen. Der großartig entwickelte neuzeitige Verkehr, die maschinellen Errungenschaften, die Ausnutzung der elektrischen Kraft, eröffnen ganz andere Möglichkeiten der Entwicklung, als frühere Perioden der Menschheit es ahnen ließen. Es erscheint uns heute so natürlich, daß die Verpflegung der Viermillionenstadt Großberlin so glatt geht und daß niemals Hungersnöte auftreten. Wir wissen kaum mehr, daß dies lediglich eine Folge der Erfindung der Dampfkraft und der neuzeitlichen Weltverschiffungen an Getreide ist; wir erinnern uns kaum mehr, daß im alten Rom wie in London bis etwa 1850 fortwährend Hungersnöte wiederkehrten, da der extensiv-wirtschaftende und vom ausgleichenden Weltmarkt isolierte Staat — alle europäischen Staaten bis 1850 waren solche, heute noch die Wolga-Gouvernements — an überaus großen Schwankungen zwischen Überproduktion und Hungersnot litt; wir müssen uns vergegenwärtigen, daß diesen Schwankungen gegenüber sich ein fester, wenn auch nur mäßiger Schutzzoll nicht halten ließ, weil er von dem ersten ernsten Ansturm des darbenden Volkes hinweggefegt worden wäre. Dieser Schutzzoll aber wieder hat es erst vermocht, daß im Gegensatz zum Altertum bei uns die Entwertung des ländlichen Grund und Bodens und der Untergang unserer Landwirtschaft bis heute verhindert worden ist.

Nicht also bloß die oberen gesellschaftlichen Schichten, wie in Rom, haben bei uns den Aufstieg der letzten vierzig Jahre genossen, sondern infolge des immer mehr verbesserten Schulwesens und der rasch steigenden Löhne und Lebenshaltung der unteren Klassen wird das Volksganze, wenn nicht gleichzeitig, so doch in schneller Aufeinanderfolge einer Kulturhöhe entgegengebracht, die in dieser Allgemeinheit bisher in der Welt unbekannt war. Und infolge des sich immer mehr ausdehnenden Bahnnetzes wird ferner das ganze deutsche Gebiet, fast bis in die äußersten Winkel hinein, kulturell und wirtschaftlich entwickelt und näher herangebracht an die Mittelpunkte des gewaltig pulsierenden öffentlichen Lebens.

Ist uns so vieles gelungen, was dem Altertum versagt blieb, warum sollte es uns da nicht auch beschieden sein, die wirtschaftlichen und völkischen Interessen miteinander auszusöhnen?

Das Ergebnis unserer Betrachtungen ist danach folgendes: Grundsätzlich ist nicht die Größe, sondern die Art des Betriebes für das völkische Interesse entscheidend. Im Gegensatz zum alten Italien geht die Richtung der Entwicklung schon an sich bei uns nicht auf Latifundienbildung, sondern eher auf Aufteilung. Daß die letztere bei uns wirtschaftlich, das heißt gewinnbringend ist, hat seinen Grund in den neuzeitigen Einrichtungen, hauptsächlich im Getreidezoll, der den Bodenwert hochhält, und im Bahnverkehr, der die

intensive Betriebsweise ermöglicht und fördert. Ohne diese beiden Errungenschaften wäre Deutschland wahrscheinlich schon im vollsten Übergange zur Vieh-Großwirtschaft mit einer Mindestleistung von Arbeit und einer Mindestmenge von Landbevölkerung. Der landwirtschaftliche Großbetrieb ist an sich politisch, sozial und wirtschaftlich genau so berechtigt wie der gewerbliche; auch vom völkischen Standpunkt ist er keineswegs zu verwerfen, vorausgesetzt, daß er seinen Stamm von nationalen Arbeitern festhält, wie dies besonders auf fideikommissarisch oder traditionell befestigten Gütern der Fall ist. Gefährlich ist nur seine kapitalistische Ausgestaltung unter Verwendung ausländischer Saisonarbeiter und übermäßiger Maschinenkraft. Diese Gefahren liegen bei dem Kleinbetriebe nicht in demselben Maße vor, und seine Vermehrung ist daher eine nationale Pflicht und Forderung, um so mehr, als der Kleinbesitz in seinem Bestande durch die wenig glückliche Agrargesetzgebung von 1807/1816 gelitten hat.

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Sechste Fortsetzung)

Karl nimmt sich ein Schemelstühlchen, stellt es dicht neben die Tante, setzt sich darauf, lehnt den Kopf wider Settchens Bein und sagt:

„So hock ich gut, Tante Settchen, als wenn du meine Mutter wärst. Jetzert kannst du mir sagen, was du noch zu sagen hast!"

Die Alte zieht die nasse Hand aus dem Wasser, trocknet sie an der Schürze ab, streichelt über Karls Haar und spricht dann zu ihm, indem sie ihre Arbeit wieder aufnimmt:

„Siehst du, lieber Bub, du bist ja noch jung und kannst dich wieder heraufschaffen; du darfst den Mut net verlieren. Es wird uns ja jetzert alles versteigt, und nix bleibt übrig; auch mein Vermögen schlüpft mit drein. Aber da liegt mir nix dran. Ich bins Schaffen ja gewöhnt, und ich will ja gern schaffen für dich und das Mäde. Wenn ich mal net mehr da bin, sollt ihr zwei an mich denken können wie an euer zweit Mutter!

„Aber, Tante Settchen!" unterbricht Karl die Sprechende, „tu doch net, als ob du morgen schon sterben müßt!"

Tante Settchen schüttelt den Kopf und fährt weiter:

„Nein, Karl, da soll unser Herrgott mich vorläufig davor bewahren, denn ich bin noch nötig für euch zwei! Am meisten für das Mäde. Und dabei mußt du

mir helfen. Weißt du, die Sophie müssen wir irgendwo hintun, in die Irrenanstalt nach Heppenheim an der Bergstraß oder nach Hofheim im Ried. Arm sind wir jetzert, und ich glaub net, daß die Gemeind uns die Sophie unterhält, solang wir zwei noch einen Knopf verdienen können. Wir müssen halt alle beid sehen, recht bald einen Unterschlupf zu finden. Wenns hier in Spelzheim net ist, dann sonstwo. Für dich machts sichs vielleicht am besten drunten in Bechtheim oder in Alsheim oder in Guntersblum oder in Winternheim. Da gibts viel reiche Bauern, und die brauchen immer Knechte!"

In Karl sind widerstreitende Gefühle. Sein Herz krampft sich in dem Schmerze, aus dem Hause zu müssen, in dem er geboren und groß ward. Aber es ist auch eine den Atem leise stoßende Erwartung in ihm auf die Neuheiten, die da wie Schlüssel in sein Leben greifen werden. Er selbst weiß das alles nicht zu unterscheiden und sagt:

„Tante, wenn ich an all das denk, wird mirs so komisch!"

„Nur nicht verzweifeln, Karl, wies auch kommen soll! Ich will dir einen guten Rat geben. Wenn man so von einem Tag in den anderen lebt, wird man zu einer Maschin. Die läuft auch und schafft ihre Arbeit, aber ohne eigen Ziel. Das ist es: man muß sich ein Ziel in seine Zukunft stecken und immer drauf lossteuern. Net rechts und net links gucke und nur immer aufs Ziel. Und dein Ziel muß sein: wieder deine eigne Bauerei zu kriegen. Spar dir Pfenning um Pfenning, das gibt Marke. Und die Marke geben hundert Marke. Und wenn du auch nur ein klein Bäuerchen gibst, du bist aber selbständig, und das ist das beste. In fuffzehn Jahr kannst du so weit sein. Wenn du das nötige Alter hast, findst du vielleicht auch ein Mäde, wo ein bißjen Geld hat. Nur immer ein abretter Bursch bleiben, Karl, und dein wild Naturell ein bißjen bezähmen. Still und ein Schaffer, das macht Eindruck bei den reichen Bauernmäd!"

Und die gute Jungfer möchte alle Begeisterung, die in einem jungen Menschen ist, in helle, starke Flammen entzünden. Sie nimmt des Burschen Kopf zwischen die Hände, läßt aus ihren Augen alles Feuer strahlen, das in ihrer Seele ist, und sagt mit hinreißendem Schwung:

„Herrgott noch mal, wer weiß, was meinem Bub noch alles Schöne widerfährt im Leben! Ich seh ihn schon so, wie er als Bauer in einem großen Hofgut über einen Haufen Knecht und Mägd kommandiert, alle Sorten von neumodischen landwirtschaftlichen Maschinen hat und Geld wie Heu und zu allerletzt noch vom Großherzog den Titel Ökonomierat kriegt!"

So sagt sie und ist ganz begeistert, schüttelt dem Burschen die Hände und strählt ihm mit dem Finger das Haar.

Der Junge aber muß an die Leiche da droben denken, das läßt keine Begeisterung in ihm aufkommen und erstickt den glimmenden Funken.

„Lieb Tante Settchen, ich hab nie so recht begreifen können, was Luftschlösser sind. Was du aweil sagst, das sind auch Luftschlösser. Alles Luft, Luft und wieder Luft. Ich mein, 's tät doch alles anders werden!"

Als Tante Settchen diese traurigen Worte hört, will auch ihr der Mut entschwinden, und sie sagt nur:

„Aber lieber Bub, wer wird denn so plaudern, wenn man noch so jung ist wie du und die ganz Welt noch vor sich liegen hat!"

„Tante Settchen, wenn ich net immer an den Vater droben denken müßt. Das ist jetzert so was Merkwürdiges in mir: Ich kann dem Vater net recht geben in dem, was er getan hat, aber ich hab ihm doch auch so arig gern. Da tut jetzert alles durcheinander wühlen in mir, alles so durcheinander!"

„Darüber wollen wir jetzert sprechen! Komm steh mal auf, Bub, ich wills Geschirr wegräumen!"

Karl steht auf und lehnt sich wider den Tisch. Tante Settchen huscht in der Küche, stellt da einen Teller hinweg, hängt dort ein Handtuch an das Tücherbrett, räumt ein Glas in den Schrank und macht so blitzblanke Ordnung. Sie fühlt sich dann wohler. Als sie die Arbeit beendet hat, schöpft sie einen Seufzer der Erleichterung und einen der Befriedigung aus der Brust und darnach einen der Sorge, — Seufzer eines treuen Herzens. Sie setzt sich neben den kalt gewordenen Herd, rückt mit dem Fuße das Schemelstühlchen herbei, klopft mit der Flachen Hand darauf und sagt zu Karl:

„Komm jetzert daher! Jetzert das Letzte, was ich dir noch sagen will für heut!"

Karl schlurft mit müden Schritten herbei, setzt sich so, daß sein Rücken an den Knien der Tante anlehnen kann und gähnt, während Tante Settchen zu sprechen beginnt. Als sie seine Müdigkeit sieht, fragt sie ihn, ob er auch noch zuhorchen könne. Ja, ja, er wird schon achtgeben!

„Zuerst muß ich dir sagen, daß wir vor allen Dingen sorgen müssen, daß dein Vater unter den Boden kommt. Man kann das bei einer verwundeten Leiche net lang anstehen lassen. Und jetzert denk mal dran, was ich dir vordert gesagt hab von der göttlich Barmherzigkeit! Hast du noch alles gut in Gedanken?"

„Ja, Tante Settchen, das vergeß ich auch net!"

„Na ja, das ist gut so. Sieh, wenn du das alles begriffen hast, wirst du auch verstehen, was ich dir jetzert noch dazu sag!"

Nach diesen Worten hält die Jungfer ein wenig inne, denn sie weiß, was sie nun sagen wird, reizt den Burschen wieder. Sie fährt ihm mit der Hand durch das struppige Haar und tätschelt seine Backen, während sie weiterfährt:

„Nach all dem, was du heut Abend gehört hast, wird's dich net wundern, wenn ich dir sag, daß der Vater natürlich net vom Herr Pfarrer begraben wird. Bscht, bscht, Karlchen, net aufbrausen, bscht, bscht! Horch schön zu, was ich dir weiter sag! Gell, Bub, du glaubst doch fest dran, daß dein Vater durch Gottes Barmherzigkeit von der ewigen Qual gerettet sein könnt? Glaubst du das, Bub?"

„Ei jo, Tante Settchen," antwortet Karl mit wehheiserer Stimme, „das ist ja das einzige, was mich ruhig macht gegenüber der Bosheit der Menschen!"

„Na ja, siehst du, was braucht dir dann noch dran zu liegen, ob die sterblichen Überreste von deinem Vater in einer großartigen Leich naus auf den Kirchhof kommen oder ganz still und unauffällig. Begreifst du, daß das lauter äußerliche Formen sind, die nichts ändern am jenseitigen Leben von einem Abgestorbenen? Wie mancher wird vom Pfarrer begraben mit Gesang und Weihrauch, und seine Seel brennt vielleicht doch in der Höll. Wer von uns Menschen kann dem anderen ins Herz gucken? Siehst du, an so Sachen darf man sich net stoßen. Vielleicht hast du noch net gehört, daß auf dem hohen Meer die Leichen einfach ins Wasser geworfen werden, in Segeltuch eingewickelt, ein paar alte Roststäb zu Füßen, und ins Wasser damit. Und das wird so gemacht, daß es

die anderen Reisenden ja net merken, die könnten es sonst an die Nerven kriegen. Jetzert frag ich dich, wer begräbt denn da die Toten? Da ist auch kein Pfarrer dabei, denn auf den Schiffen sind vorläufig noch keine stationiert. Ein paar Matrosen werden zum Gebet kommandiert, aber ob sie auch was beten, ist die andere Frage. Und so ein Begräbnis auf dem Meer kann einem Guten wie einem Bösen passieren. Ich will damit nur sagen, daß es auf die Form garnet ankommt; das ist ganz Nebensach. Wenn dein Vater reumütig gestorben ist, wenn er eine vollkommene Reue gemacht hat, wenn ihm all seine Sünden leid getan haben, weil er dadurch den lieben Gott beleidigt hat, dann hat ihm unser Herrgott seine Sünden vergeben, ob er jetzert vom Pfarrer begraben wird oder nicht. Hast du das jetzert begriffen, lieber Bub?"

„Ja, Tante Settchen, das seh ich jetzert auch ein. Aber weißt du, 's ist halt doch schwer, sich da auf einmal so hineinzufinden, wenn man's die ganze Zeit anders gewöhnt war!"

„Ja, weißt du, mein lieber Bub!" entgegnet ihm Tante Settchen, „das ist mehrstenteils so, daß der Verstand der Menschen in ihren Gewohnheiten einschläft, und dann machen sie halt so da hinaus, wie's beim Vater war und beim Großvater und beim Urgroßvater. Und das mußt du dir ein für allemal merken: alles Unglück, das über einem kommt, soll man auffassen als eine Schickung Gottes. Das sagt auch der Pfarrer in der Predigt. Aber da meint er mehrstens, die Leut sollten net brummen und net schimpfen, sie sollten halt einfach das Maul halten und höchstens noch beten. Gewiß soll man das, beim Beten wächst das Herz. Vor allen Dingen soll man aber lernen, unsern Herrgott zu verstehen. Man soll aus dem Unglück sich etwas für seine eigene Seel herauslesen, daß sie tiefer wird und mit der Zeit Sinn und Verstand in den Fügungen Gottes begreift. So mußt du's auch machen. Wenn man erst mal so weit ist, daß man sich durch das Unglück net verbittern läßt, spürt man schon bald einen großen Gewinn. Und wenn er nur darin bestehen tät, daß man nicht kopflos dasteht, wenn ein neues Unheil über einem kommt. Kannst du mir das nachfühlen?"

„Noch net alles!" antwortet Karl, „noch net alles, Tante Settchen, aber ich glaub fest, daß du recht hast, weil ich seh, daß du aus deinen Erfahrungen sprichst!"

„Na ja, dann folg mir auch mal schön und tu, was ich dir sag!"

Auf diese Mahnung stöhnt Karl mit gepreßtem Atem:

„Ja, Tante Settchen, ja, ich will!"

Dann aber schweigen sie.

Die Küchenlampe singt leise. In der Scheuer und in der Werkstätte zirpen die Grillen, heute wie alle Tage. Aus der Ferne hört man das Dengeln der Sensen. Sonst hörte man's ganz nahe, nämlich von draußen auf dem Hofe. Verloren kräht hie und da ein Hahn.

Die zwei Menschen aber sitzen stille und sinnen und seufzen manchmal. Dann sieht eines das andere an. Die Gesichter sind ernst. Bei der Jungfer ist Gefaßtheit dabei, auch Mut; in einem: mutige Ergebenheit. Aber in des Burschen Antlitz zuckt häufig die Qual der ungereiften, zum erstenmal in ihren Tiefen aufgewühlten Jugend, und dieses Zucken liest sich wie eine Frage an die Gottheit, wie ein erschütterndes Warum, wie ein verzweifeltes Auswegsuchen. Das weiche Eisen windet sich unter den Hammerschlägen . . .

Plötzlich stößt in die Stille ein harter Hornruf: Tawuut-twut-twut ...
Der Nachtwächter bläst elf Uhr.

Nun legen sie sich zur Ruhe nieder. Zuerst ist das Zimmer dunkel, aber nach einer halben Stunde ist es vom bläulich silbernen Mondschein erfüllt. Karl, der nicht einschlafen kann, schaut mit weit offenen Augen in den vollen Mond.

Groß, klar und leuchtend hängt er in der schweigenden Nacht wie ein milder, festigender Trost des Himmels.

7.

Am frühen Morgen wird Karl durch das gelle Lachen Sophies geweckt. Vom Schlafe erquickt, erinnert er sich nicht gleich der Ereignisse von gestern, seine Seele ist leicht. Aber nur für einen ganz kurzen Augenblick, und dann legt sich wieder alles erdrückend schwer über ihn. Der Bursche kleidet sich an und begibt sich in die Küche, um den Kaffee zu kochen. Er räumt die Schlacken und die unverbrannten Kohlen aus dem Herde und zieht den Aschenkasten hervor, den er sodann in den Hof trägt. Aber das Hin- und Herarbeiten zerstreut ihm die wehen Gedanken nicht. Es bleibt ihm unbehaglich; es fehlt ihm etwas. Vielleicht wird es ihm besser, wenn er einmal in den Pferdestall geht. Das war sonst immer sein erster Gang vom Bette aus: in den Pferdestall zum Rappen, der wieherte, wenn er ihn sah. Heute wird kein Rappe wiehern. Wird er denn fressen im fremden Stalle oder wird er trauern? Wie der Bursche im leeren Stall steht, kommen ihm die Tränen. Er geht wieder in die Küche und kocht den Kaffee.

Nach dem Frühstück macht sich Karl daran, den verlassenen Pferdestall zu misten. Wozu die Arbeit aufschieben? Einmal muß es ja doch sein. Er ist gerade dabei, das Reff von dem noch darin steckenden Heurest zu befreien, als er am Tore rütteln hört. Da jagt zuerst ein Schrecken und dann eine Wut durch seine Glieder, denn er denkt an die Menschenansammlung von gestern Abend. Er packt die Mistgabel fester und rennt damit ans Tor.

„Antwort zuerst!" schnarrt er, „wer ist drauß?"

„Karl, mach uff!" ruft es von draußen, „mir sind's, 's Schreiner Klinge, mir henn de Sarg for dein Vatter! Mach uff, sunscht bleiwen do so viel Leut stehe!"

Da öffnet der Bursche und läßt zwei Männer herein, einen älteren und einen jüngeren; Schreiner Kling und seinen Sohn. Auf einer Tragbahre haben sie den Sarg stehen, schwarz lackiert und am Kopfende mit einem blechernen Christuskörper versehen. Zwischen der Deckelfuge hängt eine rundumlaufende Papierspitze heraus mit der sich wiederholenden Aufschrift: Ruhe sanft, Ruhe sanft. Ein Kranz dieser beiden Worte rings um den Sarg. Die Schrauben, womit der Deckel verschlossen wird, haben Kreuzform. An den beiden Längsseiten der Totenlade sind Henkel zum Tragen angebracht, denn die Gemeinde hat noch keinen Totenwagen.

Noch ehe die Schreiner ihre schwarze Last zur Stiege hinauftragen können, öffnet sich das Tor abermals, und die Totenfrau, deren Aufgabe es ist, die Toten des Dorfes zu waschen, anzukleiden und in den Sarg zu legen, kommt herein.

Karl zeigt den Leuten das Zimmer, in dem die Leiche steht. Zuerst möchte er mit ihnen hinein gehen, aber die Totenfrau sagt ihm, er solle das lassen, da

man nicht wissen könne, ob der Anblick jetzt am zweiten Tage und bei der großen Augusthitze für die Angehörigen überhaupt noch erträglich wäre. Da geht er wieder die Stiege hinunter. Im Hausgange unten bleibt er stehen und hört, wie der Sargdeckel polternd abgehoben wird; hört, wie die Hobelspäne im Sarge unter der Last der Leiche wuscheln und rascheln; hört den Sargdeckel zum zweiten Male poltern und die Verschlußschrauben quietschen. Da geht er zu seiner Tante, setzt sich ihr gegenüber auf einen Stuhl und sieht sie mit großen, schreckhaften Augen und schlohweißem Gesichte an. Tante Settchen bemerkt das Grauen in dem Jungen, strafft ihre Mienen zu energischen Zügen und ermuntert ihn:

„Wacker sein und denken, daß du wieder alles gutmachen tätst!"

Nach einer kleinen Weile kommen die Leute wieder die Stiege herab. Die Totenfrau, die trotz ihres traurigen Berufes ein rohes Gemüt hat, verlangt einen Schoppen Wein. Es will Karl wenig passend erscheinen, jetzt Wein zum Besten zu geben, aber um das Weib los zu sein, holt er aus der Küche ein Schoppenglas und eine Stearinkerze, die er anzündet. Der Kellereingang liegt im Hausflur; rotangestrichen schneidet die Falltür in den schwarz-weiß geplätteten Bodenbelag. Karl öffnet sie mit einem Ruck und steigt die steinerne Treppe hinab. Nach wenigen Augenblicken erscheint er wieder, aber mit leerem Glase, zur großen Enttäuschung des Weibes. Er hat nichts zapfen können, denn auch die Weinfässer sind versiegelt.

Auf diese Auskunft hin wendet die Totenfrau sich um und verläßt ohne Gruß das Haus. Der alte Schreiner blickt ihr verächtlich nach und murmelt vor sich hin:

„Schroh Tier, das du bischt!"

Auf eine Frage Karls an die beiden Männer, ob auch sie bös darüber wären, daß er ihnen keinen Wein geben könne, erklären sie, in aller Herrgottsfrühe tränken sie noch keinen Wein, fragen noch nach dem Geburtstagsdatum des Schmiedes, weil das auf das für den Grabhügel bestimmte Kreuz noch nicht aufgeschrieben sei, und als sie es erfahren haben, gehen sie.

Karl und Settchen beratschlagen, wie sie sich den Tag einteilen sollen, als der Arzt eintritt. Die Jungfer sagt in erstauntem Tone:

„Herr Doktor?"

„Ich wollte nur mal nach der Kleinen sehen!"

„Jeßgott, Herr Doktor!" sagt Tante Settchen gerührt, „das ist aber schön von Ihnen. Dank der Nachfrag. Sie hat die Nacht ja im ganzen ruhig verbracht, wenn man davon absieht, daß ihre Hände beständig auf dem Deckbett herumgewuschelt haben. Mit ihrem grellen Lachen ist sie dann wach worden und verhält sich seitdem bald erregt, bald teilnahmslos. Eben ist sie still, wie Sie ja selbst sehen!"

„Ja, Fräulein Settchen," entgegnet der Arzt, „es ist am besten, Sie tun das Mädchen einmal eine Zeitlang nach Heppenheim in die Anstalt. Möglich, daß sie sich dort wieder erholt. Ich habe Ihnen hier schon einen Schein geschrieben!"

Als Karl das hört, röten sich seine Wangen. Er wendet sich an den Arzt, der in der Brusttasche seines Rockes fingert, und fragt in freudiger Erregung:

„Ein Schein, Herr Doktor, ein Schein für den Herrn Pfarrer?"

Da wird des Arztes Gesicht von Unmutfalten zerrissen, und in Karl tastet mit kalten Fingern eine große Enttäuschung. Er geht aus dem Zimmer.

Darauf sagt der Arzt mit freundlichem Gesichte zu Settchen:

„Es ist ein Schreiben für den Oberarzt der Anstalt, der mit mir befreundet ist!"

Da spricht Tante Settchen dem Doktor von ihrer Sorge, daß sich im Dorfe keine Chaise finden möge, um das Mädchen nach Worms an den Bahnhof zu fahren, denn man könne mit der Kranken den Weg doch nicht zu Fuß machen.

„Owowowowo!" erwidert der Arzt, „so schlimm sind unsere Bauern denn doch noch nicht alle, liebes Fräulein Settchen. Zum Beispiel sind da die Geschwister Holtner, der Hannes, der Vinzenz und die Male. Besonders der Hannes. Derb, vielleicht auch grob, aber gut und gütig. Der Vinzenz hat sich beim Sensenwetzen eine böse Schnittwunde in den Arm beigebracht und liegt nun an ein wenig Wundfieber. Zu dem muß ich, und da will ich dem alten Hannes Holtner sagen, daß er mal gleich seine alte Kalesche einspannt. Sie machen unterdessen das Mädchen fertig."

Aber Tante Settchen hat noch andere Bedenken. Ob man nicht noch einmal einen Tag warten solle, weil sie doch die Vorbereitungen zur Beerdigung treffen müsse.

Da schnalzt der Doktor mit der Zunge, wie er schnalzt, wenn er mißmutig ist, und sagt der Alten, sie solle mehr an die Lebendigen als an die Toten denken. Was da zu ordnen sei, könne wohl auch der Junge machen. Ein feierlich Begräbnis gäbe das ja doch nicht, wie er ganz frei heraussagen wolle, wozu da also viele Vorbereitungen? In einer halben Stunde sei der Hannes Holtner da, und dann reiche es noch für den Zehnuhrzug nach Bensheim. Von dort fahre man mit der Mainneckarbahn nach Heppenheim.

Bei diesem guten Rate des Arztes denkt Settchen an ihren leeren Geldbeutel. Aber es ist eine Scham in ihr, die sie hindert, dem Doktor davon zu sprechen. Darum sagt sie:

„Herr Dokter, könnt das mit dem kranke Mäde net zu Unzuträglichkeiten führen in der Eisenbahn? Jeßgott, ich wär so froh, wenn uns der Vetter Holtner mit seiner Kutsch gleich bis nach Heppenheim fahren wollt!"

„Dja!" wirft der Arzt ein, „das ist so ne Sache, jetzt bei der vielen Feldarbeit. Hin und zurück ist das ein Weg von einem ganzen Tag; wird nicht gut zu machen sein!"

Da rafft Tante Settchen sich auf, und während ihr die Schamröte bis unter die Haarwurzeln steigt, sagt sie hastig:

„Herr Dokter, 's ist auch wegen den Kosten!"

Im ersten Augenblicke zuckt es dem Mann in den Fingerspitzen, er möchte das Portemonnaie aus der Hosentasche ziehen. Doch er besinnt sich eines anderen, und reicht Tante Settchen die Hand hin:

„Fräulein Settchen, das kann auch so gehen; wie Sie wollen. Den lachenden Erben der Holtners wird es nichts verschlagen, wenn der Hannes einmal einen Werktag lang feiert. Ich bring das in Ordnung! Guten Morgen, Fräulein Settchen!"

(Fortsetzung folgt)

Max Dreyer

Von Dr. Oswald Meyer-Berlin

Durch den zarten Septembernebel bricht die Sonne. Landwärts ziehen die verdampfenden Schwaden, aufgesogen von dem mütterlichen Licht, und geben die Erde frei, da reckt sich in die klar gewordene, reine, ruhevolle und doch so hoffnungsreiche Luft, ein Haus auf der Höhe. Es blickt aufs Meer, das sich von seinen Schleiern befreit hat und leise rauscht. „Und seine Haltung ist so, daß man ihm die Liebe zum Meere ansieht, so freudig gehoben blickt es auf die Flut und immer nur auf die Flut.“ Vor dem Hause aber steht ein Mann, schlank und rüstig, die grüne Spessartmütze auf dem vollen, blonden Haar, eine Baumschere in der Hand, und sein Auge wechselt zwischen innig sorgender, handfester Liebe, die seinen Bäumen, seinen Beeten gilt, und dem freien, hingegebenen, klaren Schauen in die Weite.

Max Dreyer, dessen fünfzigsten Geburtstag die Schar seiner Freunde und Verehrer feiern wollte, steht hier auf eigener Erde und feiert seine eigene Feier, da er fern von den Menschen seiner Erde und seinem Meere nahe ist und das freie Sichversenken und Schauen hat, ungehemmt von den Giebeln der Großstadt, von der Liebe und Betriebsamkeit der Menschen. Auf eigenem Weg hat er die eigene Erde sich erobert.

Als vor mehr denn einem Jahrzehnt Dreyers rüstige, hoffnungsvolle Energie daranging, aus dem zerklüfteten Lehmboden, auf dem sich Wind und Wetter ein Stelldichein gaben, sein Haus zu bauen und Kulturland zu schaffen, ward er von allen Ansässigen und Kennern des Landes gewarnt. Er hörte nicht und tat nach seinem Willen. Und heute ist sein Land der schönen Insel gesegnetster Fleck Erde.

Ohne diese seine eigene Erde, auf der er Wurzel schlug, ist Max Dreyer nicht mehr zu denken. Auf diesem harten Boden, der Winde Spielplatz, zu dem seine Wesensart so trefflich paßt, hat alles Reine und Beste in ihm sich geklärt. Hier hat er, der Gesellschaftsflüchtige, seine fromme Einsamkeit gefunden. Und hier nur konnte er zur Höhe seines Schaffens kommen. Hier nur sein tiefstes und innerlichstes Werk: „Auf eigener Erde“ schaffen.

Auch er mußte den Weg zu sich selber finden. Die achtziger Jahre, diese Sturm- und Drangperiode der neuen deutschen Literatur, trug auch Max Dreyer auf ihren Wogen. Ibsens überragendes Genie — der Naturalismus — die

soziale Frage — dies Dreigestirn, das über die Geister herrschte, leuchtete auch in Dreyers Schaffen hinein. Trotzdem ist es falsch, sein erstes Drama: „Drei" lediglich als eine epigonenhafte Frucht Ibsenschen Einflusses zu nehmen. In alle Werke dieser Zeit „Geschichte einer Denkerin", „Hunger", „Jochen Jürgens", „Winterschlaf" leuchten die großen Fragen des Tages hinein: die soziale, die Frauenfrage, die freie Ehe. Aber nicht diese Bewegungen an sich will er als dichterischer Geschichtsschreiber gestalten — mehr interessiert ihn das rein Menschliche, das Einzelschicksal und die Einzelpersönlichkeit, der aus dem Strome der Zeit der Konflikt erwächst. Und bei dem einzelnen das Eigene — der eigene Wille und die eigene Art, die eigene Wege geht. Fest in sich selbst, gerade, aufrecht und klar, selbständig bis zur Selbstgenügsamkeit und eigenwillig bis zum Eigensinn sind seine Menschen, dabei von ursprünglicher Natürlichkeit und frischem Frohmut.

Und ganz früh schon das, was man die „ideale Forderung" Dreyers nennen könnte: Die Forderung der Frau nach einem starken Manne, der ihr Achtung abzwingt. Hier haben wir das zweite Hauptmotiv der Dreyerschen Kunst: die Frau, um deren Bild er kämpft, deren Ergründung er in immer neuen Gestalten sucht. Nicht das weiche, ergebungsfreudige Weib, die starke, spröde Frau, die ihr Selbst und ihr Eigenes wahrt, bis der Eroberer ihr Besseres gibt. — In vielerlei Wechsel, in immer neuen Bildern und Gestalten kommt dieser Gedanke zum Ausdruck.

„Wer geht ist Herr, wer fährt ist Knecht," von diesem eigenwilligen Wort des Hans Meinke („Winterschlaf") bis zum stolzen Wanderspruch des Peter Brandt: „Wer sucht, der hat, wer findet, der verliert," ist eine weite Strecke Wegs, auf welchem Max Dreyer eine Fülle besonderer Ideen, krauser und lustiger und wirklich ernst gemeinter anhäuft. Manch Schrullenhaftes findet sich und vieles, das ganz gewaltig anfechtbar ist. Doch ist es immer eigenartig. Ob er mit aller Strenge für eine Lieblingsidee kämpft, ob er im liebenswürdigen Scherzspiel seine krausen und absurden Einfälle schießen läßt, ob er endlich als erbarmungsloser Fechter die Dinge auf seines Degens Spitze stellt. Seine Neigung zum paradoliſchen, zum widerspruchsvollen, zum radikalen, seine fröhliche Lust am Bluff kommt hier zum Ausdruck. Mit allem, was die Zeit ihm bringt, setzt Dreyer sich in ganz persönlicher Weise auseinander. Im Großen wie im Kleinen. Mit der sozialen Frage, mit der Wünschelrute wie dem Radium, mit der Kindererziehung wie mit einzelnen politischen und religiösen Fragen.

Hin und wieder hat Dreyer auch mit raschem Griff an Dinge sich gewagt, die ihm nicht aus dem Herzen kamen, die ihn nur reizten, und denen seine Bildnerkraft leicht beizukommen glaubte. Oder er hat mit schnellen Bildnerhänden einen Stoff, auch einen, der ihm nahe war, bewältigt. In großen Zügen stand das Werk nun da — doch unfertig, und der Dichter hatte das Interesse daran verloren. Seine Seele hat er dann nicht hineingegeben.

* * *

In dem Lustspiel „In Behandlung", das auf dem Hintergrund der Frauenfrage spielt, hat sich Max Dreyer seine Aufgabe noch gar zu leicht gemacht; trotzdem meldet sich schon hier sein kräftiger und liebenswürdiger Humor stark zum Wort. In dem historischen Schwank „Eine" wird mit großem Aufwand und schwerem historischen Geschütz aus der Wiedertäuferzeit, das dem Stück das innere Gleichmaß kostet, die Idee der Vielweiberei, die in gewissem Sinne ja modern ist, durch die Nöte eines „Einzelnen" in sehr drastischer, aber drolliger Weise widerlegt. Aus mancher Grobheit, mancher gequälten Dürre, leuchten herzlich warme Töne hervor, viel ursprüngliche Fröhlichkeit und Schelmerei. Hier schon finden wir die große Gabe Max Dreyers mit scharfen, humoristischen Lichtern die menschliche Schwäche zu zeichnen, mit fröhlicher Kühnheit die heikelsten Fragen zu behandeln, vor allem aber Dinge, die an die Tiefen rühren, in derber, offener Munterkeit, ohne Entblößung ans Licht zu ziehen. Ja vielleicht ist in diesen munteren Spielen mehr eigene Sehnsucht des Dichters eingeschlossen als er selber wahr haben will. Und eine Absage gegen alles Bohemehafte liegt darin. — Mit Satire und fröhlicher, gütiger Ironie zieht Dreyer über den Kultus des Persönlichen her in seinem Junggesellenschwank „Großmama". Als Lustspiel nicht auf großer Höhe, ist es doch eine geradezu köstliche Studie eines alternden „Junggesellen aus Prinzip", mit vielen kleinen urechten Zügen ausgestattet, mit tausend reizenden komischen Einfällen geschmückt. — Allem Unwahren, aller Kriecherei und der verhaßten Prüderie hat Max Dreyer in seinen Komödien den Krieg erklärt. Gesundes sinnenfreudiges Triebleben aber kommt zu seinem vollen Recht. Herzliche Wärme mit fröhlichem, urwüchsigem Humor vermählt, kecke, derbe und doch anmutige Laune, haben die köstlichsten Werke voll Witz, Behagen und Innigkeit geschaffen! — In seinem arg verketzerten „Tal des Lebens", in dem mancher nur Lüsternheit zu wittern vermag, hat er verlogener Prüderie die urgesunde Natürlichkeit gesunder Liebe mit kecker Laune gegenübergestellt. In Max Dreyers Seele wohnt die Reinheit und nur ein gänzlich Reiner konnte furchtlos bis an die Grenzen des „Erlaubten" gehen. — Dem gleichen Schicksal arger Mißdeutung verfallen ist auch die „Hochzeitsfackel", die übrigens an dem Dreyerschen Urübel der Unausgeglichenheit leidet. „Hochzeit ist Heimlichkeit"; wider die Versündigung gegen dieses keusche Gefühl, wider die Schamlosigkeit, mit der die heimlichsten und stillsten Empfindungen zweier Menschen, die das Leben zusammengibt, ans Licht gezerrt und begafft werden, wendet sich hier des Dichters ehrlicher Zorn in fröhlichem Gewande. — In all seinen Komödien und Schwänken ist er im tiefsten Grunde ernst. Doch da er nicht gestehen mag, wie ernst und ehrfürchtig er über die Dinge denkt, greift er zur Maske und wird oft am tollsten, wo er am tiefsten aus der Seele spricht. Gerade damit zeigt Dreyer, daß er ein Dichter von Geblüt ist, und er widerlegt zugleich sein eigenes Bedenken, daß Dichtung Entblößung sei. Wer ahnt — im „Lächelnden Knaben", dem fremden Findlingskind, Dreyers heimliche, von ihm selbst gewiß nicht zugestandene Vatersehnsucht?

Hier herrscht die Majestät des Kindes, und so wird dieser elternlose, verstoßene Wicht zum Liebesgott (Amor, der lächelnde Knabe) und Glückbringer.

Der junge Optimismus, die jungen lieben Illusionen, der Knabenseele ernstes Suchen und Sichweiten, das triebhafte Sprießen, des Erwachens Scheu und spröde Auflehnung dagegen findet gütig lächelnde und ehrfürchtige Schilderung. Die tiefsten und reinsten Töne für die Not dieser Jahre mit ihrer Qual, ihren Kämpfen und ihrem Überschwang hat Max Dreyer in seinem innerlichsten Stück: „Die Siebzehnjährigen" gefunden, wo knabenhafte Reinheit und elementare weibliche Raubtiernatur gegeneinanderstehen und eine zarte Seele eigentlich an einem Irrtum zerbricht. Von Reinheit getragen ist auch „Venus Amathusia", ein historisches Stück, dessen fanatischer Jugendheld an dem Zwist der politisch gebotenen Keuschheitsforderung und dem Zwang des Blutes zugrunde geht. In den Dramen „Der Probekandidat" und „Der Sieger", die an künstlerischer Vertiefung manches zu wünschen übrig lassen, ferner im „Hans" begegnen wir einem weiteren Dreyerschen Zug: der unbedingten Wahrhaftigkeit.

Im „Probekandidaten" stellt Max Dreyer auf dem Boden der ihm vertrauten Schule eine klare, reinliche, tief wahre Persönlichkeit der unwahrhaftigen, von Herkommen, Streberei und Selbstsucht regierten Menge gegenüber. Um die Wahrheit und Freiheit des Unterrichts geht es. Prächtige, ganz eigen gesehene Menschenbilder hat Dreyer hier gefunden. In dem von sonnigem Behagen und scharfer Nordseeluft gleichermaßen durchwehten Drama „Hans" ist dem Dichter eine aufrechte und klare Frauengestalt von verhaltener Güte und Innerlichkeit, die durch die Liebe Weisheit und Verstehen lernt, trefflich gelungen. — Um das Eigene der Persönlichkeit und in der Kunst geht es auch im nächsten Drama, „Der Sieger", einer leider gänzlich unfertigen Arbeit, die zum Kampfstück geworden ist.

Der Drang zur absoluten Wahrhaftigkeit, den wir als eine der persönlichsten Eigenschaften Dreyers bezeichnen, führt statt künstlerischer Notwendigkeit in einigen späteren Werken die Feder. („Puß", „Ecclesia triumphans".)

Von seiner Heimatsliebe, seiner Freude an freier Weite, und seinem Hang zur Erde, seinem angeborenen Mecklenburger Land und von aufrechten, helläugigen Menschen, um die der Duft der Scholle weht, durch deren Seele der Meerwind fährt, von Menschen, die auf eigener Erde wurzeln und im eigenen Wesen ihr Genüge haben, erzählen die Novellen „Lautes und Leises", „Strand". Auf seinem Heimatboden ist „Des Pfarrers Tochter von Streladorf" entstanden. Dort sind auch die Blumen Dreyerscher Kunst gewachsen, die seiner Sprache wahrsten Klang bekommen haben: sein plattdeutsches Gedichtbuch „Nah Huus", das Frische und Schelmerei und leichte Wehmut vereint.

Auf Dreyers eigener Erde aber steht vor allem in Starrheit und Selbstherrlichkeit „Ohm Peter", stehen die drei Helden seines Romans „Auf eigener Erde", diese starken, ragenden, bis ans Ende sich selbst getreuen Naturen, auf die man, trotz mancher Mängel, vieler Schwächen — nicht ohne Ergriffenheit sehen kann.

Ohm Peter, ein Problematiker ganz eigener Prägung, der hinter Härte und Dialektik heimliche Sehnsucht und mimosenhafte Scheu versteckt, ein geistiger Eigenwanderer von schmerzlicher Notwendigkeit, hat in leidenschaftlicher Einsamkeit zur Natur sich geflüchtet, der er in pantheistischem Aufgehen gehört. In seiner Welt von Meer, Weite, Sonne und Wolken sucht ein schlichtfeiner, treu hingebender Mensch ihn auf — Kind und Weib zugleich —, weckt in ihm alle Sehnsucht und läßt ihn die Einsamkeit schmerzlicher empfinden — und dennoch nur heißer lieb gewinnen. Von seinem Weltenheimweh seiner inneren Zerklüftung vermag sie ihn nicht zur Selbstaufgabe, die einzig Glück bedeutet, zu erlösen.

„Auf eigener Erde" handelt vom Kampf erbangesessener Herrenkinder um den geliebten Boden, den sie endlich wieder gewinnen. Fromm wird der Dichter, wenn er von der Erde spricht und heilig wie ihm wird die Erde uns. Ein Buch der Erde wie „Ohm Peter" ein Buch vom Meer. Und hier finden wir auch Max Dreyers Frauengestalt in ihrer Vollendung. Ursula von Eich, Herrin auf der geliebten Erde, findet sie doch ihre eigene Erde erst, als sie das Land für die Liebe opfert. Ihr ganzer Gegensatz und dennoch eine ganze Frau ist die Schifferstochter und Schiffseignerin Mieke („Klaas Korl"), die an ihrem Schiff als ihrem besten Eigen mit heißer Leidenschaft hängt. In ihr hat Max Dreyer einmal die andere Seite der weiblichen Natur, das Katzenhafte, das lauernd Raubtierhafte gegeben. Wie eine Sehnsucht ist es in Max Dreyer, der wahrlich kein Mannweib liebt. Er, der Frauenkenner und -erkenner, der so viele Frauen schwach gesehen, hat sich sein Ideal zu schaffen gesucht, das ihm das Leben nicht zugeführt. — In seiner Weise hat er sich die Frauenfrage gelöst. „Die Frauenfrage ist der Mann." Ein schwaches Männergeschlecht läßt so viel Frauenkräfte unerfüllt, daß sie nach eigenem Tun und nach Selbstherrlichkeit streben. Nicht „die Zähmung der Widerspenstigen" ist die Tiefe seiner Frauenanschauung — sie liegt bei ihm in der Ergänzung, der Erfüllung und Beherrschung der Frau durch den Mann.

Es ist kein Widerspruch, daß nicht nur diesen klaren Herrenmenschen des Dichters Herz gehört, daß er so oft das Abseitsliegende, Besondere sucht, so gern auf Menschen mit Absonderlichkeiten eingeht. — Auch das ist Herrentum und Eigenart. Nichts Winkelhaftes und Verschrobenes haben dabei auch diese Eigenbrödler. Nur ihren besonderen Gefühlsklang, nur ihren eigenen geistigen Weg gehen sie. Der Pastorssohn Gottfried, „Saxa loquuntur", dem all seine Heimatsehnsucht sich in dem Armring, den er aus dem alten Grab bei seiner Heimatskirche ausgegraben, verdichtet, ist ein Beispiel. — Mag sein, daß namentlich in Dreyers frühen Werken das Abweichen vom breiten Wege mit allzu starker Bewußtheit und Freude an sich selbst sich gibt. Aber nicht den anderen Wahrheit predigen will er, nicht Neuland will er mit seinen Ideen entdecken. Nur das Recht des eigenen Denkens und der eigenen Art will er behaupten.

Am einsamsten steht er wohl in seinem musikalischen Gefühl. Er, der wahrlich kein musikverlassener Barbar ist — man lese, wie er die Seele der Musik zu deuten weiß in manchem seiner Werke — lehnt dennoch mit Peter Brandt die Öffentlichkeit der Musik ab, die „laut ohne Einsamkeit", die „nicht die Reinheit der einsamen Stille hat".

Krasser noch ist Dreyers musikalisches Bekenntnis über das Lied, das er für eine minderwertige Kunstgattung erklärt. Eine Mischung zweier Künste, wodurch beide unrein werden. Der feste und starke Sinn des Wortes werde durch die Musik gewaltsam verändert. Und wiederum die Musik durch das Wort gefesselt. „Die Musik ist da, wo das Wort noch nicht ist. Und wiederum da, wo das Wort nicht mehr sein kann." „Drei Reiche sind übereinander: die Wolken, über den Wolken die Sterne, über den Sternen Sphärenklänge".

Mögen diese Ausführungen von „tödlichem Radikalismus" sein, wir wollen uns nicht bei Pastor Willers' Worten beruhigen: Starres Gedankentum der Einseitigkeit, kalte Konstruktion einer Theorie. Wir wollen dem Dichter glauben, daß er bei Liedern, und nun gar bei Opern, einen Zwiespalt gefühlt hat, eine Unbefriedigung, über die er sich gedanklich Rechenschaft ablegte, um dann zu so radikalen, aber gewiß ehrlichen und reinlichen Anschauungen zu kommen.

Der ganzen großen Kunst geht Dreyers pietätloser Geist zu Leibe. „Jeder Bauer, der die Erde pflügt, steht der Gottheit näher als der Künstler." Und für die Menschheit sei das Wachstum des Korns wichtiger als die Lösung irgend welcher Probleme. So grotesk das klingt, es ist ihm keine Redensart. Mag es wieder einseitige Erfassung und Überspannung sein, so ist es doch kein Wortspiel, obwohl er oft genug gezeigt hat, daß es ihm heiliger Ernst mit der Kunst ist. Und dennoch: „Spiel ist Verstellung, spielen sollte nur, wem's not tut, daß er sich verstellt". — Also ist die Kunst ihm nur ein Spiel, und — so wird mancher sagen — es fehlt ihm nur der tiefste Ernst und fehlt ihm nur die zwingende Notwendigkeit, daß er schaffen muß?

Es ist eine große — die größte Frage in der Kunst: wer muß denn schaffen? Und wie viele glauben, schaffen zu müssen, über die in kurzen Jahren der Wind der Vergessenheit weht? — Kunst und Leben, sie sind Schwestern, urverwandt, die Äußerungen desselben Triebes. Alle Kunst ist Sehnsucht. Manch einer hat die gewaltigsten Träume, Träume in Tönen, in Bildern, Träume, die Dichtungen sind bis ins einzelste ausgeführt — und zum Kunstwerk für die anderen fehlt nur das eine, daß er Hand ans Werk legt. Das Wichtigste allerdings — für die anderen, aber für den Künstler? Wäre Raffael nicht auch ohne Hände der größte Maler gewesen? Büßt nicht das Geistgeschaffene seine größte Reinheit ein, wenn die Hand daran rührt? Und weiter: entscheidet nicht oft der Zufall, ob ein Dichter zum „Künstler" wird? Wäre Liliencron Schriftsteller geworden, wenn nicht das Leben sich ihm versagt hätte?

Wieviel schweigende Dichter mag es geben? In Dreyers Dichtungen finden wir so manchen.

Kunst ist Entblößung. Das ist nicht bloß Dreyers Theorie, er hat auch, leider, muß man sagen — nur allzu sehr versucht, das Eigenste zu verbergen und nur das Gröbere Gestalt werden lassen. „Meine Visage gehört mir selbst." Das Allerpersönlichste des Dichters will er der Dichtung vorenthalten.

In solchen Absonderlichkeiten verliert sich Dreyer aber nicht. Die Lust am Grübeln verdirbt ihm die Lust am Leben keineswegs. Er findet seine Freude am Bilden und am Bildlichen. Selbst in seinen schwächeren Stücken rettet ihn die Bildkraft seiner Schilderung. Die gedrungene Anschaulichkeit der Menschenzeichnung und der beseelten Bildlichkeit der Naturschilderung in seinen besten Werken ist schlechthin meisterhaft. Echte Bildschnitzerfreude wendet auch dem Kleinsten seine ganze Liebe zu. „Nebenfiguren" gibt es nicht für ihn. Das Nebensächlichste bekommt ein scharf gezeichnetes Gesicht. Und seine Dichtergüte blickt mit festen klaren Augen und findet ihre größte Freude an denen, die das Leben stark und geruhig bejahen, der Grübler liebt die Schlichtesten und Natürlichsten.

Auf eigener Erde — das ist Max Dreyers Sieg und die Befreiung über sich selbst. Eigene Erde — das Beste, was dem Menschen beschieden sein kann. Wer eine eigene Erde hat, etwas auf Erden, wo er wurzelt, um das er kämpfen kann, dem seine Not und seine Liebe gehört, der ist gesegnet. Auf eigener Erde — ist das nicht die Losung für unsere Zeit? Bis ins Soziale geht es. Denn gibt es bessere Abwehr gegen Vaterlandsvergessenheit und Internationales als eigener Siedler auf eigener Erde? — Doch bleiben wir beim Menschlichen. Die eigene Erde ist die Lösung und Erlösung vom allzu Täglichen. Vom Hastigen, von dem Zerrissenen, geistig Zerklüfteten, vom Heimatlosen unserer Zeit.

Max Dreyer ist noch jung. So jung und schaffensstark, daß wir noch viel von ihm erwarten dürfen. Wir wünschen, daß sein Schaffen ihm immer ernster und innerlicher werde, und keine Flüchtigkeit und keine falsche Scheu, sich zu entblößen, ihm seine Werke schmälert. Zu lange hat er planmäßig versteckt. Zu lange hat er von sich selbst wenig genug gegeben. Erst durch „Ohm Peter", den „Lächelnden Knaben" und zuletzt durch den gemütvollen „Martin Overbeck" erfahren wir von ihm selber etwas. Das ist ein Wunsch zum Schluß: Dieser tapfere, klare, warmherzige, urdeutsche Dichter soll uns mehr von seinem eigenen Wesen, aus seinem Herzen geben.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gloſſen

Zwei Beiſpiele zur Erläuterungsſucht. Mit Ehrfurcht leſen wir unſere gründlichen Bücher. Nimmt doch auch die Gemeinde der Fachgenoſſen in der Regel die Erläuterungen feierlich auf, denen ſie dort begegnet. Manchmal freilich —! Des Fürſten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürſt bekannte Denkwürdigkeiten fangen mit verſtreuten Notizen aus des nachmaligen Reichskanzlers Knabenzeit an. 1834 im Herbſt iſt Prinz Chlodwig Sekundaner des Gymnaſiums zu Erfurt. Er ſchreibt in ſein Tagebuch: „Ankunft der ganzen Familie auf dem Neuerbe. Allgemeine Krankheit.“ Hierzu erläutert der Herausgeber Friedrich Curtius: „Am 12. November war nämlich der Landgraf Viktor Amadeus geſtorben und hatte ſeinen Allodialbeſitz“ — Ratibor, Corbey, Treffurt —, „ſeinen Neffen, den Prinzen Viktor und Chlodwig, hinterlaſſen. Corbey wurde ſeit dieſer Zeit der regelmäßige Aufenthalt der Familie.“ Nun kann jene Familienankunft ſehr wohl mit dem Erbanfall in Zuſammenhang ſtehen, aber der Ausdruck „Neuerbe“ legt vielmehr Erfurt als die Örtlichkeit feſt. So heißt eine Gaſſe im ſüdlichen Teil der früheren Innenſtadt, wo alſo, — und darin liegt vielmehr der Wert dieſer Aufzeichnung, — Chlodwig und ſein Bruder Viktor als Schüler gewohnt haben müſſen. Das iſt um ſo intereſſanter, als „das Neuerbe“ bald hernach, mit Beginn der Eiſenbahnära, für ſolche Bewohner ein recht ungeeignetes Milieu geweſen wäre. — Noch ſchlimmer fuhr Profeſſor Ludwig Geiger bei noch größerer Behutſamkeit. Er gab den Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter heraus. Hier erzählt der letztere, er habe den Miniſter von Schuckmann „promenando“ getroffen, und zwar bei deſſen Landgute an der Unterſpree, „das man ein Sandſchlecht nennen dürfte“ (Reclam, Bd. III, 426). Aus Land zu Sand und gut zu ſchlecht fertigte der alte Zelter mithin einen billigen Kalauer, aber Profeſſor Geiger ſteuerte auf eigenſte Koſten erſt den wahren Witz bei, indem er die wiſſenſchaftliche Anmerkung hinzuſetzte: „(Sandſchlecht) bei Grimm, Deutſches Wörterbuch, weder unter Sand noch unter Schlecht aufgeführt“. C. N.

Ein Satz. „Hiernach iſt der Klageanſpruch aus dem Vertrage vom 25 April 1904 und zwar aus dem Grunde, weil der Beklagte auf die zur Verfügung zu haltenden vier Kuxe und ſeine übrigen Kuxe aus dem Erlöſe der Kaligerechtſame als Gewinn erhalten, was dem Kläger als Vergütung für ſeine Mühewaltung zukam und was Beklagter dem Kläger in Höhe ſeines Vergütungsanſpruchs herauszugeben verpflichtet iſt, und ſoweit dieſer Grund verſagen würde, weil er ſchuldhaft, um ſeinem Vorteile zu dienen und ſeine Forderung zu befriedigen, den Vergütungsanſpruch des Klägers gegen die Gewerkſchaft geltend zu machen unterlaſſen, dieſen in Höhe dieſes Anſpruches geſchädigt und ihm daher wegen Vertragsverletzung zu leiſten hat, dem Grunde nach gerechtfertigt.“

So ſchreibt das Oberlandesgericht in Düſſeldorf in dem Urteil des 4. Zivilſenats vom 20. Juni 1912.

Auch ſolche Schöpfungen können Gutes ſtiften, wenn ſie im Unterricht Verwendung finden. Für die Schüler der höheren Klaſſen wird es eine dankbare und lehrreiche, wenn auch ſchwierige Aufgabe ſein, den Satz ins Deutſche zu übertragen. B.

Reichsspiegel

(vom 30. September bis 6. Oktober)

Bank, Geld und Wirtschaft

Börsenderoute und Balkankrisis — Die Ursachen des Zusammenbruchs — Die Weltkonjunktur — Die Gefahr politischer Störungen — Die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands — Die Reichsbank — Der Münchener Bankiertag — Gewerkschaftliche Bewegung unter den Bankbeamten

Die Mobilmachung auf dem Balkan hat auf die Börse wie ein Donnerschlag gewirkt. Nicht anders wie vor Jahresfrist anläßlich des Marokkokonfliktes durchfuhr ein lähmender Kriegsschrecken die Mächte, welche sich gerade jetzt angesichts der glänzenden Wirtschaftskonjunktur und der verminderten Geldsorgen einer besonders ausgeprägten Sorglosigkeit hingaben. Auf politische Überraschungen war man ganz und gar nicht gefaßt. Im Gegenteil, der Friede in Tripolis schien nur noch eine Frage von Wochen, wenn nicht von Tagen, und den inneren Schwierigkeiten der Türkei, den Aufständen und der Unruhe der Balkanvölker legte man nicht das mindeste Gewicht bei. Die ständige Gewohnheit ließ die täglichen Nachrichten hierüber schließlich uninteressant erscheinen. Von dem Friedensschluß mit Italien erwartete man auch eine Beschwichtigung dieser Unruhen, die nur eine interne Angelegenheit der Türkei zu sein schienen und keineswegs in das Gebiet der hohen Politik überzugreifen drohten. Seit die Börse die wichtige Frage des deutsch-englischen Einvernehmens nicht mehr als eine Quelle möglicher Sorgen glaubte betrachten zu müssen, schenkte sie tatsächlich der Politik keine Beachtung mehr. Nur die Gestaltung der Geldverhältnisse gab ihr Anlaß zu einer gewissen Beunruhigung und nachdem auch diese Furcht von ihr genommen, lag die Bahn frei. In Wirklichkeit aber war die Situation insofern nicht unbedenklich, als die Spekulation unter dem Einfluß der günstigen Konstellation einen mächtigen Anreiz erhalten und infolgedessen die Kurse auf eine Höhe getrieben hatte, die schon an sich Bedenken erregen mußte. Je mehr sich in den Betriebsausweisen und den bekanntwerdenden wirtschaftsstatistischen Daten der starke Aufschwung des Wirtschaftslebens ausprägte, um so stürmischer gestaltete sich das Treiben am

Effektenmarkte. Unter den größten Umsätzen wurden die Kurse der Industriepapiere von Etappe zu Etappe gesteigert. Je weitere Kreise die Spekulation zog, um so mehr vergrößerte sich die Zahl der schwachen Hände und besonders in den Kassaindustriepapieren, welche großenteils nie gesehene Kurse erklommen hatten, waren enorme Summen auf Kredit gekauft. Diese ganz einseitige Spekulation auf die Hausse bot bei dem hohen Kursstand der Papiere, der längst nicht mehr eine ausreichende Risikoprämie gewährleistete, ganz außerordentliche Gefahren. Die Verhältnisse lagen an den kontinentalen Börsen gleichmäßig; wie in Berlin, so war auch in Wien, Petersburg und Paris eine Überspekulation vorhanden, die alle Merkmale einer ungesunden Entwicklung aufwies. Unter diesen Umständen mußte der plötzliche Kriegsschrecken, auf den die Börsen nicht im mindesten gefaßt waren, geradezu vernichtend wirken. Ein kopfloser Verkaufsandrang setzte ein, die Kurse fielen haltlos, da Käufer nicht vorhanden waren und die Banken bei der Unübersichtlichkeit der Situation vorerst nicht intervenierten. So war für einzelne Werte, obwohl sie bisher zu den Favoritpapieren gezählt hatten, wie die Aktien der Akkumulatorenfabrik, überhaupt keine Notiz zustande zu bringen, der Kurs mußte gestrichen werden. Andere Papiere der gleichen Klasse erlitten enorme Verluste; so sanken die Aktien der Vogtländischen Maschinenfabrik, die im Frühjahr den Anlaß zu dem bekannten Einschreiten des Staatskommissars gegeben hatten, an den beiden ersten Schreckenstagen um volle 100 Prozent. Von der Größe des Verkaufsandranges kann man sich ein Bild machen, wenn man hört, daß am ersten Tage etwa eine Million Gelsenkirchener und über zwei Millionen Kanadaaktien angeboten waren. Kein Wunder, wenn die führenden Montanwerte, die Schiffahrts- und Elektrizitätsaktien sämtlich 10 bis 20 Prozent im Preise sanken. Solche Entwertung hatte natürlich Zwangsverkäufe und Selbstexekutionen im größten Umfang zur Folge, so daß die schwachen Positionen zum Teil mit enormen Verlusten liquidiert wurden. Dieser schmerzliche Zusammenbruch der Börse war indessen nicht sowohl in den realen Verhältnissen als in der Kopflosigkeit begründet, welche die Börse überraschenden Situationen gegenüber häufig an den Tag zu legen pflegt, und er gewann eine solche Größe nur infolge der börsentechnisch ungünstigen Marktlage. Es fehlte das Ventil der Baissespekulation. Das zeigte sich sofort, als der Markt von den schwachen Elementen gereinigt war und nach dem ersten Schrecken wieder ruhige Überlegung Platz griff. In diesem Moment hörte nicht nur der Verkaufsandrang auf, sondern es vollzog sich ein vollständiger Tendenzumschwung. Stürmische Rückkäufe ließen die Kurse alsbald wieder derart in die Höhe schnellen, daß der unbeteiligte Beobachter auch in diesem Verhalten des Marktes nur eine unbedachte Übertreibung zu sehen vermag.

Will man die augenblickliche Situation, die unklar und gefahrdrohend genug ist, zutreffend würdigen, so muß man sich folgendes vor Augen halten.

Die weltwirtschaftliche Konjunktur befindet sich gegenwärtig in einem Aufstieg, der an Intensität, Umfang und gesunder Grundlage die Periode der

letzten Hochkonjunktur bei weitem übertrifft. Noch nie hat die nationale Produktion der Hauptwirtschaftsländer, vornehmlich aber die Deutschlands, einen solchen Umfang erreicht wie gegenwärtig. Die Eisenindustrie, die Kohlenförderung, die weiter verarbeitenden Gewerbe, alle wissen mit ganz vereinzelten Ausnahmen nur von Rekordzahlen über Tätigkeit und Absatz zu berichten. Diese mächtige wirtschaftliche Bewegung ist aber noch in ihrem inneren Kern gesund. Die fast unzertrennlichen Begleiterscheinungen jeder länger andauernden Hochkonjunktur, Überspekulation, hochgespannte Warenpreise, Mißverhältnis zwischen Produktion und Absatz, Kredit- und Geldnot, unerschwingliche Zinssätze, lassen sich einstweilen noch überhaupt nicht oder doch nur vereinzelt feststellen. Insbesondere hat der Geldmarkt eine sehr erfreuliche Erleichterung erfahren. Es fehlen daher einstweilen alle Anzeichen dafür, daß der allerdings unausbleibliche Umschwung des Wirtschaftslebens in bedrohlicher Nähe ist. Zum mindesten darf man die Behauptung wagen, daß die Voraussetzungen für einen krisenhaften Zusammenbruch wie im Jahre 1907 heute nicht gegeben sind, und daß daher ein solcher vorerst nicht zu befürchten ist, wie er anderseits auch bei einiger Vorsicht wohl überhaupt vermieden werden kann.

Die große Frage ist aber, ob dieser so günstigen Wirtschaftslage von seiten der Politik ernsthafte Gefahren drohen. Die Börse hat offenbar in blindem Schrecken die Frage zunächst vorbehaltslos bejaht, als sie die Mobilmachung der Balkanstaaten erfuhr, gleich darauf aber fast mit derselben Bestimmtheit verneint, als sie glaubte hoffen zu dürfen, daß der Balkankrieg lokalisiert bleiben würde. Nun ist zwar bis zur Stunde eine wirkliche Klärung der politischen Lage nicht eingetreten. Es ist der Mobilmachung einstweilen noch nicht die Kriegserklärung oder die Eröffnung der Feindseligkeiten gefolgt. Selbst wenn dies aber in den nächsten Tagen der Fall sein sollte, so liegt noch kein Grund vor, deshalb einen Weltbrand für unausbleiblich zu erachten. Außerordentlich beruhigend muß es wirken, daß der Balkonkonflikt zunächst den Frieden zwischen Italien und der Türkei in greifbare Nähe gerückt und damit einen offenen Interessengegensatz zwischen Rom und Wien beseitigt hat. Immerhin bleibt natürlich, so lange nicht eine einmütige Erklärung der Großmächte vorliegt, eine gewisse Unsicherheit und Bedrohlichkeit der Lage bestehen. Politische Gefahren, selbst wenn sie entfernt und nicht unmittelbar bedrohlich sind, müssen naturgemäß der wirtschaftlichen Entwicklung einen starken Hemmschuh anlegen. Schon ein lokalisierter Balkankrieg wäre für Deutschland, das mit allen in Betracht kommenden Staaten, vornehmlich aber mit der Türkei durch starke Gläubiger- und Wirtschaftsinteressen verknüpft ist, ein beklagenswertes Ereignis. Doch dürfte angesichts der ganz ungenügenden finanziellen Rüstung der kleinen Balkanstaaten ein langdauernder Krieg kaum im Bereich der Möglichkeit liegen. Anders aber und weitaus bedrohlicher läge die Sache, wenn die Möglichkeit weiterer Verwicklungen in Betracht gezogen werden müßte, selbst unter der Voraussetzung, daß Deutschland an diesen nicht unmittelbar beteiligt wäre.

Es gälte dann, mit ganzer Kraft sich wirtschaftlich auf alle Eventualitäten zu rüsten.

Unter diesen Umständen gewinnt natürlich die Frage nach der finanziellen Kriegsbereitschaft Deutschlands ein erhöhtes aktuelles, wenn auch glücklicherweise einstweilen nur theoretisches Interesse. Lägen die Dinge hinsichtlich der Finanzkraft Deutschlands so, wie man sie im Ausland bei unseren guten Freunden noch bis vor kurzem wieder und wieder zu schildern beliebte — wir hätten dann allen Grund, europäischen Verwicklungen sorgenvoll entgegenzusehen. Glücklicherweise aber haben wir soeben erst den Beweis dafür erbracht, daß unsere Geldverhältnisse eine ganz unerwartete und erstaunliche Elastizität besitzen. Angesichts der gespannten Lage des Geldmarktes im Vorsommer und den täglich wachsenden Ansprüchen der Industrie und der Börse mußte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Reichsbank vor dem Beginn des Herbstquartals ihren Zinsfuß erhöhen würde, um so mehr als der Privatdiskont sich hart in der Nähe der Bankrate hielt. Nun hat sich aber, man kann sagen verblüffender Weise herausgestellt, daß es der Bank trotz einer gewaltigen Inanspruchnahme am Ende September möglich war, diesen gefürchteten Termin ohne Diskonterhöhung zu überwinden. Der Reichsbankpräsident hat bei Konstatierung dieser Tatsache ausdrücklich hervorgehoben, daß dieses erfreuliche Resultat der vorsichtigeren Disposition zu verdanken sei, welche die Banken sich haben angelegen sein lassen. Es zeigt sich also, daß bei gutem Willen der Beteiligten viel erreicht werden kann.

Indessen sind wir von dem Ziele, der Reichsbank einen Goldschatz zu sichern, der sie auch den schwierigsten Wechselfällen gegenüber gewappnet erscheinen läßt, noch weit genug entfernt. Müßte der Goldbestand zu diesem Behuf doch ungefähr auf das Doppelte seiner gegenwärtigen Höhe anwachsen!

Erfreulicherweise ist nun auf dem Bankiertag in München, der sich auch mit der Erörterung dieser Frage befaßt hat, der ernste Wille und die Bereitschaft der Großbanken zutage getreten, an dieser wichtigsten Aufgabe unserer nationalen Wirtschaft mitzuarbeiten. Das ausgezeichnete Referat des Direktors der Deutschen Bank Helfferich darf nach dieser Richtung als eine programmatische Erklärung angesehen werden.

Interessant ist, daß der früher, in der Bankenquete und auch nachher noch, besonders von Rießer, lebhaft verfochtene Widerspruch gegen die Erhöhung der Giroguthaben der Banken fallen gelassen wurde. Es besteht also nunmehr in dieser schwerwiegenden und entscheidenden Frage Einigkeit zwischen der Reichsbank und den Großbanken. Demgegenüber hat es wenig zu bedeuten, wenn in einer Art Rückzugsgefecht der Referent Helfferich die Staatsverwaltung und die Seehandlung mit der Behauptung angriff, daß sie nicht auf genügende bare Kassenbestände hielten. Dieselbe wurde von seiten der Regierung sofort ziffernmäßig und in energischer Form widerlegt. Auch über die Empfehlung des Hilfsmittels der kleinen Noten zur Vermehrung des Goldbestandes der Reichs-

bank kann man skeptischer denken als der Referent, ohne deshalb den außerordentlichen Wert der erzielten prinzipiellen Übereinstimmung in Frage zu stellen.

Bei dieser Gelegenheit sei noch ein Rückblick auf die sonstigen Verhandlungsgegenstände des Bankiertages geworfen. Von diesen interessieren die größere Öffentlichkeit noch zwei in besonderem Maße: die Hebung des Kurses der Staatsanleihen und die Stellung der Privatbankiers. Die erstere Frage ist von Theoretikern und Praktikern so vielfältig erörtert und nach allen Richtungen hin beleuchtet worden, daß es nicht möglich war, neue Gesichtspunkte in das Feld zu führen. Das Ergebnis ist, daß ein Mittel, den Kurs der Staatsanleihen konstant zu halten, undenkbar ist. Unsere Renten teilen die Entwertung mit den Staatspapieren Englands und Frankreichs aus im allgemeinen hier wie dort gleichen Gründen. Die Zwangsanlagepflicht der Sparkassen und Versicherungsgesellschaften stellt, wie schon das Beispiel Frankreichs zeigt, kein Universalheilmittel dar, gehört aber zu den beachtenswerten kleinen Mitteln, und wird hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt befürwortet, die Liquidität der Sparkassen zu heben.

Die Auseinandersetzung mit den Privatbankiers hatte wie vorauszusehen war, kein greifbares Ergebnis. Wie hätte dies auch wohl der Fall sein sollen, da die erstatteten Referate vorher dem Placet des Vorstandes unterlagen und somit eine offene Darlegung der Interessengegensätze zwischen Privatbankiers

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

und Großbank von vornherein vermieden war? Auch in der Diskussion wußte man geschickt um die Aussprache herumzugehen, die doch den kleinen Privatbankiers besonders am Herzen lag. So wurde nach außen hin der imponierende Eindruck einer geschlossenen Interessenvertretung des Bankiergewerbes in geschickter Regie gewahrt.

Von außerordentlicher Bedeutung für das Bankgewerbe, insbesondere die Großbanken ist die jüngst in Fluß gekommene gewerkschaftliche Bewegung unter den Bankbeamten. Es hat sich, aus einem ursprünglich mehr äußerlichen Anlaß, eine von Österreich ausgehende Opposition gegen den deutschen Bankbeamtenverein gebildet, die zur Gründung eines gegnerischen Vereins geführt hat. Dieser letztere will das Interesse der Angestellten in rein gewerkschaftlicher Weise, das heißt nach Art der Lohnarbeiter im Gegensatz und unabhängig von den Unternehmern wahren. Er wirft dem bisher für die Vertretung der Bankbeamten allein tätigen Verein vor, das er nach Art der „gelben" Gewerkschaften das Einvernehmen mit den Arbeitgebern der rücksichtslosen Interessenvertretung voranstelle und will hierin Wandel schaffen. Man denkt dabei durch eine solche Organisation der Angestellten ganz nach Art der Lohnarbeiter durch Streikandrohung eine Pression auf die Arbeitgeber ausüben zu können. Es handelt sich hier um ein sehr gefährliches Beginnen. Jedermann wird den Angestellten gönnen, daß sie möglichst günstige Arbeitsbedingungen für sich erringen. Indessen ist doch der Versuch, dies nach Art der Lohnarbeiter durch Streikandrohung und

Einen besonders aromatischen Bohnenkaffee

tadellos geröstet liefere ich zum Vorzugspreise von **nur 148** Pfennig pro Pfund. Dieser Röst-Bohnenkaffee ist den Liebhabern einer reinen Tasse Kaffee gewidmet und wird (dafür bürgt schon meine grosse Sachkenntnis in Kaffee) sicher überall gefallen. — Verlangen Sie ein Postkolli franko unter Garantie der Zurücknahme.

Gustav Westphal, Altona-Hamburg

Kleine Gärtnerstr. 100-108.

Arbeitseinſtellung erreichen zu wollen, ein höchſt bedenkliches Beginnen. Es beſteht keine Gleichheit zwiſchen Lohnarbeitern und Bankbeamten. Dieſe ſind ja durch die handelsrechtlichen Beſtimmungen über ihren Dienſtvertrag privilegiert, ſie genießen bei allen Banken durchaus angemeſſene Arbeits- und Gehaltsbedingungen mit Alterszulagen, faſt allenthalben Penſionsrecht und gute Avancementsverhältniſſe. Aus den Reihen der Bankbeamten gehen die Reſſortchefs und ein guter Teil der Leiter hervor. Die gewerkſchaftliche Organiſation dieſer Beamten iſt daher ein ganz verfehlter Gedanke, vor allem aber ein ſo gefährlicher Verſuch, daß nicht nur das eigenſte Intereſſe der Banken, ſondern auch das der allgemeinen Wohlfahrt gebietet, ihn im Keime zu erſticken. Eine Arbeitseinſtellung der organiſierten Bankangeſtellten könnte ja unſer ganzes wirtſchaftliches Räderwerk in einem Nu zum Stillſtand bringen. Hier ſteht mehr auf dem Spiele als bei dem Streik der Arbeiter irgendeines Induſtriezweiges. Von welchem Geiſte die Organiſatoren dieſes neuen Verbandes beſeelt ſind, zeigt die Tatſache, daß die Sozialdemokratie offen bei ihm Pate ſteht. Es iſt daher durchaus verſtändlich, wenn die Allgemeine deutſche Kreditanſtalt als erſtes Inſtitut kurzerhand die Beamten entlaſſen hat, die ſich dem neuen Verband angeſchloſſen haben. Die Banken werden dieſen Standpunkt ebenſo feſthalten müſſen, wie der Staat gegenüber ſeinen Eiſenbahn- und Poſtbeamten. Das iſt nicht Ausfluß einer Angeſtellten feindlichen Geſinnung, ſondern eine gebotene Rückſichtnahme auf das eigene und mehr noch auf das allgemeine Wohl.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Am Bau der deutſchen Zukunft

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmſtadt

Wir dürfen nicht allein, wir ſollen von der Zukunft träumen, denn dieſer Traum muß über unſere Gegenwart herrſchen. Kurt Breyſig

Daß es den Deutſchen der Gegenwart, denen wenigſtens, die tiefer in das Denken und Fühlen des Volkes hineinſchauen, nicht wohl zu Mute iſt, dürfte keinem Zweifel mehr unterliegen. Das Ungeſunde, in den Säften Ungeſunde in unſerem Volke tritt dem Beobachter ſchon in gewiſſem Grade auf dem phyſiſchen Gebiete entgegen, mehr noch auf dem ethiſchen und ſozialen aus tauſend Symptomen. Und wir haben nicht einmal den — auch ſo noch zweifelhaften — Troſt, daß unſere Nöte auch die Nöte der ganzen Volksgeſellſchaft unſeres europäiſchen Feſtlandes ſind, internationale Kulturkrankheiten. Sondern was uns fehlt, hat vorwiegend endemiſchen Charakter, iſt wenigſtens eine eigene Form jener Kulturkrankheiten und zwar eine ſolche von beſonders rapidem Verlauf. Unſer Volk, ohnehin durch frühere ſchwere Aderläſſe, ungeeignete Lebensweiſe und zeitweiſe Unterernährung — um im Bilde zu bleiben — in ſeiner Widerſtandskraft geſchwächt, hat ſeit 1870 zu raſch leben, ſich zu ſchnell entwickeln müſſen. Die Kräfte des Volksorganismus ſind bei der plötzlich erforderlichen Anpaſſung an ganz neue Verhältniſſe, beim Übergang von dem alten Glück im Winkel zu dem nervenzerreibenden Poſten im Widerſtreit der Weltmächte ſo ſehr überanſtrengt worden, daß einer inneren Zerſetzung nicht mehr genug geſunde Kräfte entgegenwirken konnten. Nur noch ein Volk der neueſten Zeit hat eine Wandlung von ähnlich rapidem Verlauf, ja von noch ſchnellerem vollzogen — nämlich vom Mittelalter unmittelbar in die Neuzeit —: das japaniſche. Es hatte viel geſparte junge Kraft zuzuſetzen, viel alten ritterlichen Kern; und doch — auch bei ihm ſehen ſcharfe Beobachter ſchon Kennzeichen übler Folgen und wiſſen

nicht, ob die Mächte des Lebens oder des Todes in diesem Volke schließlich triumphieren werden.

So hat sich in den letzten Jahrzehnten unter den Nachdenklichen unseres Volkes ein sonderbares Bedürfnis erst unbewußt, dann immer bewußter fühlbar gemacht, das Bedürfnis nach einer Antwort auf die Schicksalsfrage: Sind wir ein junges Volk oder ein altes? Stehen wir, weil erst jetzt unser Staatswesen eine feste Schale um den größten Teil unseres Volkskörpers schließt, und weil unser Wirtschaftsleben sich ungeahnt entwickelt hat, am Anfange eines gewaltigen Aufschwunges zu höchsten nationalen Werten, — oder sind alle jene Zeichen staatlicher und wirtschaftlicher Expansion nur die letzten Lebensregungen eines greisenhaften Volkes, das seine Lebenszeit zu Ende läuft, seinen Kulturhöhepunkt längst hinter sich hat und in krampfhaft lächerlicher Weise eine Jugend vorzutäuschen sucht, vortäuschen kann, weil die ganze Staatengesellschaft ringsum selbst aus lauter abgelebten Kulturvölkern besteht? Man ringt nach Orientierung für unsere Zeit im Verlaufe des Weltgeschehens und glaubt vielleicht in der richtigen Einordnung in die Entwicklungsreihe einen Trost zu finden, der doch nur der Trost des Quietisten sein kann, denn mit dieser Einordnung scheint man sich blind dem Determinismus der Entwicklung zu unterwerfen.

Aber eine solche Orientierung muß uns doch nicht dahin führen, die Hände in den Schoß zu legen, sondern kann auch in der Absicht geschehen, von diesem festen Pol aus den Hebel anzusetzen an den Lauf der Entwicklung; dieser Begriff braucht nicht der Idee des persönlich freien Willens zu widersprechen. Auch die Persönlichkeiten sind Träger der Entwicklung, und in ihren Händen kann in manchen Zeiten das richtunggebende Steuer liegen. So wird man die Bedeutung der gesuchten Orientierung für das praktische Wirken nicht verkennen. Indem man es unternimmt, den Ablauf des (an sich zwar großenteils irrationalen) historischen Prozesses in einer Weise zu rationalisieren, daß der gegenwärtige Zustand sich diesem Ablauf einfügt, werden die Kräfte und Möglichkeiten sichtbar, die eine Lenkung der Entwicklung ermöglichen. Aber freilich, sei es unter dem suggestiven Einfluß der naturwissenschaftlichen Entwicklungsidee, sei es aus einem Bedürfnis des menschlichen Wesens heraus: die bisher sich an diesem Problem der Rationalisierung versucht haben, sind doch wieder bedenklich ins deterministische Fahrwasser geraten. Wenn Marx allein von wirtschaftlichen Verhältnissen die Geschicke des Menschen abhängen läßt, wenn Lamprecht die Kollektivpsyche in ihrer Wandlung als bestimmend für das menschliche Geschehen setzt, wenn Breysig den gesetzmäßigen, mithin unabänderlichen Ablauf der historischen Reihen wenigstens auf dem Gebiet des staatlichen Lebens statuiert, so könnte man von hier aus zum resignierten Zuschauer werden. Daß dem nicht so zu sein braucht, daß z. B. Breysig selbst statt dieser Rolle die des politischen Vorkämpfers übernommen hat, ist eine von den irrationalen Erscheinungen, die in der Zeit der Mechanisierung und der Masse den Glauben an die Undurchdringlichkeit der menschlichen Natur wachrufen.

Zu den Denkern, die beim Versuch einer Orientierung der oben bezeichneten Art den Ablauf der Ereignisse wesentlich von außerpersönlichen Ursachen ableiten, gehört auch Walther Rathenau. Sein Buch „Zur Kritik der Zeit" (Berlin 1911, S. Fischer) zeigt ihn stark von der Rassentheorie beeinflußt, so stark, daß er das Leben der geschichtlich bedeutsamen Völker in seinem Verlauf auf der Zusammensetzung der Völker aus zwei stammverschiedenen Schichten beruhen läßt. Den Höhepunkt seines Daseins bedeutet es nach Rathenau für ein Volk, wenn diese beiden Schichten sich ineinander auflösen, weil dann die besten und höchsten individuellen Kräfte beider Schichten aus der bisherigen Spannung sich lösen, sich auswirken. Der Vorgang vollzieht sich anfangs langsam, später schneller, führt zu einer Periode der Höchstleistung, schwillt dann wieder ab, „und die ausgebrannten Völker bleiben wie tote Schlacken am Wege liegen". Für unser Volk würde die Emanzipation der Unterdrückten, ihre äußere und gesetzlich anerkannte rechtliche Gleichstellung mit den bisherigen Herren hiernach als der bedeutsamste Schritt auf dem Wege zu diesem Ziel anzusehen sein.

Die physikalisch-chemische Erklärung Rathenaus hat ohne Zweifel viel Bestechendes. Wir alle kennen aus der Geschichte die Völkermischungen, wenn wir auch ihren Zusammenhang mit Höchstleistungen nicht immer vor Augen sehen. Wir wissen auch, daß allerdings Edelvölker, auf geringe Rassen aufgepfropft, vor ihrem Untergang in diesen den höchsten Glanz ihres Seins gezeigt haben. Auch das geben wir Rathenau gern zu, „daß alle Kultur dieser Erde von aristokratischen Organisationen ausgegangen ist" (weil nämlich Demokratie und Kultur entgegengesetzt wirkende Kräfte sind). Aber daß diese Aristokratien immer auf rassenmäßiger Verschiedenheit beruhten, wird Rathenau nicht beweisen können, am wenigsten gerade für das deutsche Volk. Gewiß sind die verschiedensten fremdrassigen Einschläge dem Germanentum eingewebt worden, aber wenn man z. B. an den Aufstieg unfreier Ministerialen in die Adelskaste des Rittertums denkt, dürften Herren und Knechte, wenn auch nicht in gleichem Maße, so doch jedenfalls beiderseits Anteil an jenem fremden Blute bekommen haben, ohne daß jenes Phänomen der Entbindung aller höchsten Kräfte beider Rassen eingetreten wäre.

Aber gleichviel, darin hat Rathenau jedenfalls Recht, daß unsere Zeit in höherem Maße als frühere Zeiten das Ergebnis einer sozialen Umschichtung darstellt, und daß diese auch Bevölkerungsteile emporgeführt hat, deren Wesensart mit unserem vererbten Ideal von deutscher Kultur kontrastiert. In diesem Sinne können wir mit Rathenau von einer fortschreitenden Entgermanisierung unserer Zeit reden. Ihr zur Seite tritt, hervorgerufen durch die Nötigung des Menschen, bei zunehmender Übervölkerung zu existieren, die Mechanisierung der Menschheit unserer Tage.

Die Mechanisierung, die, von der Gütererzeugung ausgehend, nach und nach, vom wachsenden Einfluß des Kapitalismus gefördert, Staat und Gesellschaft und jeden einzelnen in ihre Kreise zieht, jede Persönlichkeit unfrei zu

machen sucht, jede Lebensfunktion in tausend Abhängigkeiten hineinzieht, hat Rathenau in glänzender und geistvoller Weise, wenn auch nicht ohne Einseitigkeit geschildert. Man hat den Eindruck, als ob ihm der gigantische Mechanismus, dem nachgerade alle menschlichen Betätigungsgebiete zustreben, selbst so ungeheuer imponiere, daß es für ihn einer Willensanstrengung bedürfe, um sich von der Suggestion zu befreien. Er sieht in dem Ergebnis des Mechanisierungsprozesses — dies auch als Probe für die Ausdrucksweise unseres Autors — „einen Zug von Spezialisierung und Abstraktion, von gewollter Zwangsläufigkeit, von zweckhaftem, rezeptmäßigem Denken, ohne Überraschung und ohne Humor, von komplizierter Gleichförmigkeit". Die ethische Kategorie der Einfügung des Individuums in diese Maschine ist die Verantwortlichkeit, die an die Stelle der autonomen Pflicht getreten ist.

Zu der mit der Mechanisierung verlangten inneren Wandlung, zu der Einfügung der autonomen Persönlichkeit in die Gegebenheiten des Objekts sind nach Rathenau die germanischen Herren des Abendlandes nicht fähig; „gegen Städte, Stände, Konstitutionen, Demokratie, Verkehr, Handel und Industrie haben sie sich mannhaft gewehrt, und noch jetzt bedeuten alle konservativen Programme nichts weiter als Umschreibungsformeln des unbewußten Willens gegen die Mechanisierung". Nur dem Umstande also, daß sich die für das germanische Prinzip tödliche Mechanisierung nicht völlig durchgesetzt hat, ist die Erhaltung des transzendenten Inhalts im deutschen Geistesleben zu verdanken, das Fortbestehen von Innerlichkeit und Freiheit, Aufopferung und Wahrheitsliebe, Mut und Treue. Aber Rathenau ist der Meinung, daß die Epoche der Mechanisierung in der Evolution der Menschheit nichts anderes bedeute als einen Durchgang, der zugleich ein Übergang sei zu einer höheren Entwicklungsstufe, indem die Not eine Auslese zu Neuem, Größerem hervorrufe. So würde der Mechanismus überwunden durch einen gewaltigen seelischen Aufschwung der (europäischen?) Menschheit.

Auf diesen Wegen ins Prophetenland können wir dem Verfasser nicht folgen. Für uns bedeutet die Mechanisierung die Not und Gefahr des Augenblicks (vgl. auch meine Ausführungen in Heft 14 dieses Jahrgangs, S. 16 f.). Uns ist dieses Zeitalter nicht ein respektvoll zu verehrender Übergang zu höheren Stufen des Daseins, sondern eine Epoche der Erkrankung, an der unser Volk zugrunde gehen kann. Und eigentlich hätte nach den gegebenen Prämissen Rathenaus Buch ausklingen müssen in einen Aufruf an die unsichtbare Kirche der Mechanisierten, an die germanische Ketzergemeinde in der fanatisierten Masse der Rechtgläubigen des materialistisch-mechanistischen „Fortschritts". Noch ist ja der nach Rathenau so „komplizierte und schwierige Beruf des Einsiedlers" (im Sinne der Bewahrung persönlicher Autonomie) auch in der allgemeinen Abhängigkeit nicht ausgestorben.

Aber vielleicht ist Rathenaus für die Gegenwart verzichtender Ausblick auf ein hinter aller Mechanisierung liegendes Sonnenland der Seele darauf zurück-

zuführen, daß er seine Erfahrungen im hoffnungslosen Getriebe der großen Stadt, der großen Welt gesammelt hat, in rettungslos mechanisierten Schichten. Meiner Meinung nach müssen wir vielmehr von der anderen Seite ausgehen, von den Gesunden oder noch Heilbaren. Daß wir diese Volksteile stärken und von ihnen die Durchseuchung fernhalten, darin ruht das deutsche Zukunftsproblem, vor dessen Lösung alle sozialen, kulturellen, politischen Probleme zurücktreten, weil unsere Existenz als Volk davon abhängt, daß nicht das Dekadente überwiegt, sondern das Jugendkräftige. Nur auf diesem Wege kann auch Klarheit über die Frage gewonnen werden, ob wir als Volk jung oder alt sind.

Mit großem Nachdruck hat in den letzten Jahren neben anderen besonders A. l'Houet darauf hingewiesen, daß unser Volk seine jugendliche Schicht in seinem Bauerntum besitzt; zuletzt in dem Buche „Zur Psychologie der Kultur, Briefe an die Großstadt" (Bremen 1910, Niedersachsen-Verlag Schünemann). Im Zeitalter der literarischen Pflaumenweichheit will es etwas besagen, wenn ein Buch zeigt, daß sein Verfasser noch rechtschaffen zürnen und hassen kann. Das ganze Buch ist eine Anklage, gerichtet gegen den Volksverderb, der ausgeht von den Großstädten, vom Kapital, von der Industrie, von der Börse; es sind Rathenaus Ausgangspunkte der mechanistischen Bewegung, die hier als Feinde erkannt werden. Ein echter Prediger des alten Stils, nennt der evangelische Pfarrer l'Houet das Kind stets beim rechten Namen. Getragen ist die Invektive von dem positiven Untergrund einer genauen Kenntnis der Bauernpsyche, wie sie der Verfasser schon in einem früheren Buche erwiesen hat („Zur Psychologie des Bauerntums", 1905). Wenn man ein fühlendes Verständnis des inneren Lebens sucht, so wird man bei l'Houet nicht selten an Wilhelm Heinrich Riehl erinnert, aber die Heftigkeit der Tonart berührt sich mit einzelnen Schriften von Hansjakob, dessen Gesinnungsgenosse l'Houet in mancher Hinsicht ist. Von den Großstädtern erwartet l'Houet nichts mehr, ihnen will er auch nicht helfen; „aber der Raubbau an unserer Natur, am Lande, am Bauerntum ist der gefährliche; gefährlich, weil er unser Volk seiner Zukunft beraubt". Kapitalistische Unternehmung, Eisenbahn, Presse, eine Volksschule, die den Bauer nicht auf seiner Scholle heimisch macht, sondern ihr entfremdet, — sie alle tragen das dem Bauerntum Fremdartige ins Land hinaus. Die Folge ist die Abwanderung des jungen Landvolkes in die Städte, Proletarisierung, mancherlei anderer Verderb. Und der auf dem Lande bleibende Teil des Volkes beginnt seine Eigenart zu verachten. Eine Rettung erwartet l'Houet nicht von Heimatvereinen und Trachtenfesten, sondern vom Staate, der das Land als Rückhalt und Depot des ganzen Volkes werten lernt, der Bauernblut oder doch Bauernverständnis in die Behörden bringt; ferner von der Wissenschaft, insbesondere der volkskundlichen, und vor allem von dem Wiedererwachen einer lebendigen Religion, auch in dem noch heilbaren Teile des Bürgerstandes. Man wird wohl auch dahin zu streben haben, daß der Warenhunger des Landvolkes nicht immer neu erregt wird. Selbst der weltkundige Rathenau scheint es für

erreichbar zu halten, daß unsere Volkswirtschaft nach und nach alle Arbeit aufgibt, die nur Reizungs- und Betäubungsmittel, Schmuck, Vergnügungen und Zerstreuungen schafft, also Dingen dient, die zur Erhaltung des leiblichen, zur Beglückung des seelischen Lebens nicht erforderlich sind; mithin schließliche Beschränkung der Weltarbeit auf notwendige Produkte, womit in einem höheren Sinne als in dem Ostwalds eine Energieersparnis gegeben wäre. Der Handel müßte mit der Erregung immer neuer Bedürfnisse zur Erweiterung seiner Absatzmärkte aufhören; wenigstens müßte man anfangen, unsere kostbare Reserve, die gesunde Landbevölkerung, anders zu behandeln als einen wilden Stamm, in den man, um ihn ausbeuten zu können, nach und nach alle Zivilisationsgifte hineinträgt.

Es ist nun nicht nur die ganze Schicht der Natürlich-Jugendlichen in unserer Volksgesellschaft, der von der „Kultur" noch unverdorbenen Landbevölkerung, sondern es ist auch alles auf persönlicher Bedeutung beruhende Führertum, das von der mechanisierten Gesellschaft unterdrückt, nicht an seinen Platz gestellt, durch Einpassung in einen Mechanismus seiner wertvollsten Betätigung beraubt wird. „Wahrlich dies ist nicht der Wille des Lebens in uns, daß wir die zu Dienern machen, denen die Kraft zur Herrschaft eingeboren ist", so lautet demgegenüber das Evangelium des „Individualaristokratismus", wie es Kurt Breysig in seinem Buche „Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen" (Berlin 1912, Bondi) verkündigt. Auch hier ist es der Aufschrei der — Rathenau würde sagen: germanischen — Seele gegen die Knechtung: „Es ist die Mechanisierung der Seele, des Lebens, an der wir kranken . . . das unmechanischste Gut unseres Lebens, der Mensch selbst, wird heut zu Rad- und Triebwerk umgeformt." Persönliches Leben ist das Rettungsmittel vor dieser Verflachung, vor allem vor der Niedertretung der Führermenschen. Jedem zum Führer Befähigten soll sein Wirkungskreis werden, aber nur ein so großer, als er von ihm persönlich übersehen und beeinflußt werden kann. Darum fordert Breysig vor allem Dezentralisierung der Regierung, aber dafür Zusammenlegung aller nach sachlichen Prinzipien geteilten Einzelfunktionen eines übersehbaren Bezirks in die starke Hand eines natürlichen Führers. Nur so ist die Pflege der landschaftlichen Eigenkultur möglich, die sonst unterzugehen droht. Mit Recht wird gegenüber der zunehmenden Auflösung der Regierung in „Ressorts" an die Macht des preußischen Landrats alter Observanz erinnert, der mit der Zusammenfassung aller Zweige der Regierungsgewalt wie ein kleiner König in seinem Kreise stand. (Daß man auch von anderer Seite an eine Reform der Verwaltung in dieser Richtung denkt, beweisen die gleichgerichteten Ausführungen eines Kenners wie Richard Witting im Tag vom 12. September d. J.). Dementsprechend ist die Zusammenballung einer großen Masse bloßer Nummernmenschen in einem Großbetriebe zu verwerfen; persönliche Beziehungen des einzelnen zu dem Führer des Ganzen, auf der Grundlage des bewußten Zu-

sammenarbeitens nach einem bestimmten Ziel, der freiwilligen Unterordnung unter den überlegenen Führermenschen und der menschlichen Fürsorge dieses pflichtbewußten Oberen für seine Untergebenen, kurz statt des mechanischen ein organischer Zusammenhalt aller Mitarbeiter eines Unternehmens, in der Industrie, in der Landwirtschaft, im Handelshaus — das ist das Ideal, dem Breysig zustrebt.

Gerade hier wäre erst in höherem Maße als dies bei Breysig geschieht, auf eine der Wurzeln der Mechanisierung hinzuweisen. Ich meine die Diffusion aller Bevölkerungselemente, hervorgerufen durch eine schrankenlose Freizügigkeit, die alle persönlichen Beziehungen leicht und schnell aufhebt, alle Stammeseigentümlichkeiten verschiebt. Persönliches Wirken der Führer ist doch nur möglich, wenn der Führer die Gefährten einzeln oder doch ihrer Gesamtphysiognomie nach kennt. Die letztere, die physische und psychische Beschaffenheit des Ganzen verändert sich nun aber von Tag zu Tag oder doch von Jahr zu Jahr z. B. für jeden Landwirt des Westens, für jeden Chef einer Fabrik oder eines großen Kaufhauses, für jeden Schuldirektor in einer Großstadt. Und die da wandern, Arbeiter, Kaufleute, Beamte, sie alle nebst ihren Kindern, sie wollen das, was sie verlassen haben, möglichst ähnlich wieder vorfinden, sie können und wollen nicht neben der neuen Anpassung an sonstige veränderte Verhältnisse auch noch der persönlichen Führerschaft einer ausgesprochenen Individualität sich anbequemen. Sie suchen vielmehr das Schema. Das Fluktuieren der Bevölkerung wirkt somit der Arbeitsgemeinschaft entgegen, und die bisherige Atomisierung der Arbeit fördert wieder die Abwanderung von einer Arbeitsstätte zur anderen. Es wird daher, will man Breysigs Ideal der Verwirklichung entgegenführen, eine Einwurzelung der Bevölkerung an ihrer Stelle erstrebt werden müssen. Dazu bedarf es aber einer inneren Wandlung in den Massen zu deren Durchsetzung ich noch keinen Weg sehe.

Auch der Staat ist ein Träger des Mechanischen, weil er mit seinen Verordnungen oft ohne Berührung mit dem Lebendigen, vom grünen Tische aus wirkt. Es ist nun merkwürdig und mutet an ideologische Weltfremdheit an, wenn der Staat bei Breysig wie ein nur derzeit noch erforderlicher Notbehelf angesehen wird, so lange notwendig, bis die Menschen gelernt haben, sich ohne fremde Zügelung zu ertragen. Auch Kriege werden, so meint unser Autor von derselben Perspektive beeinflußt, verschwinden; die langsam absteigende Kurve der Kriegsneigung bei den europäischen Völkern scheint ihm dafür Beweis genug. Wie aber, wenn diese Erscheinung nur ein Symptom des Alterns, der wachsenden Willensschwäche unserer Völkergesellschaft bedeutete! Spricht doch Breysig selbst von der kläglichen Todesfurcht, die der Kulturmensch in sich großzieht!

Bei der Anwendung von Breysigs Gedanken auf den Staat wird der auf dem mechanischen Prinzip und auf der Annahme einer Gleichwertigkeit aller Menschen für das Volks- und Staatsganze beruhende Parlamentarismus natürlich nach Möglichkeit beiseite geschoben werden müssen. Dafür wird der Schwerpunkt

der staatlichen Leitung in einen Reichsrat verlegt, dem alle Bürger von höchster Führerqualität angehören, von dem Adel über die Bürgermeister der Großstädte zu den Größen der Wissenschaft und Kunst und von diesen zu den hervorragendsten in der Volkswirtschaft, in Landbau, Bankwesen, Industrie, Handel, zu den Meistern der Technik und des Kriegswesens, den Vertretern der Schulen aller Grade, der Presse, des Handwerks, des Arbeiterstandes. Gegenüber den auch in anderen Kreisen besprochenen Gedanken einer Ersetzung des Reichstags durch eine berufsständische Volksvertretung bedeutet Breysigs Vorschlag, der den Reichstag in seiner Stellung beläßt und nur eine Versammlung der wirklich Sachverständigen neben ihn stellt, eine kaum mehr utopisch zu nennende Idee. Die Bedeutung des neuen Reichsrates läge meines Erachtens nicht so sehr in einem staatsrechtlichen Gegengewicht gegen den Reichstag, als in der Wirkung der dort ausgesprochenen, von Rücksichten auf Wählermassen und Parteiinteressen freien Worte auf die öffentliche Meinung und — auf den Kaiser. Daran denkt auch Breysig selbst (vgl. Tag vom 17. Juli).

Man wird gegen Breysigs Aufstellungen vielerlei einwenden. „Politische Praktiker" haben bereits von der Bedeutungslosigkeit dieses „Rates der Besten" geredet, auf den doch niemand hören werde (Post vom 13. Juni). Die Schwierigkeit der Einschätzung der Führer, sowohl durch sich selbst als durch andere, ihre Eigenschaft als fehlerbehaftete, egoistische Menschen wird es schwer gelingen lassen, die richtigen Männer stets an die richtigen Plätze zu stellen. Alle diese Schwächen in Breysigs Entwurf sind Ergebnisse des optimistischen Sinnes, des unerschütterlichen Vertrauens auf die Menschennatur. Und auch, wo man die Vorschläge im einzelnen ablehnt, lassen sie doch klar erkennen, daß man in immer weiteren Kreisen ernster Volksfreunde jetzt die seinerzeit von demokratischen Doktrinären postulierte politische Gleichheit aller Staatsbürger und ihr Ergebnis, den deutschen Reichstag, für Erscheinungen hält, deren Zeit einmal ablaufen muß, weil es absolut wertvolle Systeme auf politischem Gebiete nicht gibt.

Immerhin geht Breysig auf gemäßigteren Bahnen als der unter dem Namen Daniel Frymann schreibende Autor des Aufsehen erregenden Buches „Wenn ich der Kaiser wär'" (1912). Und das ist um so bemerkenswerter, als Breysig bei allem scharfen Blick in die inneren Zusammenhänge menschlichen Daseins — seine historische Berufsarbeit hat ihn geschärft — doch fast als weltfremder Theoretiker erscheint, wenn man seine Forderungen mit denen Frymanns vergleicht, die allem Anschein nach langjähriger politischer Praxis entspringen. Hier geht einmal der Praktiker weiter als der Theoretiker zu gehen wagt — wie muß es um unser politisches Leben stehen, wenn die Dinge in der Nähe gesehen noch soviel mehr nach Verbesserung verlangen als von ferne geahnt.

Daß auch Frymanns innerpolitische Reform von verschiedenen Seiten her anfechtbar ist, dürfte ihm selbst klar gewesen sein. Seine Wahlrechtsreform ist sogar dem rein mechanistischen Maßstab der Zahl der Untergebenen bei der

Bemessung des Mehrstimmrechts nicht entgangen. Dazu scheint sie ihm nur erreichbar gegen Gewährung des reinparlamentarischen Regierungssystems. Hier wie in anderen Einzelheiten stehen Breysig und Frymann weit voneinander. Aber in einem gehen sie zusammen: eine völlige innere Umkehr, ein Umdenken scheint beiden nötig, soll der Niedergang unseres Volkes aufgehalten werden. Und zwar scheinen mir Frymanns Projekte zu einer Regeneration auf Grund der Durchsetzung einer radikaldeutschen Gesinnung den vorliegenden Anzeichen nach immer noch leichter ausführbar, als die in der Richtung aristokratischer Gestaltung des Volkskörpers sich bewegenden Vorschläge Breysigs. An sich sollte ja beides zusammengehen. Aber der Grad der Erschlaffung und der Zersetzung in den Grundüberzeugungen des Volkes gestattet uns nicht darauf zu hoffen. Auch die Durchsetzung seiner Anregungen erwartet Frymann erst von einer gewaltigen Katastrophe, die den Boden für entschieden nationale Politik bereiten wird. Zu tief erscheint das Übel eingewurzelt; Mittel von lebensgefährlicher Drastik sind vonnöten.

Diese Katastrophentheorie auf dem Gebiete der Heilung unserer nationalen Leiden wird heute im stillen von vielen Vaterlandsfreunden vertreten, wenn sich auch im Innern eines jeden ein Widerstand gegen die Anerkennung einer solchen Notwendigkeit regt. Mag aber nun eine Operation auf Leben und Tod erforderlich sein oder nicht, sicherlich haben einstweilen und später auch der Hygieniker und Therapeutiker des Volkskörpers das Ihre zu sagen. Wir werden unermüdet fortfahren müssen, neue Vergiftung fernzuhalten und die vorhandenen Gifte durch Stärkung der gesunden Säfte im Volke zu bekämpfen und nach Möglichkeit auszuscheiden.

Die Zeit ruft nach weitsichtigen Staatsmännern, die solche Symptome, wie sie die in diesen Blättern erwähnten Bücher darstellen, zu deuten wissen, die den reinen Idealismus und die Liebe der Verfasser zu ihrem Volke werten und ihre Hochziele anerkennen. Die Gefolgschaft ist bereit; werden die Führer sich zur rechten Zeit einstellen?

Der Arme Heinrich

Von Dr. Karl Polheim-Graz

Die Geſchichte vom Ausſatz und der Heilung des Armen Heinrich, die zuerſt Hartmann von Aue um die Wende des zwölften Jahrhunderts im Deutſch ſeiner Zeit epiſch dargeſtellt hat, iſt nach ihm noch oft, und nicht nur in der deutſchen Literatur behandelt worden. Und es iſt ſeltſam, daß dieſer Stoff, welcher der theatraliſchen Aufmachung nur in wenigen Motiven entgegenkommt, ſpäterhin am häufigſten gerade dramatiſch geſtaltet worden iſt. Kannegießer (1836) und Joſef von Weilen (1860), Franz Bonn (1880) und Hans Pöhnl (1887) und mancher andere hat die Erzählung vom Armen Heinrich dramatiſiert, und Hans Pfitzner hat ein Textbuch von James Grau in Muſik geſetzt. Neben dieſen bühnenfähigen aber wenig bedeutenden deutſchen Stücken hat der Amerikaner Longfellow mit ſeiner „Goldenen Legende“ ein phantaſtiſches Buchdrama geſchaffen, das voll von Gelehrſamkeit und philiſtröſer Pedanterei ſteckt und die alte Begebenheit mit eigenſinnig wuchernden Ranken und ſtoffremdem Schlingwerk verkümmert und erdrückt.

Unbezweifelt die kräftigſte und bedeutſamſte dichteriſche Leiſtung nach Hartmann iſt rund ſiebenhundert Jahre ſpäter ans Licht der Rampe getreten: Gerhart Hauptmanns Drama „Der Arme Heinrich, eine deutſche Sage“, zum erſtenmal auf dem Wiener Burgtheater im November des Jahres 1902 aufgeführt.

Das Motiv des Ausſatzes, obzwar vom äſthetiſchen Standpunkt aus heiß umſtritten, iſt gleichwohl in der Poeſie uralt und nicht ſelten und nicht einmal immer ernſt behandelt. Triſtan und Ulrich von Lichtenſtein haben ſich als Ausſätzige verkleidet unter die Siechen gemiſcht, um ſich der Geliebten zu nähern. Und von der Blutkur leſen wir ſchon bei Plinius. Aber auch an Widerſtand gegen das auffällige Motiv fehlt es nicht. Unter Laubes Einfluß hat Joſef von Weilen den Armen Heinrich ſeines Dramas zum Blinden gemacht, und auch Longfellow weicht dem Ausſatzmotiv ſcheu aus; da er aber dennoch mit dem Worte ſpielt, wird man bei ihm über Heinrichs Krankheit nicht klar. Am ſchärfſten hat Goethe geurteilt, der Hartmanns Epos in Büſchings „unſeliger“ Überſetzung zur Hand hatte: es brachte ihm das „an und für ſich betrachtet höchſt ſchätzenswerte Gedicht phyſiſch-äſthetiſchen Schmerz“. Das „Motiv“, ſagte

Goethe, „wirkt wenigstens auf mich so gewaltsam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines solchen Buches schon angesteckt glaube.“ Wie seltsam klingt gegen dies Urteil des Philhellenen das liebenswürdige Wort des dem Mittelalter vertrauten Jakob Grimm: „Die kleine Erzählung . . . ist mit solcher Milde und Reinigkeit aus der Seele des Dichters hervorgegangen, daß man die Einfachheit und Meisterhaftigkeit seiner Arbeit mit nichts wahrer vergleichen kann, als mit der bescheidenen fleckenlosen Tugend der Handlung selbst, welche uns geschildert wird. . . . Die Rede braucht hier keine Blumen, das Ganze hinterläßt den reinen erquickenden Eindruck wohlriechender Kräuter.“

Der Wandel, den die Geschichte des Armen Heinrich in sieben Jahrhunderten deutscher Poesie erfahren hat, läßt uns nicht bloß die Veränderung des Erfassens und Gestaltens erkennen. In hellem Licht zeigt sich die Entwicklung des Schauens, des Denkens und Dichtens, der Geistesrichtung überhaupt, am deutlichsten an den beiden Enden der langen Reihe widergespiegelt, und wie an vielflächigen feingeschliffenen Kristallen gebrochen und in einzelne Farben zerlegt. Hartmann und Hauptmann! Die beiden dürfen uns — ihren Zeit- und Ewigkeitswert unbeschadet — füglich als gültige Vertreter ihrer Zeiten erscheinen; für die übrigen wird da und dort ein Seitenblick ausreichen.

Die Fabel ist im wesentlichen dieselbe geblieben: Der Ritter Heinrich von Aue wird vom Aussatz befallen und zieht sich von aller Welt auf einen einsamen Meierhof zurück. Eine Tochter der Pächtersleute ist willens, sich für ihren kranken Herrn zu opfern, denn ein Arzt zu Salerne hat sich erbötig gemacht, die Krankheit durch das Herzblut einer reinen Jungfrau zu heilen. So zieht der Aussätzige mit dem Mädchen nach Italien. Schon soll die Blutheilung vor sich gehen, da reut es den Ritter, und er verhindert das Unterfangen. Im Zusammenhang mit dieser selbstlosen Tat genest Heinrich ohne menschliche Hilfe und erhebt, rein und gesund in die Heimat zurückgekehrt, das Pächterskind zur Gattin.

Diese einfache Begebenheit hat Hartmann durch ein starkes inneres Band zur Handlung zusammengeschlossen: Heinrich, der allerdings alle Vollkommenheiten der Welt besaß, in allen Dingen ein „wunschleben“ führte und auch ethisch gut war, fehlt nach der Auffassung des Mittelalters doch darin, daß er seine Vorzüge anstatt Gott, sich selbst zu verdanken meinte. Darum versucht ihn Gott mit der scheußlichsten Krankheit solange, bis er seinen Willen beugte. „Gott schwang seine Geißel über den Weltseligen“ sagt Chamisso, dem wir eine wundersame, nur viel zu wenig bekannte poetische Erneuerung des mittelhochdeutschen Gedichtes verdanken. Über dieses selbst unterrichtet Anton E. Schönbach in seinem Buch über Hartmann von Aue, das dem modernen Empfinden den Geist des Mittelalters erläutert.

Das Thema von Strafe und Versöhnung beherrscht also das alte Epos und verleiht ihm seine innere festgefügte Geschlossenheit. Gerade diese stärkste Verkettung aber, die nur aus unerschütterter naiver Glaubensfreude entsprießen

konnte, ist dem Drama Gerhart Hauptmanns versagt. Heinrichs Gottesbegriff wurzelt in einem unklaren Pantheismus, an dem Krankheit und Genesung nichts ändern. Für das oft gebrauchte Wort „Gott" kann man durchaus und mit Fug ebensowohl Schicksal oder Fügung als Welt oder Sein einsetzen. Heinrichs Beten ist ein seraphisch Klingen im eitlen Wähnen der Gottesnähe oder ein Fluch auf die schmutzigen Hunde des Schicksals, die auf seiner Fährte liegen. Und wenn bei Hartmann die Heilung von Gott kommt, weil zu den Welttugenden Heinrichs nun auch die Frömmigkeit trat, so leuchten bei Hauptmann „drei Strahlen der Gnade", die das innerste Herz aus dumpfer Bedrängtheit lösen und es ausweiten ins urewige Liebeselement. Mit nicht geringer Kraft und Kunst hat der Dichter das Aufdämmern, das Ausbrechen und das alles Erfüllende der großen und reinen Liebe in einer mächtigen Rede geschildert, der Liebe, die den Kranken und Gebrochenen innerlich befreit und äußerlich gesund macht. Trotzdem klafft hier der breiteste Sprung in Hauptmanns Gedicht. Das Symbol ist zu schwach, und von der höchst realen Krankheit, die mit den stärksten Mitteln des Naturalismus ausgemalt ist, baut sich keine Brücke zur rein symbolischen Heilung, von der Seuche des Leibes zur Läuterung der Seele.

Longfellow hat sein Werk mit der faustischen Idee des Kampfes zwischen Gut und Böse umrahmt und durchwirkt. Dadurch erlangt die Handlung etwas Außerlebendiges, aber auch Unlebendiges und Schematisches. Der Prolog zeigt Luzifer im Kampf mit Kreuz und Kirche, der Schluß bringt die Engel der guten und bösen Tat. Die Blutkur ist das Böse schlechthin; alles, was darauf Bezug hat, unternimmt Luzifer. Er rät im Beichtstuhl zur Opferung, er begleitet die Reisenden, er schärft als Arzt das Messer und will dem Reuigen den Eintritt wehren.

Gerhart Hauptmann führt uns zu Beginn seines Dramas gleich auf das weltentrückte Landgut, wo der schon kranke und gebrochene Heinrich weilt. Und wir dürfen billig darüber staunen, daß er, nicht anders wie Longfellow, den wirksamen Gegensatz auf die Bühne zu stellen verschmäht hat: Heinrich auf der Höhe seines Weltruhms, und der Beginn der Krankheit, das Verhalten der Gesellschaft, Heinrichs Entsetzen und vergebliche Auflehnung usw. Der Dramatiker hat vielmehr die Vorgeschichte, die Hartmann nur ganz allgemein andeutet, mit realen und bunten Zügen ausgestattet, und holt sie in gelegentlich eingeschobener Erzählung da und dort nach. Heinrich, bestrahlt von Friedrichs kaiserlicher Gunst, im Glanze der Welt, ist von einer Kreuzfahrt eben ruhmreich zurückgekehrt und heimlich verlobt mit des staufischen Kaisers junger Tochter. So trägt ihn das Geschick auf die Höhe; die Pracht des Orients umgibt den jungen Helden und der Blütenduft aus fernem Süden umschmeichelt seine Erinnerung. Da erkennt er die Anzeichen des Siechtums. Die beiden einleitenden Akte bringen nun in beständiger kunstvoller Steigerung die Kunde von Heinrichs Aussatz. Erst verbirgt sie sich hinter dunklen und unklaren Worten, es schwirren versteckte Anspielungen, die immer breiter und deutlicher werden, bis endlich

Heinrich selbst am Ende des zweiten Aktes in machtvoll ausbrechender Rede das Geständnis seiner Krankheit in die Welt wirft. Das ist eine ganz große Szene, die mit starker dramatischer Wirkung eine sorgfältig ausgearbeitete Steigerung beschließt. Sie gehört dem Bühnendichter, welcher die in der epischen Chronologie schlicht aufeinander folgenden Ereignisse kunstvoll disponiert.

Eine andere Änderung, ein Angelpunkt der Neugestaltung liegt hingegen in der Charakterzeichnung der Meierstochter. In einer von Hartmann mit kunstreichem Ebenmaß erbauten epischen Szene erfährt sie vom Aussatz ihres Herrn, von dem die Eltern längst wissen, und von der Möglichkeit der Heilung. Um himmlischen Lohnes willen beschließt sie, für Heinrich zu sterben, und unter der Macht dieses unirdischen Beweggrundes bricht schließlich auch der Widerstand der Eltern. Chamisso hat diese allmählich und hart gewonnene Zustimmung der Eltern in klarer Steigerung auf drei Nächte verteilt; Longfellow begründet den Entschluß überhaupt nicht. In Hauptmanns Dichtung ist alles verwickelter und vielfach zusammengesetzt. Ottegebe — so nennt er die Pächterstochter — weiß von vornherein vom Aussatz. Sie ist als ein bleichsüchtiges Kind gezeichnet, an der Grenze der Jungfräulichkeit, mit krankhaftem Gebaren, Fieberkrämpfen und hysterischen Ausbrüchen, mit asketischen Neigungen, die ihre Körperhaftigkeit herabsetzen, daß ihr zarter Leib fast wesenlos im Dunkeln zu leuchten scheint. In diesem Kinde ringt die unausgesprochene Liebe zum Entschluß hin, für den Herrn, den Geliebten, den Tod zu leiden, aber sie verbirgt sich hinter der religiösen Verzückung, die wahrhaft und ebenso ungebändigt in dem Mädchen lebt. Dieser Zwiespalt martert das zarte Herzchen: „Ich rang um seine Seele nicht!“ klagt Ottegebe. Auch bei Hartmann findet sich ein Unterton dieser hoffnungslosen, alles duldenden Liebe, daneben aber auch noch die praktische Rücksicht auf die Wohlfahrt der Eltern, denen der gesundete Herr die Tat der Tochter vergelten müßte. — Hauptmann läßt eine Kinderliebe zwischen Heinrich und Ottegebe vorangehen, eine zart ausgesponnene erste Neigung der Kinder aus der Zeit, da Heinrich als Jungherr auf dem Meierhof weilte. Von dorther leitet er Hartmanns liebliches Wort „mein klein Gemahl“.

Im Drama sind die Pächtersleute nicht eines Sinnes, wie bei Hartmann. Hauptmann, der sie unter den Namen Gottfried und Brigitte einführt (Gottfried heißt der Pächter auch bei Longfellow), hat der dramatischen Lebendigkeit sehr klug genützt, als er Brigitte zum widerspielenden Charakter gestaltete, und dem Elternpaare einen greisen Mönch, Ottegebes vertrauten Beichtiger Benedikt, zugesellte. Ganz neu (und modern), aber in gutem Zusammenhange mit den Ereignissen ist der Zug, daß die Anwesenheit Heinrichs auf dem Meierhofe drückend empfunden wird, ja daß Brigitte Heinrichs Tod wünscht. Überdies ist Ottegebe das einzige Kind; bei Hartmann hat sie Geschwister, die zwar farblos gehalten und nur erwähnt werden, immerhin den Eltern erhalten bleiben.

Hauptmanns dritter und vierter Akt zeigen Heinrich innerlich ringend und äußerlich kämpfend, bis schließlich die schwer verhaltene Not der Selbsterhaltung siegt. Er ist mit reicher äußerer Geschichte umgeben, die von Hauptmann nach manchem historischen Motiv gefügt und frei gestaltet ist. Heinrichs Vetter Konrad möchte sich des Schlosses und Besitzes zu Aue bemächtigen; er macht die Welt in einem betrügerischen Begräbnis an Heinrichs Abscheiden glauben, stellt ihm nach und sucht ihn zu töten. (Dieser böse Vetter stirbt schließlich unrühmlich.) Heinrich ist vom Meierhof in die Wildnis geflohen und fristet dort sein aussätziges Dasein in Elend und Verfolgung. An diesen drohenden äußeren Gefahren erwacht die innere, die künstlich eingedämmte Lebenslust aufs neue zu wildem Feuer, und gegen sein früher, ach, so festbegründetes Wissen und seine bessere Überzeugung macht er sich auf, mit Ottegebe nach Italien zu ziehen. Ottegebe geht gegen den Willen der Eltern und Benedikts. Bei Hartmann begleitet sie der Schmerz, aber auch der Segen der Zurückbleibenden hin nach Salerne zur Blutkur, von deren Erfolg Heinrich und alle Beteiligten überzeugt sind. — Longfellow hat diese Reise in szenischen Bildern vorgeführt, die den Hauptstock des episch zerflatternden Dramas ausmachen. Hauptmann führt die ganze Zeitstrecke bis zur Wiederkehr in die Heimat wie die Vorgeschichte in eingesprengtem epischen Berichte vor.

Des Arztes eindringliche Warnung, die Aufzählung aller Schrecknisse der Operation und des bitteren Todes verhallen an des Mädchens festem Willen. So schließt sich der Arzt mit dem Kinde ein. Von Ludwig Uhland, der sich auch mit dem Heinrich-Stoff getragen hat, ist das Bruchstück einer Szene erhalten, das eine ausführliche Unterredung des Arztes mit dem opferbereiten Kinde zum Gegenstande hat. — Hartmann allein hat ein liebliches Motiv gestaltet: der Arme Heinrich erblickt durch eine Spalte in der Tür des Mädchens nackten Leib festgebunden auf dem Operationstisch. Da faßt ihn unbezwingliches Mitleid, Gott kehrt ihm den Sinn und füllt ihn mit frischem Mut, und er hält den Arzt vom todbringenden Schritt noch zur rechten Zeit zurück. Selbst Chamisso hat, wie die anderen, die zierliche Erfindung verändert: den Armen Heinrich reut das grausame Opfer, als das Mädchen schon mit dem Arzte eingeschlossen ist, er erbricht gewaltsam die Tür, jetzt erst erspäht er das Kind und er verhindert seinen Tod.

Und so genest Heinrich durch den Sieg, den sein besserer Teil über die Selbstsucht errang. Ganz schlicht berichtet Hartmann: Gott hat ihn erlöst. Bei Hauptmann ist dafür die Liebe gesetzt, die ihn befreit und gesund macht. Und er zieht mit Ottegebe über die Alpen zurück in die Heimat. Longfellow hat sich's nicht versagt, in arger Pedanterie die allzu verständige und entsetzlich nüchterne Bemerkung des Försters anzuhängen: „Er fand alsdann auch Heilung durch die Tugend Von Sankt Matthäus heiligem Gebein. Doch glaub' ich fest, daß Luft und Sonnenschein Und die Bewegung in den Reisetagen Zu seiner Heilung vieles beigetragen."

Aber das Pächterkind ist nun um die ersehnte Himmelskrone gebracht; den verzweifelten Ausbruch höchster Leidenschaft, den Hartmann dem Mädchen in den Mund legt, hat Chamisso für den modernen Leser mit glücklicher Hand gemildert. Bei Hauptmann fällt Ottegebe, das wegemüde Kind, in krankhafte Apathie.

Die folgenden Ereignisse dienen zur Abrundung und lassen die Dichtungen melodisch verklingen. Heinrich von Aue wird in der Heimat feierlich empfangen. Das mittelhochdeutsche Epos endet damit, daß die Pächterstochter unter Zustimmung des „Rates" dem glücklich Genesenen zur Ehe verbunden wird. Lohn' Gott uns allen, wie den beiden! — Auch Ottegebes Apathie löst sich, Heinrich erhebt das zitternde Geschenk des Himmels, Heirat und Krönung beschließen das Drama mit einem vollen Akkorde. Und selbst Longfellow findet einen, wenn nicht ganz ungetrübten, so doch poetisch feinbewegten Abklang in der Szene auf Schloß Vautsberg bei Abendglockenläuten und der Erinnerung an Fastrada und den Großen Karl.

Die verschiedenen Anforderungen der epischen und dramatischen Technik haben neben formalen, auch starke stoffliche Änderungen erzwungen, wiewohl man nicht sagen kann, Hauptmann habe die Geschichte des Armen Heinrich vergröbert. Das Theater brauchte vor allem noch einige Hilfspersonen; so führt Hauptmann neben dem Knappen Ottaker, dem getreuen Ungetreuen, noch Hartmann von Aue ein, Heinrichs Dienstmann und Freund. Seine dichterischen Qualitäten werden nicht berührt. Ähnlich hat Longfellow unter einer Masse von Personen Walther von der Vogelweide seinem Werke eingefügt, auch ihn als Freund und Berater Heinrichs, den er von Hohenecк nennt.

In einer merkwürdigen Novelle „Der Arme Heinrich" hat Ricarda Huch eine seltsame Umgestaltung gewagt. Heinrich von Aue läßt die Blutheilung wirklich geschehen, das „Liebheidli" stirbt unter dem Messer des sarazenischen Arztes und Heinrich gesundet in ihrem Blute. Damit ist das Thema in der Spitze umgebogen; Heinrich lebt ein langes inhaltreiches Leben voll neuer Gesundheit. Was uns die Novelle, die mit allem berückenden Zauber der Huchschen Erzählungskunst glänzt, hier noch erwähnen läßt, ist die überraschende Einkleidung. Ein Mönch, Bruder Baldrian, der Philosoph seines Klosters, pflegt seit Jahren einer Lieblingsidee nachzuhängen, er hat sich einen vernunftmäßigen Gang aller Lebensläufe zurechtgelegt, eine planmäßige Anordnung von Schuld und Sühne, die er wie geometrische Figuren betrachtet, und herzliche Freude darüber empfindet. Nun ist Heinrichs absonderliches Lebensgebilde, das der Mönch mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt, und auf dessen erschreckliches Ende er mit scheuer Erwartung und besorgter Teilnahme seit Jahren wartet, in Ehren, ja mit einer freilich wenig verdienten Seligsprechung beschlossen worden. Das vermag er nicht zu fassen. Trübsinnig kehrt er heim und schreibt die Geschichte Heinrichs nieder, so, wie er sie an Gottes Stelle angeordnet hätte.

Kehren wir aber zu Hartmann und Hauptmann zurück. Abgesehen von Episch und Dramatisch, von Stoff und Auffassung ist ein gewaltiger Unterschied im rein Technischen, das der Poetik zuzählt, auffällig und beachtenswert. Hartmanns Personen stehen frei in klarer Luft, Hauptmann hat sie mit tausend Fäden an die Erde geknüpft. Hartmann verfügt über eine schlichte, rein epische Technik, über einen einfachen Ausdruck, über lebendige Bilder und unverbrauchte Kunstmittel. Die Moderne kann offenbar nicht mehr so einfach darstellen, der neuere Dramatiker benötigt einen unendlich größeren Aufwand. Was an Mitteln für die äußere Inszenierung, für Brauch der Zeit, Schmuck und Tracht, Nahrung und Mahlzeit, Jagd und Waffen, Krieg und Kampf, Bildung und Wissen, Verkehr und Umgang aufgewendet wird, ergibt einen ungeheuren Apparat, an dem alle Gebiete moderner Wissenschaft und Kenntnis ihren Anteil haben. Insbesondere deutlich könnte das zum Beispiel gezeigt werden, wollte ich hier in Ausführlichkeit die Einschläge aus den Reichen der Natur vergleichend aufzählen, wie sie sich bei den beiden Dichtern finden. Während Hartmann mit zwei bis drei, bildlich und ausdrücklich gebrauchten Namen sein Auskommen findet, zeigt sich bei Hauptmann eine ungezählte Fülle von Worten für Baum und Blume, Tier und Stein. Auch das Naturgefühl selbst, das sich in der Poesie allmählich in den Werten des Kontrastes und der Parallele Heimatsrecht erworben hat, fehlt ja im Epos Hartmanns noch völlig.

Hauptmann bleibt im „Armen Heinrich" der Antike fern, er benützt gelegentlich den Koran und insbesondere die Bibel. Rechtsfragen, wie sie Hartmann nicht ungern behandelt (Standesunterschiede und ähnliches), hat er eher verwischt oder vermieden. Naturgemäß ist im Drama das Lokal breiter ausgeführt (der Meierhof usw.) und die Handlung in reiche örtliche Beziehungen hineingestellt. Der Schauplatz ist vornehmlich der Schwarzwald, wie bei Longfellow der Odenwald und die Gegend am Rhein. — Hauptmanns Sprache ist reich, nicht selten archaisierend. Herr und Knecht sind in der Rede nicht unterschieden. Historische Irrtümer sind selten und nicht von Belang. Schlimmer, ja unbegreiflich ist eine grobe Nachlässigkeit in der chronologischen Führung des Dramas: der erste Akt spielt im Herbst, der zweite im Winter und der dritte, zeitlich folgende wieder im Herbst desselben Jahres.

Hauptmann und Hartmann! Eines modernen Urteils will ich mich füglich enthalten. Jede der beiden Heinrich-Dichtungen will genossen und für sich gewürdigt werden, nicht die eine auf Kosten der anderen gelobt. Sie wurzeln in allzu verschiedenen Zeiten, die wir wohl gegeneinander abgrenzen, über die wir aber nicht aburteilen sollen. Jede Zeit hat ihre Werte, und im Grunde lebt jeder Mensch in der Zeit, die ihm gebührt. Ist er stark genug, sich darüber zu erheben und die Außenstehenden nach eigenem Willen zu modeln und ihnen sein Gepräge aufzudrücken, so beugen wir uns seiner Stärke. Ist seine Tatkraft zu schwach, sein Wollen nicht stark genug, gelingt es ihm nur mangelhaft oder versucht er's glücklos, so bleibt ihm nur übrig, sich zu bescheiden.

Lernen wir aber aus solcher historischen Betrachtung in den Geist der Zeiten einzudringen und die Notwendigkeit der Entwicklung und die geschlossene Folgerichtigkeit des Ganges der Dinge in jedem Falle des Lebens erblicken, ob sich's nun zum scheinbar Besseren oder scheinbar Schlimmeren wendet, lernen wir absehen von der eigenen armen Persönlichkeit und ihrem kleinen Schicksal im Hinblick auf die unendliche Fülle um uns, so darf es uns genug sein, — denn das wird wohl auch der Schluß der uns erreichbaren Lebensweisheit sein.

An der Wiege des Königreichs Rumänien

Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich Wilhelm den Vierten*)

3.

Konstantinopel, den 6. Oktober 1856.

In der mir allergnädigst erteilten Instruktion haben Ew. Königliche Majestät hervorzuheben befohlen, daß Allerhöchstdieselben die Einsetzung einer erblichen, europäischen Dynastie aus einem alten Fürstengeschlechte mit traditionellem fürstlichen Bewußtsein und mit einem auf angeerbter Gewohnheit ruhendem Sinne für Sitte und Recht für die Conditio sine qua non des Gedeihens der beiden Fürstentümer Moldau und Wallachei halten. Ew. Königliche Majestät haben mir daher allergnädigst zur vorzugsweisen und Hauptaufgabe zu machen geruht, die übrigen Bevollmächtigten für diese Ansicht zu stimmen, und mich dabei durch Nebensachen nicht beirren zu lassen.

Die Vereinigung sämtlicher Kommissäre, fast aller in demselben Hause, oder doch ganz in der Nähe, die Berührungspunkte, die sich hierdurch ergaben, haben vielfach von selbst auf die Besprechung der Sache geführt, und ich bin daher nunmehr imstande, Ew. Königlichen Majestät darüber eine genaue und alleruntertänigste Darstellung zu geben, wie dieser Gegenstand von Allerhöchstdero Mitkontrahenten des Pariser Friedens aufgefaßt wird, und wie ungefähr zurzeit die Chancen für die in Rede stehende Angelegenheit stehen.

Handelte es sich bei der politischen Reorganisation der beiden Fürstentümer nur um eine Frage, nämlich die der Zweckmäßigkeit und des Nutzens für jene Länder selbst, und gingen alle zur Mitwirkung an dieser Reorganisation berufenen

*) Fortsetzung aus Heft 28 und 31 d. J.

Kommissäre der verschiedenen Mächte lediglich von dieser Basis aus, dann hätte Ew. Königlichen Majestät Kommissarius ein sehr leichtes Spiel, Allerhöchstdero Intention auch von anderer Seite adoptiert zu sehen, und derselben Eingang zu verschaffen. Daß ein starkes, monarchisches, möglichst gesichertes und daher erbliches Regiment in den Fürstentümern diejenige Regierungsform sein würde, welche den Interessen derselben am meisten zusagt, darüber findet eigentlich, wenn man der Sache auf den Grund geht, gar keine Meinungsverschiedenheit statt, es sind vielmehr alle Mächte von dieser Wahrheit so sehr durchdrungen, daß lediglich deshalb, weil dies nur zu sehr der Fall ist, ein Teil Ew. Königlichen Majestät Mitkontrahenten des Pariser Friedens die Maßregel gerade um dieses Grundes und seiner Folgen willen nicht will.

Denn das Interesse, der Nutzen und die Zweckmäßigkeit der Maßregel für die Fürstentümer selbst sind für die Mehrzahl der Mächte nur höchstuntergeordnete Motive, von denen sie bei den bevorstehenden Verhandlungen ausgehen. Das Hauptmotiv für dieselben bleibt ihre eigene Politik, ihr eigener Nutzen, ihr eigenes Interesse; nur, was innerhalb und ohne die mindeste Beeinträchtigung dieser alleinigen Rücksicht noch etwa für die Fürstentümer geschehen kann, das würde man, und auch dieses nur mit großem Mißtrauen, allenfalls zulassen wollen.

Das ist im allgemeinen die Stellung der Mehrzahl der Mächte zu dieser Frage; ihr eigenes Interesse tritt überall in den Vordergrund; nur Ew. Königliche Majestät allein nehmen zu derselben einen verschiedenartigen Standpunkt ein, der, indem er nach unseren Beziehungen zu den Fürstentümern gleichzeitig unseren Interessen entspricht, gestattet, das Wohl jener Länder zum vorzugsweisen Gesichtspunkt zu machen.

Was zunächst die Pforte betrifft, so ist vielleicht diese mehr, als jede andere Macht davon überzeugt, daß ihre beiden in Rede stehenden christlichen Vasallenländer, wenn sie ein starkes erblich-monarchisches Regiment erhielten, sehr bald zu einer Entwicklung kommen würden, die erstaunlich sein würde; aber sie kann sich darüber nicht im Zweifel befinden, daß diese Entwicklung notwendig zur Unabhängigkeit der Länder führen muß. Deshalb sträubt sie sich auch gegen die Union, weil sie weiß, daß diese Union den fremden Erbfürsten zur Folge haben würde. Ihre Anschauungsweise ist von ihrem Standpunkte aus vollkommen richtig. Ihr Hauptinteresse besteht nicht darin, das Beste jener Länder zu wollen, sondern darin, daß ihr die Länder bleiben, und sie bleiben ihr um so sicherer, je länger die jetzige Wirtschaft in denselben beibehalten wird. Deshalb hebt die Pforte auch ganz offen in ihren Noten und besonders in den letzten vertraulichen Mitteilungen, die ihr Ambassadeur am englischen Hofe, Mr. Matharus an Lord Clarendon gemacht hat, nicht mehr das Interesse der Fürstentümer, sondern nur die Folgen hervor, die ihre Union unter einem fremden Erbfürsten für das türkische Reich haben würden. Sie sagt geradezu: das, was die Fürstentümer fördert, was ihnen in ihrer politischen Organisation Leben und

Bestand gibt, das ist unser Tod, und wir wollen nicht die selbstmörderische Hand an uns legen. Was die Pforte will, das ist schließlich: Assimilierung der Vasallenländer an den Hauptbestandteil des türkischen Reiches, oder wenn es gestattet ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen, Osmanisierung der beiden Fürstentümer Paschaliks im günstigsten Falle unter christlichen Paschas. Auf das Interesse der Fürstentümer selbst kommt die Pforte nur indirekt und insofern zurück, als sie sagt: die Fürstentümer gehören mir, sie sind mir garantiert, und da sie dies sind, so erfordert es ihr eigener Nutzen und ihre eigene Ruhe, daß jede Disharmonie zwischen ihnen und dem Reich schwinde, mithin, daß sie demselben assimiliert werden. Die Pforte hat nach dem Pariser Frieden das letzte Wort zu reden, und wird es unzweifelhaft stets in diesem Sinne tun. Je mehr man daher dem türkischen Kommissär, oder den türkischen Behörden davon sprechen und sie in der Überzeugung bestärken wollte, daß ein den Ländern zu gebender fremder Erbfürst zum Gedeihen und zur Kräftigung der Länder beitragen werde, desto mehr würde man die Türken gegen sich haben, denn sie wollen eben keine solche Kräftigung. Die Zustimmung der Pforte zu einer in was immer für einer Weise selbständigen erblichen monarchischen Regierung der Länder wird, darüber darf man sich keine Illusionen machen, nur durch Gewalt erlangt werden können, wenn nicht durch diejenige des Krieges, sondern doch durch diejenige der Umstände.

Was hiernächst Rußland betrifft, welches bis vor dem Kriege eine bedeutende Rolle in den Fürstentümern gespielt hat, so werden Ew. Königliche Majestät bereits aus meinen früheren ehrfurchtsvollsten Berichten allergnädigst entnommen haben, daß der Kaiser Alexander der Zweite beabsichtigt, eine große Zurückhaltung in den Fragen, welche diese Länder betreffen, zu beobachten. Dahin gingen die Äußerungen seiner Diplomaten in Berlin und Wien gegen mich; aber man konnte doch durchblicken, daß im Grunde Rußland kein wesentliches Interesse habe, die Selbständigkeit der Fürstentümer zu fördern, und die besondere Betonung seiner Diplomaten, daß man zwar die Länder durch die zu berufenden Diwans ad hoc zum freien Ausdrucke ihrer Wünsche gelangen, der Pforte demnächst aber das letzte Wort zu lassen haben werde, ließ darauf schließen, daß man russischerseits hiernächst den Widerstand der Pforte eher begünstigen, als zu beseitigen trachten werde.

Die russische Politik kann bei dieser Haltung in jedem Falle eines günstigen Erfolges in dieser Frage sicher sein. Kommt in bezug auf die Fürstentümer nichts Wesentliches zustande, werden dieselben in ihrer bisherigen mangelhaften Verfassung belassen, oder gar noch mehr an die Pforte angeschlossen und osmanisiert, so erlangt die russische Politik zweierlei: einmal das Wiedererwachen der Sympathien jener Länder für Rußland, und sodann eine Blame für die Westmächte, auf die die Moldau-Wallachen, wie einst die Polen, ihr Augenmerk gerichtet haben, und somit auch in dieser Hinsicht eine Enttäuschung Europas über die Macht Frankreichs und Englands zur Wiederbelebung unterdrückter

Nationalität. Wird hingegen etwas zustande gebracht, werden die Fürstentümer unter eine kräftige Regierung gestellt, so kann dies nicht anders, als durch Lockerung der Bande zur Pforte, d. h. also zum Nachteil des türkischen Reiches geschehen; eine Lockerung der Bande der Moldau und Wallachei zur Pforte kann allerdings auch zu einem Beispiele für Serbien, Bulgarien usw. führen; Rußland wird somit durch den Frieden erreichen, was es durch den Krieg vergeblich zu erreichen gestrebt hat.

Daß Rußland sich dieser günstigen Stellung zu der vorliegenden Frage vollkommen bewußt ist, und daß diese Stellung seine gegenwärtige Zurückhaltung diktiert, darüber waltet kein Zweifel ob, wird auch in konfidentiellen Gesprächen von seinen Diplomaten gar nicht geheim gehalten, welche vielmehr die Dispositionen des Pariser Kongresses über die Fürstentümer geradezu, und mit vollkommenem Rechte, als einen der wenigen Punkte des Friedens bezeichnen, der Rußland vollkommen befriedige.

Worüber man in Rußland noch zu keiner Überzeugung, zu keinem Abschluß der Ansichten, und somit auch noch zu keinem Entschluß in Beziehung auf das Eintreten in die Handlung gekommen ist, besteht lediglich in dem Zweifel, welche der alleruntertänigst vorgedachten beiden vorteilhaften Alternativen die vorteilhafteste sein, und welche man sich daher anzueignen haben werde.

Der russische Kommissär Mr. de Basily, der sich hier sehr an mich gehalten, und mich fast täglich und lange zu besuchen pflegt, und mit dem ich daher, wie mit dem französischen Kommissär, zu einem näheren und vertraulichen Verhältnis gekommen bin, hat mir in einer Weise gesprochen, die mich voraussetzen ließ, daß er von der Auffassung Nachricht haben müsse, die Ew. Königliche Majestät über die den Fürstentümern zu gebende Regierungsform allergnädigst angenommen haben. Er sprach mir von der Zweckmäßigkeit eines einheitlichen und monarchischen Regiments in denselben, und meinte, daß er es gern sehen würde, wenn ein Deutscher, zumal protestantischer Fürst für jene Länder auserwählt werde. Mit einem solchen werde dann auch der Übergang zu der griechischen Religion mindere Schwierigkeiten haben, als dieses bei einem katholischen Fürsten der Fall sein werde. Ich sah sehr bald ein, daß Mr. de Basily sich bemühte, mir die Ansicht beizubringen, daß wir uns auf einem und demselben Standpunkte befinden. Ganz kürzlich erwiderte ich ihm indes auf diese Anführungen, daß, was er mir in dieser Hinsicht jetzt und früher gesagt habe, durchaus von mir nur als seine, des Mr. de Basily Privatansicht betrachtet werden könne, denn aus den Gesprächen mit anderen russischen Diplomaten wisse ich ziemlich sicher, daß dies nicht die Meinung seiner Regierung sei, und daß diese schließlich, wenn sich die Fürstentümer durch ihre Diwans für die Union und für die Einsetzung eines Erbfürsten aussprechen sollten, wahrscheinlich dies wenig oder gar nicht begünstigen, sondern vielmehr eher hintertreiben werde.

Mr. de Basily zeigte mir nun seine Instruktion und ein Zirkularschreiben an die russischen Konsulate in den Donaufürstentümern; nach beiden soll ersterer

und die letzteren für jetzt zur Unionsfrage, womit die des erblichen Fürsten zusammenhängt, keine bestimmte Stellung einnehmen, und jede Äußerung darüber vermeiden, aber darauf gehalten werden, daß die Diwans über die Unionsfrage zum freien Ausdrucke ihrer Wünsche gelangen.

Mr. de Basily erwähnte nun seinerseits weiter gegen mich vertraulich, daß man sich in St. Petersburg, besonders auf seine Auseinandersetzung hin, schon jetzt für die Unterstützung der Union und ihre Konsequenzen schärfer ausgesprochen haben würde, wenn nicht eine sehr hochgestellte Persönlichkeit — vielleicht erfahre ich noch später, wer damit gemeint ist — sich diesem Projekte entschieden abhold gezeigt hätte, weil man dieselben Unannehmlichkeiten und Weiterungen, wie in Griechenland, fürchte; er hoffe indes, daß man, auf seine weiteren Gründe hin, diesen Widerstand besiegen werde.

Was mich betrifft, so bin ich der alleruntertänigsten Ansicht, daß Rußland die bisherige, zweifelhafte Stellung zu dieser Frage beibehalten, und erst dann für die eine oder die andere Alternative entschieden eintreten wird, wenn sich dies nicht mehr vermeiden läßt. Dann aber wird Rußland ganz nach Maßgabe seines jeweiligen Interesses handeln. Es stimmt dies auch ganz mit dem Inhalt der russischen Zirkularnote an seine auswärtigen Agenten vom 22. August d. Js. über die allgemeine politische Stellung Rußlands überein, die mir Herr von Boutenieff vertraulich mitgeteilt hat.

Ob wir daher hinsichts . . . des den Fürstentümern zu gebenden Erbfürsten auf die Unterstützung oder den Widerstand Rußlands zu rechnen haben werden, hängt von der Zukunft ab, und es läßt sich . . . gar nichts Sicheres voraussagen.

Anlangend nun die Ansichten des anderen Nachbarlandes der Fürstentümer, nämlich Österreichs, so hat der Kommissarius dieses Landes, Baron Koller, sowohl mir als den übrigen Mitgliedern der Kommission gegenüber eine ziemlich kalte und zurückhaltende Haltung angenommen, und im allgemeinen bisher vermieden, gesprächsweise auf den Gegenstand einzugehen. Wo dies geschehen ist, hat er ganz klar und ohne Rückhalt, und ohne bis jetzt weiter auf eine Diskussion einzugehen, erklärt, daß man österreichischerseits nichts als einige innere administrative Reformen für jene Länder anstrebe; was irgend dazu führe, eine Art von Selbständigkeit für die Fürstentümer anzubahnen, das wolle Österreich entschieden nicht. Man wolle im allgemeinen Beibehalt des status quo. Am wenigsten könne man zugeben, daß der Kongreß von Paris durch die stipulierte Anhörung der Volkswünsche in jenen Ländern einen glücklichen Griff getan habe. Ausführlichere und oft sehr eingehende Unterhaltungen hierüber habe ich indes mit Baron Prokesch gehabt, der sich auch offener und mit der ihm eigenen Kathedermanier über die Sache ausgesprochen hat. Nach ihm sind, was zunächst die Form betrifft, die Stipulationen des Pariser Friedens in betreff der Einsetzung der Kommission für die Fürstentümer, die ein Einverständnis über das schaffen soll, was der Pariser Kongreß, als alles noch unter Waffen war, nicht

erreichen konnte, ein entschiedenes Zeichen der Einsichtslosigkeit derer, die dort getagt haben, und die nach seiner Meinung alle mehr oder weniger mit Blindheit geschlagen sind. Ich habe nicht unterlassen, ihn daran zu erinnern, daß darunter sich auch Graf Buol befunden, und sein Kaiser demnächst zu denjenigen Souveränen gehört habe, die den Vertrag mit sanktioniert haben, während wir beim Eintritt in den Kongreß diese Punkte bereits als vereinbarte vorgefunden haben, denn etwas Wahres hat diese Auffassung.

Im allgemeinen kommen die österreichischen Raisonnements in der Sache selbst auf folgende Punkte hinaus:

1. Die Türkei soll in ihrer Integrität erhalten werden; Österreich hat dies noch besonders mit Frankreich und England stipuliert. Eine Ordnung der Verhältnisse in der Moldau und Wallachei, die das Band zur Pforte lockert, und dies würde jede selbständige Gestaltung der dortigen Zustände sein, ist somit gegen seine eingegangenen Verbindlichkeiten; Österreich muß daher dabei stehen bleiben, daß die Moldau und Wallachei den Charakter getrennter Provinzen, und, als Provinzen, den einer möglichsten provinziellen Abhängigkeit von der Pforte, als Zentrum des Reiches, behalten.

2. Die Anhörung der Volkswünsche ist ein gefährliches, das konservative Prinzip in Frage stellendes Präzedens. Wer diesen Gedanken ausgesonnen, ist ohne weiteres ein Demokrat, und noch dazu ein vollkommen roter gewesen. Wer irgend zur Ausführung dieses heillosen Gedankens mitwirken wolle, der ist ein noch röterer Demokrat. Der Kongreß in Paris hätte nichts ärgeres erfinden können, um sich und das konservative Prinzip bloßzustellen. Dieser Punkt müßte daher nach Möglichkeit eludiert werden, und die Kommission habe gut zu machen, was der Pariser Kongreß in dieser Hinsicht verpfuscht habe.

3. Dagegen habe man sich mit allem Ernste der inneren Entwicklung des Landes durch Ordnung der Kommunal- und Agrarverhältnisse, durch Herstellung eines guten Finanzsystems, Aufhebung der Bojarenprivilegien, Einführung einer besseren Justiz usw. zu unterziehen.

Es ist sehr leicht, dieses Raisonnement als unhaltbar zu bekämpfen. Innere Verbesserungen lassen sich da nirgend mit Erfolg ausführen, wo die energische Hand der Leitung, die Moralität in der Verwaltung, und der gute Wille fehlt. Diese Eigenschaften werden aber jeder Bojarenregierung abgehen. Ich konnte daher auch dem Baron Prokesch und ohne ihn zu verletzen geradezu sagen, und meine Ansicht begründen, daß ich an gar keine Verbesserungen glaube, die Österreich in jenen Ländern beabsichtige, und daß dieses alles eitle Phrase sei. Wer etwas Ordentliches in der Moldau und Wallachei herstellen wolle, der müßte ihr vor allen Dingen eine Regierung geben, die Macht und Ansehen habe, das Gute durchzusetzen. Dies sei die conditio sine qua non des Gedeihens der Länder. Baron Prokesch gab dies gewissermaßen zu, und meinte, der Kongreß in Paris hätte am besten getan, einen einzigen Kommissär mit ausgedehnten Vollmachten zur Reorganisation des Landes abzusenden. „Einen österreichischen"

— fiel ich ein, denn ein anderer würde Ihnen doch sicher nicht gefallen haben. Warum da nicht lieber gleich einen Fürsten?

Die Wahrheit ist auch hier die: daß Österreich bei der ganzen Frage von nichts weniger, als von einem Interesse für jene Länder bestimmt wird, daß es vielmehr, seiner historischen Politik in Beziehung auf dieselben treu, unter dem Schatten irgendwelcher mysteriösen Negociation, ganz wie dies nach dem Frieden von Kaynardyi (10/21 = July 1774) geschehen ist, eine Machtvergrößerung anstrebt. Daher die Fortdauer der Besetzung der Moldau und Wallachei durch die österreichischen Truppen unter dem Vorwande der noch nicht ausgeführten Grenzregulierung; binnen kurzem soll, nach den Andeutungen von Baron Prokesch, eine ausgedehnte Anhäufung von Truppen längs der ganzen moldau-wallachischen Grenze in Siebenbürgen und der Bukowina dazu kommen unter dem ferneren Vorwande, daß die in Paris beschlossene Anhörung der Volkswünsche in der Moldau und Wallachei, die Rumänen in Siebenbürgen, Ungarn und der Bukowina aufgeregt, und dies bereits zu einer großartigen Verschwörung im nationalen Sinne daselbst geführt hätte, der man auf der Spur sei. Daher ferner die geheime Wirksamkeit Österreichs gegen jeden andern, als österreichischen Einfluß in jenen Ländern, so z. B. gegen Frankreich in betreff der von einer französischen Kompagnie beabsichtigten Sereth-Schiffahrt, und gegen uns in Beziehung auf die Bank. Auch in Hinsicht auf die „europäische Donau-Schiffahrt-Regulierungskommission" glaubte Baron Prokesch bereits ohne Rückhalt aussprechen zu dürfen, daß diese nichts zustande bringen, und schließlich auf der Donau alles beim alten bleiben werde. „Österreich sei" — so meinte Baron Prokesch — „bei jenen Nachbarländern in dem Grade interessiert, daß es eher in einen Krieg eintreten, als eine Umgestaltung der dortigen Verhältnisse in einem Sinne zugeben werde, der die jetzigen Machtverhältnisse änderte."

Daher tritt auch Österreich, welches für den Krieg gegen Rußland nichts getan, jetzt, wo es gilt, die Verhältnisse in der Moldau und Wallachei zu regulieren, mit einer Freundlichkeit gegen Rußland bei der Grenzregulierung und sonst auf, als wenn es gelte, die eigenen Triumphe zu realisieren, während es doch nur die fremden sind, und die Briefe von Herrn von Boutinieff sind voll von Klagen über das mauvais vouloir des Wiener Kabinetts.

Daß also mit dem österreichischen Kommissär über das Projekt eines den Fürstentümern zu gebenden erblichen fremden Fürsten gar nicht gesprochen werden kann, wird hiernach keiner weiteren Ausführung bedürfen. Man könnte es nur tun auf die Gefahr hin, mit Österreich gänzlich zu brechen, und diese Gefahr soll ich nach dem Hauptgesichtspunkt der mir allergnädigst erteilten Instruktion vermeiden.

Was nun die Westmächte betrifft, so ist England bereits von seiner in Beziehung auf die Fürstentümer im Kongreß zu Wien bekannten und verteidigten Politik desertiert, und befindet sich im vollen Rückzuge; das Kabinett von London hat sich, wie jederzeit in den orientalischen Angelegenheiten geschehen ist, endlich

die Privatpolitik seines hiesigen Botschafters Lord Stratford de Reeliffe oktroyieren lassen, und sich demgemäß die türkische Auffassungsweise angeeignet. Um ganz sicher in betreff der Fürstentümer nichts Reelles zustande kommen zu lassen, hat Lord Clarendon schließlich einen Diplomaten als Kommissär ausgewählt, der überall das augenscheinlichste Talent an den Tag gelegt hat, die Verhältnisse zu verwirren, und zu brouillieren.

Nur Frankreich hält noch an den Anschauungen fest, die es beim Pariser Friedenskongreß in betreff der Fürstentümer bekannt hat. Die bekannte englische Note Lord Clarendons über die Konversation mit Mr. Mathuras (?) über die Fürstentümer hat Frankreich in einer Weise widerlegt, die deutlich bekundet, daß es der englischen Allianz seine Ansichten in Beziehung auf die Moldau und Wallachei nicht opfern will. Frankreich bleibt fest dabei stehen, daß man die Wünsche der Moldau-Wallachen über die Union hören müßte, und die Union eine zweckmäßige Maßregel sein werde. Über den den Ländern zu gebenden fremden Erbfürsten hat sich Frankreich jedoch in eine, einer vielseitigen Deutung fähige Reserve gehüllt.

Es bleibt zum Schlusse noch der Ansicht Sardiniens ehrfurchtsvoll zu erwähnen, welches an der Kommission teilnimmt. Bei der Spaltung, die augenscheinlich zwischen Frankreich und England in dieser Frage eingetreten, wird die Haltung des sardinischen Kommissärs eine sehr vorsichtige sein; soweit die eine oder die andere dieser beiden Mächte hierdurch nicht verletzt wird, wird sich Sardinien auf der Seite derjenigen Anschauung befinden, die Österreich das Widerspiel hält. Blicken wir daher um uns und auf unsere Mitkontrahenten des Pariser Friedens, so finden wir, was die Frage über den fremden Erbfürsten betrifft, nirgends eine entschiedene und offene Mitwirkung für den von Ew. Königlichen Majestät mit so großem Recht in den Vordergrund gestellten Punkt, aber auf seiten der Türkei, Österreichs und Englands einen offenen nnd entschiedenen Widerstand.

Sehen wir die Union der Länder als vorbereitendes Mittel zum Zweck an, so finden wir eine offene und entschiedene Mitwirkung nur in Frankreich, eine zweifelhafte in Rußland und Sardinien, einen unzweifelhaften Widerstand in der Türkei, Österreich und England.

Ein offener und entschiedener Alliierter für Ew. Königlichen Majestät erhabene Ansichten würde jedoch in den Fürstentümern selbst, wenn diese zum freien unbeeinflußten Ausdruck ihrer Wünsche gelangen, zu finden sein.

Allein alles weist darauf hin, daß, wenn überhaupt noch der Pariser Frieden in den die Fürstentümer betreffenden Stipulationen zur Ausführung kommen sollte, jener Ausdruck kein reiner sein wird, besonders wenn die österreichische Okkupation fortdauern sollte.

Nach den Informationen, die dem General von Wildenbruch und mir aus den Fürstentümern selbst vorliegen, würden diese, wenn sie sich über die Wahl eines fremden Erbfürsten aus einer erblichen europäischen Dynastie zu entscheiden

hätten, diese auf ein Mitglied der schwedischen, savoyischen oder belgischen Regentenfamilie fallen lassen; von einem deutschen Fürsten würde man einen überwiegenden Einfluß Österreichs befürchten. Die Wahl eines Mitgliedes eines deutschen Fürstenhauses würde sonach im Lande selbst keine Unterstützung finden.

Ew. Königlichen Majestät habe ich geglaubt, diese Lage der Sache in tiefster Ehrfurcht darstellen zu müssen; ich habe, und ich darf alleruntertänigst hoffen, in richtiger Auffassung der meinem Allerhöchsten Königlichen Herrn vor allem schuldigen Pflicht der Wahrheit, keine Täuschung darüber obwalten lassen dürfen, daß die mir allergnädigst gestellte Aufgabe hiernach keine Hoffnungen auf eine Realisation derselben darbietet, es sei denn, daß ganz veränderte Umstände eintreten, welche die allgemeine Politik der Mächte und die Weltlage ändern.

Was für die Fürstentümer, aller Anstrengungen ungeachtet unsererseits zustande gebracht werden dürfte, wird im günstigsten Falle nicht über ein Stützwerk hinausgehen, und man wird von Glück zu sagen haben, wenn man wenigstens nicht der Aussichten für eine bessere Gestaltung der Verhältnisse unter günstigeren Konstellationen für die Zukunft verlustig geht.

Als Brennpunkt für die allgemeine europäische Politik werden die Fürstentümer indessen stets eine Wichtigkeit einnehmen, die wie mir scheint, Preußen ferner an diese Frage fesseln wird, wenn gleich Ew. Königlichen Majestät erhabene Ansichten für jetzt sich nicht realisieren lassen würden. (Fortsetzung folgt)

Herbst

Rauher wehen Abendwinde
Über schwergereifte Felder.
Froher Sang verließ die Wälder,
Schon entblättert steht die Linde.
— — — — — — — — —
Frühlingsjubel muß verklingen,
Blatt und Blüte muß verwehen,
Wunsch und Leidenschaft vergehen —
Soll das Leben Früchte bringen.

Suhlensis

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Siebente Fortsetzung)

Settchen zieht die Kranke an und ruft ihren Neffen, der aus dem Pferdestall hereinkommt. Sie sagt ihm, daß sie nach Heppenheim fahren werde und zwar jetzt gleich. Bis gegen Abend sei sie wieder zurück. Der Karl solle unterdessen einmal zu den Männern und den jungen Burschen gehen, als da seien der Wirbels Peter und der Geiers Andrees, der Frickels Georg und der Mitscherts Jakob, von denen man doch gewohnt sei, daß sie den Leuten den Gefallen täten, die Totenlade auf den Kirchhof zu tragen. Die sollten sich dann für die Nacht bereit halten. Nicht viel Aufhebens machen! Wenn das Dorf stille und der Mond aufgegangen sei, könne man die Beerdigung bewerkstelligen.

Dies und das sagt Tante Settchen, bis man auf einmal vorm Tor auf der Straße Peitschenknall und gleich darauf im Hausgang eine Stimme hört:

„Hähla, hähla, sind wir fertig?"

Und dann ist es wieder stille, aber das Tor poltert, und die alte Kutsche rumpelt in den Hof.

Karl ist beklommen. Wie wird der Vetter Holtner sich gegen ihn verhalten? Holtners sind reich, man sagt, nach dem Baron droben im Schlosse seien sie die reichsten Leute im Dorfe, aber sie gehören auch zu den Geschädigten.

Hannes Holtner führt seinen Gaul mit der Kutsche in den Hof. Er ist ein Hüne von Gestalt. Sein stolzer Gaul ruckt den Kopf auf. Da haben die beiden gleiche Höhe. Im Dorfe wollten sie ihm einmal den Spitznamen „Die Hopfenstange" geben. Da sagte er ihnen, sie sollten das nur schön bleiben lassen, denn er habe auch in der Breite so viel, daß es zur Länge passe. Und dieser Hüne sagt zu dem Sohne des Selbstmörders mit einer Stimme, die ein Stückfaß zum Resonanzboden zu haben scheint:

„G' Morje, Bub, wo ist deine Tante, die Sette?"

Dabei leuchtet aus seinem glattrasierten Gesichte eine ehrliche Freundlichkeit, die keine Hintergedanken hat. Karl wird es ganz warm ums Herz, und er antwortet ein übers andere Mal:

„Ei, drin ist sie, Vetter Holtner, drin ist sie, Vetter Holtner, drin ist sie; geht nur hinein, Vetter Holtner!"

Und da der alte Junggeselle sich noch am Gaule zu schaffen macht, fügt der Bursche hinzu:

„Ihr braucht euch net zu genieren, Vetter Holtner, geht nur hinein!"

Wuppla, schnurrt der Hannes da herum wie ein eifriger Rekrut, wenn Kehrt! kommandiert wird, und poltert:

„Was, geniern? Vielleicht vor dir Lausbub, dir dreckigem? Oder vor deiner Tante, dere alt Schachtel?"

Er trappt durch den Hausgang ins Zimmer; Karl hinterdrein. Unter der Tür beugt Hannes Holtner sich nach vorn, um nicht an dem Oberpfosten anzustoßen, und gleich will der Hüne drauf los wettern. Da schießt Sophie auf ihn zu und sagt, indem sie dabei unverwandt auf den Boden schaut:

„Ja ja, so geht's halt, ja ja, das geht so, hmhmhmhmhm, geht so, sag ich, hmhmhm!"

Hannes Holtner, der von dem Arzte bereits unterrichtet ist, faßt die Kranke bei der Hand und erwidert ihr:

„Du hast ganz recht, meine Maad, so geht's und kein Bißjen anders; aber heut fahren wir! Verstanden?"

Doch Sophie sagt nur, daß das so ginge. Hannes Holtner wendet sich an die Jungfer:

„Wie kommst du dazu, zu meinen, man wollt dir keinen Gefallen tun? Was könnt ihr denn dafür, daß der tolle Kerl sich . . ."

Tante Settchen fällt ihm ins Wort: „Bscht!", legt den Finger auf die Lippen und deutet mit den Blicken auf Sophie.

„Jaso!" sagt Hannes Holtner, der Hüne, „da muß man zartfühlend sein! Auch recht! Na, also, ihr könnt nix dazu, und so dumm wie die anderen Bauern sind 's Holtners net! Jetzert, wie kann sich denn aber auch so ein Rindvieh mit dem Jud auf Spekulationen einlassen, das Kamel?"

Karl hört diese Schimpfworte und kann dem, der sie so grob und rücksichtslos herauspoltert, nicht zürnen. Er weiß nicht, warum. In ihm wirkt nur das Gefühl, daß dies Schimpfen anders sei als das der erbosten Bauern und Arbeiter von gestern Abend.

Auch Tante Settchen lächelt nur bei dem Geschimpfe des Riesen, denn sie weiß es, daß hier keine verbissene Bosheit geifert, sondern daß nur eine ehrliche Derbheit und junggesellenhafte Schrulligkeit rumort.

„Und was wird denn jetzert aus euch zwei, Sette?" fährt Hannes Holtner fort, „aus dir und dem Bub? Hätt'st du geheirat, du dumm Mensch, wer wird dich denn heut noch haben wollen?"

„Aweil predigts Laster Moral!" erwidert Tante Settchen schmunzelnd. „Warum hast du denn net geheirat? Wer wird dich denn heut noch haben wollen, dich alten Bock?"

„Wirklich, Sette, wir könnten ins Spaßige kommen, aber aweil dürfen wir's net. Jetzert im Ernst geredt: was willst du anfangen? Denn dein ganz Gerstchen ist doch beim Teufel!"

„Ja!" seufzt Tante Settchen, „das weiß unsern Herrgott, was aus uns zwei werden soll!"

„Für den Bub wissens auch noch andere Leut als nur unser Herrgott. Wenn der will, kann er zu uns als Ackerbursch kommen!"

Da ist Karl, der das mit Staunen hört, freudig erschrocken und eifert heraus:

„Ja, Vetter Holtner, das macht mir Spaß, und die Gäul hab ich für mein Leben gern!"

Aber er denkt auch an seine Tante und fragt:

„Vetter Holtner, henn Ihr für meine Tante keinen Platz?"

„Nein!" entgegnet Hannes Holtner kurz und bündig, „für die ist kein Platz mehr da. Wir haben jetzert schon mal drei alte Schachteln aus Gnad und Barmherzigkeit aufgenommen, und da ist für eine, die uns wirklich noch was schaffen könnt, kein Platz mehr da. Man kann doch auch die drei anderen nicht einfach zum Kuckuck jagen!"

„Na, 's wird auch für mich noch einen Unterschlupf geben!" wirft Tante Settchen ein, seufzt einmal und sagt dann weiter: „Komm, jetzert will ich noch ein paar Eier sieden für unterwegs, damit wir was zu essen haben!"

Hannes Holtner winkt mit der Hand ab:

„Die Male hat schon einen schönen Korb voll zurecht gemacht, Sette, du brauchst nix zu tun als mitzuessen!"

Wie er sieht, daß das der Sette unangenehm ist, daß sie bei seinen Worten verlegen wird, setzt er noch hinzu:

„Mußt net meinen, Sette, daß das die Male aus Lieb zu dir getan hätt. Das fällt der Male garnet ein. Das hat sie getan, weil ich nix eß, was die Male net gekocht hat. Manche Leut deuten uns das ja als Geiz aus, weil wir unser Essen überallhin eingewickelt mitbringen, aber die Leut können denken und sagen, was sie wollen!"

Sophie wird unruhig, und das erinnert die drei anderen an die Fahrt. Hannes Holtner zieht die Uhr hervor, die mit einem Lederriemchen an die Weste gebunden ist, wirft einen Blick darauf und treibt zur Eile an:

„Allo hopp, marsch, daß wir fortkommen, ich will den Gaul net so abjagen. Sette, setz dein Kapotthütchen auf und los!"

Er geht hinaus, um im Hofe die Kutsche zu wenden und dicht vor die Haustür zu fahren.

Als Tante Settchen und ihre Nichte, die immerwährend vor sich hinspricht und dabei die Nase auf und ab rümpft wie ein Kaninchen, sich anschicken, in den Wagen einzusteigen, sagt Holtner:

„Die reinsten Baronsleut!"

Karl und Settchen empfinden das wie Hohn. Karl wird blutrot im Gesicht und knirscht mit den Zähnen. Aber Tante Settchen blickt den Hünen vorwurfsvoll an und sagt zu ihm:

„Hannes, deine Grobheiten tun gut, aber dein Spott tut auch weh!"

Da sagt der Hannes Holtner, wo er einen Gefallen erweise, da spotte er nicht. Das sei nicht so gemeint, und wenn sie es anders haben wollte:

„Die reinsten Bettelbarone!"

Da lächelt Tante Settchen wieder, und Karl empfindet die Grobheit wie eine Erlösung aus der Beklemmung, in die ihn die vorausgehende Bemerkung gebracht hat.

Hannes Holtner steigt auf den Kutscherbock. Sein langer Oberkörper ragt weit über das Lederdach der Kutsche hinaus. Er nimmt die Peitsche aus dem Köcher, wickelt die Zügelriemen von der Bremse neben dem Sitze, an die er sie zuvor befestigt hat, heißt den Burschen das Tor aufmachen und dann: Hüohü, Schimmel, hopp!

Karl sieht dem Wagen nach. Das grauschwarze Lederdach schwankt. Das lackierte, aber schon längst blind gewordene Untergestell gärrt und knarrt. Man hört das noch, nachdem die Kutsche schon um die Ecke verschwunden ist.

Der Bursche schließt das Tor wieder und geht ins Haus.

8.

Karl hat das Schlafzimmer ein wenig in Ordnung gebracht und sitzt nun auf einem Stuhl, denn er ist schon wieder müde. So knapp nach dem Aufstehen schon wieder müde, denkt er und gähnt. Seine Arme sind schwer; er läßt sie zu beiden Seiten hinabbaumeln. Sein Körper rutscht schlaff zusammen.

So sitzt er eine Weile da. Es ist ganz still im Haus. Daß man hin und wieder von der Straße das Geraffel eines vorbeifahrenden Wagens oder einen Bauer mit der Peitsche klappern hört, läßt diese Stille im Hause noch tiefer und unheimlicher erscheinen. Karl schaudert und meint, er höre ein Seufzen und Stöhnen und Ächzen droben über der Decke, wo der Vater im Sarge liegt. Es ist ihm eigentlich doch lieber, daß er schon im Sarge liegt und daß der Sarg schon verschraubt ist. Man hat da weniger Bangigkeit. Aber was braucht man sich zu fürchten? Da entdeckt der Bursche, daß ein Unterschied ist zwischen Bangigkeit und Furcht. Denn Furcht ist für ihn das gleiche wie Mutlosigkeit, Feigheit. Diese kann man überwinden; er kann sie überwinden. Unter der Bangigkeit muß man leiden, bis sie von der Gewohnheit vertrieben wird.

Er schlummert ein. Der Kopf sinkt ihm langsam auf die Brust. Seine Schwere zieht auch den Oberkörper vornüber, und diese Bewegung weckt ihn wieder. Da fährt er vom Stuhle auf.

Dumpf aus dem Hühnerstalle kräht der Hahn. Es fällt Karl ein, daß die Hühner noch nicht herausgelassen und noch nicht gefüttert sind. Das tut er jetzt und streut dem hungrigen Vieh Gerste hin.

Über dem Füttern hört Karl das Tor aufklinken. Sein Blick sucht nach einer Waffe. So oft das Tor geht, denkt er an feindliche Eindringlinge. Seit gestern Abend muß er so denken. Er springt an den Dunghaufen und zieht die vierzinkige Gabel heraus.

Es ist der Gurkenhändler, der nachfragt, wann er die Gurken holen könne.

In zwei Stunden könne das geschehen, erklärt der Bursche, denn jetzt habe er zuerst ein paar Gänge zu tun, die sich nicht hinausschieben ließen, weil sonst die Leute im Felde und zu Hause nicht mehr zu treffen wären.

Karl verschließt dann Haus und Hof und macht sich auf zu den Bauern, die er bitten will, die Leiche des Vaters auf den Friedhof zu tragen.

Zuerst geht er zum Wirbels Peter. Doch der ist schon nicht mehr daheim. Aber seine Mutter ist da. Sie hängt gerade Wäsche zum Trocknen auf eine Leine. Wie das Tor zufährt, unterbricht sie die Arbeit und schaut auf. Karl grüßt die

dicke alte Bäuerin. Doch sie erwidert seinen Gruß nicht, greift nach dem Reiserbesen und kreischt mit geifernbem Munde:

„Was willscht denn du Spitzbubenbankert in unserm Haus? Wann du net machscht, daß du nauskummscht, schmeiß ich dir alle Rippe im Leib kaput!"

Karl schaut sich um, ob da nichts sei, womit er sich bewaffnen könne, aber er findet nichts Greifbares in der Nähe. Da will er, ohne die tätlichen Angriffe der Frau abzuwehren, versuchen, ob er sie nicht mit vernünftigen Worten begüten könne. Er wird der Erbosten darstellen, was der Vetter Holtner gesagt hat, daß er da doch nichts dazu könne, wenn sein Vater unrecht gehandelt habe, und dann wird er ganz demütig seine Bitte vorbringen. So hebt er an:

„Bas Wirbelsen . . .!"

Weiter kommt er nicht.

„Nix Bas Wirbelsen! Naus aus unserm Haus, nix wie naus! For Spitzbubenvolk is do kaan Platz!"

Auch sie hat Geld verloren durch die Betrügereien des Schmiedes, und darum kennt sie kein Erbarmen. Sie nimmt den noch voll Unrat hängenden Stallbesen und wirft ihn nach dem Burschen. Da muß dieser zurückweichen. Beim Hinausgehen ruft er:

„Ihr seid jo so dumm wie dick Ihr . . .!"

In den Gassen danken sie ihm nicht auf seinen Gruß. Wenn er an Menschen vorüber muß, die als besonders roh bekannt sind, bedauert er, sich keinen Prügel zur Wehr mitgenommen zu haben. Er strammt dann seine ganze Tapferkeit auf und macht ein bissiges Gesicht, aber das Herz klopft ihm doch bänglich, bis er glücklich vorüber ist. Bisweilen fliegt ihm ein Schimpfwort an den Kopf. Bei einer solchen Gelegenheit läßt er sich hinreißen, dem Schimpfenden das alte Kinderspröchelchen nachzurufen:

Schänne (schänden = schimpfen), schänne tut net weh,
Wer mich schänd, hot Lais un Flöh!

Aber gleich darauf tut ihm etwas weh, sein Kopf von einem Stein, den ihm der Bauer daran geworfen hat. Er taumelt zwei, drei Schritte und fühlt an die getroffene Stelle. Da werden seine Finger warm und naß. Er beschaut sie; sie sind voll Blut. Es tröpfelt ihm auf den Hals. Am Kriegerdenkmal an dem Brunnen zieht er sein Taschentuch hervor, netzt es, wäscht die Wunde aus, legt das Tuch zu einer Kompresse zusammen und drückt es auf die verwundete Stelle. Es ist unbequem, so mit hocherhobenem, rückwärts gebeugtem Arme zu marschieren. Er schiebt den Hut weit ins Genick und über das Taschentuch, das jetzt von selbst über der um des Vaters willen empfangenen Wunde hält.

Nun wird er den Frickels Georg um die Gefälligkeit bitten. Der ist mit seinem Vater gerade dabei, einen Wagen Hafer abzuladen. Sie sehen den Burschen, geben ihm aber keine Antwort. Karl ruft immer wieder seinen Gutenmorgengruß. Er weiß, daß der Alte nicht gut hört und zu den Leuten, die nicht laut genug sprechen, sicher ja sagt, wo es nein heißen müßte. Aber der junge Frickel ist doch nicht taub, und so ruft er noch einmal:

„G'Morje, Georg, hörst du dann nix?"

Keine Antwort.

Ein kleiner Bruder des Angerufenen spielt im Sande. Er steht auf, geht in die Scheuer und schreit am Wagen hinauf:

„Salzers Karl is do, Georg; dort steht er!"

„Loß ihn stehe!" brüllt der Georg. „Mir steht er lang gut!"

Da will es Karl scheinen, als tue solche Mißachtung noch weher als die Behandlung der Wirbelsen, dreht sich herum und geht. Zweimal schon abgewiesen!

Weiter denn zu Mitscherts!

Dort hetzen sie den Hund an ihn. Karl springt aufs Tor zu. So kann der Hund ihn nur noch an der festen Lederkappe des Stiefels fassen. Der Bursche tritt kräftig nach hinten aus, da läßt das Vieh locker, und Karl wirft das Tor zu. Der Bursche sieht die spitzen Zähne des Hundes im Leder abgezeichnet. Ein tiefes Weh stößt ihm aus dem Herzen zum Halse herauf. Er meint, das müsse ihm den hinteren Gaumen durchstoßen. Er besinnt sich, ob er nach diesen Erfahrungen überhaupt noch zum Geiers Andrees gehen soll. Aber der Vater muß doch hinaus auf den Friedhof! Vielleicht sind Geiers ruhiger und weniger fanatisch. Sie sind reich, da liegt es nahe, zu glauben, daß sie in ihrem Verhalten dem Vetter Holtner ähnlich sind. So tröstet der Bursche sich. Doch er erlebt die vierte Enttäuschung, wenn man ihn auch wenigstens anhört.

Soso, deshalb sei der Karl gekommen. Man hätte gemeint, er wolle vielleicht mit hinausgehen Grummet machen, um abzuverdienen, was sein Vater durchgebracht habe. Und wenn so ein Selbstmörder auch begraben sein wolle, so solle er das doch selbst besorgen. Wer sich selbst umbringe, müsse sich auch selbst das Grab besorgen. Ganz gut ginge das. Man nimmt seine Schippe mit auf den Kirchhof, gräbt sich sein Loch und schießt sich da drunten tot. So hätte der Schmied es machen sollen. Das Zuschaufeln hätte man ihm zur Not besorgen können. Das wäre Geiers Ansicht. Und abscheh jetzert!

Nun muß Karl sich besinnen, wohin er noch gehen könne. Er denkt an diesen und jenen und verwirft diesen wieder und jenen auch. Er weiß, man wird ihn überall abweisen. Wenn er wenigstens Geld hätte! Dann könnte er zu denen gehen, die für ein paar Mark alles tun, zum Beispiel zum Mandietz Philipp, der da sagt, er wolle den Eid sehen, den er für zehn oder zwanzig Mark nicht schwören könne. Aber Karl hat kein Geld, und so wird sein Vater noch warten müssen. Wie lange?

Dem Burschen kommt die Verzweiflung. Er sieht und hört nicht, was auf dem Wege um ihn vorgeht. Mechanisch tappt er weiter, tappt am eigenen Hause vorbei bis an die nächste Straßenecke. Da merkt er es zuerst. Er geht zurück ins Haus, setzt sich in die Küche und sinnt und sinnt, was da zu machen sei.

Aus seinem Sinnen wird er durch den Gurkenhändler gerissen, der die Gurken holen will. Er kommt mit Pferd und Wagen. Das weckt in dem Burschen den Schmerz um seinen Rappen wieder. Er hilft die Gurken aufladen und fühlt sich beim Arbeiten freier und leichter. Die Gedanken und Sorgen quälen ihn da nicht. Es ist auch gut, wenn man Gesellschaft hat. Daher fragt Karl, ob der Gurkenhändler keinen Mann mehr brauchen könne zum Zählen. Nein, der Karl wisse ja, daß für diese Arbeit Weiber genug da wären, die zudem billiger arbeiteten.

So muß Karl den Mittag allein im Hause verbringen.

O der Unruhe und Not, die die Jugend in der Einsamkeit empfindet!

Karl wandert wie der ewige Jude. Im Hause hält es ihn nicht. Da geht er in die Scheuer, steigt die Leiter hinauf bis unters Dach und setzt sich auf den Katzenlauf. So nennen sie den langen kräftigen Balken, der von einer Giebelwand zur anderen zieht.

Da und dort schließen die Dachziegeln nicht dicht und lassen die goldenen Sonnenstrahlen hindurch. Sie hängen sich in die vielen Spinngewebe und schaukeln sich siebenfarbig darin. Stäubchen wirbeln in den Sonnengassen, unaufhörlich in Bewegung. Durch die beiden Luken in den Giebelwänden fällt nur wenig Licht. Darum ist es da oben so schön dämmerig. Auch stille ist es. Wenn Karl seufzt oder etwas vor sich hinspricht, hallt es nicht hohl und schaurig, denn die Scheune ist fast bis unters Dach gefüllt, aber nicht mit eigener Frucht. Der Vater hat ja nur immer Gummern und Gummern und wieder Gummern gepflanzt. Die Scheuer ist an den reichen Metzger Scheck in Neuhausen vermietet, der auch in der Spelzheimer Gemarkung viele Äcker hat. Die Frucht davon fährt er in die Schmiedescheuer ein und läßt sie hier auch dreschen. Karl denkt, dieses Jahr wird er die Dreschmaschine nicht in den Hof schieben helfen. Wie da alle Gedanken jetzt immer sagen: das wird nicht mehr sein, und jenes wird nicht mehr sein. Die Gedanken sagen auch: wie schön wär's jetzt da oben auf dem Katzenlauf, wenn man den Amboß aus der Werkstätte sein lustig Lied singen hörte. Aber es ist still, und man hört die Gedanken ganz laut in die Stille rufen: weißt du noch, wie das Blut am Amboß floß und zwischen die Pflastersteinritzen sickerte? Wenn aber die Gedanken so laut in die Stille rufen, dann meint man, die eigenen Gedanken wären es gar nicht gewesen, sondern irgendeiner da in der Ecke oder dort. So ein Böser, der einem erschrecken möchte. Karl sieht sich scheu um, ob nicht einer in einer dunklen Ecke sitze. Und wie er in jene Ecke schaut, wo er's verdächtig rascheln hörte, ist es ihm, als käme der Kerl nun wirklich gerade aus der entgegengesetzten Ecke hinterrücks herbei und wolle ihn vom Katzenlauf hinunter aufs Tenn werfen. Da gruselts dem Burschen, und er steigt hastig die Leiter hinab. Unten im Hofe sind wenigstens die Hühner, mit denen man sich ein wenig unterhalten kann. Er hat ja zwar heute keinen Mittagshunger, aber die Hinkel ganz sicher. Die kümmert es nicht, ob im Hause ein Toter liegt oder nicht.

Karl holt sich einen Kumpf Gerste und läßt die Tiere aus der Hand fressen.

So verweilt er sich mit diesem und jenem, bis die Sonne hinter das Scheuerdach sinkt. Da wird's im Hofe schattig, und man kann an den Abend denken. Das ist gut; jetzt wird Tante Settchen nicht mehr lange bleiben. Aber was wird sie dazu sagen, daß Karl keine Sargträger bekommen konnte? Wird sie einen Rat wissen? Vielleicht spannt der Vetter Holtner den Wagen ein, und man fährt den Sarg auf den Friedhof. Der Gedanke an diesen Ausweg beruhigt den Burschen ein wenig. Er schaut sich um und sucht nach einer Arbeit, mit der er sich die Zeit vertreiben könne. Es ist furchtbar, so nach Arbeit suchen zu müssen. Es schadet dem Hofe nicht, wenn er einmal gekehrt wird, und so tut er das, fängt am Tor an und hört am Misthaufen auf. Den haben die Hühner zerkratzt und zerwühlt; sie suchen darin nach unverdauten Körnchen. Karl schichtet die zerstreuten und verzettelten Halmen und Strohsträhnen aufeinander, hat seine helle Freude an der blitzblanken Sauberkeit und empfindet zum erstenmal aus Eigenem den Segen der Arbeit.

Zwischendurch kommt der junge Schreiner Kling und bringt das Totenkreuz. Wo der Längsarm und der Querarm sich schneiden, ist ein ovales Schild angebracht mit der Aufschrift:

Hier ruht in Gott
Franz Salzer
* 17. 4. 1850. † 11. 8. 1897.
R. I. P.

Karl liest die Inschrift des Täfelchens und fühlt im ersten Augenblick sein Herz wieder zentnerschwer werden. Es ist wie ein Schwamm, der sich voll saugt von Leid und Weh. Aber dann muß er denken, daß dieses Kreuz auf einem Blumenhügel stehen wird. Er wird des Vaters Grab mit Geranikum bepflanzen, und es wird blühen wie alle Gräber, und man wird nicht sehen, daß der in ihm Ruhende eines anderen Todes gestorben ist wie seine Nachbaren zur Rechten und zur Linken. Der Bursche muß an die milden sonnigen Sonntagnachmittage des Frühlings denken, wenn nach Winterkälte und Winternöten die Dörfler zum erstenmal wieder ihre Gräber besuchen. Wenn auch auf den Gräbern ein grünes Osterſprossen ist. Wenn die Weiber mit sanften, wehmütigen Stimmen von den Toten sprechen, die da ruhen. Und wie da ein großer Friede ist auf dem Kirchhof, den ein Kranz von blühenden Kastanienbäumen umschließt. Und über die blühende strotzende Pracht des Sommers hinweg denkt Karl an die Zeit des Herbstes, wo der Nebel seine grauen frostigen Tränentücher über die Welt schleift, an Allerheiligen und Allerseelen, wo die Dörfler unter Trauer- und Bußgesängen hinaus auf den Friedhof ziehen, um für die Abgestorbenen zu beten. Und wie auch da aus dem leisen halbgetrösteten Weinen der Frauen an den über und über geschmückten Gräbern ein frommer, gutmachender Friede quillt. . .

So ist es in Karls Seele, als er vor dem Totenkreuz seines Vaters steht, und so wird es in ihm ganz still und gut.

Er steht noch immer vor dem braun gestrichenen Kreuz, als das Tor aufgeht und Tante Settchen hereintritt.

„Na, Bub!“ sagt sie, „hast du schon alles in Ordnung, weil du da stehst?“

„Garnix hab ich in Ordnung, Tante Settchen!“ erwidert Karl.

„Ja, aber warum denn net?“ fragt sie mit einem leichten Vorwurf in der Stimme.

„Tante Settchen, ich bin net schuld; ich hab alles getan, was du mir gesagt hast, aber keiner will helfen, den Vater hinaustun!“

„Hab ich mir's net gedenkt!“ seufzt Tante Settchen.

Sie gehen in die Küche. Tante Settchen weiß viel zu erzählen von der Güte des rauhbautzigen Vetters Holtner.

Vetter und Base nennen sie in Spelzheim alle, zu denen sie nicht Du sagen.

Als man in Heppenheim gefragt habe, wer die Kosten bezahle, habe er, noch ehe sie eigentlich über diese Frage in Verlegenheit hätte kommen können, geantwortet, als müßt es so sein:

„Kosten bezahlt Hannes Holtner, Spelzheim bei Worms!“

So habe der Vetter Holtner gesagt, und die Sophie sei wieder ganz außer sich gewesen, so daß sie Tante Settchen, schon Angst gehabt hätte, man würde

das arme Mäde in die Zwangsjacke stecken. Was das eine Not und ein Elend wäre! Und jetzt wolle sich am Ende niemand finden, der den Vater auf den Kirchhof trage. Ob denn die Menschen ihren Katechismus ganz vergessen hätten und nicht mehr wüßten, daß Totebegraben zu den Werken der Barmherzigkeit gehöre.

Da rückt Karl mit seinem Plan heraus. Vielleicht würde bei eingetretener Dunkelheit der Vetter Holtner den Gaul anspannen; man könne den Sarg ja auch auf den Wagen laden.

Tante Settchen schüttelt den Kopf. Man könne von den Leuten doch nicht grad alles verlangen; der Karl solle doch nicht gleich den Sack mitsamt dem Zipfel haben wollen. Zudem müsse man sich doch auch selbst etwas zutrauen und dürfe sich nicht ganz auf fremden Beistand verlassen.

Nun meint der Karl, man solle sich an Willem, den Gesellen, wenden, der doch seine Dienste angeboten habe. Aber auch davon will Tante Settchen nichts wissen und sagt dem Burschen, der Willem habe schon genug gesehen und gehört, und ob der Karl denn nicht spüre, daß die Schande vor bekannten Menschen weher tue als vor solchen, die einem fremder sind.

Tante Settchen wechselt die Kleider und besinnt sich auf einen Ausweg aus dieser neuen Verwirrung, macht ein bekümmertes Gesicht, seufzt ein übers andere Mal und sagt dann:

„Wenn's halt die anständigen Leut net tun, muß man in Gottesnamen zu denen gehen, die für drei Kreuzer alles tun!"

Karl erwidert, daran habe er auch schon gedacht, aber sie hätten doch keine drei Kreuzer, noch nicht einmal drei Pfennig hätten sie.

„'s gibt immer noch gute Menschen!" sagt Tante Settchen, „'s gibt immer noch gute Menschen, wenn sie auch grob sind!"

Sie hebt ihren Oberrock in die Höhe. Seinen Geldbeutel verwahrt man im unteren Kamisol besser. Ein Zehnmarkstück legt sie auf den Tisch und dazu noch vierzehn Mark in Silber.

„Vom Vetter Holtner?" fragt Karl erstaunt.

„Von wem anders?! Aber das mußt du abverdienen, lieber Bub, wenn du mal droben bei dene drei bist! Siehst du, das muß dein erster Ehrgeiz sein! So, und jetzert geh fort zum Mandietz-Philipp, zum Buttner-Karl, zum Schmittebuckel und zum Ollwangs-Madhees. Die viere tragen uns den Vater schon hinaus. Aber nemm dir Geld mit, denn das wirst du dir schon gefallen lassen müssen, daß sie dich fragen, ob du sie auch bezahlen könntst!"

Karl steckt das Silbergeld in die Tasche und macht sich auf den Weg, der wieder ein Leidensweg für ihn wird. (Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Landesverteidigung

Das Rätsel der Sandbänke. (Englische Gedanken über eine Landung der Deutschen in England.) Daß jeder Mensch in Deutschland mit heißem Begehr den Tag herbeisehnt, an dem sich deutsche Kriegsschiffe vor englischen Häfen wiegen und der taktmäßige Schritt deutscher Truppen über den heiligen Boden Old Englands dröhnt, das ist allgemach für den Durchschnittsengländer zum unverbrüchlichen Glaubenssatz geworden. Von den verschiedensten Stellen aus hat man sich bemüht, diese Überzeugung immer tiefer im Herzen des englischen Volkes einwurzeln zu lassen: in öffentlichen Versammlungen, im Parlament haben die Abgeordneten des Volkes, haben die Offiziere des Heeres und der Flotte, die Vertreter der Regierung auf die drohende Gefahr hingewiesen, und den amtlichen Warnungen ist in volkstümlichen Romanen von dem bevorstehenden Einfall der Deutschen weiterreichende und kräftigere Wirkung verliehen worden.

Bei all diesen Phantasien ist man stets leichten Herzens über die Hauptschwierigkeit hinweggeglitten, wie es nämlich möglich sein sollte, in unserem Zeitalter der Telegraphie ein Heer von hunderttausend Mann mit der zu seiner Beförderung notwendigen Flotte zusammenzubringen, ohne daß man in England schon von den ersten Truppen- und Schiffsbewegungen benachrichtigt würde und sofort die wirksamsten Gegenschläge führte. Diese Hauptfrage sucht nun ein englisches Buch zu lösen, welches zwar bereits vor einigen Jahren erschienen, jetzt aber in der bekannten Ausgabe von Nelson weiteren Kreisen zugänglich ist. Es hat Erskine Childers zum Verfasser und betitelt sich: „The Riddle of the Sands", „das Rätsel der Sandbänke".

Childers läßt einen jungen Engländer, Davies, mit seiner Jacht zum Wassersport nach der ostfriesischen Küste fahren. Davies erregt dabei den Verdacht eines Engländers, der auf deutscher Seite als Spion gegen sein eigenes Vaterland dient, und wird von ihm während eines Sturmes auf die Bänke des Hohenhörnsandes westlich von Kuxhaven gelockt. Er entgeht aber dem ihm bereiteten Untergang, schöpft selbst Verdacht und sucht nun mit Hilfe eines Freundes vom Auswärtigen Amt die deutschen Pläne auszukundschaften, die gerade jetzt zwischen den ostfriesischen Inseln und dem Festland verfolgt und ausgeprobt werden. Unter mannigfachen Fährnissen gelingt es ihm, folgendes festzustellen:

Die Deutschen sind sich wohl bewußt, daß strengste Geheimhaltung allein den Erfolg jedes Unternehmens gegen England sichern kann. Sie verzichten deshalb darauf, die gegen England bestimmten Truppen in einem der großen Nordseehäfen einzuschiffen, da dort jede Truppen- und Flottenbewegung sofort bekannt wird. Ebenso denken sie nicht daran, ihr Heer nach glücklicher Überfahrt in einem der großen englischen Seeplätze landen zu lassen, wo sich vom Hinterlande leicht Verstärkungen herbeiführen und der Widerstand sich planmäßig und wirksam gestalten ließe. Ihr Plan geht vielmehr dahin, ein ausreichendes Aufgebot Infanterie mit leichten Feldgeschützen in großen seetüchtigen Leichtern in aller Geschwindigkeit an die englische Küste zu werfen und sich vorerst einen geeigneten Küstenstrich als Operationsbasis zu sichern.

Die zu diesem Zweck bestimmten Truppen sollen — und das ist das Wesentliche in Childers Buch — an der Küste Ostfrieslands mittels der nach der Stadt Norden führenden Eisenbahn zusammengezogen werden. Drei

Abzweigungen der Bahnlinie nach Norddeich, Bensersiel und Karolinensiel erleichtern das Vordringen der Truppen bis ans Meer. An diesem Küstenstriche kann das größte Stillschweigen bewahrt werden. Denn die Küste ist schwer zugänglich, das Land nur dünn besiedelt, große Städte fehlen ganz. Die Leichter versammeln sich in den Mündungen von sieben unbedeutenden Küstenflüßchen, wo sie genügende Wassertiefe, einige Hafenanlagen und Schleusentore finden. Eine Verbesserung der Wasserläufe ist beabsichtigt und soll für die Öffentlichkeit als Maßnahme zur Erleichterung des Verkehrs mit den vorliegenden Inseln erklärt werden. Entsprechend den sieben Flüssen zerfällt das ganze Unternehmen in sieben Unterabteilungen, die ihre Befehle von der Hauptleitung in Esens erhalten, einem Städtchen in der Mitte des Küstenstriches, wenige Kilometer vom Meere gelegen. Die letzten Vorbereitungen sollen monatelang vorher getroffen und im Falle englischen Verdachtes als Maßnahmen der Landesverteidigung ausgegeben werden.

Als Landungsplatz an der englischen Küste kommen nur zwei Punkte in Betracht: entweder die Küste von Essex zwischen Foulneß und Brightlingsea oder der Wash. Letzterem ist der Vorzug zu geben. Denn da England, wenn es überhaupt einen Angriff auf seine Küsten vermutet, die Verwendung großer Transportschiffe voraussetzt, so ist ein solcher Küstenstrich für die Landung der deutschen Truppen zu wählen, wo man aller Wahrscheinlichkeit nach die Deutschen nicht erwartet und eine Verteidigung nicht vorbereitet hat. Gerade die Nordseite des Wash, bekannt unter dem Namen East Holland, bietet für die deutsche Landung die günstigsten Bedingungen. Sie ist Flachland, gegen die See durch Deiche geschützt und wie Friesland mit Sandbänken umsäumt, die bei Ebbe trocken liegen. Die Deutschen finden also dieselben Verhältnisse wieder, die ihnen von den heimischen Gewässern her bekannt und vertraut sind. Dabei kann East Holland von Osten her durch die Bostontiefe leicht erreicht werden. Dieser natürliche Kanal hat bei Ebbe noch eine Tiefe von 34 Fuß, bietet also eine vortreffliche Reede für die zur Deckung beigegebenen Geschwader und ist gegen die Dünung des offenen Meeres durch die vorliegenden Bänke des Long Sand geschützt. Die deutschen Kriegsschiffe können an diesen seichten Küsten noch mit Sicherheit manövrieren, wo die englischen bereits fürchten müssen, auf Grund zu laufen. Einen weiteren Vorteil bietet die geringe Entfernung, die von Borkum nur 240, von Wangeroog 280 Seemeilen beträgt.

Für die Einschiffung in den Sielen der ostfriesischen Küste stehen während einer zwölfstündigen Flutperiode stets $2^1/_2$ Stunden zur Verfügung, wo das Wasser tief genug ist, um die Boote über die Sandbänke ins offene Meer zu bringen. Daß das Unternehmen auch bei sorgfältigster Vorbereitung höchst gewagt bleibt, bestreitet der Verfasser nicht, hebt besonders hervor, wie gefährlich es für die Deutschen werden müsse, wenn die Engländer durch Zufall errieten, was vor sich gehe, und nun einen Schwarm leicht gebauter Boote entsendeten, welche die Deutschen während ihrer Fahrt durch die schwierigen Gewässer zwischen dem Festland und den Inseln unvermutet überfielen. Trotz alledem hält Childers das Gelingen einer solchen Unternehmung keineswegs für ausgeschlossen und findet jedenfalls, daß der mögliche Gewinn den hohen Einsatz wohl rechtfertige.

Wie der deutsche Generalstab über den Plan einer Landung in England denkt und welche Rolle er hierbei den friesischen Inseln zuweist, ist unbekannt. Allerdings scheint man jetzt diesen vorgeschobenen Bollwerken unserer Nordseeküste von beiden Seiten größere Bedeutung beizumessen. In aller Stille sind von unserer Seite starke Befestigungswerke aufgeführt worden, und welches lebhafte Interesse die Engländer gerade diesem Teil unserer Küstenlinie entgegenbringen, ist uns aus dem Spionagefall der beiden englischen Offiziere vom vergangenen Jahre sattsam in Erinnerung.

Die Kenntnis nun, welche Childers von den deutschen Küstengewässern, von dem Strich zwischen Flensburg und Kiel nicht minder als von den Watten zwischen Kuxhaven und Borkum, entwickelt, ist geradezu auffällig genau. Wenngleich in letzter Linie auch bei ihm der Hauptzweck ist, die Gründe für einen erhöhten Seeschutz Großbritanniens möglichst eindringlich darzulegen, so zeichnet

sich sein Buch doch vor anderen Erzählungen dieser Art durch die peinlich gewissenhafte und gründliche Art aus, mit welcher der Verfasser seine Theorie von den ostfriesischen Inseln und Sandbänken als dem Ausgangspunkt der deutschen Flotte entwickelt und sozusagen wissenschaftlich begründet. Das Buch ist in allen seinen Teilen mit außerordentlicher, man darf sagen fachmännischer Sachkunde geschrieben, und gewisse Ungereimtheiten — so läßt er den deutschen Kaiser selbst in dunkler Nacht einem Schleppversuch mit Leichtern in den Gewässern von Bensersiel beiwohnen — sollen ihm nicht zu schwer angerechnet werden. Dem Buch sind mehrere recht brauchbare Karten des deutschen Küstengebiets zwischen Borkum und Kiel beigegeben. Wir brauchen daran allein noch keinen Anstoß zu nehmen; denn solche Karten sind an der Küste überall für billiges Geld im Handel käuflich zu haben. Aber gerade die Angaben im Text selbst sind bis in unbedeutende Kleinigkeiten mit solcher Genauigkeit und Anschaulichkeit gemacht, daß man kaum annehmen kann, diese Kenntnis sei nur auf Grund eines eindringlichen Studiums der deutschen Seekarten gewonnen worden. Im Gegenteil, die ganze Erzählung erweckt durchaus den Eindruck, als erzähle hier ein Mann, der seine Beobachtungen mit höchster Sachkunde an Ort und Stelle selbst gemacht habe.

Und wenn wir dann lesen, daß die beiden englischen Freunde für ihren Zweck nicht eine der üblichen schmucken Lustjachten mit zahlreicher Bemannung und Dienerschaft benutzen, sondern ganz allein ein unauffällig schwarz gestrichenes Fahrzeug bewohnen, welches, als ehemaliges Rettungsboot sehr stark und flach gebaut, für jene Gewässer besonders geeignet ist, so werden wir unwillkürlich an jene vier oder fünf Engländer erinnert, die erst in diesem Sommer, ebenfalls in unscheinbarem Boot und ohne Begleitung, die deutschen Küsten unsicher machten. Es ist richtig, daß sich nicht genügend Material ergab, um ihre Verhaftung aufrecht zu erhalten; doch bleibt dabei noch immer die Frage offen, ob sie ihre Freilassung nicht vielmehr einer Lücke unserer Gesetze als ihrer Schuldlosigkeit verdankten. Gewiß kann es der Sicherheit unseres Vaterlandes nicht förderlich sein, wenn wichtige Geheimnisse unserer Landesverteidigung, wie Geschützteile, neu angelegte Befestigungen, dem voraussichtlichen Feind verraten werden. Doch wollen wir nicht vergessen, daß es daneben auch gewisse Einzelheiten unserer Grenzgebiete, unserer Küstenbildung gibt, die zwar an und für sich nicht geheim zu halten sind und von jedem straflos besichtigt werden können, die aber für das Wohl und Wehe unseres Vaterlandes doch von der größten Bedeutung werden können, wenn sie, wie es in unserem Buch geschieht, von sachkundigen Angehörigen eines uns unfreundlich gesinnten Volkes planmäßig vom militärischen Gesichtspunkt aus erkundet werden. Daß diese Erkenntnis in uns immer tiefer wurzeln möge und im besonderen englische Jachten in unseren Gewässern immer die Beobachtung fänden, die sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre als notwendig erwiesen hat, dazu kann auch das Buch von dem Rätsel der Sandbänke an seinem Teil nicht unwesentlich beitragen*).

Dr. Julius Voigt-Ilmenau

Justiz und Verwaltung

Die Fortbildung der Juristen und die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin. Der alte Justizrat, bei welchem ich in Breslau die Anwaltsstation abmachte, pflegte, wenn wir uns über die Fülle der Gesetze unterhielten, die ich damals zum Assessorexamen lernen mußte, immer vergleichsweise darauf hinzuweisen, wie gut es doch die jungen Juristen zu seiner Zeit — das war in der Zeit vor Gründung des Norddeutschen Bundes — gehabt hätten. Sie lernten das Preußische Allgemeine Landrecht, die Allgemeine Gerichtsordnung, das Strafgesetzbuch und daneben noch ein halbes Dutzend anderer Gesetze, und damit war im wesentlichen das Wissensgebiet erschöpft. In der Tat, die Gesetzgebungsmaschine arbeitete damals mit einer nicht nur für einen Examinanden höchst erfreulichen Langsamkeit. Be-

*) Wir möchten nicht versäumen, im Anschluß an den vorstehenden Artikel auf unseren Aufsatz „Der Schutz der deutschen Küste“ (Heft 3 dieses Jahrgangs) hinzuweisen.

Die Schriftltg.

trachtet man einen Band der Preußischen Gesetzsammlung der vierziger bis sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, so umfaßt er zwei bis drei Jahrzehnte und ist dabei noch lange nicht so stark wie ein einen einzigen Jahrgang enthaltender Band der neuesten Zeit.

In dieser Fülle neuer Gesetze liegt die eine Ursache, welche eine Fortbildung der Juristen nötig gemacht hat.

Die zweite Ursache ist die völlige Umgestaltung des ganzen Wirtschaftslebens in Deutschland. Mit der Wandlung aus einem Agrar- in einen Industriestaat, mit der Ausbreitung des modernen Bank- und Börsenwesens, mit der Schaffung des gewerblichen Rechtsschutzes, mit der Ausgestaltung des Hypothekenbank- und Versicherungswesens, mit den ungeahnten Fortschritten der Technik und der ebenso ungeahnten Ausdehnung des Verkehrs sind nicht nur neue Rechtsgebiete aufgetaucht, für welche neue Rechtsnormen nötig wurden, sondern dem einzelnen Juristen ist es bei der Vielgestaltigkeit des modernen Lebens nicht mehr möglich, von vornherein sich in allen Lebens- und Wirtschaftssphären ohne fremde Hilfe zurechtzufinden. Wer in Preußen in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den damals noch durchweg kleinen Städten oder auf dem Lande aufgewachsen und mit offenen Augen bis zum bestandenen Assessorexamen durch die Welt gegangen war, der war mit den überall gleichliegenden wirtschaftlichen Verhältnissen hinreichend vertraut, um mit Erfolg überall Recht sprechen zu können. Dies ist von Grund aus anders geworden. Mit der Erlangung der für das zweite Staatsexamen erforderlichen Rechtskenntnisse hat der Jurist, wenn er nicht gerade diesen Kreisen entstammt, z. B. noch nicht das wirtschaftliche und soziale Verständnis, um Fragen des Kartellrechts, des Bank- und Börsenrechts oder des gewerblichen Rechtsschutzes mit voller Beherrschung des Stoffes zu entscheiden. Hier sitzt der berechtigte Kern des nur zu oft zu Unrecht erhobenen Vorwurfes der Weltfremdheit der Richter.

Im Rahmen der Studenten- und Referendarsjahre ist so viel juristischer Stoff neu aufzunehmen und zu verarbeiten, daß hier kein Platz für die Erlangung dieser volkswirtschaftlichen, sozialen und technischen Kenntnisse bleibt; aber die Kräfte unserer jungen Assessoren werden ja bei dem gegenwärtigen Überfluß an Assessoren nicht sofort nach bestandenem Staatsexamen für den Justizdienst gebraucht. So ist hier der richtige Zeitpunkt, diese schwerwiegende Lücke ihrer Ausbildung auszufüllen.

Diese Aufgabe hat der preußische Justizminister mit klarem Blicke erkannt und hat durch die Allgemeine Verfügung vom 3. Juli 1912 die bisher nur ausnahmsweise erfolgende Beurlaubung von Gerichtsassessoren zu einer dauernden Einrichtung gemacht. Die Verfügung übt zwar keinen Zwang zur Fortbildung aus; es wird aber auch genügen, wenn sie es als erwünscht bezeichnet, daß die Gerichtsassessoren in der auf die große Staatsprüfung folgenden Zeit ihre rechtswissenschaftlichen Studien fortsetzen oder auf anderen, insbesondere wirtschaftlichen Gebieten neue Kenntnisse und Erfahrungen sammeln. Als Fortbildungsmittel nennt die A. V. Beschäftigung in einem freien Berufe, z. B. in einem kaufmännischen, gewerblichen oder landwirtschaftlichen Betriebe, Mitwirkung bei einer gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftsstelle, Aufenthalt im Auslande, Teilnahme an den rechts- und staatswissenschaftlichen Fortbildungskursen, Besuch einer Universität zur Wiederaufnahme der Fachstudien, Beschäftigung bei einem Rechtsanwalte.

Von diesen Mitteln wird das zu 4 Genannte — Teilnahme an den Fortbildungskursen — zweifellos am meisten von den Assessoren gewählt werden. Die Beschäftigung in einem kaufmännischen oder gewerblichen Betriebe, welche den großen Vorzug hat, daß die jungen Juristen die Probleme einmal nicht von der juristischen, sondern von der wirtschaftlichen Seite sehen, wird immer nur wenigen zugänglich sein, weil die Zahl solcher Betriebe, welche einen Juristen beschäftigen kann oder will, verhältnismäßig gering ist, aber jährlich zwölf- bis dreizehnhundert Referendare das Assessorexamen bestehen. Zu den Auslandsreisen wird nur der geringste Teil der jungen Juristen die Geldmittel haben. Die Beschäftigung beim Anwalt und

in der Rechtsauskunftsstelle, so lehrreich sie an sich sind, zeigen den Assessoren auch immer nur die juristische Seite der Probleme. Der Besuch der Universität hat den Nachteil, daß die dortigen Vorlesungen im wesentlichen für Anfänger zugeschnitten sein müssen. So führt alles also die fortbildungsbedürftigen Assessoren zur Teilnahme an den rechts- und staatswissenschaftlichen Kursen.

Hier aber wäre das Anerbieten des Justizministers, den Assessoren einen einjährigen Urlaub zu bewilligen, vergeblich, wenn nicht die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin, diesem Bedürfnisse der Assessoren Rechnung tragend, ihren Winterkursus zu einem Halbjahrkursus ausgebaut hätte.

Diese der Anregung Althoffs entsprungene Vereinigung, die gegenwärtig unter der Leitung des Vortragenden Rats im Kultusministerium Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Elster steht, hat einen Studienplan für den Fortbildungskursus im Winterhalbjahr 1912/13 aufgestellt, welcher an Reichhaltigkeit des Stoffes und an klangvollen Namen der Vorlesenden das Ideal eines solchen Kursus erfüllt.

Während bisher die Vorlesungen überwiegend staatswissenschaftliche und technische Themata behandelten, ist diesmal zum ersten Male — wohl mit Rücksicht auf die zu erwartende Assessorenhörerschaft — eine Gruppe rein juristischer Vorlesungen eingefügt. Hier liest Heilfron über juristische und politische Tagesfragen, Stammler über Theorie der juristischen Praxis, Seckel über bürgerliches Recht: Allgemeiner Teil und Schuldrecht, Kipp über allgemeine Fragen aus dem Familien- und Erbrecht, Anschütz über allgemeine Begriffe und Lehren des Verwaltungsrechts, Hellwig über Recht und Rechtsschutz, van Calker über Reformfragen auf dem Gebiet der Gerichtsverfassung und des Strafprozesses, von Liszt über die dogmatische Weiterbildung des Strafrechts durch die deutschen Entwürfe, Krohne über Forderungen der Sozialpolitik für ein neues deutsches Strafgesetzbuch und Strafvollzugsgesetz, Katz über praktische Übungen auf dem Gebiet des gewerblichen Rechtsschutzes.

Aus der Gruppe der Vorlesungen über Volkswirtschaftslehre seien hervorgehoben die den Kursus einleitende Vorlesung Elster's über „Das Bevölkerungsproblem unter besonderer Berücksichtigung des Geburtenrückganges in Deutschland", die Vorlesungen Bernhards über Probleme der Wirtschaftspolitik, Dades über Agrarwesen und Agrarpolitik (besonders Einzelfragen), Hermes' über Grundkredit und Grundkreditanstalten, Kapps über die öffentlich-rechtliche Lebensversicherung, Rießers über die deutschen Großbanken und ihre Konzentration, Harms' über die leitenden Ideen der wirtschaftlichen Expansionsbestrebungen der Weltmächte in der Gegenwart, Köbners über wirtschaftspolitische Probleme Nordamerikas, Göpperts über Börse und Börsengeschäfte, Crügers über Einführung in das deutsche Genossenschaftswesen, Herkners über neueste Probleme der Sozialpolitik, Eberstadts über neuzeitliches Wohnungswesen und städtische Bodenpolitik.

Von kleineren Vorlesungen aus anderen Gebieten dürften besonders interessieren die von Lamprecht, zum kulturgeschichtlichen Verständnis der Phantasietätigkeit der Gegenwart, von Dove über Wirtschaftsgeographie von Afrika, von Hermes über deutsches Zeitungswesen.

Aber nicht nur im Hörsaal sollen die jungen Juristen ihre Kenntnisse von Recht und Wirtschaft erweitern, sondern sie werden auch an die Quellen unseres Wirtschaftslebens geführt. Es sind eine große Reihe von Besichtigungen und Ausflügen vorgesehen, die das Verständnis für die in den Vorlesungen behandelten Fragen wirtschaftlicher und sozialer Art fördern sollen. Gegenstand der Besichtigungen sind industrielle Anlagen, kunstgewerbliche Anstalten, Verkehrseinrichtungen, Staats- und Gemeindebetriebe, städtebauliche Anlagen und soziale Veranstaltungen. Solche Ausflüge werden u. a. nach dem Flugsportplatz Berlin-Johannisthal, nach den Kaliwerken von Staßfurt, nach den Berliner Elektrizitätswerken, den Warenhäusern von Wertheim und Tietz, der Weingroßhandlung von Kempinski und der Schultheißbrauerei gemacht. Kein Spaziergang durch diese Werke ist beabsichtigt, bei welchem die Hörer des Kursus ohne wirtschaftlichen Gewinn bleiben, sondern jeder Besichtigung geht ein einführender gründlicher Vortrag des Herrn Matschoß, Leiters der

Zeitschrift Technik und Wirtschaft, voraus. Seinen Abschluß aber findet der Kursus in einer zwölftägigen Studienreise nach den Niederlanden unter Führung der Herren Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Elster, Prof. Dr. Harms und Privatdozenten Dr. Hoffmann.

So wird man nach der ganzen Zusammensetzung dieses Studienplanes sagen können, daß den jungen Assessoren in der Tat keine bessere Möglichkeit der Fortbildung geboten werden kann, als es mit der Summe dieser Vorlesungen geschieht. Nur der Wunsch wäre noch hinzuzufügen, daß neben diesen Winterkursus ein ebenfalls auf ein halbes Jahr bemessener Sommerkursus träte, so daß die auf ein Jahr beurlaubten Assessoren auch Gelegenheit hätten, zwei Semester lang die reiche Belehrung dieser Vorlesungen und Besichtigungen zu schöpfen. Mit ständigen Jahreskursen könnte sich die Vereinigung zu einer staatswissenschaftlichen Akademie auswachsen, wie sie ihresgleichen wohl kaum anderwärts hätte. Sie würde dann für die Fortbildung der Juristen und Verwaltungsbeamten dasselbe bedeuten, was die Kriegsakademie für die Fortbildung der Offiziere bedeutet.

Die sechswöchigen Fortbildungskurse, wie sie in Berlin, Köln und Posen bestehen, und die noch kürzeren, wie sie in diesem Jahre z. B. in Jena gegründet worden sind, sollen daneben durchaus nicht verschwinden. Sie behalten ihre volle Berechtigung für die Fortbildung der bereits in besoldeten Stellungen befindlichen Juristen, denen auf absehbare Zeit der Staat wohl keinen längeren Urlaub als sechs Wochen wird geben können.

Landrichter Dr. Sontag-Berlin

Frauenfrage

Weibliche Eigenart und weibliche Bildung. Eine alte Erfahrung lehrt, daß die uns geläufigsten Begriffe sich oft als erstaunlich unklar erweisen, wenn wir uns einmal der Mühe unterziehen, ihren Gehalt zu untersuchen. Wer führte nicht die „weibliche Eigenart" oft und gern im Munde und was bedeutet dieser Ausdruck? Bei näherer Betrachtung eine schillernde Seifenblase. Unter Umständen ist das Spiel mit Seifenblasen durchaus harmlos, aber es kann auch gefährlich werden. In unserem Falle tritt uns der Ernst der Sachlage entgegen, wenn die Forderung einer der „weiblichen Eigenart" angepaßten Bildung erhoben wird. Hier dient ein verschwommener Begriff zum Ausgangspunkt für weittragende praktische Maßnahmen. Wir müssen nämlich bekennen, daß uns die reine Wissenschaft bis heute die Antwort auf die Frage nach den typischen Merkmalen der weiblichen Psyche und dem Verlauf ihrer Entwicklung schuldig blieb, also die „weibliche Eigenart" nicht scharf zu formulieren vermochte. Nun hat freilich Waldeyer im letzten Sommer den Ausspruch getan, daß die sekundären Geschlechtscharaktere nach der psychischen Seite um so stärker hervortreten, je höher die Lebewesen entwickelt sind; aber es will uns scheinen, daß diese Behauptung nicht auf tatsächlicher Beobachtung beruht. „Sekundäre Geschlechtscharaktere" sind anatomische Begriffe, und es ist sicher ein gefährliches Unterfangen, anatomische Begriffe auf Geistiges übertragen zu wollen. Die Naturforschung versteht unter sekundären Geschlechtscharakteren körperliche Merkmale, die, ohne direkt der Fortpflanzung zu dienen, dennoch nur einem der Geschlechter eigentümlich sind; so werden etwa der eigenartige Bau des männlichen Kehlkopfs, der auch äußerlich kenntlich ist (Adamsapfel) oder der Bartwuchs als sekundäre Geschlechtscharaktere bezeichnet. Ähnliche unzweifelhafte und offensichtlich unterschiedliche Eigenheiten des Geschlechts finden wir auf psychischem Gebiet nicht. An und für sich wäre es denkbar, daß die männliche Psyche Funktionen aufwiese, die die weibliche nicht besäße und umgekehrt, aber dies ist nirgends erwiesen, auch ist die psychische Grundstruktur bei Mann und Weib offenbar die gleiche, denn das Vorstellen, Wollen, Fühlen, Denken usw. ist den gleichen Gesetzen unterworfen. Diese psychischen Funktionen sind natürlich bei den einzelnen Menschen sehr verschieden entwickelt, aber die exakte psychologische Forschung hat bezüglich der Differenz zwischen den Geschlechtern immer nur feststellen können, daß etwa Mädchen im allgemeinen leichter beeinflußbar sind als Knaben, daß jene im allgemeinen mehr zum sinnlich anschaulichen, diese mehr zum abstrakten Vorstellen veranlagt sind usw.; jedoch während es uns als Ab-

normität erscheint, wenn eine Frau die männliche Form des Kehlkopfs und die entsprechende Stimmlage besitzt oder Bartwuchs aufweist, so liegt es durchaus in der Sphäre des Normalen, wenn wir bei einem Mädchen eine bessere abstrakte Denkfähigkeit finden als bei einem Knaben, oder wenn eine Frau gelegentlich schärferen Verstand beweist als ein Mann Wenn sich also in allen psychologischen Experimenten immer nur eine relative Gültigkeit des „weiblichen" und „männlichen" Typus, wo ein solcher überhaupt beobachtet werden konnte, feststellen ließ, so sehen wir diese Erfahrung in der praktischen Psychologie des Alltags bestätigt: es gibt keine psychische Erscheinung oder Funktion, die wir bei vorurteilsfreier Betrachtung als typisch weiblich oder als typisch männlich bezeichnen könnten, so daß sie nur abnormerweise bei einem Angehörigen des anderen Geschlechts in mehr als rudimentärer Form vorkäme. Mut, Aufopferungsfähigkeit, Ausdauer, Fleiß, Tatkraft, List, Feigheit finden wir sowohl bei Männern als bei Frauen, und bei beiden Geschlechtern werden sie im gleichen Sinne gewertet. Natürlich gibt es Eigenschaften, die unter gegebenen sozialen Verhältnissen beim Weibe höher geschätzt werden als beim Mann (z. B. Sanftmut!) und umgekehrt, aber niemals wird ein Wert zum Unwert. Wenn wir von weiblichen Männern und von männlichen Weibern reden, so tun wir es unter Benutzung der Vorstellung eines ganz vagen, dazu noch im Lauf der Geschichte veränderlichen Durchschnittstypus. Es ist jedenfalls vom exakt wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht gerechtfertigt, auf psychischem Gebiet von sekundären Geschlechtscharakteren zu sprechen und noch viel weniger ihr stärkeres Hervortreten mit steigender Entwicklungsstufe der Lebewesen zu behaupten. Von den Tieren können wir hier füglich absehen, aber wenn die Weiber und Männer der niederen Menschenrassen gleichartiger sind als bei den kultivierten Rassen, weil jene sich mehr oder weniger den gleichen Verrichtungen widmen, während sich bei diesen eine ausgeprägte Arbeitsteilung herangebildet hat, so ist dies gewiß keine Differenzierung der Sexualität, sondern allgemein menschlicher Funktionen. Wir müssen vielmehr sagen: mit steigender Entwicklung tritt das Geschlechtliche im Gesamtbilde der Seele in den Hintergrund und die höheren, geschlechtslosen Funktionen, die zur Sexualität in keiner eindeutigen Beziehung stehen, überwiegen, wie denn auch diejenigen Hirnteile, die uns als Träger höheren geistigen Lebens bekannt sind, die niederen Hirnteile, von denen aus die rein animalischen Fähigkeiten reguliert werden, sowohl beim weiblichen als auch beim männlichen Menschen weit überwuchert haben. Damit ist aber auch die Möglichkeit für eine weitgehende individuelle Differenzierung gegeben.

Nebenbei bemerkt, könnten wir z. B. in der Tatsache, daß das Gefühl der Verantwortung der Nachkommenschaft gegenüber und die Liebe zu ihr seit den Zeiten primitivster Gesellschaftsformen beim männlichen Geschlecht zugenommen hat, eine Annäherung an die älteren mütterlichen Tendenzen zur Pflege des Kindes und somit einen gewissen sexuellen Ausgleich finden. Es kommt hier aber gar nicht darauf an, die durchaus gleichartige Veranlagung der männlichen und weiblichen Psyche darzutun — sie zu erweisen oder zu widerlegen mag Aufgabe der Zukunft sein — nur die Verschwommenheit des Begriffs „weibliche Eigenart" sollte gekennzeichnet werden. Hier müssen wir noch einen Schritt weitergehen und dabei rühren wir zugleich an die Konsequenzen einer unklaren Begründung.

Man ist so sehr dazu geneigt, zu behaupten, daß das weibliche Individuum von der Natur zum Mutterberuf, d. h. zur Leiterin des Kindes, vorherbestimmt sei und man übersieht dabei, daß die „Hinweise der Natur" der Mutterschaft gelten, indem sie sich auf das Tragen, Gebären und Säugen des neuen Menschen erstrecken, aber ganz und gar nicht darüber hinaus. Wenn das Weib die Pflege und Leitung des Kindes über die erste Lebenszeit hinaus übernahm, so waren es die Verhältnisse der menschlichen Gemeinschaft, die es dazu führten und die auch heute die Erziehung wenigstens des kleinen Kindes in seine Hände legen. Körperlich zur Erzieherin des dem Säuglingsalter entwachsenen Kindes prädestiniert erscheint sie bei nüchterner Betrachtung nicht. Auf geistigem Gebiet können wir auch schwerlich von einer „Vorherbestimmung" reden, denn gerade das

Moment, das die männliche und weibliche Psyche im allgemeinen noch am meisten unterschiedlich charakterisiert — die starke Anspruchsfähigkeit des Gefühlslebens beim Weibe —, die aber natürlich nicht im Sinne der Anthropologie als sekundärer Geschlechtscharakter aufgefaßt werden kann, da sie sich auch bei Männern häufig findet und möglicherweise überhaupt nur das Produkt einer wenig disziplinierten Erziehung ist, ist eine nicht unbedenkliche Gabe für den Erzieher. Es sei selbstverständlich nicht verkannt, daß die Emotivität ein grundlegendes Moment für die Entwicklung überaus wertvoller Charaktereigenschaften bilden kann, gemeint ist hier nur die leichte Auslösbarkeit gewisser Gefühle und Affekte, die geeignet sind, die Überlegung zu rauben und dadurch die Überlegenheit zu untergraben. Wenn wir nun die Mutter aus hier nicht näher zu untersuchenden Gründen in weitgehendem Maße Erzieherin des Kindes sein lassen wollen, so muß uns daran liegen, dem Mädchen alle Mittel in die Hand zu geben, die geeignet sind Selbstzucht zu lernen, denn die Herrschaft über die Gefühle ist die Grundforderung, die wir an den Erzieher stellen müssen und zugleich der Grademesser wahrer Bildung. Zu diesen Mitteln gehört aber in erster Reihe die Beschäftigung mit den unerschöpflichen Schätzen der Kunst und Wissenschaft, die Übung in logischer und objektiver Betrachtungsweise usw. Freilich totes Wissen bringt keine Erlösung von dem unklaren Drange übermächtiger Gefühle, wohl aber das lebendige Erfassen einer überindividuellen Wirklichkeit. Deshalb fordern zahlreiche zielbewußte Frauen den Schlüssel, der in die Freiheit führt, nicht im blinden Verkennen ihrer sozialen Aufgaben als mütterliche Erzieherinnen, sondern in ihrer Erkenntnis und — in Selbsterkenntnis.

Um die Fähigkeit zum Erziehen zu gewinnen, bedarf es keines Lehrerinnenseminars. Das bißchen pädagogische Weisheit und die Kenntnis einiger didaktischer Regeln, die hier erworben werden können, mögen der künftigen Lehrerin (dies ist der Erzieherin gegenüber der engere Begriff) ganz nützlich sein, treffen aber durchaus nicht den Kern der Sache. Von innen heraus muß die Fähigkeit zum Erziehen erwachsen und sie wurzelt in dem Verständnis für den Menschen in seinem individuellen und Gemeinschaftsdasein. Deshalb ist es wichtig, daß die Bildung der Mädchen bis über die ersten Jahre der Pubertät hinaus eine allgemeine, unter mehr oder weniger ideellen Gesichtspunkten angelegte und nicht Fachbildung sei. So betrachtet ist von den höheren Bildungsanstalten die Studienanstalt dem Seminar vorzuziehen. Die Fachbildung drängt naturgemäß auf einen gewissen Abschluß hin und dieser Abschluß geht auf Kosten der Vertiefung und vor allen Dingen: er ist geeignet, in jungen Köpfen den Maßstab für das eigene Können zu verschieben. Wenn man Lehrerin ist, „beherrscht" man den Lehrstoff und ist mit zwanzig Jahren Autorität, die Absolventin der Studienanstalt hingegen weiß, daß sie nur „reif" geworden ist zum eigentlichen Lernen. Der ganze Lehrstoff wird in der Studienanstalt notwendig unter anderen Gesichtspunkten dargereicht als im Seminar, eben immer im Hinblick auf die Erweiterung durch das Studium. Dieser Gesichtspunkt gibt aber die Weite des Horizontes, die Grundlage für persönliche Kultur.

Von der rein praktischen Seite gesehen — und auch diese muß in Anbetracht der Ausführungen des Herrn Prof. Göpfert über Seminare und Studienanstalten in Nr. 35 der „Grenzboten" nach dem Grundsatz audiamus et altera pars kurz erörtert werden — ist die seminaristische Bildung als Vorbereitung für die Universität dem Bildungsgange der Studienanstalten nicht als gleichwertig zu erachten. Dies kommt offiziell darin zum Ausdruck, daß das Lehrerinnenzeugnis nur die philosophische Fakultät erschließt. Die Beschränkung in der Wahl des Studiengebiets, die damit gegeben ist, läßt den praktischen Wert des Lehrerinnenzeugnisses im Vergleich mit dem Abiturientenzeugnisse geringer erscheinen. Aber auch rein sachlich wird die seminaristische Bildung als Vorbereitung für den Universitätsbesuch als unzulänglich bezeichnet, unter anderem auch von zahlreichen reifen Frauen, die meist aus eigener Erfahrung sprechen, indem sie selbst mit seminaristischer Bildung ausgerüstet die Universität beziehen mußten, da die Abiturientenprüfung erst seit etwa fünfzehn Jahren von Frauen abgelegt werden kann, und am eigenen Leibe die Un-

zweckmäßigkeit ihrer Vorbereitung erprobt haben. Es wäre doch wohl recht unklug, gerade die Stimme dieser Frauen, die man „Frauenrechtlerinnen" zu nennen pflegt, als parteiisch abzulehnen.

Ganz abgesehen von alledem muß vom praktischen Standpunkt ferner betont werden, daß seit Jahren, besonders seit der verminderten Verwendung nur seminaristisch vorgebildeter Lehrerinnen an höheren Schulen, eine bedenkliche Überproduktion an Lehrerinnen besteht. Die Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverbandes sieht sich oft ganz außerstande, Absolventinnen des Lehrerinnenseminars an höheren Schulen unterzubringen. Angesichts dieser Tatsache ist es zu beklagen, daß sich seit der Anerkennung des höheren Lehrerinnenseminars als Vorbereitungsanstalt für die Universität die Gelegenheiten zur Erwerbung des Lehrerinnenzeugnisses etwa verfünffacht haben. Jene Anerkennung hat überdies bewirkt, daß der Zudrang zum Oberlehrerberuf ganz unverhältnismäßig stärker ist als zu anderen akademischen Berufen*). Hierfür ist nicht etwa eine ausgesprochene Neigung der Frau für die Lehrtätigkeit verantwortlich zu machen. Oft genug wird das Mädchen von denen, die ihr Schicksal lenken, zum Besuch des Seminars gedrängt. Hat sie es durchgemacht, so entschließt sie sich, sich der Oberlehrerprüfung zu unterziehen, einerseits um sich bessere Erwerbsmöglichkeiten zu sichern, anderseits um sich auf diese Weise die Teilnahme am wissenschaftlichen Leben zu ermöglichen. Neigung und Begabung drängen sie vielleicht in andere Bahnen, aber es ist nun zu spät, sie einzuschlagen. Das Reifezeugnis allein gewährt Bewegungsfreiheit.

Kann die Inhaberin des Reifezeugnisses die Universität nicht beziehen, so ist ihr Bildungsgang durchaus nicht auf der Hälfte stecken geblieben, denn einen einigermaßen abgerundeten, wenn auch elementaren Überblick über die einzelnen Lehrfächer bietet die Studienanstalt genau ebenso gut wie das Seminar. Verwendung im praktischen Leben findet eine tüchtige Abiturientin auf den mannigfachsten Gebieten — als Privatlehrerin reichlich ebensoviel wie die Seminaristin — wie denn auch junge Männer mit dem Reifezeugnis sie finden und nicht an Halbbildung zugrunde gehen. Die künftige Mutter hat aber ihren geistigen Horizont nach Möglichkeit erweitert und Verständnis gewonnen für das Denken und Streben ihrer Söhne und Töchter.

Dr. M. Kelchner-Berlin

*) Der Deutsche Frauenkongreß Berlin, 27. Februar bis 2. März 1912. Sämtliche Vorträge herausgegeben im Auftrage des Vorstandes des Bundes Deutscher Frauenvereine von Dr. Gertrud Bäumer. B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1912.

Genealogie

Ich möchte heute mit der Besprechung eines Artikels des „Semigotha" beginnen, der die kindliche Leichtgläubigkeit des „Redaktionskomitees" in ebenso hellem Lichte erscheinen läßt, wie seine Unkenntnis über die landläufigsten Erfahrungstatsachen der Genealogie. Es ist der Artikel über das Grafengeschlecht **Khuen von Belasi** (S. 65 f.), den ich meine. Ob der „Semigotha" mit seiner jüdischen Zuschreibung hier im Rechte ist, oder nicht, kann aber deshalb vielleicht ein allgemeines Interesse, auch innerhalb des Deutschen Reiches, beanspruchen, weil der königlich ungarische derzeitige Ministerpräsident und Minister des Innern, auch Minister am kaiserlichen Hoflager usw. **Graf Karl Khuen-Hédervàry** diesem Geschlechte angehört.

Der „Semigotha" schreibt darüber unter der Überschrift: „(Machdochai) Khuen aus dem Stamme Aaron? — Können als arisiert gelten" folgendes: „Letztbekanntes Herkunftsland: Rom bezw. Italien; nun in Bayern und Tirol, und die Linie Khuen-Belasi-Hédervàry in Slavonien. Beglaubigung der jüd. Genesis: laut Oberstlt. a. D. Arbogast Gf. Khuen-Belasi in Linz, O. = Oe. Kath. Konvertiert anno 317 n. Chr. — Tiroler Uradel. . . . . Dieses altedle Grafenhaus führen wir mehr nur als histor. Reminiszenz hier an. — Geschichtliche Notiz: Anno 317 n. Chr. ließ Kaiser Constantin der Große hoc signo vinces eine Menge Höflinge taufen, darunter auch seinen jüd. Leibarzt Machdochai (Hebr. Marhdechai oder Mardochai = Markus oder auch Marx zu deutsch), der den Kaiser vom Aussatz kuriert hatte. Von diesem Mach-

dochai, nach der Matthias geheißen und zum Präfekten in Südtirol bestellt, stammen urkundlich die heutigen Gfn. Khuen ab. Die Nachkommen des Präfekten nannten sich nach ihrem Wohnsitz Tramin, Trameno. Um das J. 1000 hießen sie schon die Khuenen von Tramin.... Durch die vielen arlo-german. Alliancen im Laufe der Jahrh. sind die altedlen Khuen nun heute allerdings sozusagen längst entsemitisiert und fast als reinarische Geschlechtsträger anzusehen, aber — selbst ethnologisch schlägt heute dem Kenner das Jüdische, z. B. bei dem ehemaligen Banus v. Kroatien — ganz merklich durch."

Der von den „Gelehrten" des „Semigotha" als Gewährsmann angeführte Graf Arbogast Khuen ist am 12. Oktober 1910 zu Linz gestorben. Man kann ihn also nicht mehr befragen. Das eine aber kann mit Sicherheit ausgesagt werden, daß er, wenn er wirklich das gesagt oder geschrieben haben sollte, was der „Semigotha" nach dem Vorstehenden behauptet, vollkommen verdreht war. Die Sucht, Abstammungen vornehmer Geschlechter bis auf die Römer zurückzuführen, ist bekanntlich uralt. Der gänzlich fabelhafte genealogische Zusammenhang der Zollern mit den Colonna spukt noch immer in manchen Köpfen und die Habsburger und mit ihnen die Habsburg-Lothringer können sogar, wenn den „alten Schriften" zu trauen wäre, ihre Abstammung bis auf die Venus zurückführen. Die moderne wissenschaftliche Genealogie weiß dagegen, umgekehrt, ganz genau, daß es Stammreihen, die bis in jene fernen Zeiten, also etwa bis in die Zeiten Justinians (gestorben 565) oder Konstantins des Großen (gestorben 873) zurückgehen, nicht nur nicht gibt, sondern gar nicht geben kann. Schon tausendjährige Jubiläen des Bestehens eines Geschlechtes des niederen Adels, von der Gegenwart zurück gerechnet, sind ganz ausschließlich Erzeugnisse frommer Wünsche und von familiengeschichtlichen „Klitterungen", und ein solches tausendjähriges Jubiläum setzt doch nur ein Vorkommen erst um das Jahr 900 ungefähr voraus, mit dem man von der Zeit Konstantins des Großen noch rund sechs Jahrhunderte entfernt ist. Einen Adel, der 1350 oder vorher schon vorkommt, nennt man adelsgeschichtlich bereits: Uradel! Rassen- und Abstammungsfragen kann man aber nicht auf dem Wege der „Klitterung", sondern ganz ausschließlich auf Grund genauer, urkundlicher Forschungen beantworten. Der „Präfekt" in Südtirol mit Namen Matthias, als Ahnherr der Khuen, ist also einfacher „Mumpitz", um mich eines sehr deutlichen Wortes zu bedienen, und seine Identität mit dem getauften jüdischen Leibarzt Machdochai, der Konstantin den Großen vom Aussatze geheilt hat, hängt erst recht vollkommen in der Luft, wobei noch gar nicht einmal in Betracht gezogen zu werden braucht, daß der Aussatz eine Krankheit ist, die sich nicht heilen läßt. — Seiner Absicht nach gehört der vorstehende Artikel des „Semigotha" in eine Linie mit denjenigen über Ranke und über Biedermann, die ich schon behandelt habe. Der „ehemalige Banus von Kroatien" ist aus irgendeinem Grunde den Gesinnungsgenossen des „Semigotha" nicht angenehm, deshalb muß ihm eine jüdische Abstammung „angehängt" werden, und, da die Khuen notorisch Tiroler Uradel sind, nimmt man bereitwillig zu einem Märchen seine Zuflucht, das nicht nur den Stempel der Erfindung, sondern denjenigen der Unmöglichkeit von vornherein an der Stirn trägt!

In der gleichen Abteilung des „Semigotha", der die Grafen angeblich jüdischer Herstammung enthalten soll, findet man auch noch das Geschlecht **Schimmelmann**. Es wird hier aufgeführt unter der Bezeichnung: „(? Issaschar) Schimmelmann". Im Texte heißt es zu Beginn: „Letztbekanntes Herkunftsland: Dänemark; nun in Preußen (Schleswig-Holstein) und Dänemark. Beglaubigung der jüd. Genesis: Sicherem Vernehmen nach (Br. M. i. E.). Lutherisch. konvertiert ca. gen Mitte des achtzehnten Jahrh.". Nachher heißt es des näheren: „In Fritsch Handb. d. J.-frage 27. Aufl. 1910, S. 255 steht wörtlich: Die gräfl. dänische und die freiherrl. Familie v. Schimmelmann stammt vom Juden Schimmelmann, dem Friedrich d. Gr. nach seinem Einmarsch in Sachsen die Überführung der Vorräte der sächs. Porzellanmanufaktur übertragen hatte. Sch. brachte die Vorräte aber an sich und floh nach Hamburg, nachdem er unter ihnen die sächs. Kronjuwelen im Werte von 6 Mill. Talern entdeckt hatte. Er lieh dem König von Dänemark 5 Mill. und wurde von diesem geadelt

und gegraft. Im deutschen Adel als notorisch bekannte Tatsachen."

Man kann aus der Art der Anführung im „Semigotha" nicht recht sehen, wo Fritsch aufhört und von wo an das „Redaktionskomitee" selbst spricht. Der Schlußsatz: „Im deutschen Adel als notorisch bekannte Tatsachen" ist jedenfalls vom letzteren. Ich habe gegen alles dieses zunächst zu erklären, daß, wenn das Handbuch usw. von Fritsch das vorstehend angeführte wirklich enthält, dieses im höchsten Grade bedauerlich ist. Zweitens aber kann ich, der ich ziemlich genau weiß, was „im deutschen Adel als notorisch bekannte Tatsachen" sind, nie von der vorstehenden „Geschichte" gehört zu haben bekunden.

Ehe ich nun auf das Genealogische und das Biographische näher eingehe, möchte ich noch auf dasjenige hinweisen, was der „Semigotha" in der „III. Abteilung — Freiherrnklasse" über „Schimmelmann" sagt. Er verweist hier im wesentlichen auf das in dem vorstehend geschilderten Artikel Gesagte. Hervorzuheben ist aber doch der Satz: „gemeinsamer Abstammung mit den dän. Gfn. von demselben sächs. Juden Schimmelmann".

Neu ist also an dieser Stelle, daß der „Jude Schimmelmann", der „Überführer der Vorräte der sächsischen Porzellanmanufaktur unter Friedrich dem Großen", ein: „sächsischer" Jude ist.

Diesen Mann sich etwas näher anzusehen, verlohnt sich nun doch. Es ist Karl Heinrich Schimmelmann, geboren 1724, gestorben 1782, der zunächst in Dresden als Kaufmann, Pächter der kursächsischen Generalakzise und Lieferant Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege ein beträchtliches Vermögen erwarb. Von 1759 ab war er Inhaber eines Handlungshauses zu Hamburg und trat 1761 als Generalkommerzintendant in den Staatsdienst des Königreichs Dänemark, dessen Finanzen er von 1764 ab, mit kurzer Unterbrechung, fast unbeschränkt und mit großem Erfolge für die königlichen Kassen leitete. Er erhielt im Jahre 1762 den dänischen Freiherrenstand mit dem Prädikate „af Lindenborg" und am 28. April 1779 den dänischen Grafenstand. Er ist der Ahnherr des gräflichen Hauses des Namens. Der Ahnherr des freiherrlichen Hauses ist sein Bruderssohn Ludwig Heinrich, königlich dänischer Oberst. Sachse war nun keiner von diesen beiden Ahnherrn, das Geschlecht Schimmelmann ist vielmehr, nach urkundlichen Nachweisen, die mir vorgelegen haben, ein altes Bürgergeschlecht der Stadt Rostock. Es ist bisher gelungen, es bis zum Jahre 1485 ungefähr dort zurück zu verfolgen. Die Stammreihe beginnt mit Joachim Schimmelmann, der 1510 Bürger der Hansastadt Rostock wird. Die Ehefrauen der Schimmelmann sind vom Jahre 1608 ab, in welchem ein Niklaus Schimmelmann heiratet, sämtlich Ratsherrentöchter, bis zur Mutter Karl Heinrichs einschließlich. Bürger von Rostock konnte nun, von den Zeiten der dortigen Judenverfolgung (1493) an bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein, kein Jude werden, ebensowenig konnte ein Jude dort Grundbesitz erwerben. Mit den vorstehenden Feststellungen entfällt somit auch nur die Möglichkeit, daß die Schimmelmann jüdischer Herkunft seien. Was endlich der „Semigotha" an Lebenseinzelheiten über Karl Heinrich, den ersten Grafen, auftischt, ist einer Schmähschrift entnommen, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erschien, und entspricht nicht den Tatsachen.

Übrigens — und das muß in diesem Zusammenhang auch noch erwähnt werden — sollte man meinen, daß der Name Schimmelmann im deutschen Volke für alle Zeiten vor solchen und ähnlichen Verunglimpfungen geschützt sein müßte: durch die hochherzige Handlung des Grafen Heinrich Ernst von Schimmelmann, gestorben 1831, der, gemeinsam mit dem Prinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, von 1791 bis 1794 unserem Schiller die bekannte Unterstützung von jährlich 3600 Mark zahlte, die dem kranken Dichter die Genesung und eine Zeit stiller Sammlung ohne Rücksicht auf Gelderwerb ermöglichte.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz-Berlin

Verkehrswesen

Elektrisierung der Stadtbahn. Das Abgeordnetenhaus wird in den nächsten Wochen darüber zu beschließen haben, ob die Züge auf der Stadt- und Ringbahn und auf den Berliner Vorortbahnen noch weiter mit Dampflokomotiven befördert werden sollen, oder ob

sie zukünftig elektrisch gefahren werden. Es handelt sich dabei um die Bewilligung von 50 Millionen Mark für die Herstellung der baulichen Anlage und um die Beschaffung und Abänderung der Fahrzeuge, die mit 78 Millionen Mark veranschlagt sind.

Es sollen damit die schon lange vorhandenen Wünsche der Berliner Bevölkerung erfüllt, die Leistungsfähigkeit der Stadtbahn gesteigert und ihre Fahrzeit erheblich abgekürzt werden. Aber so ganz schmerzlos soll dies nicht vonstatten gehen. In der Denkschrift, die den Abgeordneten von der Eisenbahnverwaltung vorgelegt worden ist, findet sich die wohl vielen überraschende Mitteilung, daß die Einnahmen der Stadtbahn nicht ausreichen, um ihre Betriebskosten zu decken, geschweige denn das Anlagekapital zu verzinsen: und es ist darin ausgerechnet, daß im Jahre 1916, dem voraussichtlich letzten Jahre des Dampfbetriebes, das Defizit etwa 2 Millionen Mark betragen wird.

Dieses ungünstige Ergebnis wird aber erklärlich, wenn man die Fahrpreise der Stadtbahn mit den Fahrpreisen ähnlicher Unternehmungen des In- und Auslandes vergleicht. Nach einer Tabelle von Kemmann betragen die Einnahmen für die Person auf der Berliner Stadt- und Ringbahn 7,5 Pfennige, wobei nur eine dreimalige tägliche Benutzung der Zeitkarten zugrunde gelegt worden ist. Bei einer viermaligen Benutzung würde die Durchschnittseinnahme nur 6,5 Pfennige für die Person betragen. Die nächstbillige Bahn ist die Metropolitain von Paris mit 11,2 Pfennigen für die Person, dann folgt die Berliner Hochbahn mit 13,2 Pfennigen. Die Londoner Bahnen bewegen sich im Durchschnitt auf derselben Höhe mit 11,9 bis 15,4 Pfennigen für die Person. Alle amerikanischen Bahnen dagegen, die bekanntlich mit dem Einheitsfahrpreis von 5 Cents arbeiten, haben dementsprechend eine Einnahme von 21 Pfennigen. Die Berliner Bahn ist also etwa dreimal so billig als die amerikanischen Anlagen und fast doppelt so billig als die englischen. Das ist sehr angenehm für die Bevölkerung Berlins. Da aber der Zuschuß von zwei Millionen und die Verzinsung des Anlagekapitals von dem ganzen Lande getragen werden muß, so kann man nicht wohl sagen, daß dieser Zustand berechtigt wäre. Mit oder ohne elektrischen Betrieb: eine Steigerung der Fahrpreise läßt sich nicht länger hinausschieben. Es kann deshalb nur begrüßt werden, daß die Eisenbahnverwaltung die Erhöhung der Fahrpreise bei einer so günstigen Gelegenheit durchsetzen will, wie sie die Einführung des elektrischen Betriebes mit seinen großen Vorteilen für die Berliner Bevölkerung bietet.

Die Ausführung der Anlage ist in ähnlicher Weise gedacht, wie sie vom preußischen Staat für Hamburg schon vor mehreren Jahren hergestellt wurde. Für die Stromzuführung sollen Drähte über die Gleise gespannt werden, jedoch nicht in der einfachen Weise wie bei den Straßenbahnen, sondern unter Benutzung eines zweiten über den eigentlichen Fahrdraht gespannten Drahtes in Kettenform, womit der Leitungsanlage eine größere Haltbarkeit und ein gefälligeres Aussehen verliehen wird.

In Hamburg bestehen die Züge lediglich aus Triebwagen und man kann beobachten, daß sie je nach dem Andrang aus ein bis vier solcher Doppelwagen zusammengesetzt werden. Für Berlin will man zunächst versuchen, die vorhandenen Wagen auszunutzen. Man plant deshalb nicht die Beschaffung neuer Triebwagen, sondern den Ersatz der Dampflokomotiven durch elektrische. Doch soll jeder Zug nicht nur eine Lokomotive am vorderen, sondern auch eine am hinteren Ende erhalten, so daß auf den Kopfbahnhöfen, wie z. B. auf dem Potsdamer Bahnhof, das Umsetzen der Lokomotiven vermieden wird; denn die Züge können mit den zwei Lokomotiven genau so gut vor- wie rückwärts fahren. Die Fahrzeit soll dabei um etwa ein Fünftel der jetzigen Zeit verkürzt werden. Man würde also für eine Fahrt zwischen Charlottenburg und Stralau—Rummelsburg etwa 8 Minuten an Zeit ersparen. Nimmt man an, daß im Jahre 1916, dem ersten Jahre des elektrischen Betriebes, etwa zweihundert Millionen die Bahn benutzen und die mittlere Reisedauer jeder Person nach dem jetzigen Fahrplan 20 Minuten beträgt, so würden, da die Fahrtdauer nach der Elektrisierung nur 16, also 4 Minuten weniger beträge, im ganzen

800 Millionen Minuten = 13,3 Millionen Arbeitsstunden in diesem Jahre durch das schnellere Fahren gewonnen werden, die bei dem durchschnittlichen Lohnsatz von 50 Pfennig einem Gewinn von 6⅓ Millionen Mark an Arbeitsmöglichkeit entsprechen würden. Es steht also der geforderten Fahrgelderhöhung auch eine größere Verdienstmöglichkeit gegenüber.

Der elektrische Strom soll aus Privatwerken zu einem bereits vereinbarten Preise gekauft werden. Auf diese Weise will sich der Staat wohl dagegen sichern, daß in seinen Berechnungen keinerlei Ungewißheit mehr enthalten ist. Ferner ist in dem Lieferungsvertrag vorgesehen, daß im Kriegsfalle oder im Falle von Arbeiterstreiks die Betriebsführung der Stromerzeugungsanlagen sofort vollständig in die Hände des Staates übergeht, so daß also Unterbrechungen aus diesen Gründen nicht zu befürchten sind. Im übrigen soll sich der Staat auch das Recht vorbehalten haben, die Werke nach einigen Jahren schon zu erwerben, so daß also Bedenken gegen die Überweisung dieses Teiles des Eisenbahnbetriebes an Private wohl kaum bestehen dürften. Einen gewissen Vorteil wird der Staat zweifellos daraus ziehen, daß den großen Privatwerken für diese Zwecke bereits vorzüglich ausgebildetes Personal zur Verfügung steht, während der Staat doch immerhin seine Beamten auf diese neuen Betriebsbedingungen erst einarbeiten müßte. Die vorübergehende Überlassung des Betriebes an Private scheint ihm dazu die beste Gelegenheit zu bieten. N.

Schöne Literatur

Die sechzehnbändige deutsche Ausgabe von **Balzacs „Menschlicher Komödie"** (Insel-Verlag zu Leipzig) ist kürzlich zum Abschluß gelangt: als eine sehr beachtens- und dankenswerte Leistung, deren Verdienst es ist, die Architektur, die Balzac selbst in die große Menge seiner Bücher zu bringen wünschte, den großen Zug, in dem hier die Synthese einer vielfältigen Lebenswelt vollzogen ist, erstmalig zu betonen. Nicht bloß durch die Ver-

Eine Quelle der Kraft für Alle

die sich matt und elend fühlen, die nervös und energielos sind, deren Schaffenskraft durch geistige oder körperliche Ueberarbeitung herabgesetzt ist, oder denen erschöpfende Krankheiten u. schwere Gemütserregungen die Widerstandsfähigkeit nahmen, ist

SANATOGEN

Sanatogen ist von mehr als 15000 Professoren und Aerzten aller Kulturländer glänzend begutachtet. Die unausgesetzt steigende Nachfrage und zahllose begeisterte Zuschriften beweisen, dass Hunderttausende in Sanatogen die Wiederbelebung ihrer Kräfte und die Stärkung ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit suchen und finden. Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange per Postkarte eine illustrierte Broschüre, die kostenlos versandt wird von Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

einigung in eine einheitliche Veröffentlichung, wie sie Balzac selbst gewünscht hätte, und durch Voranstellung seiner programmatischen Vorrede ist dies geschehen, sondern auch durch biographische und ästhetische Würdigung, die Überblick gewährt und den Zusammenschluß damit sinnfälliger macht. Mit einer prunkvollen Rede leitet Hugo v. Hofmannsthal den ersten Band ein; seit Goethes und Heines Zeit war keiner in Deutschland, der es so verstanden hätte, mit feiernden, das Wesentliche in Schönheit darbietenden Worten ein Buch zu übergeben wie Hofmannsthal. Der letzte Band des nun abgeschlossenen großen Werkes bringt eine literarhistorische Abhandlung von Wilhelm Weigand, die nichts geringeres ist als die beste Darstellung, die Balzacs Leben und Schaffen noch gefunden. Nach Weigands vorzüglichen Arbeiten über Stendhal (die mit dem Balzac-Essay zusammen auch in besonderem Bande im Insel-Verlag erschienen ist) und über Abbé Galiani war es auch nicht anders zu erwarten, und es ist erfreulich, daß auch ein Montaigne angekündigt wird. Die besonderen Vorzüge der Abhandlung sind tiefe Lebenskenntnis und reiche Kunsterfahrung. Die Betonung der Herkunft, des gascognischen Erbteils in Balzacs Blut; das Entscheidende über die geistige Ausbildung des Dichters, das darin liegt, daß der empfängliche Geist des jungen Menschen von den Eindrücken einer grandiosen Epoche gleichsam ausgeweitet und befähigt wird, eine unendliche Welt in seiner Phantasie zu hegen; die geheimnisvolle Einheit aufzuzeigen, die inneres und äußeres Schicksal im Dichter bilden (der Lebens- und Liebesroman mit Frau v. Hanska) — und Balzacs Werk, den Roman als demokratische Kunstform in die Entwicklung des Schrifttums einzugliedern und damit der Darstellung den Rahmen zu geben — alle diese Themen finden hier ihre vorbildlich gute Behandlung. Es will daneben nichts besagen, wenn die Mühe, welche die sprachliche Bewältigung so schwer in Worte zu fassender Dinge kostet, bisweilen fühlbar geblieben ist. Eine Lebensauffassung spricht aus dieser Darstellung zu uns, und dies kann nicht leicht irgendwo so sehr am Platze sein wie hier. Des Systems, in das Balzac in seinem Plan des ganzen Werkes das Leben seines Zeitalters in all seinen Erscheinungen zu bringen sucht, ist die Summe von Balzacs Leben und Dichten, die Weigand zieht, nicht unwürdig.

Dr. Max Mell-Wien

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Die politiſche Entwicklung Elſaß-Lothringens ſeit Einführung der neuen Verfaſſung

Von Max Winterberg-Straßburg

Als der Reichskanzler von Bethmann Hollweg in Übereinſtimmung mit dem kaiſerlichen Statthalter Grafen von Wedel ſich entſchloß, eine Reform der reichsgeſetzlichen Beſtimmungen über die Verfaſſung Elſaß-Lothringens in Angriff zu nehmen, ſtützte er ſich in allen weſentlichen Punkten ſeines Geſetzentwurfs auf Wünſche und Anregungen, die im Laufe mehrerer Jahrzehnte aus Elſaß-Lothringen an die Landes- und die Reichsregierung gerichtet worden waren. Die elſaß-lothringiſche Frage hat nie vollſtändig geruht, ſo wenig man in der Öffentlichkeit auch davon wahrnehmen konnte, daß die zuſtändigen Reichsinſtanzen mehr taten, als die Wünſche des reichsländiſchen Landesausſchuſſes und die Vorſchläge der Landesregierung mit paſſivem Wohlwollen in Empfang zu nehmen. Wiederholt habe ich während der Amtstätigkeit des Grafen Poſadowsky mit ihm und dem damaligen Unterſtaatsſekretär Wermuth über die elſaß-lothringiſche Verfaſſungsfrage geſprochen, und jedesmal empfing ich den Eindruck, daß beide Herren ihr nicht nur platoniſche Aufmerkſamkeit widmeten, ſondern ernſtlich bemüht waren, eine praktiſche, erfolgverheißende Löſung des ſo überaus ſchwierigen Problems zu finden. Wenn die Angelegenheit damals trotzdem nicht von der Stelle kam, ſo dürfte der Grund dafür in erſter Linie in dem relativ geringen Intereſſe, das der Reichskanzler Fürſt von Bülow ihr entgegenbrachte, ſowie in der geringen Initiative der Regierung des Fürſten zu Hohenlohe-Langenburg zu ſuchen ſein. Ferner freilich auch in den großen Bedenken, die Graf Poſadowsky ſelbſt wegen der Wirkungen einer Reform hegte, wie er ſie verantworten zu können glaubte. Denn ſein ſtaatsmänniſches Gewiſſen erlaubte ihm nicht, ſoweit zu gehen, wie ſpäter Herr von Bethmann Hollweg ging, und anderſeits kannte er die Pſyche

der Elsaß-Lothringer doch zu genau, um nicht zu wissen, daß eine verhältnismäßig bescheidene Teilreform mehr Unzufriedenheit schaffen würde als die Beibehaltung des bestehenden Zustandes.

Herr von Bethmann Hollweg besaß einen größeren Optimismus. Und hinter ihm stand in dieser Angelegenheit als treibende Kraft ein Statthalter, der von der absoluten Notwendigkeit, die staatsrechtliche Lage Elsaß-Lothringens endlich weiter zu entwickeln, überzeugt und gleichzeitig fest entschlossen war, sich für die Durchführung dieses Werkes mit seiner ganzen Person einzusetzen.

Elsaß-Lothringen hatte seine Verfassungsreform also dem Zusammentreffen besonders günstiger Umstände zu verdanken. Dennoch wäre das Reformwerk nicht in Angriff genommen worden, wenn die beiden an erster Stelle mitwirkenden Persönlichkeiten nicht hätten überzeugt sein können, daß sie mit ihren Vorschlägen einen starken Rückhalt in der elsaß-lothringischen Bevölkerung selbst finden würden. Keiner von ihnen, und ebensowenig ihr dritter Verbündeter, Staatssekretär Delbrück, konnte annehmen, daß eine Vorlage, die in jedem einzelnen Punkte die Spuren alter Anträge und Resolutionen des elsaß-lothringischen Landesausschusses aufwies, von denselben Persönlichkeiten bekämpft werden würde, die diese veranlaßt hatten.

Es war daher falsch, das Unternehmen der Verfassungsreform als ein Experiment zu bezeichnen, das auf bloßen Hoffnungen und der Spekulation auf die Dankbarkeit der elsaß-lothringischen Bevölkerung aufgebaut war. Ich bin über die vorbereitenden Arbeiten zur Verfassungsvorlage genau genug unterrichtet, um behaupten zu können, daß mit peinlichster Gewissenhaftigkeit und in fast zu weit getriebener Unparteilichkeit alle Anregungen, die aus Elsaß-Lothringen kamen, zur Ausgestaltung des Entwurfs herangezogen wurden. Wenn je eine Vorlage auf realen Voraussetzungen beruhte, so war es diese. Und was ihr wirklich an Berücksichtigung der bis dahin ausgesprochenen elsaß-lothringischen Wünsche noch fehlte, wurde im Laufe der Verhandlungen im Reichstage und im Bundesrate zum größten Teil noch in ihren Wortlaut eingefügt; u. a. die für unmöglich gehaltene Bestimmung, daß Elsaß-Lothringen mit nahezu vollen bundesstaatlichen Rechten im Bundesrate vertreten sein sollte, sowie die Einführung des nur durch eine sehr bescheidene Wohnsitzklausel beschränkten, dafür aber durch Ersetzung der Stichwahlen durch Nachwahlen noch erweiterten Reichstagswahlrechts.

Mit Recht konnten daher die gesetzgebenden Faktoren des Reiches und besonders der Reichskanzler erwarten, daß das Verfassungsgesetz in Elsaß-Lothringen zum mindesten gerechte Beurteilung und loyale Anerkennung finden würde. Aber wie war der tatsächliche Erfolg?

Kaum stand mit annähernder Sicherheit fest, daß die Verfassungsvorlage in ihrer erweiterten Gestalt Gesetz werden würde, da setzte in Elsaß-Lothringen eine Opposition gegen sie ein, die an Ungerechtigkeit, Leidenschaftlichkeit und Skrupellosigkeit kaum noch zu überbieten war. Der Grund dieser Erscheinung

war für den Außenstehenden schwer zu erkennen. Für den Kenner der Persönlichkeiten, die in Elsaß-Lothringen die Politik machen, war die Erklärung aber nicht schwer. Der Teil der elsaß-lothringischen Politiker, der durch Schürung der Unzufriedenheit mit den bis dahin bestehenden Zuständen zu Einfluß und Ansehen gelangt war, sah in der über Erwarten umfangreichen Erweiterung der Rechte des Landes nichts als eine Gefährdung der eigenen, mit zweifelhaften Mitteln errungenen Bedeutung. Ein zufriedenes Volk, eine stetige Entwicklung des Landes lag nicht in der Richtung der persönlichen Pläne dieser Männer. Das Elsaß-Lothringen der alten Verfassung hatte ihnen Stoff in Hülle und Fülle geboten, als Volkstribunen für die Rechte und Freiheiten der Bevölkerung das Wort und die Feder zu führen. Die veränderten Verhältnisse hätten das nicht mehr erlaubt, wenn man sie nicht von vornherein mit dem Odium der Volksfeindlichkeit, der germanisatorischen Zwangsmache belastet hätte. Und das geschah denn auch mit unübertrefflicher Gründlichkeit.

An sich war dieses Vorgehen eher albern als tragisch. Etwas Überzeugungsmut und Ehrlichkeit der übrigen Bevölkerung hätte die wenigen Schreier dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben; denn sie bestanden ursprünglich nur aus dem kleinen Kreis der oberelsässischen Nationalisten, die nach dem Verschwinden des offenen Protestes in kleinlichen Nörgeleien gegen die deutsche Verwaltung und das Deutschtum im allgemeinen, sowie in ostentativer Begünstigung alles Französischen eine Entschädigung für den Verlust ihres Ansehens als nationale Märtyrer gesucht hatten. Leider zeigte sich aber sehr bald, daß diese Männer die „Mentalität" ihrer Landsleute nur zu richtig beurteilt hatten. Offen Farbe zu bekennen, sich unter Umständen sogar Anfeindungen von Verwandten und Bekannten auszusetzen, ist im allgemeinen noch nicht die Sache der Elsaß-Lothringer. Zwar gibt es sehr viel rühmliche Ausnahmen, und man kann die Persönlichkeiten, die sich lieber mit allem, was ihr einstiges Lebensmilieu ausgemacht hat, überwerfen, als auf das ehrliche Bekenntnis ihrer nationalen und politischen Überzeugungen verzichten, gar nicht hoch genug schätzen, aber im großen und ganzen ist der Elsässer und der Lothringer von heute zum Märtyrer seiner Überzeugungen herzlich wenig veranlagt. Einzig und allein dieser Tatsache war es zuzuschreiben, daß das Vabanquespiel der paar Nationalisten statt mit einer vernichtenden Niederlage mit einem alle Welt überraschenden Erfolge endete und den Ausgangspunkt für die ganze politische Entwicklung Elsaß-Lothringens nach Einführung der neuen Verfassung bilden konnte.

Man muß sich, um die gegenwärtig in Elsaß-Lothringen bestehenden politischen Verhältnisse richtig würdigen zu können, vor Augen halten, daß die Nationalisten, die gegen die Verfassungsreform Front machten, sämtlich dem elsaß-lothringischen Zentrum angehörten oder ihm nahe standen. Nur dadurch erklärt es sich, daß ihr Vorgehen sofort ein Echo in weiteren Kreisen fand; denn die nächste Folge der Verfassungsreform waren die ersten Landtagswahlen, und für diese war die Parteikonstellation so, daß der Klerikalismus als die stärkste

Macht mindestens mit den Liberalen, Demokraten und Sozialdemokraten, unter Umständen aber auch mit dem Lothringer Block als Gegnern zu rechnen hatte. Es war daher für ihn, wenn er auf die Erhaltung seiner bisherigen Machtstellung sah, eine absolute Notwendigkeit, in sich fest zusammenzuhalten. Hätte das Zentrum daher die nationalistischen Verfassungsgegner von sich abgestoßen, so hätte es eine unter Umständen verhängnisvolle Spaltung seiner Kräfte herbeigeführt und wäre der Gefahr ausgesetzt gewesen, bei den Wahlen weit ins Hintertreffen zu geraten. Ich persönlich bin zwar der Meinung, daß die entschiedene Abstoßung der Nationalisten dem Zentrum nur wenige Mandate gekostet, dafür aber eine ganz bedeutende innere Festigung seiner Organisation verschafft haben würde. Auf jeden Fall würde das Zentrum weit mehr Mandate erobert haben als die Nationalisten, und diese wären später im Landtage gezwungen gewesen, sich dem Zentrum unter den von diesem diktierten Bedingungen wieder zu nähern; aber man kann es vom Standpunkt der Taktik immerhin verstehen, wenn die Führer der Partei es angesichts der Landtagswahlen nicht auf eine Machtprobe ankommen lassen wollten; denn selbst in dem deutschen Flügel des elsaß-lothringischen Zentrums sind in nationaler Beziehung noch mancherlei Schattierungen vorhanden, so daß bei einer reinlichen Scheidung zwischen Zentrum und Nationalisten unter Umständen auch der Verlust mancher für die Partei wertvollen Persönlichkeiten zu befürchten gewesen wäre, die in absehbarer Zeit zuverlässige Stützen der Zentrumspolitik werden konnten. Einzig und allein die Machtfrage war daher für das Zentrum ausschlaggebend, als es der Parole der Nationalisten, die Verfassungsreform zu bekämpfen, folgte und den scheinbar unbegreiflichen Entschluß faßte, sich von der altdeutschen Zentrumspartei wieder weiter zu entfernen.

Wenn man aber auch versucht, die Motive, die das elsaß-lothringische Zentrum zur Preisgabe seiner früher gerade gegen den Nationalismus eifrig verfochtenen nationalen Überzeugungen veranlaßten, so objektiv wie nur möglich zu würdigen, so helfen doch alle Bemühungen, praktischen Erwägungen gerecht zu werden, nicht über die Tatsache hinweg, daß der Entschluß des Zentrums, mit den Nationalisten gemeinsame Sache zu machen, die ganze politische Entwicklung des Landes vom Augenblick der Einführung der neuen Verfassung an in verhängnisvoller Weise beeinflußt hat.

Die unmittelbaren Folgen seiner Taktik hatte das Zentrum selbst zu tragen. Seine Fraktion ist in der Zweiten Kammer des Landtags zwar die bei weitem stärkste. Da es außerdem dank dem geschickten Vorgehen seiner Parteifreunde in Lothringen die dortigen Wahlen ganz in seinem Sinne beeinflußt hatte, verfügt es fast ohne Einschränkung auch über die lothringischen Stimmen. Seine Stellung im Parlament wäre dadurch geradezu glänzend, wenn es nicht an den inneren Widersprüchen krankte, die der Gegensatz zwischen deutscher und nationalistischer Richtung mit sich bringt. Die viel besprochenen Beschlüsse der Budgetkommission der Zweiten Kammer über den kaiserlichen Gnadenfonds, die

Repräsentationsgelder künftiger Statthalter, die Kaiserjagd und die politische Polizei wären nicht gefaßt worden, wenn die nationalistischen Mitglieder der Fraktion nicht mit aller Gewalt dahin gedrängt hätten, die ihnen verhaßte Regierung zu brüskieren. Und die Wahrscheinlichkeit, daß das Zentrum zur ausschlaggebenden Macht in der reichsländischen Politik würde, wäre um vieles größer, wenn die Regierung im Zentrum eine in nationalen Dingen zuverlässige Fraktion erblicken könnte. Statt dessen hat sie zwar mit der klerikalen Mehrheit zu rechnen, weiß auf der anderen Seite aber ganz genau, daß alle Nachgiebigkeit gegen einzelne konfessionelle Wünsche dieser Mehrheit sie nicht einen Augenblick gegen peinliche Überraschungen auf nationalem Gebiet sichert, die aus der Mitte dieser Mehrheit hervorgehen können, solange die Regierung nicht ganz in klerikale Bahnen einlenkt.

So hat sich das Zentrum durch seine Verbindung mit dem Nationalismus selbst den Weg zur Macht außerordentlich erschwert. Anderseits hat das Verhalten des Zentrums gegenüber den Nationalisten aber auch sehr bedenkliche Wirkungen auf die Entwicklung der übrigen bürgerlichen Parteien ausgeübt.

In erster Linie ist der Lothringer Block von ihm beeinflußt worden.

Die Existenz dieser Organisation war von jeher für jeden politisch denkenden Menschen etwas Unbegreifliches. Geboren aus reinem Bezirkspartikularismus, geführt von engherzigen Kirchturmspolitikern, entwicklungsunfähig und fortschrittsfeindlich, war diese Partei nur dadurch lebensfähig, daß die in ihr maßgebenden Notabeln gute Beziehungen zur Regierung unterhielten. Als diese durch die Einführung der neuen Wahlkreiseinteilung, in der die Ansprüche der verschiedenen Blockgrößen nicht genügend berücksichtigt werden konnten, verloren gingen, hatte der Block seine Rolle als selbständige Partei eigentlich ausgespielt. Um aber doch noch den Schein der Selbständigkeit aufrecht zu erhalten, warf sich die Mehrheit seiner Anhänger ganz dem Zentrum und seinen nationalistischen Freunden in die Arme. Unter den Gründern des den Nationalismus parteipolitisch organisierenden Nationalbundes waren die angesehensten Vertreter des „gouvernementalen" Lothringer Blocks. Und die Fraktion dieser Partei in der Zweiten Kammer setzt sich gleichfalls ausschließlich aus Klerikalen und Nationalisten zusammen.

Die natürliche Folge davon ist, daß die Blockfraktion zur Regierung ungefähr in demselben Verhältnis steht wie das Zentrum, und daß sie als Bestandteil einer gegen klerikal-nationalistische Ansprüche zu bildenden Mehrheit nicht in Betracht kommen kann. Für die Dauer der ersten Legislaturperiode des elsaß-lothringischen Landtags wird somit die Majorität der Zweiten Kammer unter allen Umständen aus Zentrum und Lothringer Blockklerikalen bestehen und bei beiden das nationalistische Element einen in vielen Fällen bestimmenden Einfluß ausüben. Diese innige Verquickung von Klerikalismus und Nationalismus dürfte den Regierungen in Berlin und in Straßburg die erste große Enttäuschung der von ihnen auf die Verfassungsreform gesetzten Hoffnungen gebracht haben,

denn nach der Haltung des deutschen Zentrums während der Verfassungsberatung im Reichstage hatten sie auf eine mehr nationale Entwicklung seiner reichsländischen Tochterpartei wohl rechnen können.

Die zweite, vielleicht noch schwerere, weil noch weniger erwartete Enttäuschung muß ihnen das Verhalten des elsaß-lothringischen Liberalismus nach der Einführung der neuen Verfassung bereitet haben. Der reichsländische Liberalismus, der sich aus der Liberalen Landespartei und den Demokraten zusammensetzte, war auch vor der Verfassungsreform wesentlich schwächer gewesen als der Klerikalismus. Dennoch konnte er sich über Nichtberücksichtigung seiner Wünsche bei der Verfassungsgesetzgebung nicht beklagen. Die elsaß-lothringische Regierung hatte sich im Laufe der letzten Jahre daran gewöhnt, die Liberale Landespartei als die zuverlässigste Stütze der deutschen Politik im Lande zu betrachten. Und mit Recht, denn in der Liberalen Landespartei war sowohl unter der Führung des Altelsässers Notar Götz, als auch unter der des gleichfalls altelsässischen Schriftstellers G. Wolf in nationalen Fragen eine Richtung verfolgt worden, die zu einer immer inniger werdenden Verständigung zwischen Einheimischen und Eingewanderten, sowie zwischen dem elsaß-lothringischen und dem altdeutschen Parteileben führen mußte. Gouvernemental in dem Sinne, wie es von Gegnern der Partei behauptet wurde, war die Liberale Landespartei nie gewesen, aber sie hatte oft auf der Seite der Regierung gestanden, wenn Fragen mit nationalem Untergrund von anderer Seite in antideutschem oder der Entwicklung des Deutschtums schädlichem Geiste behandelt wurden. Kein Wunder, daß die elsaß-lothringische Regierung bei der Verfassungsreform bestrebt war, diese Partei nicht zu benachteiligen und manchen ihrer Wünsche zu erfüllen, der von klerikaler Seite bekämpft wurde. Die elsaß-lothringische Regierung muß eben in erster Linie deutsch sein und alle Bestrebungen unterstützen, die ihr die Lösung ihrer nationalen Aufgaben erleichtern.

Die Liberale Landespartei war denn auch diejenige politische Organisation des Landes, die dem neuen Verfassungsgesetz am freundlichsten gegenüberstand und trotz mancher Kritik im einzelnen die großen Vorzüge des Gesetzes am offensten anerkannte, da sie in ihm die Erfüllung vieler Forderungen, die aus ihrer Mitte erhoben worden waren, erblicken durfte. Als natürliche Wirkung dieser ehrlichen Würdigung der neuen Verfassung hätte man nun die um so energischere Fortführung der alten Politik der Liberalen Landespartei erwarten müssen, denn was durch sie erreicht worden war, mußte logischerweise auch durch sie nutzbar gemacht werden. Und vermutlich wäre die Partei ihren alten Grundsätzen auch treu geblieben und hätte sich mit ihnen einen stetig zunehmenden Einfluß auf die Politik des Landes gesichert, wenn nicht durch das neue demokratische Wahlrecht mit einem Schlage das Machtbestreben zum Kernpunkt der ganzen reichsländischen Parteipolitik geworden wäre.

Wie das elsaß-lothringische Zentrum zunächst nur das eine Ziel verfolgte, sich bei den ersten Wahlen zum Landtag die Mehrheit zu sichern, und zu dem

Zwecke alles zusammenfaßte, was sich — gleichgültig, wie es in anderen Dingen dachte, — um das klerikale Banner scharen ließ, so stellte auch der Liberalismus die Frage der parlamentarischen Machterweiterung bald ganz in den Mittelpunkt seiner Bestrebungen. Bei den Landtagswahlen trat das noch nicht so deutlich in die Erscheinung, weil sich zur Durchführung dieser Taktik innere Umformungen in den liberalen Organisationen als notwendig erwiesen, die bis zu den Wahlen unmöglich bewerkstelligt werden konnten. So focht der reichsländische Liberalismus bei den Landtagswahlen im wesentlichen noch mit der alten Front gegen Klerikalismus und Nationalismus. Nur hinsichtlich der näheren Bestimmung der liberalen Richtung äußerte sich bereits ein starker Zug nach links, der in erster Linie den demokratischen Kandidaten und Vereinen zustatten kam. Als die Wahlen dann aber dem mit dem Nationalbund verschwisterten Zentrum einen über Erwarten großen Erfolg brachten, gingen die liberalen Parteien mit Eifer an den Neubau ihrer Organisationen.

Zwei Gesichtspunkte wurden dafür maßgebend: das Zentrum hatte mit einheimisch-nationalistischer Hilfe seinen Sieg errungen, folglich mußte auch der Liberalismus die einheimischen Kreise mehr an sich heranzuziehen suchen, ohne Rücksicht auf ihre Anschauung in nationalen Fragen zu nehmen; und zweitens hatte das Schlagwort, die Elsaß-Lothringer seien ihrem ganzen Wesen und ihrer politischen Tradition nach demokratisch, bei den Wahlen eine gewisse Zugkraft ausgeübt, also mußte in der allgemeinen Richtung der liberalen Politik eine Demokratisierung eintreten. Mit diesem Programm gingen die Liberale Landespartei und die demokratische Volkspartei an die Reorganisationsarbeit. Von beiden war die Liberale Landespartei die bei weitem stärkere. An sich hätte sie die Demokraten zu sich herüberziehen oder bei einer Verschmelzung die Grundlagen des neuen Programms liefern müssen. Nach den für die Fusionsverhandlungen aufgestellten Grundsätzen war das aber ausgeschlossen, und tatsächlich kam nach monatelangen Mühen ein neues Parteigebilde zustande, das weit mehr der alten demokratischen Organisation als der Liberalen Landespartei glich. Es entstand eine Fortschrittspartei mit demokratischem Programm, aber nicht einheitlich für das ganze Land, sondern geteilt in eine elsässische und eine lothringische Fortschrittspartei. Diese Trennung mußte um so mehr überraschen, als die alten Parteien, aus denen die Fortschrittsparteien hervorgegangen waren, das ganze Land umfaßt hatten, und als die Reorganisationsbewegung gerade mit dem Argument der Vereinheitlichung des elsaß-lothringischen Parteiwesens und der Zusammenfassung aller liberalen Kräfte begründet worden war. Dennoch ließ sie sich leicht erklären, wenn man das ganze Fusionswerk lediglich unter den taktischen Gesichtspunkten betrachtete, die dafür ausschlaggebend gewesen waren.

Während im Elsaß gerade von dem demokratisch-radikalen Auftreten der neuen Partei ein großer Eindruck auf die einheimische Wählerschaft erwartet wurde, hatte man in Lothringen mehr mit gemäßigt liberalen Elementen zu

rechnen und mußte sich auf absehbare Zeit auch noch viel zu sehr auf das altdeutsche Element der Eingewanderten stützen, als daß man sie einem noch recht zweifelhaften Zuwachs aus einheimischen Kreisen zu Liebe hätte verstimmen dürfen. So brachte die Reorganisation des reichsländischen Liberalismus im Grunde wieder zwei verschiedene Parteien zustande, die noch den großen Nachteil hatten, regional getrennt zu sein und infolgedessen die gemeinsamen Landesaufgaben unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten. Formell wurde zwar eine gewisse Einheitlichkeit hergestellt und auch eine gemeinsame fortschrittliche Fraktion in der Zweiten Kammer gebildet; aber diese Einheit ist entweder nur Schein und wird sich dann gegenüber den von einander abweichenden Spezialforderungen der gemäßigteren Lothringer und der radikaleren Elsässer nicht behaupten können, oder sie ist, wenigstens für das parlamentarische Wirken der beiden Parteien eine Tatsache. Dann aber hat die ganze Trennung nur den einen Sinn, die Lothringer liberale Wählerschaft durch scheinbare Berücksichtigung ihrer gemäßigten politischen Anschauungen für eine Partei zu gewinnen, die in allen wichtigeren Fällen doch von der radikaleren elsässischen Richtung beherrscht wird. Und tatsächlich dürfte diese letzte Annahme, die auch den taktischen Ursachen der ganzen Reorganisationsbewegung besser entspricht, die zutreffende sein; denn nach den bisherigen Leistungen der fortschrittlichen Fraktion in der Zweiten Kammer läßt sich von einem mäßigenden Einfluß der Lothringer Fraktionsmitglieder nicht sprechen. Ob unter diesen Umständen die Gründung der beiden Fortschrittsparteien auch nur rein taktisch als ein Gewinn gegenüber dem früheren Zustande bezeichnet werden darf, steht dahin. Auf jeden Fall aber hat sie die politische Haltung der liberalen elsaß-lothringischen Parteien wesentlich verschoben und damit auch für die reichsländische Regierung neue Schwierigkeiten geschaffen.

Es ist absolut nicht nötig und auch nicht einmal zweckmäßig, daß eine Regierung, wie die elsaß-lothringische, im Landtage eine Partei besitzt, die mit ihr durch dick und dünn geht. Aber dringend notwendig wäre es für sie, wenigstens die Gewißheit zu haben, daß sie sich doch in bestimmten nationalen Fragen auf eine oder mehrere Parteien sicher verlassen und auf eine gerechte Würdigung ihrer schwierigen Lage bei ihnen rechnen könnte. Das wäre schon deswegen ein Gewinn, weil dann die Regierung zu einer größeren Stetigkeit ihrer Politik gezwungen würde, da sie logischerweise die Kritik der in nationalen Dingen grundsätzlich zuverlässigen Parteien sorgfältig beachten müßte. Bei der Liberalen Landespartei war die Regierung in dieser Lage, und daraus erklärt sich ohne weiteres der verhältnismäßig große Einfluß der an Zahl nicht so großen alten liberalen Partei auf die Gestaltung der Landespolitik und der neuen Verfassung selbst. Die fortschrittliche Fraktion enthält zweifellos Abgeordnete, die im Sinne der Liberalen Landespartei weiter arbeiten möchten, aber die Zusammensetzung der neuen fortschrittlichen Parteien bietet keinerlei Gewähr dafür, daß sie solche Neigungen in die Tat umsetzen können. Denn

UNIVERSITÄTS

wie die radikale Strömung der Elsässischen Fortschrittspartei politisch antigouvernemental sein oder doch sich geben muß, um ihren demokratisch-republikanischen Freiheitsgeruch nicht einzubüßen, der sie den breiten Wählermassen angenehm machen soll, so wird der einheimisch-nationalistische Teil der Bevölkerung, der sich der Partei angeschlossen hat, in nationalen Fragen antigouvernemental sein, denn seine Ansichten über die nationalen Bedürfnisse des Landes unterscheiden sich von denen der Regierung grundsätzlich. Die fortschrittliche Fraktion wird daher günstigstenfalls aus Opposition zur klerikalen Mehrheit in nationalen Fragen gelegentlich auf der Seite der Regierung stehen, im allgemeinen aber versuchen müssen, das Zentrum mit Forderungen, denen von nationalistischer Seite eine gewisse Volkstümlichkeit geschaffen worden ist, zu überbieten. Nur dann wird sie der Treue ihres neugewonnenen einheimischen Anhangs sicher sein. Die Besprechung des Falles Grafenstaden in der Zweiten Kammer war eine Probe aufs Exempel. Hier mußte die fortschrittliche Fraktion mit den kräftigsten Tönen in das Verdammungsurteil gegen die Regierung einstimmen, weil ihr sonst ihre sämtlichen neuen Freunde aus der elsässischen Bourgeoisie wieder weggelaufen und der ganze Erfolg der Parteiumformung hinfällig geworden wäre.

Unter diesen Umständen steht die elsaß-lothringische Regierung in der Zweiten Kammer buchstäblich allein. Sie wird sich im einen oder im anderen Falle eine Mehrheit verschaffen können, wird aber immer befürchten müssen, mit der gesamten Kammer in Konflikt zu geraten, sobald Gesetzentwürfe von nationaler Bedeutung zur Beratung kommen, zumal sie bei der sozialdemokratischen Fraktion selbstverständlich keine Unterstützung finden würde.

Es hat sich also durch die Verfassungsreform, oder, richtiger gesagt, durch die Einführung des neuen Wahlgesetzes gerade für diejenige elsaß-lothringische Regierung, die von allen, die bisher am Ruder waren, bei weitem am meisten zur Erfüllung der Volkswünsche beigetragen hat, eine überaus schwierige Lage ergeben, und es ist kein Wunder, daß man heute von ihr behauptet, sie hoffe ihre Lage dadurch zu erleichtern, daß sie durch Nachgiebigkeit in konfessionellen Dingen das Zentrum in allgemein politischen und nationalen Fragen gefügiger zu machen sucht. Diese Behauptung, deren Richtigkeit freilich erst noch zu beweisen wäre, zeigt, daß man in nichtklerikalen Kreisen selbst das Gefühl hat, die Regierung zu Handlungen gedrängt zu haben, deretwegen man sie natürlich wiederum angreifen müßte. Sie zeigt aber auch, daß man im Volke den parlamentarischen Faktor, auf den sich die Regierung allenfalls stützen könnte, die Erste Kammer, heute schon als quantité négligeable betrachtet, obwohl seine Gleichberechtigung durch das Verfassungsgesetz gewährleistet ist.

An dieser Zurückdrängung der Ersten Kammer trägt die Regierung selbst viel Schuld. Sie hätte der Ersten Kammer unter allen Umständen gleich zu Beginn der Session eine der großen Vorlagen, die in der „Thronrede" angekündigt worden waren, übergeben müssen, statt der Forderung der Zweiten

Kammer, diese zu bevorzugen, so bereitwillig nachzukommen. So ist man über das, was die Erste Kammer zu leisten vermag, heute noch ganz im Unklaren und muß befürchten, daß sie sich im Falle eines Konfliktes mit der Zweiten Kammer aus ihrer Aschenbrödelstellung selbst nicht mehr herauswagt. Dabei würde die größere Unabhängigkeit, welche die Erste Kammer schon deswegen besitzt, weil ihre Mitglieder nicht in derselben Weise wie die der Zweiten sich jeder Stimmungsnuance bestimmter Wählerkreise anzupassen brauchen, sie gerade zur objektiven Beratung solcher Gesetzentwürfe wie der Beamten- und Lehrerbesoldungsvorlage besonders befähigt haben. Statt aber der Ersten Kammer ihre verfassungsmäßigen Rechte von vornherein in vollem Umfange zukommen zu lassen, der Zweiten Kammer dadurch die Grenzen ihrer Macht zu zeigen und in der Bevölkerung die Erkenntnis zu wecken, daß sie mit der Förderung einer allzu radikalen und antigouvernementalen Stimmung in der Zweiten Kammer ihre eigenen Interessen in keiner Weise fördert, hat die Regierung ihre ganze Aufmerksamkeit der Zweiten Kammer zugewandt und deren Bedeutung für die Wählerschaft noch künstlich erhöht mit dem Erfolge, daß die Mehrheit der Zweiten Kammer der Regierung ihren Willen aufzwingen zu können meint und die Regierung sich tatsächlich in einer wenig beneidenswerten Lage befindet.

Diese ungünstigen Wirkungen der Verfassungs- und Wahlrechtsreform waren nicht vorauszusehen. Nachdem sie aber eingetreten waren, mußte versucht werden, sie wieder zu beseitigen oder doch abzuschwächen. Und wie die Verkehrung der erhofften günstigen Folgen der Reform in das Gegenteil aus dem parteipolitischen Leben des Landes hervorgegangen war, so mußte auch das Mittel, die neue Verfassung in gesünderer Weise dem Lande nutzbar zu machen, in parteipolitischen Maßnahmen gefunden werden. Den unmittelbaren Anstoß, eine neue Partei in Elsaß-Lothringen zu gründen, gab das Eingehen der Liberalen Landespartei und die Bildung der demokratischen Elsässischen Fortschrittspartei. In dieser Organisation war für den gemäßigten Liberalismus, der in der Landespartei eine, wie kaum bestritten werden kann, sehr eifrige und nutzbringende Tätigkeit entfaltet hatte, kein Platz mehr. Und noch viel weniger konnten sich ihr die freikonservativen Kreise anschließen, die der Liberalen Landespartei gern Wahlhilfe geleistet hatten. Aus all diesen heimatlos gewordenen Alt- und Neu-Elsässern bildete sich vor ein paar Monaten unter heftigen Auseinandersetzungen mit der Elsässischen Fortschrittspartei eine Elsaß-Lothringische Mittelpartei. Sie will im Gegensatz zu den anderen Parteien, die auf nationalistische und demokratische Strömungen Rücksicht nehmen und sich daher hyperpartikularistisch geben müssen, besonders auch den großen nationalen Aufgaben des Reiches ihre Aufmerksamkeit zuwenden, den engen Zusammenhang zwischen Elsaß-Lothringen und dem Reiche pflegen und den Ausbau der staatsrechtlichen Selbständigkeit des Landes auf monarchischer Grundlage fördern. Als eine deutsch-elsaß-lothringische Partei der mittleren Linie wendet sie sich mit Entschiedenheit gegen Nationalisten, Sozial-

demokraten und ausgesprochen reaktionäre Bestrebungen. Sie will weder gouvernemental noch antigouvernemental sein, sondern wird die Regierung ohne Rücksicht auf demagogische Umtriebe überall unterstützen, wo sie ihre Pflicht als deutsche und als elsaß-lothringische Regierung tut. Sie wird ihr aber auch mit allem Nachdruck entgegentreten, wenn sie sich in großen oder in kleinen Dingen von den Bahnen abdrängen lassen sollte, die ihr sowohl durch die bundesstaatliche Selbständigkeit des Landes, wie auch durch ihren Charakter als deutsche Regierung vorgezeichnet sind.

Einstweilen steht die neue Partei noch in ihren Anfängen. Aber schon ihr Erscheinen hat dazu beigetragen, daß manche extreme Forderung der radikalen Richtung mit beschwichtigenden Erklärungen beiseite geschoben wurde. Die Gegner bezeichnen sie als totgeborenes Unternehmen, bekämpfen sie aber mit Waffen, die man nur einem Feinde gegenüber anwendet, den man fürchtet. Man weiß, daß die Elsaß-Lothringische Mittelpartei tatsächlich nur da einsetzen will, wo die natürliche Parteientwicklung nach der Verfassungsreform aus taktischen Rücksichten gewaltsam abgebrochen wurde, und daß sie ein durchaus logisches Ergebnis der Verfassungsreform und ihrer politischen Wirkungen ist. Und das ist vielleicht das Erfreulichste in der ganzen einjährigen Entwicklung Elsaß-Lothringens unter der neuen Verfassung, daß sich endlich Männer gefunden haben, die in offener politischer Wirksamkeit die Bahnen einschlagen wollen, die schließlich allein zum Ausgleich der zwischen Elsaß-Lothringen und dem Reich noch bestehenden Gegensätze und damit auch zur endgültigen Überwindung des Nationalitätenhaders im Lande selbst führen können.

„We want ideals!“

Zur gegenwärtigen Lage der klassischen Studien in Amerika

Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. E. Grünwald-Friedeberg (Am.)

Während die klassischen Sprachen in anderen europäischen Ländern entweder vom Lehrplan der höheren Schulen ganz verschwunden sind, oder infolge starker Verminderung der ihnen gewidmeten Lehrstunden nur noch ein Schattendasein führen, oder endlich unter dem Zugeständnis mehr oder weniger schrankenloser Freiheit in der Wahl des Studienganges starke Einbußen an Interessenten erlitten haben, bilden sie in Deutschland noch immer auf der guten Hälfte seiner höheren Lehranstalten das Kernstück des Unterrichts. Und selbst in Preußen, das im Anfange des Jahrhunderts dem Gymnasium sein Privileg, alleinige Vorbereitungsstätte für die Hochschule zu sein, nahm, stehen auch noch etwa drei-

hundertsiebzig alte „Gelehrtenschulen“ vierhundertfünfzig Anstalten realistischen Charakters gegenüber. Dies Verhältnis befriedigt aber die Verfechter eines neuen Bildungsideals, mit dem sie nach homöopathischem Rezept die Schäden der Zeit kurieren zu können hoffen, so wenig, daß der Kampf um das Monopol des Gymnasiums jetzt zu einem Kampf um seine Existenz geworden ist. In diesem Kampfe sind uns „Bremsern“ unter anderem auch außerhalb unseres Vaterlandes wertvolle Bundesgenossen erstanden. Nicht nur, daß jede durch Majoritätsbeschlüsse herbeigeführte politische, soziale, wirtschaftliche Maßregel allerorten ihre überzeugten Gegner behält, es sind, trotzdem die Wirkungen einer anderen Orientierung in Erziehungsfragen sich nicht sofort und allgemein bemerkbar machen und festgestellt werden können, in einigen der den klassischen Studien untreu gewordenen Ländern früher als zu denken war so unerwartete und nachdrückliche Proteste gegen die neue Schule und Rufe nach der aufgegebenen alten erhoben worden, daß sie nicht bloßem Widerspruchsgeist und kultureller Rückständigkeit entstammen können. Ausgehend von der Verwilderung des französischen Stils, der Verflachung der allgemeinen Bildung und dem zunehmenden Mangel an Klarheit und Schärfe des Denkens und Ausdrucks haben in den letzten Jahren nicht nur französische Schriftsteller, Gelehrte und Studenten, sondern auch Großindustrielle nicht aufgehört, auf eine Revision der Lehrpläne von 1902 zugunsten eines kräftigeren Betriebs der klassischen Sprachen zu dringen, und bezeichnend ist, daß soeben in der Educational Review eine Stimme aus England, wo man neuerdings gegen die die Kenntnis des Lateinischen und Griechischen fordernden Aufnahmebedingungen der Universitäten Oxford und Cambridge Sturm läuft, warnend auf den „Schiffbruch, den Frankreich bei dem Experiment der praktischen Erziehung erlitten habe“, hinweist: „seine Jugend in Arkadien verbracht zu haben,“ lesen wir da, „ist die beste Vorbereitung selbst für einen künftigen Hüttenbesitzer.“

Eine auf den ersten Blick viel auffallendere Bewegung für eine intensivere und ausgedehntere Berücksichtigung des Humanismus als Bildungsfaktors hat aber seit einigen Jahren in Amerika eingesetzt, also gerade dem Lande, das den alten Kulturvölkern den Namen für eine materialistische Lebensauffassung hergeliehen hat, einem Lande ohne solche jahrtausendalte Tradition, wie sie nach Meinung unserer pädagogischen Amokläufer bei uns träge, zähe und vorurteilsvolle Feinde jeglichen Fortschritts erzieht.

Seit 1906 hat die Universität Ann-Arbor, Michigan, alljährlich sogenannte Symposien, d. h. Diskussionen, über den Wert des Humanismus, insbesondere des Studiums der klassischen Sprachen für die verschiedenen Berufe veranstaltet: Mediziner, Ingenieure, Juristen, Theologen, Kaufleute, Professoren der philosophischen Fakultät sind der Reihe nach zu Worte gekommen. Eine Gesamtpublikation dieser Symposien, vermehrt um Meinungsäußerungen anderer hervorragender Männer des öffentlichen Lebens, hat 1911 ihr Organisator W. Kelsey in New York erscheinen lassen: aus dieser in pädagogischer Hinsicht überhaupt

wie für das amerikanische Geistesleben insbesondere hochbedeutsamen Sammlung möchten wir unseren Lesern — und unseren Gegnern — eine Blütenlese von Gedanken vorsetzen; nur die Theologen übergehen wir, weil die Notwendigkeit ihrer klassischen Vorbildung bei uns nur erst ganz vereinzelt bezweifelt worden ist.

Wir beginnen mit klassischen Philologen und Philosophen, deren Stellung zu der Frage am begreiflichsten ist. Die große Masse in Amerika ist vermaterialisiert, aber unter den Denkenden macht sich eine Reaktion zugunsten des Humanismus geltend: sie sehen mit Besorgnis die Scheu der Studierenden, die angeblich schwierigen oder nutzlosen alten Sprachen für ihre Allgemeinbildung zu treiben. Wer darüber klagt, daß er später lateinische und griechische Texte nicht mehr lesen könne, vergißt, daß er auch viel anderes Schulwissen mit der Zeit eingebüßt hat. Zu erziehlichen Zwecken sind aber die Originale der Übersetzungen vorzuziehen. Unzweifelhaft insonderheit ist der Wert der klassischen Sprachen, wenn es sich um Interpretation fremder Gedanken handelt. Gelehrsamkeit, Wissen, Originalität, Beredsamkeit, Genie können auch ohne klassische Bildung bestehen; kritischer Sinn und richtiges Gefühl für die Relativität der Wortbedeutung selten oder nie. Nichtberufliche Erziehung ist zu allen Zeiten literarisch und sprachlich gewesen, beruhend auf einer klassischen Literatur. Die Griechen bilden nur eine scheinbare Ausnahme: sie studierten Homer und ihre älteren Klassiker, um ihren Geist zu bilden, nicht um sich zu unterrichten. Die antiken Klassiker müssen einen Platz in der höheren Erziehung behaupten, der ihrer Bedeutung für unsere gesamte Kultur entspricht: man kann sie nicht auf das Niveau einer gelehrten Spezialität hinabdrücken, ohne unsere Bildung zu entmannen und unsere Kultur ärmer zu machen. Angriffe gegen sie entspringen der Auflehnung gegen Disziplin und schwierigere Arbeit, dem Verlangen nach schnellen Nützlichkeitsergebnissen und dem Aufgehen im Kulte des Modernen. Solche Bundesgenossen sind auch für die Naturwissenschaftler gefährlich, und auch für die Neusprachler: für den „praktischen“ Menschen sind Corneille und Lessing ebenso tot wie Homer und Aristoteles. Die klassischen Studien sind das unentbehrliche Fundament für jegliche historische und literarische Gelehrsamkeit an der Universität, der Schlüssel für die letzten vierhundert Jahre unserer Kultur. Ein gewisser Prozentsatz der Gebildeten wenigstens muß sie getrieben haben. Wenn der zehnjährige Unterricht mäßige Erfolge hat, so liegt das am Unterricht, nicht an den klassischen Sprachen (Shorey, Univ. Chicago). Man sollte nicht zuerst an den künftigen Beruf denken, sondern vor allem daran, den Menschen zu bilden; des Menschen Erziehung ist des Menschen Gericht. Dazu aber sind die klassischen Studien die beste Vorbereitung: es scheint unvermeidlich, daß wir, wenn wir erst zu einer gesunden Auffassung der Erziehungsfragen zurückgekehrt sind, ein Wiederaufleben der klassischen Studien als eine wesentliche Begleiterscheinung dieser Rückkehr erleben werden. Freilich sollten Nichtphilologen unter geringerer Betonung alles Formalistischen in sie eingeführt werden (Wenley, Univ. Ann-Arbor).

Hören wir nunmehr Mediziner. Die Erlernung der klassischen Sprachen ist schwierig und schließt Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit aus: dafür schärfen sie die Beobachtung und fördern die Beweglichkeit des Geistes — beides unschätzbare Eigenschaften für den künftigen Arzt. Auch für das Verständnis der zahlreichen dem Lateinischen und Griechischen entlehnten Fachausdrücke sind sie unentbehrlich; unzweckmäßig wäre es, Rezepte in der Landessprache statt in der ärztlichen Weltsprache zu schreiben. Allerdings soll die Vorbildung des Arztes nicht auf die beiden alten Sprachen beschränkt bleiben (Vaughan, Universität Michigan). Der Student, der außer den Bildungselementen, die mit seinem erwählten Berufe in notwendigem Zusammenhange stehen, sich noch weitere Bildungsvorzüge angeeignet hat, ist am besten vorbereitet, nicht nur für das Leben, sondern auch, um einen biologischen Ausdruck zu gebrauchen, für seine Spezialisierung. Solche Vorbereitung begreift den humanistischen Unterricht notwendig in sich — sonst kommen wir zu dem Ideal des gewöhnlichen auf Routine beruhenden Geschäftserfolges. Der Arzt muß Tugenden, Laster, Bedürfnisse seiner Umgebung verstehen, die menschliche Natur kennen, historische Kenntnis der politischen Einrichtungen besitzen: zu all dem hilft ihm das Studium des klassischen Altertums. Der wahrhaft gebildete Arzt ist größer als sein Beruf. Auch seine freie Zeit muß er würdig ausfüllen können: er kann es mit den unvergänglichen Werken der Alten. Geeignete Lehrer müssen die Studierenden dazu anregen und dafür begeistern (Hinsdale, ebenda).

Die Vortragenden mit juristischer Bildung waren meist Rechtsanwälte, also Männer der Praxis. Das Recht ist ein praktischer Gegenstand, aber zugleich eine Wissenschaft, deren Beherrschung eine über das Gewöhnliche hinausgehende geistige Ausrüstung erfordert. Niemand kann als Student dieses Faches auf viel Erfolg rechnen ohne angemessene allgemeine Vorbildung, und niemand in der Ausübung dieser Kunst, ohne für intellektuellen Wettbewerb der schärfsten Art geschult zu sein. Schnell muß er sich in eine fremde Materie hineinfinden, sich unter Umständen fremde Arbeit aneignen können. Um solche Fähigkeiten zu fördern, muß der Unterricht ausdauernde Anstrengung vom Schüler beanspruchen: diese erwirbt er am sichersten durch mathematische Studien und eine gründliche klassische Vorbildung. Der Anwalt muß die Sprache in der Gewalt haben und schnell Bedeutungsschattierungen erfassen: das Studium der Klassiker verleiht ihm auch Leichtigkeit im Gebrauch des ohne Latein nicht gründlich zu beherrschenden Englisch. Ein klar formulierter Fall ist halb gewonnen. Freilich sollten dem Anwalt auch Deutsch und Französisch geläufig sein (Hatchins, Univ. Michigan). Ein gesundes Urteil spielt bei der konsultativen und prozessualen Tätigkeit des Anwalts die erste Rolle: dazu leiten ihn eine genaue Schriftstellerinterpretation, wie sie die alten Sprachen fordern, und philosophische Studien an, die aber jener als Grundlage bedürfen. Dazu kommt, daß die juristische Terminologie reich an Latinismen ist und das römische Recht dem unsern zugrunde liegt. In den alten Klassikern haben wir eine lange Reihe erprobter

vorbildlicher Schriftsteller, während das laut angepriesene Neue eine sichere Auswahl verlangt; jene verleihen reiche Geistesbildung und halten uns in stetem Zusammenhange mit den großen Geistern aller Zeiten (Starr, Rechtsanwalt, Chicago). Mehr als moderne Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften gibt der klassische Unterricht dem zukünftigen Anwalt, der mit geisteinengenden Interessen zu tun hat, Weite des Blicks und generalisierendes Denken in menschlichen Angelegenheiten. Die alten Sprachen haben vor den fließenden, oft nachlässige Wendungen gebrauchenden modernen den Vorzug der Regelmäßigkeit und Unveränderlichkeit, wenden sich mehr als jene an den Verstand als an das Gefühl, fördern die Kenntnis des Englischen, dem sie so viel Lehnworte geliefert haben, und vermitteln endlich die Kenntnis des römischen Rechts, nach dem in fast allen Staaten der Union und in England Deszendenz und Erbschaftsrecht beurteilt werden. So unleugbar die Bedeutung der Mathematik ist, so geben doch Sprachen und Literatur, indem sie die Beziehungen nicht nur der Zahlen, sondern auch des Lebens und die Gesetze der Lebensführung zum Ausdruck bringen, einen weiteren Blick als die Mathematik. Wohl schärfen die Naturwissenschaften die Beobachtung und übermitteln ein wertvolles Wissen, aber naturwissenschaftliche Schulung entwickelt nicht das Vermögen zur Ableitung abstrakter Lebensregeln, weil dort das sinnliche Interesse das Denkinteresse überwiegt. Die Bestimmung des Sinnes von Gesetzestexten ist eine der praktisch wichtigsten Aufgaben des Rechtsgelehrten: darin übt er sich am besten durch Interpretation der Klassiker (Evans, Rechtsanwalt, Chicago).

Wir kommen zu den Ingenieuren. Für die Berufsbildung des Ingenieurs ist in Amerika viel geschrieben und viel getan, aber wenig für seine allgemeine Bildung. Wie auf anderen gelehrten Gebieten herrscht in der Abteilung für Ingenieurwissenschaft der utilitarische Geist vor. Heutzutage tauchen für den Ingenieur Probleme auf, die zu ihrer Lösung mehr als praktische Erfahrung verlangen: man fragt jetzt nach gebildeten Männern. Der Ingenieur hat den Kommunen gegenüber eine schwere Verantwortung; mit allerlei Volk muß er auszukommen verstehen; er braucht Bestimmtheit des Denkens, Klarheit des Ausdrucks: alles lernt er durch die Humaniora. Die Hälfte der Zeit, die das Englische jetzt im Lehrplan beansprucht, würde man mit Gewinn für das Lateinische verwenden, ja auch nur zwei Jahre Lateinstudium sind schließlich besser als nichts (Sadler, Professor der Marineingenieurkunde, Michigan). Der Ingenieur muß Wissenschaftler sein, er muß nicht nur wissen „wie?“, sondern auch „warum?“; er muß ein Meister der Sprache sein: Englisch kann man aber nur verstehen, wenn man Latein kann. Man studiert dies natürlich nicht, um es zu sprechen: seinen Bau will man kennen lernen und mit seiner Hilfe den der Muttersprache, Fülle und Leichtigkeit des Ausdrucks. Freilich tüchtige Arbeit sollen die jungen Leute auf den Colleges lernen: aber sie möchten dort gepäppelt werden und nicht selbständig eindringen. Auf die Tatsachen kommt es weniger an als darauf, den Geist des Schülers zu entwickeln und richtung-

gebend zu beeinflussen (Williams, Prof. der Ingenieurkunde, Univ. Michigan). Die mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung ist nicht, wie H. Spencer will, die einzig wertvolle Ausbildung; die in den humanistischen Fächern nicht, wie derselbe behauptet, ein engherziges Vorurteil. Um uns auf das Lateinische zu beschränken — „denn meine Söhne sollen auch Griechisch lernen“ —, so hat es einen bedeutenden Wert für die geistige Schulung, bietet die unumgängliche Grundlage für das Erlernen moderner fremder Sprachen, die der Ingenieur kennen muß, um die Fortschritte seiner Wissenschaft in anderen Ländern zu verfolgen, und lehrt ihn endlich ein Mensch unter Menschen zu sein. Lieber sechs Jahre Latein, als andere nützliche Studien, wie Orthographie-, Physiologie- und Patriotismuskurse (Patterson, wie oben).

Endlich lassen wir die men of affairs, die Männer des praktischen Lebens, zu Worte kommen. Für junge Leute, die im Geschäftsleben, in der Finanzwirtschaft und im Staatsleben, mit einem Wort im praktischen Leben eine leitende Stellung einnehmen wollen, sind Studien vorzuziehen, die ihn den Menschen genau kennen lehren: im klassischen Unterricht aber studieren wir die Humanität in einer konkreten Offenbarung, in üppigem Reichtum, in der Mannigfaltigkeit geistiger Vollendung. Das dort dargestellte reife und doch jugendlich frische Leben bildet die Grundlagen, auf denen unsere Zivilisation und Kultur erbaut sind: unsere Jurisprudenz geht auf griechische und römische Rechtsanschauungen zurück, unsere Philosophen knüpfen noch an Sokrates, Platon und Aristoteles an, die Formen unserer Literatur stammen von Dichtern, Rednern und Historikern Roms und Griechenlands. Und es gibt keinen wirkungsvolleren Weg, diese Quellen zu studieren, als den, sie in der Ursprache zu lesen: die Schwierigkeit der alten Sprachen erhöht ihren Wert als Unterrichtsgegenstand. Mag man Einzelheiten wieder vergessen — die Wirkung dieses Studiums auf die Geistesentwicklung, auf Welt- und Menschenkenntnis, auf die Erhebung der Seele ist unverlierbar, ein Teil des Wesens des Studierenden geworden (Williams, Herausgeber der Indianopolis News). Klassische Erziehung ist ein entschiedener Vorzug für einen Geschäftsmann. Sein Tagewerk ist prosaisch, die Männer, mit denen er zu tun hat, sind in der Regel von wenig oder gar keiner Schulung; die Geschäftsgrundsätze, denen er begegnet, sind nicht immer in Übereinstimmung mit den von ihm früher gewonnenen Ideen von Ehrenhaftigkeit. Überall gibt es da nicht viel Kunst oder Poesie; und wenn er nicht einen Hintergrund seines Lebens und Denkens hat, so eine nicht versiegende Quelle von ruhiger Behaglichkeit und Lebensfreude, wie sie eine klassische Erziehung ihm gewähren kann, so wird sein Leben ein leeres, nichtiges Ding sein, während Geschäftssorgen und Geschäftserfolge so überwiegend auf ihn wirken werden, daß der Mensch ganz in ihnen aufgeht. Ein an den Klassikern gebildeter Geschäftsmann wird sich mit Verehrung und Liebe an jene geduldigen Männer erinnern, die ihn Latein und Griechisch lehrten und in ihm eine Liebe für das Schöne erweckten: solche Männer, mit Idealen erfüllt, trifft er vielleicht nie

mehr an in seinem täglichen Beruf. Mag er sogar die Namen der in der Klasse gelesenen alten Autoren vergessen, die Erinnerung an jene Tage und jene Männer hat ihre Wirkung auf den Menschen selbst geübt: er ist dadurch besser geworden, auch ein besserer Geschäftsmann (Sloaned, Großkaufmann, New York). Daß eine klassische Erziehung eine ausgezeichnete Vorbereitung für das Geschäftsleben sei, ist mir immer als ein von selbst einleuchtender Satz erschienen. An der auch in Europa beklagten Mißachtung der alten Sprachen ist zum Teil ihr trockener und grammatistischer Betrieb schuld: der menschliche und ästhetische Wert der klassischen Literatur sollte von den Lehrern mehr betont werden. Der Sinn für die ewige Schönheit der Alten tut unserer Jugend not, die nicht das „Erkenne dich selbst“, sondern „Mache Geld“, „Habe Erfolg“, „Überflügle Krösus“ zu ihrem Wahlspruche macht. Die gegenwärtige laxe Jugenderziehung, die zur Autoritäts- und Arbeitsscheu geführt hat, benötigt der Zucht des Klassizismus. Der künftige Beruf kommt erst in zweiter Linie; Fachschulen sind im Überfluß da, und doch entwickelt sich der Geschäftsmann erst im Geschäft selbst, während der Nutzen der Theorie sehr problematisch ist. Da liegt eine Verkennung des wahren Zwecks der Ausbildung. Wir brauchen Ideale in unserem Lande! Das innere Leben kommt zu kurz. Glücklich der Geschäftsmann, der, nachdem er zu erwünschtem Wohlstande gelangt ist, für etwas mehr als Golf, Tennis und Spieltisch Interesse hat, und dem sein Sophokles, sein Homer und sein Catull den Winter seines Lebens zum Frühling machen (Loeb, ehemaliger Großkaufmann in New York).

Hiermit schließen wir unsere mosaikartig aneinander gereihten Zitate. Wir haben uns öfter auf die Folgerungen beschränken müssen und die Begründung weggelassen, aber nicht selten hat sich auch schon der Redner nur auf den Ausdruck seiner Überzeugung beschränkt: und die scheint uns bei Männern, die intelligent, lebenskundig und aller Schwärmerei abhold sind, für unsere Zwecke beweiskräftig genug zu sein. Es kam uns darauf an, zu zeigen, welche geistigen Strömungen weite Kreise des als rein erfolganbetend verschrienen Dollarlandes beherrschen. Daß man nicht — auch der Humanist nicht — jede hier geäußerte Ansicht unterschreiben, jeden Vorschlag ohne weiteres auf unsere Verhältnisse übertragen kann, versteht sich von selbst — aber dem ewigen Exemplifizieren unserer Modernen auf das Ausland schieben solche Stimmen, wie sie von dort drüben ertönen, doch wohl einen Riegel vor und warnen vor leichtsinniger Preisgabe inkommensurabler Werte, deren eine Fülle auch das klassische Altertum, la saine antiquité, wie sie Voltaire nennt, uns noch heute darreichen kann. Bezeichnend für diese amerikanischen Verteidiger des klassischen Altertums ist, daß sie praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund stellen und die Denken und Sprechen disziplinierende Kraft der alten Sprachen hervorheben, d. h. die formale Bildung, die bei unseren Reformern mitleidiges Lächeln erregt — und daß gerade die Geschäftsleute bei den moralischen und ästhetischen Wirkungen des Klassizismus mit Vorliebe verweilen.

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Achte Fortsetzung)

Die viere, zu denen er gehen, deren Dienste er erbitten soll, gehören zu den Dorfrohlingen, mit deren Namen man die ungezogenen Kinder schreckt. Kerle, die in alle Messerstechereien verwickelt sind, die in hellen Mondnächten des Winters auf verbotene Jagd gehen und dem Baron, der die ergiebige Spelzheimer Jagd gepachtet hat, die Fasanen wegschießen, worüber die Bauern aber nicht gerade sehr böse sind, weil die Fasanen ihnen heillosen Schaden an den jungen Gurkenkulturen anrichten. Die Familien der viere zählt man, um es kurz und mit einem Wort zu sagen, zu den geborenen Gaunern. Und in ihre Wohnwinkel muß Karl. Da es schon ein wenig spät ist, fürchtet er, sie nicht mehr anzutreffen. Dann müßte er sie in den Wirtschaften suchen. Aber es zeigt sich, daß seine Vermutung unbegründet ist. Er trifft sie alle. Sommers arbeiten sie an der Dreschmaschine. Das ist eine schwere Arbeit, bei der selbst ein Dorfrowdie recht müde wird.

Der Buttner-Karl ist gerade dabei, sich den Staub vom Leibe zu waschen. Er hat das Hemd bis in die Hüften heruntergestreift und steht vor einem großen Kübel Wasser. Er puddelt darin, plustert, schneuzt und brüllt dann:

„Schossefine, du Mensch, geb mer mol e Handtuch ebei, daß ich mich abdrückele kann!"

Er hat nicht umgeschaut, als er Tritte hinter sich hörte, und glaubt, seine Frau stehe hinter ihm. Als er eine fremde Stimme hört, dreht er sich herum.

„Ich bin's, 's Schmied Salzers Karl!"

Da fährt der Halbnackte herum, schlüpft in sein Hemd, ohne sich abgetrocknet zu haben, schnallt den Gürtel um die Hosen und sagt:

„Kassenrechnersbesuch! Dunnerkeil noch emol und in die Händ gespaukt, das passiert uns arme Leut net jeden Tag!"

Schon beim ersten Wort ist der Bursche zusammengezuckt und abwechselnd weiß und rot geworden. Der Buttner-Karl bemerkt das:

„Brauchscht net zu verschrecke, Borsch! Mir Sort Leut tun dir nix! Weißt, uns hot dein Vater nix gestohle, mir henn selwer nix! Aber 's hot garnix zu sage, daß es jetzert auch mol en große Spitzbub im Dorf geben hot. Unsereiner nimmt sich emol eine Klanigkeit, und dann nennen das die dreckige Bauere gleich stehle. Jetzert sehen sie wenigstens emol, was stehle eigentlich ist, und sind

hoffentlich von jetzert ab net mehr hinter uns her wie der Teifel hinter einer arme Seel!"

Und so fühlt der Sohn des Selbstmörders, daß man den Namen seines Vaters gleich und noch tiefer stellt als die niedrigsten Existenzen im Dorfe. Ein Zorn wallt in ihm auf, aber er hat doch so viel Selbstbeherrschung, sich klar zu machen, daß er hier schweigen müsse, wenn er zu seinem Ziele kommen wolle. Eben fragt der Buttner-Karl:

„Na, mol davon gered: was hosche auf dem Herz?"

Da sagt der Bursche, weshalb er gekommen ist.

„Haw ich mir's net gleich gedenkt!" ruft der andere dazwischen, „haw ich mir's net gleich gedenkt! Gell, wann de Paff net will un seine getreue Schofskopp, do sin mir gut genung?!"

„Es wird net von euch verlangt, daß ihr's umsonst tut!" erwidert Karl. „Was verlangst du?"

„Na, zwaa Mark kriejen sunscht die Sargträjer. Halten mer's auch so; awwer bei rer Kundschaft vun eurer Sort, muß ich mir schun aushalte, daß de Lohn im voraus bezahlt werd!"

Karl legt, von diesen Worten auf tiefste getroffen, ein Zweimarkstück auf den Tisch und sagt nur noch:

„Also heunt Abend um Elfe, daß wir uns drauf verlassen können!"

Dann verläßt er das Zimmer und begibt sich zu den anderen.

Wie er bei dem Mandietz-Philipp durch die offene Tür tritt, liest der gerade seiner alten Mutter mit stockender Stimme aus der Zeitung vor; der Nagel des rechten Zeigefingers fährt die Zeilen nach. Karl hört: ... bedeutende Unterschleife; die Tochter ist über die Tat des Vaters irrsinnig geworden ...

Da weiß er, von wem die Rede ist.

Es ist schon dunkel, als er heimkommt. Tante Settchen hat als Nachtessen Kaffee gekocht; sie sagt:

„Da hab ich einen guten Kaffee gekocht, Bub! Trink, das tut dir gut. Es steht dir noch genung bevor heunt Abend, und du darfst net gleich klagen über das, was die schrohe Kerls zu dir gesagt henn. Du wirst noch manches hören müssen, bis sich das mal ein Bißchen vergessen hat, oder bis was Neues passiert, wo die Menschen sich drüber aufhalten können!"

Die beiden schlurfen den Kaffee, essen Butterbrot dazu und reden nichts.

Erst als Tante Settchen die Tassen in heißem Wasser ausspült, fragt Karl:

„Sag mal, Tante Settchen, was wird denn jetzert eigentlich aus dir?"

Da antwortet sie, daß die Pfeddersheimer Konservenfabrik Arbeiterinnen zu dauernder Beschäftigung suche, und da wolle sie hingehen; ganz nach Pfeddersheim wolle sie ziehen. Denn es wäre ihr doch lieber, wenn sie den Spelzheimern ganz aus den Augen wäre. Wenn sie diesen Schicksalsschlag auch in Geduld ertragen wolle, so sähe sie doch nicht ein, weshalb sie den boshaften Menschen zum Gespötte da herumlaufen solle.

Wie Tante Settchen das sagt, wankt Karls Festigkeit.

„Tante Settchen, das sagst du?? Und gestern hast du mir noch Mut zugesprochen!!"

Da merkt die Jungfer, was sie dem Burschen ist: eine Stütze, die nicht brechen darf, wenn er aufrecht stehen soll. Sie sagt:

„Bub, versteh mich net falsch! Ich geh fort von Spelzheim, weil ich in Pfeddersheim mein Brot leichter verdienen kann. Du mußt dran denken, lieber Karl, daß ich net mehr jung bei Jahren bin und Tag für Tag älter werde. Und in der Fabrik verdien ich mein Geld leichter, als wenn ich mit den Bauern als Taglöhnerin bei Wind und Wetter draußen auf dem Acker steh, was ich zudem garnet mehr so gewöhnt bin. Ich miet mir drüben in Pfeddersheim eine Stub, wo ich meine paar Habseligkeiten einstell, und so werd ich mein Tagwerk zu Ende bringen!"

Karl stellt sich das so vor, wie er seiner Tante Gesicht nicht mehr sehen und ihre Stimme nicht mehr hören wird, und noch ehe sie fort ist, quillt schon das Heimweh nach ihr in ihm auf; er sagt:

„Aber, Tante Settchen, da sehen wir uns ja garnet mehr!"

„Als ob Spelzheim und Pfeddersheim eine Welt weit auseinander täten liegen!" erwidert sie. „Vielleicht darfst du vom Vetter Holtner aus mein Bißjen Möbel nüberfahren. Und zudem: wenn du immer an das denkst, was ich dir gestern Abend gesagt hab, da mußt du mich um dich herum fühlen, auch wenn ich mal net mehr da bin!"

Tante Settchen, die Tapfere, ist ein wenig lebensmüde geworden, aber sie will es sich nicht eingestehen, obwohl sie diese Lebensmüdigkeit seit der anklagenden Frage ihres Neffen bereits als eine Schuld ihm gegenüber empfindet. Sie sagt:

„Hörst du, lieber Bub, was ich dir gesagt hab? Wenn du an meine Belehrungen denkst, wirst du immer fühlen, daß ich bei dir bin!"

„Ja, Tante Settchen, die werd ich auch meiner Lebtag net vergessen!" antwortet der Bursche.

Und dann schweigen sie. Tante Settchen denkt trübe Gedanken. Und wenn auch Karls Seele niedergedrückt ist — sie ist immer noch jugendstark genug, aus sich heraus die freudige Erwartung auf Tante Settchens Umzug erblühen zu lassen, die sie bald ganz erfüllt.

Erst das Erscheinen der Sargträger treibt die Beiden auf.

„Bub, du trägst mir das Kreuz voran und gehst mit naus, damit es auf dem Kirchhof ordnungsmäßig zugeht!" sagt Settchen und zündet dann die Lampe an, um den Männern die Stiege hinauf zu leuchten. Karl trägt die beiden Böcke, auf denen der Sarg stand, hinunter.

Die Viere poltern schwer die Treppe wieder hinab. Sie haben der Jungfer kaum Zeit gelassen, mit dem Palmbüschelchen einige Spritzer Weihwasser über den Sarg zu sprengen.

Im Hofe stellen sie die Lade noch einmal ab auf die von Karl bereit gestellten Böcke. Tante Settchen hat ihre liebe Not, dem rohen Gerede der Menschen Einhalt zu tun.

„Ihr habt so viel Anstand gehabt und habt euch Sonntags angezogen, aber inwendig habt ihr kein Ehrgefühl. Schämt euch doch ein klein Bißjen!" sagt sie mit barscher Stimme. Doch ihre Worte machen wenig Eindruck. Man droht ihr,

den Sarg stehen zu lassen, wenn sie ihre Ermahnungen nicht lasse. Karl aber denkt daran, wie andere Tote begraben werden. Die Jungfer macht das Tor auf:

„Allo, geht, geht, geht! Karl nemms Kreuz!"

Karl nimmt das Kreuz auf und geht zum Tor hinaus. Die Viere schreiten mit dem Sarge hinterdrein.

So wird der Schmied aus seinem Hause getragen.

Der seltsame Leichenzug bewegt sich durchs Dorf. Es läuten keine Glocken, aber aus den Höfen klingt das Sensendengeln, und irgendwo tutet der Nachtwächter elf Uhr. Der Mond steht hoch am Himmel und leuchtet dem Schmied auf dem letzten Wege. Menschen sind keine mehr auf den Gassen, denn nur die späten Sensendengler sind noch außer dem Bett. Wenn es ja bekannt geworden wäre, um welche Stunde man den Selbstmörder begraben würde ...! Denn die Schadenfreude tut wohl.

Es ist still. Nur hin und wieder schwirrt eine Eule, und hin und wieder schlufft einer der Sargträger zwischen den Zähnen hindurch eine halblaute Verwünschung über die schwere Last. Sie haben ihre Not; sie stöhnen, sie ächzen. Sie zerbeißen die Rosmarinzweige, die sie dem Brauche gemäß erhalten, zwischen den aufeinander gepreßten Zähnen, aber sie müssen schweigen. Das ist dem Sohne des Toten ein Trost. Seine Tränen fallen in den Gassenstaub. Wenn man danach fragen würde, so könnte er keine Auskunft geben, ob seine Tränen Tränen der Trauer oder Tränen des Schmerzes über das ehrlose Begräbnis seien.

Es dauert ziemlich lange, bis die Fünfe mit dem toten Sechsten ihr Ziel erreicht haben, obwohl es zum Friedhof gar nicht weit ist. Aber es geht bergauf. Endlich sind sie am Pariser Tor. So heißt der Brückendurchgang, der den das Dorf wie ein Gürtel umspannenden Park am Ausgange nach dem Friedhof unterbricht.

Der Friedhof selbst liegt auf einem Rain, von einer Mauer umgeben und einem Kranz hoher Kastanienbäume, die dunkel in die bläulichsilberne Mondnacht ragen. Am eisernen Gittertore muß Karl das Kreuz senken, denn die Äste der Bäume greifen tief herab.

Im Mondschein liegt der Erdaushub des Grabes. Karl geht darauf zu und steht bald vor dem schmalen langen Schacht, der da in die Erde geschnitten ist. Vorsichtig nähert er sich dem Rande und schaut hinunter. Man kann den Boden nicht sehen, es ist zu dunkel dazu. Und so könnte man auf den Gedanken kommen, daß dieser Schacht hinunterreiche bis ins Feuer der Erde, bis in — die Hölle!

Karl tritt zurück und steckt das Kreuz in den Erdaufwurf. Hinter ihm wettert der Schmittebuckel darüber, daß der Totengräber nicht da sei. Der Bursche hat vergessen, ihn zu bestellen und heißt den einen der Kerle, den Mann, der nicht weit entfernt wohnt, zu rufen. Aber der wirft die Bemerkung hin, Botengänge wären mit den erhaltenen zwei Mark nicht bezahlt. Als Karl daraufhin ein besonderes Trinkgeld in Aussicht stellt, läuft der Ollwangs-Maddhees davon und kommt bald mit dem Totengräber zurück. Der schnarrt Karl an:

„Warum henn ihr denn nix gesagt, wann euern Vater begrawe werd? Mußt wisse, um Mitternacht rum werrn net viel Leut begrawe!"

Dann legt er zwei Eichenprügel quer über das Grab, ebenso zwei Seile. Der Sarg wird auf die Prügel gestellt, die sich unter der Last ein wenig nach unten durchbiegen. Die Männer fassen die Stricke an, die sich straffen und an dem Holze des Sarges reiben. Jetzt schaukelt er in der Luft über dem Grabe. Auf einen Zuruf des Totengräbers hin zieht Karl die beiden Stecken vom Grabe hinweg, wirft sie beiseite und reckt sich wieder gerade und sieht zu, was da geschehe.

Langsam senkt sich der Sarg hinunter in den Schacht des Grabes. Anfangs, so lange er noch vom Lichte des Mondes erreicht werden kann, bleiben seine Umrisse erkenntlich. Dann aber sieht man gar nichts mehr.

Nun auf einmal, ganz plötzlich und unvermittelt weiß Karl, daß er jetzt seinen Vater nie mehr sehen wird. So ist der Wechsel der Bilder in seiner Seele: er sieht den Vater am Amboß stehen und schmieden, sieht ihn neben dem Herde sitzen in der Ruhe des Feierabends, sieht ihn an den Büchern schreiben und den Bauern Geld ausbezahlen, sieht auch, wie er es einnimmt. Und die Zusammenkünfte mit dem Juden fallen ihm ein, die des Vaters Verderben wurden. Er sieht ihn auf dem Felde in den Gurkenanlagen stehen und erinnert sich des Abschieds und des Wiedersehens. Blut, Blut, Blut sieht er und schaudert und hört, wie die Seile unterm Sarge herausgezogen werden und knarrend am Holze reiben und schnarren.

Der Totengräber nimmt ihn am Ärmel, zieht ihn näher an den Grabrand, gibt ihm ein kleines Schippchen in die Hand und sagt zu ihm:

„Do schmeiß beim Vater drei Schippcher voll Erd nunner und sag dazu: Aus Staub bist du, und zu Staub sollst du wieder werden! Sonst sagt das jo der Parre, aber . . .!"

Karl nimmt das Schippchen, sticht ein Häufchen Lehmerde damit auf und schnickt es hinunter in das Grab. Dumpf fällt es auf den Sarg, und das zweite auch und das dritte wiederum. Aber dazu sprechen kann Karl nichts. Als er das Wort Pfarrer hört, steigt ein wehes Gefühl in ihm auf, das ihm den Hals zuschnürt. Denn wieder wird er des großen Unterschiedes inne, der zwischen seines Vaters Beerdigung und der anderer besteht.

Nach dem dritten Wurfe neigt er das linke Ohr tiefer dem Grabschachte zu. Es ist ihm, als müßte sein Vater jetzt noch ein Abschiedswort heraufrufen, noch ein einziges, ehe die unerbittliche Erde sich auf ihn häuft, höher und immer höher, schwer drückend auf den Sarg. Aber es bleibt alles still, und dann poltern die brockigen Lehmschollen hinunter, und die massigen Schaufelwürfe fallen dumpf auf den Sargdeckel.

Da dreht sich Karl herum und geht.

Am Tore des Friedhofs wendet er den Blick noch einmal. Die Männer, die er nur wie dunkele Schatten sieht, schaufeln eifrig das Grab zu. Das Kreuz, das er getragen hat, ragt über die gebückt Arbeitenden hinaus. Bald wird es in der Reihe der anderen stehen . . .

Eine große Sehnsucht nach Güte und Liebe ist in dem Jungen aufgewacht; er meint fliegen zu müssen, um eher bei Tante Settchen zu sein, bei Tante Settchen, die so guten Trost weiß.

Und als er zu ihr heimkommt, setzt er sich auf ihren Schoß und läßt sich hätscheln wie ein kleines Kind. Und da er ganz willenlos ist, zieht die Jungfer ihn aus und bringt ihn ins Bett, setzt sich zu ihm auf den Bettrand und streichelt ihm die Wangen und das Haar. Da wird es friedlich in seiner Seele, und er sagt:

„So ist es schön, Tante Settchen, aber heut ist es das letzte Mal!"

9.

Der Abschied war überstanden.

Obwohl Karl, wie er es seiner Tante mehr als hundertmal versicherte, sehr gern zu Vetter Holtner ging, so kehrte er doch auch am Tor noch mehr als zehnmal wieder um und hatte ihr noch dieses und jenes zu sagen, als ob sie sich im Leben nie mehr wiedersähen.

Er hätte auch gerne noch einmal mit dem Vorschlaghammer auf den Amboß gehauen, daß es mächtig geklungen hätte, aber die Werkstättetür war ja versiegelt. Schließlich hätte er ja auch das Fenster eindrücken können, aber Tante Settchen hatte ihm abgeraten. Man könne ihm das als Siegelverletzung auslegen, und dann müsse er am Ende ins „Kittchen"; das Gericht verstehe keinen Spaß.

Und so ganz zuletzt hatte Karl noch einmal sehr tief geseufzt und war dann wirklich gegangen. Im neuen Heim aber hatte er dann tagelang sein schweres Herz herumgetragen.

Doch das ist jetzt vorbei, und die Gewohnheit will sich schon wieder einstellen; die Gewohnheit, die ja den Menschen schließlich auch zur Maschine machen kann, die aber auch ein gutes Seelenpflaster ist, unter dem die Wunden verharschen.

Karl steht jetzt morgens um vier auf. Seine Stube liegt über dem Pferdestall, in dem drei kräftige Ackergäule stehen. Vom Stalle aus gelangt man auf einer Leiter durch eine Luke in das Stübchen. Es ist frisch getüncht worden; die Decke weiß, die Wände rosa mit einem grünen Strich oben herum. Und darin steht ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Waschgestell, ein Kleiderschrank und ein Stiefelknecht. An der Wand über dem Waschgestell hängt der Kammkasten und darüber der Spiegel, gerade so groß, daß man den Kopf und den Hals darin sehen kann, um das Haar schön kämmen und Sonntagsmorgens sehen zu können, wie der Schlips sitzt. Werktags bindet der Bauer keinen Kragen um.

Über dem Bette hängt zu Häupten ein kleines Kreuz, an der Längswand ein schreiend bunter Öldruck, die heilige Familie darstellend. Das Bett steht so, daß dem Karl die Sonne beizeiten ins Gesicht scheinen kann, wenn sie nur am Himmel ist und nicht von Wolken verborgen wird. Sie muß ihre goldenen Strahlen durch zwei Fensterchen schicken, die mehr lang als hoch sind. Einen Ofen hat das Stübchen nicht. Der Vetter Holtner hatte gesagt, einen Ofen brauche der Karl nicht, weil seine Bude gleich über dem Gäulsstall liege. Da sei es viel molliger als ein Ofen machen könne. Wenn es Sommers zu heiß würde, solle er die Fenster offen lassen, und nachts brauche dann auch der oberste Flügel der zweiteiligen Stalltür nicht geschlossen zu werden, dann ziehe es schön durch, und der Karl schlafe luftig.

Vierzehn Tage war er nun schon in seinem neuen Dienst. Eigentlich mußte er sagen, daß er mehr zu Hause als im Dienst war. Denn die drei Geschwister

ließen ihn das Dienstverhältnis gar nicht fühlen und waren zu ihm wie zu ihrem Kinde.

Anfangs hatte er jeden der beiden Brüder „Vetter Holtner" gerufen. Da waren aber stets Verwechslungen vorgekommen. Der Hannes wußte nicht, ob er oder sein Bruder gemeint war, und auch der Vinzenz mußte den Burschen immer erst fragen, ob er von ihm oder dem Hannes etwas wolle. Auf einmal sagte der Hannes, nun habe er sich gerade genug über diesen „Kuddelmuddel" geärgert, der Karl solle zu ihm von jetzt ab Unkel Hannes und zu seinem Bruder Unkel Vinzenz sagen. Das geschah aber auch deshalb, weil sie den Jungen recht lieb gewonnen hatten.

Als die Schwester der beiden das hörte, meinte sie, wenn das mit den Unkeln so in seiner Richtigkeit wäre, dann könnte der Karl zu ihr doch auch Tante Male rufen.

Das war ja nun dem Karl ein bißchen schwer geworden, weil er eigentlich zu niemand anders als zu seiner wirklichen Tante, zu seiner Mutter Schwester, Tante sagen wollte. Aber die Male war, richtig betrachtet, fast gerade so gut zu ihm wie Tante Settchen. Wenn sie morgens ins Feld fuhren, steckte sie ihm immer rasch noch etwas Besonderes zu, ein paar saftige süße Birnen, eine Tasche voll Frühzwetschen und dergleichen mehr. Darum entschloß der Bursche sich doch, Tante Male zu rufen. Aber gleichzeitig nahm er sich vor, dabei stets auch an Tante Settchen zu denken.

Tante Settchen wohnte jetzt in Pfeddersheim und arbeitete in der Konservenfabrik. Es gefiel ihr ganz gut. Anfangs störte es sie ein wenig, daß dort gar so viele Protestanten wohnen, während in Spelzheim die Katholiken überwiegen. Aber sie gewöhnte sich daran und war bald so weit, daß sie nicht immer, wenn sie mit jemand, den sie noch nicht näher kannte, sprach, sich heimlich fragen mußte: ist der nun katholisch oder evangelisch?

Karl hatte ihr wirklich das Möbel, das ihr gehörte, herüberfahren dürfen und kam nun alle Sonntage nach dem Mittagessen zu ihr, blieb bei ihr bis zum Nachtessen und machte sich dann über Kneisenheim wieder auf den Heimweg.

Und ein schöner Weg ist das. Am schönsten wird er, wenn man einmal das im Tale liegende Kneisenheim verlassen hat und auf der Anhöhe ist, von der aus die Straße schnurgerade nach Spelzheim hinunterläuft. Sonst sind ja so schnurgerade Straßen sehr langweilig. Aber die Kneisenheimer Chaussee ist es deshalb nicht, weil man von ihr aus gar hübsche Aussicht genießen kann.

Zu Füßen der Anhöhe, über die sie hinwegläuft, liegt der zu dem alten Schlosse der Herzoge von Dalberg gehörende große Park. Und in sein grünes Wipfelmeer schaut man da hinein. Wie eine Insel lugt daraus hervor der spitzhaubige Turm mit dem weit ausladenden Storchennest darauf. Gar häufig kreisen die Störche über dem Park und lassen sich klappernd in ihr Nest nieder. Oder sie fliegen hinaus in die Klauern, das in einiger Entfernung vom Dorfe liegende Waldgebiet, in dessen Sümpfen die roten Langbeine sich Frösche fangen. Auf dem Rückwege ruhen sie sich meist auf dem Kirchdache noch einmal aus, das mit dem Glockenturme links vom Pariser Tor über die Wipfellinie des Schloßgartens ragt. Wenn Karl das von der Kneisenheimer Chaussee aus beobachtet, fallen ihm alle Storchensprüchelchen ein, die er als kleiner Bub dem Vogel zugeschrien hat.

Stork, Stork, Schniwwelschnawwel,
Mit de lange Heugawwel,
Flieg übers Bäckershaus,
Hol' drei Weck heraus:
Dir ein', mir ein',
Andern Kindern auch ein'!

Oder wenn in ihm die Sehnsucht aufstieg, noch ein kleines Brüderchen zu bekommen:

Stork, Stork, guter,
Bring mer noch en Bruder!

Aber wenn das die arme Sophie hörte, rief sie rasch:

Stork, Stork, bester,
Bring mer noch e Schwester!

So und derlei waren die Gedanken, die dem Karl auf dem Heimwege von Pfeddersheim kamen. (Fortsetzung folgt)

Die See in der plattdeutschen Lyrik

Von Wilhelm Poeck-Askona

Es ist selbstverständlich, daß eine von meeranwohnenden Stämmen gesprochene Volkssprache in ihrer Laut- und Wortbildung auch stark vom Leben des Meeres beeinflußt wird, daß sie, wie das wirtschaftliche Leben der Bevölkerung, zu ihm in natürlichen inneren Beziehungen bleibt und daß diese sich vor allem auch in seiner Literatur ausprägen müssen. Das bekannteste zum plattdeutschen Programmlied gewordene Gedicht Reuters ist eine Lobpreisung der plattdeutschen Sprache, die ein „Eikboom, de waßt an de See" genannt wird. Dies ideale Bild ergänzt Groth durch einen markigen Hinweis auf ihre weit über Deutschland hinausgreifende praktische Bedeutung für das Leben auf der See.

Gah op de See, so wit se reckt,
Wohin en Strom sin Oewer streckt,
Wohin en Schipp dat Segel föhrt,
Dar ward unf' ole Plattdütsch hört.
Keen Stück an't Schipp, un het't en Nam,
So is he ut dat Plattdütsch kam.
Keen Woord op Schipp ward kummandeert,
Man het't toerst op Plattdütsch lehrt.
Wenn't nu ook engelsch, hochdütsch ludt:
Ut 't Plattdütsch neem se dat herut.

Man kann dies Urteil mit einigen Einschränkungen ruhig gelten lassen: in der Tat ist die plattdeutsche Sprache nicht nur die Prägerin der nautischen Technologie vor allem für die Segelschiffahrt gewesen, das mit ihr verbundene, jetzt allerdings schon greulich mit chinesischem „Pidgin" und anderem exotischen Mischmasch versetzte Schiffs- und Matrosenplatt ist für Auswanderer und sonstige Heimatfremdlinge das letzte seelische Band, das sie mit dem Mutterlande verknüpft. Diese Klänge ertönen in ihnen noch, wenn andere Stimmen aus dem Vaterlande nicht mehr in ihnen leben.

Auch das Leben des Janmaats vorm Grootmast, des „Fahrensmannes", des plattdeutschen Matrosen und Schiffers klingt, leider weniger von ihm selbst als durch stammesgenössische Kunstdichter gepflegt, in der neuniederdeutschen Lyrik wieder. Aber ihre feinsten Töne erwachen darin nicht; die Seele der See schlummert in vertrauteren, und zugleich in stärkeren Registern der plattdeutschen Sprache. Die See vermählt sich, in Liebe und Haß, gewährend und verlangend zugleich, mit der Seele des Plattlands, und dieses seltsame salomisch anmutende Verhältnis fand, wie die Seele Niederdeutschlands überhaupt, unter allen plattdeutschen Lyrikern bei Groth seinen feinsten und poetisch vollendetsten Ausdruck. Man braucht nur das „Oll Büsum"-Gedicht im „Quickborn" — vor sechzig Jahren schenkte Groth dies wundervolle Buch den Deutschen, nicht nur seinen Stammesgenossen — sprechen zu lassen: lebt in ihm nicht die ewig schenkende, ewig raubende See, die allem durch sie ins Dasein Gerufenen — Kirchturm, Haus, Steen, Pahl, Insel, Beest, Hund, Mensch mit der Laune einer Nacht das Leben wieder nimmt, dieses seltsam spukhafte, scheinbar nur für drei, sechs, höchstens zehn Menschengenerationen berechnete Leben des Wattenreichs, wie es uns aus den Schriften der alten Chronisten mit ihren entsetzlichen „Mandrenke" berichten entgegenstarrt? Oder man erlebe das weniger bekannte Gedicht „De Flot" mit. Packt uns die Tücke, mit der das Wattenmeer in Verbindung mit der grauen Nebelfrau den Jäger, den Kraut(Krabben)fischer, den Halligmann zur Hohlebbezeit in das unentwirrbare Netz ihrer Priele, Auen und Tiefe verstrickt, nicht mit Polypenarmen, schüttelt uns das Grauen, mit dem der in hundert Schlangenleibern heranschleichende Tod seinen Opfern langsam zum Herzen hinaufkriecht, nicht mit Fäusten? Sieht man sie nicht laufen, hört man nicht das Zischen der See gegen ihre Leiber:

Wi lepen langs den natten Sand
In Drav, de Büssen inne Hand,
Man jümmer langs de flackſten Stellen!
Man jümmer vörwarts as de Wellen!

De eerſten weern all lang ut Sicht,
Noch jümmer nie dicht an dicht,
Wi lepen as de Schum un Blasen,
Wi lepen as vaern Hund de Hasen,
Un mit de Mewen, de der schregen,
Un mit de Waggen, de der stegen —

Bet aewern Fot, — bet anne Kneen!
Un nix as Water mehr to sehn,
Un Grau un Grön un Dak un Damp,
As seegst du aewern Wetenkamp,
Un jümmer höger — Wagg an Wagg
As Tünns int Trünneln, Slagg an Slagg,
Un Stöt un Palschen gegen Rügg
Un Schum un Solt bet int Gesich:
Dat is vörbi! dat is de Flot!
Dar 's nix to haepen as de Dod.

Aber das Meer, in der Geschichte des Landes fast immer der Feind, wird in der Geschichte des Volkes auch einmal zum gewaltigen Helfer. In lapidaren Langzeilen klingt sein Eingreifen in der „Slacht bi Hemmingsted" wieder:

Un op de Panzers fulln de Säg, un Rüters in den Sand,
Un vun de Geest dar keemn de Burn, un de Flot keem aewert Land.

„Nu wahr di Garr, de Bur de kummt!" he kummt mit Gott den Herrn,
Vun Heben fallt de Snee heraf, de Flot de stigt vun nerrn.

Auch anderen neuplattdeutschen Dichtern hat geschichtliche Überlieferung dankbare poetische Stoffe geschenkt. Die alte niedersächsische Volkswildheit, die Nahrung, Kraft und Lebensfreude, wenigstens bei den Küstenstämmen, aus dem Meere sog, wird sich sicher auch in Liedern, wie dem alten Hörnumer Strandräuberverse:

Frii es de Feskfang,
Frii es de Jagd,
Frii es de Ströndgang,
Frii es de Nacht,
Frii es de See, de wille See
En de Hörnumer Ree!

ausgetobt oder besser: ausgebrüllt haben (Frisia non cantat), aber leider ist von ihnen so gut wie nichts erhalten. Vor allem ist es schade um den Untergang des großen Störtebekerliedes, von dem nur die erste Strophe

Störtebeker un Godeke Micheel
De rovveden beide tho gliken deel
Tho water un tho Lande,
So lange dat idt Gott vom Hemmel verdroth.
Do mosten se liden grote schande

nachgeblieben ist. Aber der Ostfriese W. Lüpkes hat eine vorzügliche Nachdichtung im Geiste des Originals geschaffen, stofflich gedrungen, von dramatischem Leben erfüllt und von geradezu vollendeter archaistischer Stilisierung, so daß dies neue Störtebekerlied getrost den Grothschen Balladen an die Seite gestellt werden darf. Von dem sehr langen Gedicht (abgedruckt im Ostfriesisch-plattdeutschen Dichterbuch, Aurich, A. H. F. Dunkmann) mögen zwei den Kampf bei Helgoland schildernde Strophen hier stehen:

„Holt up, Gesellen, un drinkt nich mee,
Dor lopen dre Schepen in de See,
Bemant mit Hamborger Knechten:
Wen de uns kamen an Schipsboort
Den moot wi wakker fechten."

Se broggen Büssen und Pielen herut,
Se schoten wol mit Loot un Krut,
Dat 't wiet un siet het klungen:
Do is so mennig stolte Held
Sien Hart in Stükken sprungen.

Schiffsbeutegierig, strandbeutegierig waren die Friesen von je bis auf diese Tage, vor allem die Sylter und die Helgoländer. Die Blicke, mit denen ihre Vorfahren durch Schaum und Brandung antreibenden Fahrzeugen entgegensahen, haben entschieden unserem heutigen Humanitätsgefühl nicht entsprochen, sondern wünschten etwas ganz anderes. Etwas von der unheilvollen Kraft dieses Blickes spricht aus des friesischen Dichters Fooke Hoissen Müllers Ballade „Könk Helgos Oog" zu uns, obwohl es sich im übrigen darin nicht um Strandbeute handelt:

Upt Solder (Söller) baven de Klippenkant
Daar sit Könk Helgo van Helgoland.
He met mit de Oogen de deepe See,
Rümmt het der en Ooge so scharp as he.
By de Bissers (Fischern) geit et von Mund to Mund:
Helgos Ooge dat bahrt (bohrt) der en Schipp in Grund!

Ein Nachfahr Störtebekers und nicht minder frecher Plünderer Hamburger Schiffe war Klaus Kniphoff, eine der poetischen Verherrlichung unbedingt würdige Piratenfigur, denn als er nach dem Grasbrook geführt wurde, um dem Amtsnachfolger des berühmten Rosenfeld übergeben zu werden, weinten alle zuschauenden Frauen und Mädchen aus Jammer über das allzufrüh dem Scharfrichter verfallene schöne junge Blut. Ein junger Hamburgischer Dichter, Gorch Fock, hat das von den Zeitgenossen anscheinend Versäumte nachgeholt und Kniphoffs Taten und Schicksal ein dem Lüpkesschen Störtebekerliede ähnliches plattdeutsches Denkmal gesetzt:

Mit Piepen un Trummeln, fief Fähnlein vorop,
twee Eddellüd goht an sien Sieden,
so stebelt Kloos Kniphoff non Winserntorn rop
un schimpt op den Weg noch, den widen!
He kickt no dat Woter un denkt an de See:
Kloos Kniphoff, bald deit di keen Stebel meehr weh.

Burgen hat es an der Wasserkante nicht gegeben, außer in Ostfriesland, an den Häuptlingssitzen, und das waren poesielose Steinkästen, keine Ritterfitze mit Remter usw. Das, was man romantisch nennt, hat also auch in den Menschen Plattdeutschlands mit ihrer vorwiegend auf die Realität der Dinge gerichteten Sinnesart und der besonders den Dithmarschen und Friesen eigen-

tümlichen mathematischen Veranlagung niemals eine gemütliche Pflegestätte gehabt, und so finden wir von poetischen Niederschlägen der Romantik, deren eigentliches Feld sonst die Lyrik ist, kaum Spuren. Wohl aber von dem tiefen Naturgefühl, das die scheinbar so reizlose Landschaft der Marschen, Moore und Küsten in ihren Kindern auslöst. Man braucht nur eine Prosaschilderung der Eidermarsch von Klaus Groth zu lesen, um die Bande zu erkennen, die in diesen Landstrichen Menschen und Natur miteinander verknüpft. Wie aber beseelt sich diese Natur erst in seinen Gedichten, und wie ist auch hier überall der Salzgeschmack der See, das Atmen des Haffs, der geheime plutonische Urgeist zu spüren, der als zartester elementarer Duft ihren Poren entströmt. So kann man mit Recht sagen: sie sind mittelbar durch das Meer erzeugt. Mitunter steht die Natur geisterhaft, vom Irdischen losgelöst, für sich selbst da, wie im Gedicht „Dat Moor". Meistens aber tritt sie in ihren Beziehungen zum Menschenleben und Menschenschicksal auf. Durch die dezente Farbengebung, den musikalischen Ton und die wie ein Strom leiser Elegien anmutende sprachliche Weichheit erinnert Groths Dichtung an die Poesie des stammesverwandten Theodor Storm. Groth hatte ein selbstwüchsiges poetisches Naturell; darum hat er sich in seiner Lyrik auch niemals von Heine beeinflussen lassen, obwohl dieser ihn sicher angeregt hat. Ich wenigstens finde Gefühlselemente der Heineschen Poesie — der sich ja zu damaliger Zeit kein Dichter ganz entziehen konnte — bei Groth wieder, besonders die packende Stimmungskraft der Nordseelieder, wenn auch nicht die ihnen eigene traumhafte Süße.

De Fiſcherkat

Verlaten is de Fiſcherkat,
Tobraken is de Daer,
De grauen Waggen kamt und gat
Se kumt ni mehr derbaer.

Se kumt ni mehr, ſo friſch un ſchön,
As keem ſe jüs ut Haf,
Se kumt ni mehr, ſo blid to ſehn,
As keem de Maan heraf.

Verlaten ſüht de Welt mi an,
Un düſter geit dat Meer,
De blide Maan is ünnergan
Un kumt ni mehr herbaer.

Als ein weiteres Beispiel mag auch noch aus einem anderen Grunde die erste Strophe aus dem Wiegenlied der „Schipperfru" angeführt werden:

Slap Kindjen ſöt,
Ik weeg di mit de Föt;
Buten geit dat wille Haf,
dat weegt din Vader wul op un af:
Slap Kindjen ſöt.

Es ist bezeichnend für die Schaffensweise Groths, der gern Volksliedmotive aufnahm und selbständig verarbeitete (nicht abschrieb, wie ihm allen Ernstes vorgeworfen ist). Der zugrunde liegende Wiegenreim heißt im Friesischen:

Sööt, Kinken, sööt,
Jk waag di mit min Fööt,
Jk waag di mit min ole Scho;
Kinken, do de Ogen to.

Auch das hübsche Wiegenlied von Willrath Dreesen (im ostfriesischen Dichterbuche), mit seiner raunenden Verlebendigung des Meeres, findet am besten gleich hier einen Platz:

Slap, min Kind, de Watermann
Kummt all in de Sielen.
Buten swemmt he lank un blank,
Buten in de Prielen (Wasserläufen).

Buten is sin Bedd so kolt
Un sin Hus so apen.
Warme Minskenkinnerkes
Sallen bi hum slapen.

Well noch wakt un well noch snackt,
Swemmt bold in de Prielen. —
Slap, min Lev, de Watermann
Bullert in de Sielen.

Um auf Groth zurückzukommen: alte Volksliedmotive klingen unter anderem auch wieder in der „Lotsendochter", der die See den Liebsten raubt:

Se kunn de Nacht ni slapen,
De See de gung so swar un lud,
De ganze Nacht ni slapen:
He weer to fischen ut.

„Min Vader lat uns rojen,
De See de geit so lud un swar,
Min Vader lat uns rojen,
De Fischers stat Gefahr."

De Morgen grau int Osten,
De See de gung so hoch, so holl;
Wat drev dar rop vunt Osten?
Dar drev en kentert Joll.

„Jck heff vunnacht ni slapen,
Min Vader, wenn': ik bün so slecht.
Un reckt wi noch ant Oewer,
So makt min Bedd torecht."

Durch Heine ist vielleicht auch „Schippers Brut" angeregt, das Gedicht von den beiden Liebenden, die ohne Elternwissen in die weite Welt gehen:

„Jk kann ni vun di laten,
Keen Annern bün ik gut!" —
„So dreg ik di op beide Hann'
Vet ut de Welt herut!

Ik hevv min Boot int Water,
Ik hevv min Schipp in See,
Ik hevv min Levste in min Arm:
Min Vaderland, ade!"

Diese elementaren und symbolischen Beziehungen der See zu den Schicksalen des menschlichen Herzens finden sich noch zahlreicher als bei Groth bei älteren und jüngeren friesischen, besonders ostfriesischen Dichtern wieder. Überhaupt hat Ostfriesland eine garnicht unbedeutende plattdeutsche Lyrik hervorgebracht, während sich unter den schleswig-holsteinischen Hallig-, Insel- und Küstenfriesen eine solche nicht entwickelte, jedenfalls weil hier, im Gegensatz zu Ostfriesland, das Plattdeutsche das Friesische als Volks- und Verkehrssprache noch nicht hat verdrängen können. Auch dort tritt die See wiederholt als Zerstörerin des Liebesglückes auf, um so grausamer, wenn für die Geliebte ein Gretchenschicksal hinzukommt:

De Planken driesen an d' Diek,
De Planken driesen an d' gröne Diek,
Dar steit 'n junk, junk Wicht (Mädchen).
Water un Wind,
Unner 't Hart is 'n Kind.
Mien Jung is verdrunken, verdrunken is hee,
Mien Ollen in 't Karkhoff, mien Jung in de See,
Geen Vader vör mien Kind.

De Köster sleit de Klok,
De Köster sleit de Dodenklok,
Wal (wohl) over 'n swart, swart Graft.
Eerde un Sand,
'n Paar Planken in d' Kant.
Un unner un boven 'n Paar Planken swartbunt (schwarz-weiß)
Mit d' Jung in de See erst, mit d' Ollen in d' Grund
Un nast hör lütjet Kind.

singt mit etwas sentimentalem Unterton der unglückliche Harbert Harberts.

Den gleichen volkstümlichen Ton trifft auch der ältere poetisch hochbegabte Fooke Hoissen Müller, wenn er für den letzten Gruß des im Meere versunkenen Geliebten die Schwalbenbotschaft wählt:

Schwaalkes, leev' Schwaalkes,
Seggt, wat vertellt ji jo? —
„Wi togen wer um, dat Schipp stürde Noord,
Sien beste Matrose full över Boord:
‚Leeve Schwaalkes, do 't et de Wind tovör
Un bringt mien letzte goode Nacht to hör
In Dunkeln under de Boom.'"

Solche natürlichen und einfachen Grundmotive, die zwanglos aus der Seele des niederdeutschen Volks quellen, sind selbstverständlich der gegebene Stoff für seine Dichter, und es ist zu beklagen, daß so vorzügliche Talente wie beispielsweise Müller und Harberts, denen sich noch manche anreihen ließen,

sich literarisch nicht haben durchsetzen können. Wir müßten, um dies zu erklären, auf Zeitverhältnisse und bestimmte Entwicklungslinien der hochdeutschen Literatur eingehen, ferner auf kurzsichtiges Mißverstehen eingeborener niederdeutscher Literaten, die bis in die Neuzeit eine künstlerische Auffrischung, die z. B. französische Maler für ihre Kunst längst als notwendig erkannt hatten, im Schoße des eigenen Stammes bekämpften (Hermann Allmers). Man erkannte eben nicht, daß in diesen sprachlich manchmal noch unbeholfen ringenden Poesien die Wurzel neuer Dichterkraft saß, Keime, die längst trieben bevor die „Heimatkunst" literarisch verkündet war. In diesem Punkte sind überhaupt die niederdeutschen Stämme, besonders die der Küstenstriche, und ihre Lyrik mit anderen Sondervölkerschaften und ihrer Literatur zusammenzustellen. Stets erscheinen dort Stolz auf Eigenart und Heimatgefühl besonders ausgeprägt. Das Stammesgefühl der Niederdeutschen erkennt man vor allem in der dichterischen Lobpreisung der plattdeutschen Sprache. Fast kein niederdeutscher Poet hat sie unbesungen gelassen; Groths unvergleichliches „min Moderspraak" löste diesen Ton bei allen späteren aus. Das Heimatgefühl dagegen fand sich früher — jetzt ist es nicht mehr so — in geradezu elementarer Stärke vornehmlich bei den Inselfriesen, sowie überhaupt bei den Bewohnern der entlegensten, ödesten und rauhesten Gegenden. Das Heimweh der Halligleute war sprichwörtlich und hat seinen ergreifendsten Ausdruck in dem Magnussenschen Gedicht „De Halligmatros" gefunden. Ich setze die erste und letzte Strophe hierher.

„Kaptein, ik bidd Ju, lat mi doch fort,
O, latet mi fri, sünst lop ik dun Bord.
Ik mut to Hus, nah de Hallig. —
Vergahn sünd all dre ganze Jahr,
Dat ik jümmer to See weer un nich mehr dar
Op de Hallig, de lewe Hallig."

Es beginnt nun ein Wechselgespräch. Der Kapitän will den Matrosen zurückhalten und schildert ihm die Kleinheit und Verlassenheit der Hallig, und als das nichts nützt, ihre Gefahren. Er schließt mit dem Bericht, daß des Matrosen Schafe und Lämmer, Frau und Kind in einer Sturmflut ertrunken sind und sein Haus fortgespült worden ist, aber der bleibt fest:

„Ach Gott, Kaptein, is dat dar geschehn;
Un schall ik dat allens nich webdersehn,
Wat so leev mi weer op de Hallig?
Un Jem fragen mi noch, wat ik dar will dohn?
Ik will starben un deep in de Ere rohn
Op de Hallig, min lewe Hallig."

Wie groß auch die Gefahren der See sind und wie oft sich das Motiv „blewen" (geblieben) wiederholt: die See lockt Seemannsblut. Was kümmert es den Jungen von der Waterkant, ob „Rasmus" auch ihn vielleicht einmal holen wird, wie den Vater, die Brüder, den Nachbar. Er ist ein Kind der See, denn das Land, auf dem sein Vaterhaus steht, ist von ihr gegeben, und so gehört er zu ihr. So entwickelt sich überall, wo Schiffer und Fischer

einerseits und Bauern anderseits in der Küstengegend sich berühren, ein starker Gegensatz, in dem der Seemann, kann er es mit dem Geld des Bauern auch nicht aufnehmen, sich als der Freiere und Tüchtigere fühlt. Das geht sogar auf die Frauen über. Die friesische Eilandstochter weist die Werbung des reichen Festlandsbauern stolz zurück:

Un werst du Bur ok golden
du protst mi nich so mall,*)
dat mi din Gold kunn holden,
Ick gah nich an de Wall (Festland).

Min Eiland droggt min Hüsken,
Min Weg is 't Schipp to See,
Hier bleihn mi Blomenstrüsken,
De 't an de Wall nich seh.

Un sittst achter Diek un Dammen,
Un büst ook 'n Hartensdeef,
't heff anner Brüdigammen:
De See, de heff ick lev!

In See dar schlapen min Ollen,
In See dar schlöppt min Brör,
To hör will ick mi holden,
Un rüsten dar bi hör.

In See dar schwemmt dat Fisken
So munter, ruum un blank.
Du meenst, wullt mi erwisken
In 't Nettje? — Nee, ick dank!

Neben solchen Gegensätzen kommt aber auch die eigentliche seemännische Berufsfreudigkeit, das Bord-, Matrosen- und Fischerleben kraftvoll und anschaulich in der Seemannspoesie zum Ausdruck. Von den alten Emdener Buisen (Heringsfängern) meldet uns folgendes Gedicht aus dem Jahre 1828:

Hurrah! de Seils flink utgespannt,
't geit in de wilde See!
Hurrah! de Dreibaß lößgebrannt —:
De König lev', un't Vaderland,
Un Emdens Fischeree!

Man wird auf Teilung gefischt haben, denn eine Strophe lautet, tröstlich für die zurückbleibende Braut:

Min Brutje! wat ik overwinn,
Dat deel ick dann mit di,
De Domine de schrifft uns in,
Un uns beglückt een troe Minn;
Du levst vergnögd mit mi!

Die ganze Poesie der alten Segelschiffahrt klingt aus einem Liede des gleichen Jahres „Dat seilklare Schipp" wieder, das wegen seiner zahlreichen nautisch-technischen Ausdrücke hier leider keinen Platz finden kann. An Bord,

*) Du redest mich nicht so dumm.

und somit auch in den Bordliedern, geht es bekanntlich mehr realistisch derb als zartfühlend her, wie überall, wo Sitte bringende Weiblichkeit ausgeschaltet ist. Man höre ein paar Verse, mit denen der Bremer Seemann Ned die famosen Geschichten aus seiner „Fohrensstied" einleitet:

For ohle Frunne schrew ick dat
Un nich for klistern Tanten,
De ehr Grandidel in'n Kosse stippt, —
Blot for mien ohln Bekannten.
Rin in de Teerpütz med de Fust,
Wat helpt dat lang Besinnen,
An de Pardunen dalgesust, —
Dat anner ward sick sinnen.

Ein echter und rechter Seemannspoet wird uns voraussichtlich einmal in dem schon genannten Gorch Fock, einem Finkenwärder Fischerkind, erwachsen. Der kennt die See und ihre Leute. Als Beispiel sein Gedicht auf die auffitzende Fünfmastbark „Preußen" (7. November 1910).

Vor Dover sitt wi up den Steen
Mit braken Topp un Mast,
Op dat Deck springt de groten Brekers,
De hungrigen Störtebekers,
Un de Felsen, de Felsen hollt fast!

An Deck mit dien Harmonika,
Lütt Kock, un speel en op!
Un denn lat dat Water man brusen,
Un denn lat den Stormwind man susen,
Denn heff ick wat anners in'n Kopp.

Denn denk ik an Sankt Pauli woll
Un an mien seute Deern;
Na Iquique wull se mi schrieben:
Dat wi vor England sulln bliben,
Dat seeg ik verdammi nich geern.

Wat grippst du uns hier binnen an,
Du wille Wind, du Deert?
In 'n Atlantik kunnst du uns rieten,
Bi Kap Hoorn dor kunnst du uns smieten;
Dor harr sick uns' Preußen woll wehrt!

Sall so uns' Fiefmastschipp vergahn?
De Königin op See?
Ne, Jungens, dat droff dat nich geben!
De „Preußen" un wi wöllt noch leben!
Hurrah öber Luw — öber Lee!

Seltsamerweise hat nur die Nordsee ihre Kinder (Dithmarscher und Friesen) zu ihrem dichterischen Ruhm begeistert. Die Ostsee nicht, nicht einmal den Dichter des „Vagel Grip", John Brinckman.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kirchenpolitik

Amtspflicht und Gewissen des Pfarrers. Herr Dr. Paul Ernst schreibt in Nr. 39 der Grenzboten Seite 592: „Die Pastoren sind Beamte dieser Kirche, welche angestellt werden und Gehalt bekommen dafür, daß sie die einmal von der Kirche angenommenen Ansichten lehren; bekanntlich müssen sie sich bei ihrem Amtsantritt ausdrücklich dazu verpflichten. Wie nun alle diese Verhältnisse durch bewußte und unbewußte Täuschung sehr verworren sind, kann ein Mensch von Überzeugungstreue auf die Idee kommen, daß er lehren müsse nicht was ihm amtsmäßig aufgetragen ist und wofür er bezahlt bekommt, sondern was ihm sein ‚Gewissen' eingibt." „Was würde denn der Staat etwa mit einem Amtsrichter machen, der plötzlich nach seinem ‚Gewissen' richtete und nicht nach dem Gesetzbuch?" Unklarheiten bestehen allerdings darin, daß die Ordinationsformulare der deutschen Landeskirchen die Bibel und die Bekenntnisschriften nennen, aber nicht unzweideutig genug sagen, in welchem Sinne und in welcher Umgrenzung. Jedes deutsche Kirchenrecht erklärt der Sache nach wie Karl Köhlers Kirchenrecht S. 184: „Doch ist zu beachten, daß die Verpflichtung auf Schrift und Bekenntnis niemals die Bedeutung der Zustimmung zu der Wortinspiration der Heiligen Schrift oder der juridischen Bindung an den Wortlaut irgendeines Symbols haben kann. Schrift und Bekenntnis können in der evangelischen Kirche niemals zu einem in juristischer Weise zu handhabenden Lehrgesetze werden." Tatsächlich hat auch gerade der letzte Apostolikumsstreit bewiesen, daß die preußischen Generalsuperintendenten ihren Ordinanden ausdrücklichen Dispens von einzelnen Sätzen des sogenannten apostolischen Bekenntnisses erteilt haben, zumal sie auch für ihre eigene Person dieselbe Freiheit in Anspruch genommen haben. Ausdrücklich wird erklärt, nicht der Buchstabe, sondern der Geist von Bibel und Bekenntnis soll gelten. Was aber dieser Geist ist, was die Hauptsache und was Nebensache ist, das zu entscheiden, ist der persönlichen Überzeugung des einzelnen überlassen. Tatsächlich herrscht der Zustand, daß jeder ordiniert wird, der gewillt ist, christlichen Glauben im Sinne der Reformation zu pflegen und dabei sich den notwendigen Ordnungen fügen will. Wünschenswert ist nicht, daß das „Gewissen" des Pfarrers ausgeschaltet wird und er einem Bekenntnis als juristischem Lehrgesetz sich fügt; sondern daß jeder Pfarrer sich fragt, ob er eine persönliche Glaubensüberzeugung hat, die ihn mit Eifer und Freudigkeit im Sinne und Geist der Reformation und des echten Christentums wirken läßt. Daß dies auch bei kritischer Stellung zu vielen Sagen der Bibel und bei Ablehnung mancher theologischer Sätze von Paulus und Luther möglich ist, beweisen die Tatsachen. Ich habe bereits in Heft 25 der Grenzboten die Überzeugung vertreten, daß die schweizerischen Kirchen das Rechte treffen, wenn sie die Verpflichtung nur auf das Evangelium Jesu und auf die Grundsätze der Reformation ausdehnen. Vielleicht kommen die deutschen evangelischen Landeskirchen auch allmählich zu solchen weitherzigen Formulierungen. Wir sollten jedenfalls dies mit Ernst anstreben. Herr Dr. Ernst übersieht, daß die Kirchen die Religion nicht bloß veräußerlichen. Gewiß ist dies eine große Gefahr des Kirchengeistes. Die Kirchen werden aber zugleich von dem Gesetz der Assimilation beherrscht. Sie haben trotz Luthers Wort von der Erde als einem Jammertal sich die Stimmung Brunos und Spinozas von der Herrlichkeit des Weltalls in Schleiermacher angeeignet, ebenso trotz Luthers Wort vom verlorenen und verdammten Menschen die Stimmung Kants von der Erhabenheit des Menschengeistes. Wer wie Dr. Ernst einen „neuen Glauben" vertritt, sollte nicht den Versuch machen, alles Veraltete und Verrottete in den Kirchen zu konservieren, um dann möglichst schnell über sie hinweggehen zu können. Prof. Johannes Wendland-Basel

Josef Bachem. Seine Familie und die Firma J. P. Bachem in Köln. Die rheinische und die deutsche Volkshalle. Die Kölnischen Blätter und die Kölnische Volkszeitung. Zu-

gleich ein Versuch der Geschichte der katholischen Presse und ein Beitrag zur Entwicklung der katholischen Bewegung in Deutschland. Von **Karl Bachem**, Dr. jur. utr. Erster Band (bis 1848). Köln, J. P. Bachem, 1912. — Chacun a les défauts de ses qualités. Die Kehrseite der altpreußischen Tüchtigkeit, die Unfähigkeit, moralische Eroberungen zu machen, hat mancherlei weltgeschichtliche Folgen gehabt, und es ist keine Übertreibung, wenn man die Macht des Zentrums auf sie zurückführt. Der freundliche Ton der Proklamation, die Friedrich Wilhelm der Dritte am 5. April 1815 „an die Einwohner der mit der Preußischen Monarchie vereinigten Rheinlande" richtete, gewann die Herzen, aber das preußische Regiment stieß sie zurück durch den unbegründeten Zweifel an ihrer Loyalität, den Verdacht der Hinneigung zu Frankreich, durch schulmeisterliche Bevormundung, bärbeißige, grämliche Bekämpfung der Gewohnheiten und Lustbarkeiten einer fröhlichen Bevölkerung, und durch grobe Behandlung der gebildeten Bürgerschaft. Als dann vollends das Versprechen, die vorgefundenen Beamten im Besitz ihrer Posten und im Genuß ihrer Einkünfte zu lassen, durch engherzige Auslegung unwirksam gemacht wurde, schlug die anfangs so günstige Stimmung sichtbar um. Görres schrieb: „Die Eintracht, die glücklich Wurzeln geschlagen, ist zerstört; längst besänftigte Leidenschaften und Abneigungen sind wieder aufgewacht, und jeder Tag sieht die Kluft größer werden, die verwandte, jetzt unter einem gerechten, wohlwollenden Fürsten eng verbundenen Stämme voneinander trennt." Die Mißstimmung ergriff die evangelische Minderheit so gut wie die katholische Mehrheit, aber dieser wurde sehr bald noch weiterer Grund zu Beschwerden geliefert, da dem Nachwuchs ihrer mittleren und höheren Stände jede Aussicht auf Versorgung im Staatsdienste geraubt wurde, und die aus Altpreußen eingewanderten Beamten Kristallisationspunkte für die Gründung neuer evangelischer Kirchgemeinden bildeten, die sich kräftiger Förderung von oben erfreuten. Was jedoch am meisten erbitterte, das war der Maulkorb. Keine Möglichkeit, öffentlich Beschwerden auszusprechen bei der damaligen Knebelung der Presse! Von den Zensurstückchen, die Bachem mitteilt, sei nur eins erwähnt, das zwar mit den Schmerzen der Rheinländer nichts zu schaffen hat, dafür aber die Geisteshöhe der Behörden, die das Geistesleben der Nation in die rechte Bahn leiten sollten, sehr hübsch beleuchtet. Die Kölnische Zeitung bekam eine Anzeige der Übersetzung der „Göttlichen Komödie" von Philalethes (bekanntlich Pseudonym des Königs Johann von Sachsen); diese strich der Zensor, Polizeirat Doleschall, mit der Begründung: mit göttlichen Dingen dürfe nicht Komödie getrieben werden. Und nun gar die Katholiken! Alle ihre Bemühungen um Konzessionen für Zeitungen und Wochenblätter blieben vergeblich, und außerhalb Preußens erscheinende katholische Zeitschriften, wie die Historisch-Politischen Blätter wurden verboten. Darum standen die rheinischen Katholiken in der vordersten Reihe in dem Kampfe um Preßfreiheit und eine Verfassung. Sobald beides 1848 errungen war, fanden die nun vor sich gehenden Zeitungsgründungen wohl vorbereiteten Boden. Denn während die protestantischen Freiheitskämpen meistens Kirchenfeinde waren, hatten auf katholischem Boden Geistliche und Laien in einmütigem Zusammenwirken eine reiche Erbauungs-, Unterhaltungs- und Streitschriftenliteratur geschaffen, die das Volk im katholischen Sinne aufklärte. Meine Wenigkeit ist ein Pröbchen vom Erfolg dieser Aufklärungsarbeit. Mein Vater war ein evangelischer Buchbinder, der katholische Pfarrer sein bester Kunde, und meine katholische Mutter sorgte dafür, daß ich im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren alle diese katholischen Sachen zu lesen bekam. So bin ich damals katholisch geworden. Die Feindschaft der Konfessionen und der Weltanschauungen erklärt es, daß der Anteil der Katholiken an dem politischen Ringen jener Zeit in der dominierenden Literatur unbeachtet bleibt und Görres höchstens als „der tolle Görres, der anfängliche Revolutionär und spätere Ultramontane" erwähnt wird, obgleich er, wie Bachem richtig ausführt, der erste deutsche Publizist großen Stils gewesen ist und sein Freiheitsideal nicht das französisch-jakobinische, sondern das mit der Monarchie wohlverträgliche altgermanische war. Dem Umschlage des ersten Jahrgangs des Rheinischen Merkur gab er die taciteische Aufschrift: De minoribus rebus principes consultant

(Bachems Setzer macht consulant daraus), de majoribus omnes, ita tamen, ut ea quoque, quorum penesplebem arbitrium est, apud principes pertractentur. Nicht geduldet, nein, geboten muß die Freimütigkeit sein, schreibt er u. a. zur Begründung des Anspruchs auf Preßfreiheit. Den Historisch-Politischen Blättern, die der Geist des großen Görres beseelte, verdanke ich den besten Teil meiner politischen Bildung.

Nach dem Vatikanum sind sie natürlich heruntergekommen. Der romantisch-deutsche Katholizismus derer um Görres war eben im Grunde genommen nicht der jesuitisch-vatikanische. Auch wirkte im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts der Geist der Aufklärung noch so stark nach, daß im Bachemschen Verlag nicht bloß Schriften der ketzerischen Hermosianer erschienen, sondern auch Sachen wie Luthers Enchiridion, und daß Lambert Bachem, der Vater Josefs, einmal zu Ehren einer kirchlichen Prozession ein Fenster seines Hauses mit den Büsten des Papstes und Luthers schmückte. Die damalige Verschwommenheit und Oberflächlichkeit sollen solche Erscheinungen beweisen. Bürgerlich, politisch freilich müßten die Konfessionen als gleichberechtigt anerkannt werden, aber in religiöser Beziehung könne der Katholik, der an seine allein seligmachende Kirche glaube, den Andersgläubigen die Gleichberechtigung nicht einräumen. Der Vorwurf der Oberflächlichkeit ist dem Verfasser zurückzugeben; vertiefte Einsicht stellt die Alternative: entweder Alleinberechtigung der „alleinseligmachenden" Kirche auch im Staate, oder Gleichberechtigung aller Konfessionen und Sekten, auch im religiösen Sinne. Dem Ultramontanismus pflegt der Protestant Veräußerlichung der Religion vorzuwerfen. Bachem erhebt diesen Vorwurf gegen den damaligen „toleranten" und „aufgeklärten" Katholizismus, der z. B. die Kirche als Konzertsaal behandelt habe. Auch diesen Vorwurf kann man ihm zurückgeben. Die Offenbarung Gottes in der Musik empfinden, beweist mehr Tiefe, als das Knien vor körperlichen Symbolen des Göttlichen, und die Anbetung Gottes in Geist und in der Wahrheit gilt dem Gott in unseren Herzen, nicht dem auf dem Altare körperlich gegenwärtig geglaubten. Aber freilich, wenn die jungen Herren während des Hochamtes dem Altar den Rücken gekehrt haben, um die in Balltoilette auf dem Chore paradierenden Opernsängerinnen zu lorgnettieren, dann muß man der Auffassung Bachems einige Berechtigung zugestehen. Die Erfahrung zeigt leider, daß bei der Masse die innere Gottesverehrung sehr fest mit dem Äußerlichen verknüpft ist, und daß mit dem Gott auf dem Altare nur allzuoft auch der im Herzen entweicht, die heilsamen Wirkungen schwinden, die der Glaube an den allgegenwärtigen Gott auszuüben vermag. Wie beim Verzicht auf kultische Äußerlichkeiten dem Volke die innerliche Religion erhalten bleiben könne, das ist eins der schwierigsten Probleme der Gegenwart.

Das, was Bachem Vertiefung nennt, das lebhafte orthodoxe Konfessionsbewußtsein, ist, wie er selbst gesteht, erst durch den Gegensatz zum Protestantismus wachgerufen worden, oder vielmehr dadurch, daß dieser Gegensatz den Charakter der Feindseligkeit annahm, weil eine protestantische Regierung die katholische Mehrheit benachteiligte und bedrängte. . . . .

Allen Politikern ist das Studium dieser Geschichte der Entstehung einer katholischen Presse in Deutschland dringend zu empfehlen. Die Personen und Schicksale der Familie und der Firma Bachem bleiben, abgesehen von den ersten Kapiteln, im Hintergrunde. Was daraus mitgeteilt wird (ein Anhang enthält Urkunden und Briefe aus dem Familienarchiv), ist kultur- und wirtschaftsgeschichtlich interessant. So z. B. veranschaulichen die nach heutigem Maßstabe winzigen Besoldungen und bei geschäftlichen Transaktionen gezahlten Geldsummen sehr deutlich das Sinken des Geldmarkts in den letzten hundert Jahren.

Carl Jentsch-Neiße

Reichsspiegel

(vom 14. bis 21. Oktober)

Balkankrieg und Dreibund

Die Diplomaten sind eigentlich ein bemitleidenswertes Völkchen. Geht irgendwo einmal eine internationale Freundschaft aus den Fugen, so werden sie dafür gescholten, gibt es Krieg, so ist daran entweder ihre „Trottelhaftigkeit" oder ihre „Perfidie" schuld; geschieht aber einmal etwas Erfreuliches, kommt es zu einer die öffentliche Meinung schmeichelnden Entscheidung, dann haben sie keinen Teil daran: es ist „trotz ihrer" gut gegangen! Die Völker, die Nationen, die zwingenden historischen Vorgänge, neuerdings auch die Bankiers und die Börsen, — sie alle haben ihr hervorragendes Verdienst am glücklichen Verlauf irgendeiner Entwicklung, — aber beileibe nicht die Diplomaten. Sollte in dieser Tatsache nicht der innerste psychologische Grund dafür zu finden sein, daß es so wenig wirklich gute Diplomaten gibt? Sollte nicht gerade die ungeheure Selbstverleugnung, die dem Diplomaten auf Schritt und Tritt auferlegt wird, der Grund für viele sein, dem Beruf den Rücken zu kehren noch ehe sie recht dazu gekommen ihre Fähigkeiten zu beweisen? Der moderne Diplomatenberuf ist dem des forschenden Gelehrten vielleicht der ähnlichste: wie dieser die ihn bewegenden Probleme erst im emsig arbeitenden Hirn ausreifen lassen muß, ehe er das Ergebnis der Öffentlichkeit übergeben darf ohne darauf zu rechnen, freudig begrüßt oder gar verstanden zu werden, so durchforscht der tüchtige Diplomat in einsamer Denkarbeit die Realitäten des internationalen Lebens, um die Aufgaben, die die Nation ihm stellt — nicht im demokratischen Sinne, sondern im Sinne historisch begründeter Möglichkeiten — auszuführen. Und findet er sich auf der Höhe seiner Aufgaben, so wird der Diplomat zum schaffenden Künstler, der mit zarter Keuschheit formt und knetet an den politischen Problemen, nur selten beglückt von der Gewißheit, noch persönlich den Ruhm ernten zu können, den seine Arbeit verdient. Solch ein Glücklicher unter den Diplomaten war Fürst Bismarck, jener vorsichtig wägende und kühn zupackende deutsche Staatsmann, der bis zur Reichsgründung stets die Mehrheit gegen sich hatte. Heute feiern sie ihn wegen seiner sichtbaren Erfolge, aber vergessen, daß seine heldenhaftesten Leistungen in der Vorbereitung jener Erfolge liegen, und daß es gerade jene dunklen Jahre sind, die durch das Wort Olmütz beschattet werden, in denen die wahre Größe unseres Nationalhelden erprobt wurde.

Deutschland hat im vorigen Jahre in der internationalen Politik durch eine Situation hindurchgehen müssen, die seitens der Opposition als ein zweites Olmütz bezeichnet wurde. Wir haben stets einen entgegengesetzten Standpunkt eingenommen, in dem Bewußtsein, daß das Reich seine Kräfte nicht zersplittern durfte. Die verantwortlichen Diplomaten haben in der ganzen Zeit der Marokkokämpfe eine solche Fülle von Selbstbeherrschung bewiesen und haben sich trotz der schwersten Angriffe so frei von jeder Eitelkeit gezeigt, daß sie uns auch da die größte Hochachtung abnötigen, wo wir mit den einzelnen Maßnahmen nicht einverstanden sein können. Und ich denke mir, daß von dieser Hochachtung aus sich auch das Vertrauen entwickeln wird in die weitere Führung unserer internationalen Geschäfte. Die Neuordnung der Balkanfrage steht schon seit Jahren vor der Tür. Aber noch in keinem Stadium hat sie so sehr den Stempel einer Aktion gegen den Dreibund getragen, wie gegenwärtig. Und wie Preußen seinerzeit der „deutschen Einheitsfrage" Rechnung tragen mußte, so trägt heute die auswärtige Politik Deutschlands der „mitteleuropäischen" Rechnung: unsere Diplomatie treibt reichsdeutsche Politik im Rahmen des Dreibundes, dieses seit mehr als zwanzig Jahren als Friedenshort erprobten Gefüges. Das Attentat auf den Dreibund, das in dem Vorgehen Englands und Rußlands und der kleinen Balkanstaaten lag, mißglückte an der Festigkeit des Dreibundes: Österreich-Ungarn und Italien haben durch ihr Verhalten bewiesen, welchen Wert für sie der Bund hat. Dieses durch den schnellen Friedensschluß zu Ouchy, jenes durch die Bereitwilligkeit, mit der es — trotz schwerwiegendster Bedenken — die Hand zur Verständigung mit Rußland geboten. Der Dreibund ist nicht nur intakt geblieben, der ihn angreifende Dreiverband erzittert in seinen Fugen, nachdem sich herausgestellt hat, daß die französischen Interessen denen der deutschen Nation viel verwandter sind als denen Englands, nachdem sich weiter herausgestellt hat, daß Albion durchaus nicht geneigt ist seinem russischen Freunde in dessen Bestreben die Dardanellenstraße zu beherrschen, beizustehen. So sind an der Lokalisierung des Balkankrieges zwar die realen Verhältnisse schuld, aber das Verdienst sie richtig bewertet und die gewonnene Erkenntnis rechtzeitig in die Wagschale geworfen zu haben, müssen wir diesmal doch den Diplomaten zugestehen. Und aus dieser Feststellung ziehe ich den weiteren beruhigenden Schluß, daß unsere Diplomaten auch befähigt sein werden, den Augenblick richtig zu erkennen, wenn die Entscheidungen der internationalen Politik in die Hände der Armeeleitung zu legen sein werden.

Die „Lokalisierung" des Balkankrieges und die Vereinbarung der Mächte, wonach territorial der status quo auch der Balkanhalbinsel, soweit es sich um die Türkei handelt, erhalten bleiben soll, legt die Frage nahe, wer denn nach dem Kriege, in dem doch irgendjemand Sieger bleiben oder unterliegen muß, die Zeche bezahlen soll. Bisher sind alle die Großmächte in Mitleidenschaft gezogen, deren Balkanhandel durch den Krieg berührt wird; der Ausgang des Krieges, wird das wirtschaftliche Interesse

derer unter ihnen verletzen, die auf der falschen Seite standen. Welches aber ist die richtige Seite?

Wir stehen erst am Anfang des Ringens. Die großen Gegner sind Türken und Bulgaren. Ihre Heere scheinen einander ebenbürtig. Für den Krieg selbst scheint Bulgarien in seinen Bundesgenossen eine willkommene Kräftigung zu erhalten; ob beim Friedensschluß die Freundschaft besonders Serbiens noch als Vorteil empfunden werden wird, scheint mir fraglich. — So läßt sich denn auch heute noch nicht sagen, wer denn die Zeche bezahlen wird und auf Prophezeiungen möchte ich mich nicht einlassen. Für Deutschlands Handel und sonstige Interessen als ganzes genommen erscheint es mir gleichgültig, wer die Balkanhalbinsel beherrscht — die Türkei oder Bulgarien. Ein Wechsel der bisherigen Verhältnisse würde einige Unbequemlichkeiten nach sich ziehn, würde einige Personalveränderungen bedingen, würde vielleicht die Chancen einiger Privatunternehmer verschieben — aber mehr auch nicht.

Anders steht es für die Mächte des Dreiverbandes.

Als der erste Schuß auf dem Balkan fiel war es nicht so sehr die Tatsache, daß ihn der Kronprinz von Montenegro abfeuerte, die den Dreiverbanddiplomaten den Schreck in die Glieder jagte, als vielmehr das Schießen an sich. An der Themse und an der Newa fühlt man sich so ähnlich wie der Zauberlehrling in Goethes Gedicht. Der Krieg ist da und man glaubte doch, mit einem Bluff zu erreichen, was nun auch durch den Krieg nicht erreicht werden dürfte. Jetzt, wo es Ernst wird, wünschen die Herren den Krieg schleunigst beendigt zu sehen. Im Stillen hofft man, der Himmel werde ein Erbarmen haben und die Wege auf dem Kriegsschauplatz in Sümpfe verwandeln oder aber so viel Schnee herniedersenden, daß an Kriegführen nicht zu denken wäre. Dem gleichen Mißbehagen scheint auch der Konferenzgedanke entsprungen, den Frankreich eifrig propagiert und der von England und Rußland verständnisvoll aufgenommen wurde. Frankreichs Sorge um die schleunige Wiederherstellung des Friedens ist verständlich; seine Interessen an Balkanfragen lassen sich durch die Zahl 4000000000 veranschaulichen und der bisherige status quo ist den französischen Kapitalisten genehm gewesen. Von einer Verschiebung der Kräfte läßt sich aber eine Erweiterung des französischen Einflusses um so weniger erwarten, als die geographische Lage Frankreichs dieses mit Heer und Flotte noch mehr in den Hintergrund drängt, wie Deutschland. Frankreich ist ebenso wie Deutschland durch je eine Dreibundmacht von der Balkanhalbinsel getrennt. Während Frankreich und Deutschland an diesem Balkankriege schon aus wirtschaftlichen Gründen kein Interesse hatten, haben England und Rußland ihr Interesse von dem Augenblick an verloren, seit es feststeht, daß auch nach dem Kriege am territorialen Besitz der Türkei nichts geändert, daß also nur das erreicht werden soll, was die Türkei selbst schon längst freiwillig zugestanden hat: Reformen in Albanien und Mazedonien. Beim Dreibund liegen die Interessen heute etwas anders. Nachdem

der Krieg gegen die Warnungen der Dreibundmächte doch ausgebrochen ist, wäre es schade um das vergossene Blut, wenn er vor reinlicher Feststellung der wirklichen Kräfteverhältnisse in einer Konferenz versumpfen sollte. Leidet auch im Augenblick unser Orienthandel, so dürfen wir solches doch in Kauf nehmen im Hinblick auf die Vorteile, die sich für uns aus der Herstellung klarer unzweideutiger Verhältnisse auf dem Balkan ergeben müssen. G. Cl.

Reichs-Petroleummonopol

Die Frage, ob die Schaffung eines Reichs-Petroleum-Handelsmonopols zweckmäßig sei, hat nicht nur die Regierung, sondern auch die zunächst interessierten kaufmännischen Kreise seit dem Tage eingehend beschäftigt, an dem der Reichstag den bekannten nationalliberalen Antrag Bassermann, Dr. Stresemann und Genossen annahm, durch den die Regierung aufgefordert wurde, sich die Bestrebungen der Standard Oil Co., die zirka 80 Prozent des deutschen Bedarfs an Petroleum deckt, näher anzusehen. Das Ergebnis der Erhebungen der Regierung stimmt nicht ganz mit dem Ergebnis der Erwägungen der kaufmännischen Kreise überein. Während die Regierung das Bedürfnis nach Schaffung jenes Monopols bejaht, haben sehr namhafte amtliche Handelsvertretungen es entschieden verneint. Allerdings waren die meisten Handelskammern sich darüber einig, daß die heutige Versorgung Deutschlands mit Petroleum keineswegs ideal sei und daß, falls es der Standard Oil Co. gelingen würde, ihre Konkurrenz an die Wand zu drücken, die Petroleumpreise zum Schaden vieler Millionen Konsumenten ins Ungemessene steigen könnten. Wenn viele Handelskammern trotz dieser Erkenntnis das Reichsmonopol ablehnten, so geschah es, weil sie annahmen, daß erstens durch dasselbe die gegenwärtigen Zustände wenig geändert würden, da das Reich auch bei Vorhandensein des Monopols von der Standard Oil Co. abhängig bliebe, und daß zweitens die nicht zu unterschätzende Gefahr bestehe, das Reich könne in schweren Zeiten das Monopol im fiskalischen Sinne ausnutzen, sich durch das Monopol neue Einnahmequellen erschließen und gerade die weniger bemittelten Klassen, die wichtigsten Verbraucher des Leuchtöls, mit einer finanziell äußerst wirksamen neuen Verbrauchsabgabe belasten. Unter noch manchen anderen Argumenten sind diese beiden die wesentlichsten, regelmäßig wiederkehrenden in den Äußerungen der Handelskammern. Die Regierung sucht sie zu widerlegen, indem sie erklärt, die von ihr vorgenommenen Erhebungen hätten ergeben, daß es nicht unerreichbar erscheine, sich durch geeignete Verträge die für Deutschland erforderlichen Ölmengen zum größten Teil ohne Inanspruchnahme der Standard Oil Co. zu sichern. Das ist eine zwar erfreuliche, aber außerordentlich vorsichtig formulierte Erklärung. Wer bürgt für das Zustandekommen „geeigneter" Verträge? Was heißt „zum größten Teil"? — Der Befürchtung einer fiskalischen Ausnutzung des Monopols sucht die Regierung durch die Erklärung zu begegnen, daß sie unter keinen Umständen eine neue Verbrauchsabgabe schaffen wolle,

daß die zu bildende Vertriebsgesellschaft mit allen Mitteln auf die Verbilligung des Leuchtöls hinarbeiten solle und daß der etwaige Gewinn aus dem Monopol der Allgemeinheit im Wege der Erfüllung wichtiger sozialpolitischer Forderungen zugute kommen werde.

Man wird das Zutrauen zu unserer Regierung haben dürfen, daß ihre Erklärungen das Ergebnis durchaus zuverlässiger und unantastbarer Erhebungen sind. Sollte es ihr demgemäß gelingen, sich eine gewisse Ellbogenfreiheit gegenüber der Standard Oil Co. zu erhalten und vor allem zu verhindern, daß etwa die Standard Oil Co. sich mit ihren derzeitigen Konkurrenten über den Kopf der Reichsregierung hinweg die Hände reicht zu gemeinsamer Preisfestsetzung — was in einem derartigen Falle werden soll, ist schlechthin nicht auszudenken —, sollte es ihr ferner gelingen, die Preise des Petroleums unter dem jetzigen, jedenfalls nicht über dem gegenwärtigen Stande zu halten, jede fiskalische Ausnutzung des Monopols abzulehnen, so wären eine Reihe sehr gewichtiger Bedenken gegen das Monopol hinfällig und man könnte denjenigen beipflichten, die zwar grundsätzlich jedes Monopol verwerfen, aber immerhin ein Reichsmonopol dem Monopol einer ausländischen Erwerbsgesellschaft gegenüber als das kleinere Übel ansehen und daher vorziehen.

Der Kleinhandel dürfte von dem Reichs-Petroleummonopol profitieren, was ihm von Herzen zu gönnen wäre. Durch das Vorgehen der Standard Oil Co., die bestrebt war, den Zwischenhandel möglichst auszuschalten und den Vertrieb des Petroleums von der Quelle bis zur Lampe selbst durchzuführen, ist der Kleinhandel seit Jahren schwer geschädigt worden. Wenn ihm geholfen werden könnte, ein Stück seines ehemaligen Tätigkeitsgebietes wieder zu gewinnen, so wäre das sehr zu begrüßen. Nicht die letzte Voraussetzung für das Zustandekommen des Monopols sollte daher sein, Gewißheit darüber zu schaffen, welche Wirkung es auf den Kleinhandel haben wird.

Pressenachrichten gemäß bemüht sich die Standard Oil Co., die amerikanische Regierung zu veranlassen, bei der deutschen Regierung zu intervenieren, um das Zustandekommen des Monopols zu verhindern. Es wäre nicht sehr überraschend, wenn die Union, die zwar für sich selbst mit beachtenswerter Konsequenz die Monroe-Doktrin in Anspruch nimmt, sich diesen Bemühungen zugänglich zeigte. Einer derartigen Intervention dürfte die Reichsregierung jedoch mit Ruhe entgegensehen, da sie sie als einen unfreundlichen Akt und eine unerwünschte Einmischung in unsere Verhältnisse zurückweisen könnte. Das Reichsmonopol richtet sich nicht gegen das amerikanische Petroleum als solches, bezweckt auch nicht die Unterstützung außeramerikanischer Lieferanten, sondern es wendet sich allein gegen die Monopolgelüste einer amerikanischen Gesellschaft, die zwar den größten Teil des in der Union geförderten Petroleums kontrolliert aber bei weitem nicht alles.

Abzuwarten bleibt, ob der von der Regierung erwartete Gewinn durch das Monopol sich einstellen wird und damit Mittel für sozialpolitische Aufgaben

und Zwecke bereit gestellt werden können. Für den Fall des Zutreffens dieser Erwartung sind bereits Verwendungsvorschläge gemacht worden. Vielleicht ist das etwas frühzeitig geschehen. Aber da es nun einmal geschehen ist, so möge vor allem ein Vorschlag zur Erörterung gestellt werden. Es ist dieser: **Der Gewinn aus dem Reichs-Petroleummonopol ist in erster Linie zur Förderung der Innenkolonisation zu verwenden.** Die Innenkolonisation gehört zwar nach der herrschenden Auffassung nicht zu den sozialpolitischen Aufgaben im engeren Sinne, aber darüber kann doch kein Zweifel mehr sein, daß sie eine Angelegenheit von so eminenter Wichtigkeit und von so schwerwiegender Bedeutung auch für unsere Sozialpolitik ist, daß ihre weitestgehende Förderung dringend geboten erscheint. Monzambano

Bank, Geld und Wirtschaft

Die Börsenroute — Die Stellung der Großbanken — Die ausländischen Börsen — Die Widerstandskraft der deutschen Börsen — Der deutsche Geldmarkt — Die Lehren der Krisis — Industrieller Optimismus — Die Politik des Kohlensyndikats — Fiskus und Privatmonopol

Die **Börse** blickt auf außerordentlich bewegte Wochen zurück. Seit der Krisis von 1907 ist kein solcher Sturm über die Effektenmärkte dahingebraust, wie in diesen Oktobertagen. War schon der Zusammenbruch gleich nach dem Bekanntwerden der serbisch-bulgarischen Mobilmachung schlimm, so war er doch nur der Auftakt zu den fast beispiellosen Vorgängen, welche sich am 11. und 12. Oktober an den europäischen Börsen abspielten. Wäre der Ausbruch des Weltkrieges Tatsache gewesen, die Kopflosigkeit und Bestürzung hätte nicht größer sein können. Wahllos wurden die Effekten auf den Markt geworfen, zu jedem Preise suchte man sich seines Besitzes zu entledigen, aus blinder Furcht, nur nicht der Letzte sein zu müssen. Solchem Verkaufsandrang war der Markt nicht gewachsen. Woher hätten auch in solchen Augenblicken Käufer kommen sollen, die bereit waren, die weggeworfene Ware aufzunehmen? Der sicherste Halt des Marktes in kritischen Zeiten, eine starke Kontermine, welche bei sinkenden Kursen zur Deckung schreitet, war nicht vorhanden. Die **Großbanken** aber, die durch den neuen Kurssturz ebenfalls überrascht waren, intervenierten zunächst nicht — teils weil die Situation unübersichtlich war, teils weil eine gemeinschaftliche Verständigung, die doch die Voraussetzung tatkräftigen und wirksamen Eingreifens gewesen wäre, nicht stattgefunden hatte. Es verlautete, daß einer solchen Verständigung zunächst Etikettenfragen und Eifersüchteleien im Wege gestanden hätten — eine Lesart, die nach dem später bekanntgewordenen Verhalten der Großbanken in der Angelegenheit des Petroleummonopols nicht gerade unwahrscheinlich klingt. Wie dem aber auch sei, zunächst fehlte jedenfalls ein positives Eingreifen, wenn auch vielleicht eine gewisse Hilfe insofern geleistet wurde, als die Kundschaft nicht durch die Banken selbst in rigoroser Weise zum Verkauf gedrängt wurde. Die Selbstexekutionen waren ja schon schlimm genug. Jene beiden Tage hatten eine Verwüstung des Kursniveaus zur Folge, wie sie in

dieser Heftigkeit seit Jahr und Tag nicht zu beobachten war. Das Bedenklichste an dieser Panik war, daß sie sich nicht auf unsere Börsen beschränkte; umgekehrt ging die neue Erschütterung vielmehr von den ausländischen Börsen aus. Wien, Paris, Petersburg befanden sich in einem Zustande, der der Auflösung nahekam. An diesen Börsen hatte die Überspekulation viel weitere Kreise gezogen als bei uns; in Paris waren die russischen Industriewerte, in Wien die österreichischen derart in die Höhe getrieben, daß sie in vielen Fällen nur noch eine Rente von 2 Prozent gewährten. Dazu kam das starke Interesse, welches der französische Markt an Balkanwerten, namentlich an den türkischen, serbischen und griechischen Anleihen besitzt. So war denn die Erschütterung in Wien und Paris noch viel heftiger als in Berlin. Die genannten schweren Industriewerte wie Sosnowice, Briansk, Maltzoff, Tula stürzten um mehrere hundert Franken, 4prozentige Russen verloren 9 Prozent, Serben nicht weniger als 21 Prozent.

Dieser bedrohliche Zustand der Börsen ließ nunmehr ein Eingreifen erforderlich erscheinen. Die Berliner Banken vereinigten sich zu einem Interventionskonsortium; allenthalben nehmen die Regierungen der Großmächte Gelegenheit, durch beruhigende Erklärungen der Kriegsfurcht entgegenzuwirken und zu betonen, daß zufolge freundschaftlicher Vereinbarung der ausbrechende Balkankrieg lokalisiert bleiben würde. Diese Maßnahmen verfehlten ihre Wirkung nicht. Insbesondere die außerordentlich zuversichtlichen Erklärungen des deutschen Staatssekretärs bei dem Festmahl der Ältesten der Kaufmannschaft in Berlin verjagten den letzten Rest der Besorgnis, daß die unmittelbare Folge der Balkanwirren ein europäischer Krieg sein werde. Als dann noch der Friedensschluß zwischen Italien und der Türkei endlich zur Tatsache geworden war, hatte man allenthalben den Ereignissen gegenüber soviel Fassung gewonnen, daß auch die Eröffnung der Feindseligkeiten auf dem Balkan und die formellen Kriegserklärungen mit Gleichmut hingenommen wurden. Ja, der Umschwung der Meinung war so vollständig, daß umfangreiche Rückkäufe eine stürmische Erholung der Kurse zur Folge hatten — eine Übertreibung, die, wie der weitere Verlauf der Dinge schon gezeigt hat, nicht zu rechtfertigen ist und sich von selbst korrigieren muß. Immerhin darf man der Ansicht sein, daß die Spekulationskrisis, welche sich an die plötzliche Aufrollung des Balkanproblems anschloß, zunächst überwunden ist. Augenblicklich sind weitere Komplikationen unter den Großmächten nicht zu fürchten; mit dieser Gewißheit ist Raum für eine nüchterne Abschätzung der Sachlage und für eine objektive Beurteilung der Zukunft gegeben. Zunächst aber ist es wichtig, die Folgerungen aus den Ereignissen der jüngsten Zeit zu ziehen und deren Lehren zu beherzigen.

So gefährlich die Situation der Börse an den kritischen Tagen sich darstellte, so ist doch mit Befriedigung zu konstatieren, daß die Widerstandskraft des Marktes und der Spekulation eine bemerkenswert große gewesen ist. Trotz der enormen Kursverluste ist keine irgendwie belangreiche Insolvenz vorgekommen,

während bei früheren Zusammenbrüchen des Marktes massenhafte Bankerotte die Regel waren. Und zwar hat sich die Berliner Börse auch in dieser kritischen Zeit besser gehalten als die Pariser. Helfferich hat schon auf dem Münchener Bankiertag darauf hingewiesen, daß bei der vorjährigen Marokkokrisis Berlin größere Widerstandskraft an den Tag gelegt habe als Paris — eine Behauptung, die er jetzt im einzelnen ziffernmäßig durch Vergleichung der Kurse und Zinssätze in einem Artikel des Bankarchivs belegt — und er kann den gleichen Nachweis auch bei der jüngsten Krisis führen. Diese größere Schwäche des Pariser Marktes ist natürlich darauf zurückzuführen, daß, wie oben hervorgehoben, die allgemeinen Verhältnisse bei ihm ungünstiger lagen: die Überspekulation war ungesunder und erstreckte sich gerade auf russische Werte, die infolge der nahen Beteiligung Rußlands an den Wirren als besonders gefährdet gelten mußten. Aber der Zusammenbruch des Marktes war doch so stark, daß er auch die französische Rente in seinen Bereich zog; sie verlor in den kritischen Tagen 2,40 Prozent. Ebenso wurde in Wien die österreichische und ungarische Rente mit in den Strudel gezogen: sie büßten 3,10 und 2,90 Prozent ein. Dagegen sind die preußischen $3^1/_2$proz. Konsols von dem allgemeinen Rückgang fast unberührt geblieben. Sie weisen nur ein halbes Prozent Kursunterschied auf und haben sich damit von allen europäischen Renten am besten gehalten. Dies ist ein Ergebnis, mit dem wir sehr zufrieden sein können. Deutschland steht an finanzieller und wirtschaftlicher Widerstandskraft seinen Konkurrenten nicht nach. Wer trotz aller Nachweise noch daran zu zweifeln wagen wollte, den mag die gegenwärtige Entwicklung der Geldverhältnisse eines besseren belehren. England und Frankreich haben ihren Banksatz erhöht — die deutsche Reichsbank fühlt sich einstweilen noch stark genug, ihren Zinsfuß, der jetzt ein halbes Prozent niedriger ist als der englische, festzuhalten. Englische Wechsel suchen jetzt den deutschen Markt auf, um sich den billigeren Zinssatz zunutze zu machen. Dabei muß, worauf hier schon wiederholt hingewiesen worden ist, Deutschland nur mit seinen eigenen Kräften haushalten — fremde Gelder sind, wie der Reichsbankpräsident kürzlich konstatieren konnte, nicht mehr im Lande. Umgekehrt hat heute Deutschland erhebliche kurzfristige Forderungen an das Ausland und einen großen Besitz an fremden Wertpapieren.

Trotz dieser günstigen Situation sollte man die Lehren der jüngsten Krisis beherzigen und von den eigenen und den Fehlern anderer lernen. Das ganze wirtschaftliche Leben war bei uns wie anderswo zu sehr auf den Optimismus eingestellt. Man sah nur auf die glänzende Seite der wirtschaftlichen Entwicklung und glaubte so handeln und disponieren zu dürfen, als könne dieser nur aus sich selbst und nicht von außen Gefahr drohen. Das ist um so merkwürdiger, als gerade die letzten Jahre unter dem Zeichen der politischen Spannung der Großmächte gestanden haben. Da man sich aber gewöhnt hatte, die politische Lage lediglich nach dem Stand des Verhältnisses Deutschlands zu England und Frankreich zu beurteilen, so übersah man völlig, daß die Gefahr auch in einem

anderen Winkel aufflammen könnte. Eine so einseitige Orientierung ist in wirtschaftlichen Dingen unheilvoll. Gerade bei günstigen Zeiten muß der Kaufmann wie der Industrielle eine Dosis Pessimismus sich bewahren, wenn er richtig disponieren will. Nur auf diese Weise ist es möglich, der Gefahr der Überanspannung, der Überproduktion und Überspekulation zu entgehen. Wenn nun auch augenblicklich nach allgemeiner Überzeugung der europäische Frieden trotz des Balkankrieges nicht als bedroht anzusehen ist, so wäre es doch ein schwerer Fehler, diesen Krieg, bloß weil er lokalisiert ist, als nicht vorhanden anzusehen. Die Börse schien hierzu im ersten Augenblick, wie das Aufschnellen der Kurse bewies, nicht übel Lust zu haben. Aber nicht nur die Börsenspekulation, auch die Industrie scheint teilweise geneigt, den Einfluß eines lokalisierten Balkankrieges auf den Gang des Wirtschaftslebens gering einzuschätzen. Man hält die augenblickliche Weltkonjunktur für so stark und in sich gefestigt, daß die Störung im Südosten Europas ihr nichts anhaben kann. Die augenblickliche Verschlechterung der Börsenlage ficht die Industrie wenig an, denn dringende Emissionswünsche dürften, nachdem die großen Expansionsprojekte durchgeführt sind, zurzeit kaum bestehen. Die Geldverhältnisse sind zudem weit günstiger als zu erwarten war, so daß wohl auch die Frage der Beschaffung industrieller Kredite trotz der proklamierten Zurückhaltung der Banken keine wesentlichen Schwierigkeiten bieten wird. Man glaubt daher in industriellen Kreisen, sich von der hochgehenden Welle der Konjunktur emportragen lassen zu dürfen und die Gunst des Augenblicks nach Kräften ausnützen zu müssen. Die Preiserhöhungen des Roheisenverbandes, noch mehr die des Kohlensyndikats sind ein treffender Beweis für diese Auffassung. Das Kohlensyndikat fühlt sich dermaßen als Herr der Situation, daß es kein Bedenken getragen hat, die jüngste Preiserhöhung gegen den Willen des Fiskus zu dekretieren und es hierüber mit dem letzteren zum Bruch kommen zu lassen. Der Fiskus hat sein Abkommen mit dem Syndikat gelöst und öffentlich dokumentiert, daß er diese Preispolitik des Syndikats für ungerechtfertigt und gemeinschädlich hält. Hier wird der Industrie in einer wohl noch nie dagewesenen Art und Weise von Amts wegen attestiert, daß sie den Bogen überspannt und sich in Gegensatz zu den Forderungen stellt, die im Interesse der Konsumenten erhoben werden müssen. In der Tat ist das Verhalten des Kohlensyndikats nur schwer begreiflich. Man muß sich vergegenwärtigen, daß der Beitritt des Fiskus, welchem die Einigung mit den übrigen Außenseitern folgte, für das Syndikat eine nicht hoch genug zu schätzende Errungenschaft bedeutete. Denn durch diese Einigung wurde das Kohlensyndikat des kostspieligen Wettbewerbs mit den syndikatfreien Zechen überhoben. Diese Konkurrenz hatte zu den so drückend empfundenen Umlagen geführt, welche zuletzt eine Höhe von zwölf Prozent des Bruttoerlöses erreicht hatten und den größten Mißmut unter den Mitgliedern, das heißt vor allem den reinen Zechen hervorriefen. Die Folgen der Einigung waren daher in finanzieller Beziehung äußerst weittragend. Nicht nur, daß

unmittelbar darauf eine Preiserhöhung ſtattfinden konnte, welcher der Fiskus zuſtimmte, ſondern es gelang auch, alsbald die Umlage um volle 3 Prozent zu ermäßigen. Aus dieſer Ermäßigung aber reſultieren die Mehrgewinne, welche das abgeſchloſſene und laufende Geſchäftsjahr für die Kohlenzechen ſo erträgnisreich geſtaltet haben. Bei der Harpener Geſellſchaft beiſpielsweiſe iſt infolge der Ermäßigung der Umlage ein Mehrgewinn von nicht weniger als $2^1/_2$ Millionen Mark, im letzten Quartal ſogar ein ſolcher von 600000 Mark entſtanden. Da nun die Abſatzverhältniſſe ſich ferner ſo günſtig geſtalteten, daß die Förderungseinſchränkung für Kohlen völlig und für Koks zum weſentlichen Teile aufgehoben werden konnte, ſo lag in der Tat vom geſchäftlichen Standpunkt kein Grund vor, jetzt zu einer ſo umfaſſenden und beträchtlichen Preiserhöhung zu ſchreiten. Gegen eine ſolche ſprechen nicht nur die Rückſichten auf den privaten Konſum, der durch dieſe Preispolitik in einer Zeit der Teuerung ſchwer belaſtet wird, ſondern auch alle Gründe, die eine möglichſte Schonung der Kohlen verbrauchenden Induſtrie fordern. Dieſen Bedenken hat der Fiskus Ausdruck gegeben und hat, als das Syndikat dieſen nicht Rechnung trug, von ſeinem Vorbehalt Gebrauch machend, das Abkommen gekündigt. Das Syndikat aber hat nicht nur die Öffentlichkeit über die wahre Stellungnahme

Neuer deutſcher Hausrat In Gemeinſchaft mit bedeutenden Künſtlern haben wir beſtimmte Arbeitsarten, Maße und Normen feſtgelegt und damit eine weſentliche Verbilligung unſerer Arbeit erreicht. Wir ſtreben mit dieſem zweckdienlichen und zeitgemäßen, ſchönen und preiswerten Hausrat nach einem deutſchen Stil. Das Ergebnis 14jähriger Arbeit zeigt unſer neues Preisbuch D 78 mit über 150 Bildern. Preis Mk. 1.80 das Stück. Dazu Dr. Friedrich Naumanns neue Schrift (Preis 50 Pfg.) **Der deutſche Stil**

Deutſche Werkſtätten

Hellerau, bei Dresden

Dresden, Ringſtr. 15

München, Wittelsbacher Platz 1

Berlin, Bellevueſtr. 10

Hannover, Königſtraße 37 a

Stoffe ◆ Teppiche ◆ Beleuchtungskörper ◆ Gartenmöbel

des Fiskus falſch informiert, ſondern durch den Mund ſeines Leiters Kirdorf ſich höhniſch dahin geäußert, daß mit einem ſo ſchwerfälligen Kontrahenten wie dem Fiskus nicht zu paktieren ſei. Es iſt kein Zweifel, daß die Öffentlichkeit geſchloſſen auf Seite des Handelsminiſters ſtehen wird, dem lebhafter Dank dafür gebührt, daß er ſo entſchloſſen das Tafeltuch zwiſchen ſich und dem Syndikat zerſchnitten hat. Der Vorfall iſt ein deutlicher Beweis dafür, ein wie gefährliches Inſtrument ein Privatmonopol iſt, wenn nicht eine wirkſame Rückſichtnahme auf das öffentliche Wohl verbürgt iſt. Das Syndikat ſpielt ein gefährliches Spiel. Man braucht nicht zu verkennen, daß unter den gegenwärtigen Produktionsformen die Kartellierung bis zu einem gewiſſen Grad ein Gebot der Notwendigkeit iſt, um regelloſer Erzeugung zu ſteuern und der Vergeudung wirtſchaftlicher Kraft Einhalt zu tun und doch der Anſicht ſein, daß eine öffentlich-rechtliche Kontrolle der Preispolitik durch das Gemeinwohl gefordert wird. Die neuzeitliche Entwickelung drängt entſchieden dahin, den Staat mit der Kontrolle ſolcher für die Geſamtheit aller Staatsbürger wichtigen und unentbehrlichen Gewerbserzeugniſſe zu betrauen. In der Richtung dieſer Entwicklung lag die vor einigen Jahren eingeführte Beſchränkung der Bergbaufreiheit, in derſelben liegt in noch höherem Grade das jetzt zur Diskuſſion ſtehende Reichspetroleummonopol. Das Verhalten des Kohlenſyndikats kann nur dahin führen, auch ſolche Kreiſe, welche einem ſo weit reichenden Eingriff des Staats in die Regelung wirtſchaftlicher Verhältniſſe zweifelnd gegenüberſtehen, mit dieſer ſtaatsſozialiſtiſchen Politik zu befreunden.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Vom Disziplinarverfahren bei den nicht richterlichen Staatsbeamten Preußens

Von Professor Dr. Bünger-Görlitz

Zu einer gedeihlichen Entwicklung des Staates ist es notwendig, daß er alle Kräfte des Volkes zu einem einheitlichen Wirken zusammenfassen kann. Das vornehmlichste Werkzeug zur Durchführung des Gesamtwillens sind die Beamten. Für sie ist daher die Unterordnung des eigenen Willens unter den der Gesamtheit selbstverständliche Pflicht, und diese Unterordnung kommt zum Ausdruck im Gehorsam gegen den Vorgesetzten. Wer das nicht anerkennen will, ist zum Beamten nicht geeignet.

Dem gegenüber aber steht die Tatsache, daß der Beamte keine bloße Maschine ist und auch nicht sein darf; und so notwendig eine feste einheitliche Leitung des Ganzen ist, so notwendig ist auch die selbständige Verantwortlichkeit der unteren Organe für die Art der Ausführung und deren Anpassung an die ihnen anvertrauten Interessen. Unter Umständen müssen sie es als Pflicht empfinden, auf hervortretende Übelstände hinzuweisen und für deren Abstellung einzutreten. Wo das gehindert wird, verlieren die leitenden Behörden den Blick für die tatsächlichen Verhältnisse, und die unteren Organe werden an rein äußerliche Anwendung der Schablone gewöhnt. Das führt zur Verknöcherung.

Erhöhte Bedeutung für das Gemeinwohl kann das Gefühl der selbständigen Verantwortlichkeit bei den Beamten in politisch erregten Zeiten erhalten. Es ist dann in ihm ein Schutz gegen einseitige Ausnutzung der Macht durch augenblicklich regierende Parteien gegeben.

Der hier ausgesprochenen Forderung, daß, unbeschadet der Gehorsamspflicht, die Selbständigkeit der Beamten gewahrt wird, entspricht unser Beamtenrecht auch im allgemeinen. Die grundsätzliche Unabsetzbarkeit sichert sie in hohem

Grade gegen Launen und Willkürlichkeiten der Vorgesetzten, und diese Sicherheit ist in neuester Zeit ganz erheblich dadurch erhöht worden, daß die Besoldung nach dem Dienstalter allgemein durchgeführt wurde.

Dazu kommt, daß im allgemeinen das Recht der Untergebenen schon in dem Wohlwollen und der Gewissenhaftigkeit der Vorgesetzten seinen Schutz findet. Nur schwer und nach vielfacher Erwägung entschließen sich die vorgesetzten Behörden zu härteren Strafen.

Trotzdem ist das noch jetzt gültige, das Disziplinarverfahren gegen die nicht richterlichen Beamten regelnde Gesetz vom 21. Juli 1852 reformbedürftig, wie auch in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses am 7. Februar d. J. von allen Parteien in höherem oder geringerem Grade anerkannt wurde. Es entspricht nicht mehr dem neuzeitlichen Empfinden.

Die Anschauungen sind andere geworden.

Früheren Zeiten erschien die Unterordnung des einen Standes unter den anderen als etwas Natürliches und Gottgewolltes; erst offensichtlicher Mißbrauch der Macht erregte Unwillen. Diese willige Unterordnung vor dem Höheren, bloß weil er höher ist, haben wir nirgends mehr. Wir haben unsere Kinder so erzogen, daß sie wissen, sie sind um ihretwillen, nicht um der Eltern willen da. Die Eltern selbst verlangen die Anerkennung ihrer Autorität nur, soweit es durch ihre überlegene Lebenserfahrung berechtigt ist, und auch gut geartete Kinder würden ein anderes Verhalten der Eltern als unberechtigte Unterdrückung empfinden. Dieselbe Änderung sehen wir in dem Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Überall genügt nicht mehr der gute Wille des Befehlenden, es recht zu machen, er muß auch recht haben, und dem Gehorchenden muß auch verständlich sein, daß dem so ist.

Gewiß ist dadurch die Stellung des Höheren schwieriger geworden, aber darum wird nicht schlechter gehorcht. Achtungsverletzungen der Kinder gegenüber den Eltern haben schwerlich zugenommen, die allgemeine Schulzucht ist nicht schlechter geworden, und die Ordnung in einer Fabrik auch mit sozialdemokratischer Arbeiterschaft hält sicherlich den Vergleich mit der in den besten Arbeitsstätten der alten Handwerksmeister aus. Daß die Gesetze von der Gesamtheit der Bevölkerung weit besser geachtet werden als in früheren Jahrhunderten, darüber ist doch gar nicht zu reden, und die Staatsgewalt setzt ihren Willen bis in die entlegensten Orte ganz anders durch, als das bei den früheren absoluten Herrschern der Fall war.

Dieser Entwicklung des allgemeinen Lebens dürfte der tatsächliche Verkehr zwischen Vorgesetztem und Untergebenem im allgemeinen gefolgt sein, und gewiß wird die große Mehrzahl der Vorgesetzten lieber durch Überzeugung als durch einfache Anwendung der Dienstgewalt auf den Untergebenen einzuwirken suchen.

Aber Reibungen kommen doch vor. Der Vorgesetzte kann im Drange der Geschäfte nicht immer liebenswürdig sein, und beim Untergebenen führt der Zwang zur Unterordnung des eigenen Willens unter den fremden zu seelischen

Spannungen, die auch einmal in nicht ganz einwandfreier Weise sich entladen. In derartigen Fällen, wo in augenblicklicher Hitze von der einen oder der anderen Seite im Ausdruck oder sonstwie fehlgegriffen wird, wird ja meist die richtige Einschätzung der Sache nachträglich das richtige Verhältnis von selbst wiederherstellen. — Vielleicht verdient hierbei Erwähnung, wie humorvoll und mit wie feinem Verständnis für das Empfinden des Untergebenen einmal der hochkonservative Oberpräsident von Pommern Senfft von Pilsach ein Einschreiten gegen einen Beamten ablehnte, der respektwidrig von ihm gesprochen hatte. Er meinte: „Das Schimpfen auf den Vorgesetzten gehört zu den Grundrechten des preußischen Beamten; aber gehorchen muß er."

Aber nicht alles kann mit Humor und Freundlichkeit zurechtgelegt werden, es muß auch einmal einfach die amtliche Erledigung der Sache eintreten.

Es kann nun kein Zweifel darüber sein, daß der Vorgesetzte das Recht haben muß, bei Meinungsverschiedenheiten seinen Willen durchzusetzen und gegebenenfalls den Untergebenen wegen seines Verhaltens zurechtzuweisen. Ebenso selbstverständlich ist, daß der Untergebene, wenn er sich bei der Entscheidung nicht beruhigen will, nachher die vorgesetzte Behörde anrufen darf. Zweifelhaft kann nur sein, ob und wieweit es angemessen ist, daß Zurechtweisungen des unmittelbaren Vorgesetzten schon den Charakter förmlicher Strafen haben können.

Nach dem Gesetz werden die drei geringeren Strafen, die sogenannten Ordnungsstrafen, die Warnung, der Verweis und die Geldbuße, von den Vorgesetzten oder den vorgesetzten Behörden im gewöhnlichen Verwaltungsverfahren festgesetzt, und jeder Vorgesetzte hat das Recht zu Warnungen und Verweisen. Dem entspricht auch die Bestimmung in der neuen Dienstanweisung für die Direktoren und Oberlehrer, obwohl die Standesvertretung, in der ebenso viel Direktoren wie Oberlehrer vertreten waren, es anders gewünscht hatte. Dagegen sind in der Dienstanweisung für die Rektoren der Gemeindeschulen diese zwar für Vorgesetzte erklärt, das Strafrecht ist ihnen aber nicht gegeben worden. Diese letzte Bestimmung steht im Gegensatz zu dem Gesetz von 1852 und erklärt sich aus der Erkenntnis, daß das Strafrecht der Vorgesetzten nach den besonderen Verhältnissen der einzelnen Beamtenklassen einzurichten ist. Diese aber sind so mannigfaltig und so wandelbar, daß die näheren Vorschriften darüber, wie es im bayerischen Beamtengesetz in Artikel 117 geschieht, am besten aus dem Gesetz ausgeschieden und der Staatsregierung überlassen werden. Grundsätzlich dürfte dabei davon auszugehen sein, daß das Recht zu förmlicher Bestrafung nicht im Interesse derer liegt, die durch nur einmalige Beförderung Vorgesetzte ihrer früheren Amtsgenossen geworden sind, und bei denen das amtliche enge Zusammenwirken zu geringe Sicherung gegen den Verdacht persönlicher Gereiztheit gewährt.

Die neueren Beamtengesetze der süddeutschen Staaten kennen übrigens die Warnung nicht als förmliche Strafe. Daß sie notwendig sei, möchte ich auch

nicht behaupten, aber doch ist es wohl gut, daß es vor dem Verweise noch eine geringere Strafe gibt, die etwa da verhängt werden kann, wo eine tatsächliche Verletzung der Dienstpflicht vorliegt, die nach Ansicht der vorgesetzten Behörde nicht durch bloße Mahnung und Belehrung gesühnt werden kann, bei der aber doch die Schuldigen in gutem Glauben gehandelt haben, so daß subjektiv wieder der Verweis zu hart wäre.

Wenn nun Unstimmigkeiten zwischen dem Vorgesetzten und dem Untergebenen vorkommen, ist der Untergebene von vornherein im Nachteil. Der Vorgesetzte hat den Amtsapparat zur Hand, um sich das Material zu verschaffen, der Untergebene ist für die Beschaffung auf seine privaten Mittel, vielleicht sogar auf die Gefälligkeit des Vorgesetzten angewiesen. Wenn es aber zu persönlicher Zuspitzung kommt, so kann der Vorgesetzte sich sein Material aus dem ganzen dienstlichen und privaten Leben des Untergebenen zusammensuchen, und meist wird er ja, wenn er es will, irgend etwas finden können, was sich mit mehr oder weniger Recht verwerten läßt. Der Untergebene ist nicht in derselben Lage. Zudem ist er bei jeder unvorsichtigen Wendung in Gefahr, sich der Achtungsverletzung schuldig zu machen, die ihn auf alle Fälle strafbar macht, auch wenn er sachlich im Recht ist. Der Vorgesetzte dagegen hat immer die Vermutung für sich, daß er im Interesse des Dienstes handelt, das ihn ja zwingen kann, Dinge zu sagen, die für den anderen kränkend sein müssen.

So ist für den Untergebenen eine Beschwerde oft eine heikle Sache, auch in Dingen, in denen er durchaus im Recht ist, und mancher verzichtet lieber auf sie, auch wo sie im Interesse der Sache läge, um sich nicht den Aufregungen und Widerwärtigkeiten auszusetzen, die von ihr zu erwarten sind.

Indes diese Benachteiligung der einen Seite liegt in den Verhältnissen und läßt sich nicht beseitigen, wenn die Ordnung aufrecht erhalten werden soll. Sie muß getragen werden und wird auch von Verständigen willig getragen; um so mehr aber muß das Verfahren selbst die Sicherheit möglichster Gerechtigkeit bieten.

Im Gesetze selbst nun wird Näheres über das Verfahren bei der Verhängung der Ordnungsstrafen nicht bestimmt, doch ist wohl anzunehmen, daß keine Strafe verhängt wird, ohne daß dem Beschuldigten vorher Gelegenheit gegeben war, sich zur Sache zu äußern, und ohne daß die Strafe selbst mit ihrer Begründung schriftlich festgelegt wird.

Wo der unmittelbare Vorgesetzte das Strafrecht auszuüben hat, ist eine weitere Sicherung des Untergebenen auch wohl kaum durchführbar, da sonst infolge der Erschwerung tatkräftigen Eingreifens seitens des Vorgesetzten leicht die Sicherheit des Dienstes leiden könnte. Es genügt da, daß es dem, der Unrecht erlitten zu haben meint, freisteht, im Wege der Beschwerde die höhere Behörde anzurufen.

Die Reformbedürftigkeit der jetzigen Ordnung beginnt da, wo die Entscheidung nicht durch den unmittelbaren Vorgesetzten, sondern durch die vorgesetzte Behörde erfolgt.

In solchen Fällen gehen alle Schriftstücke des Untergebenen durch die Hand des Vorgesetzten; ebenso erfährt dieser alles, was der Untergebene etwa bei mündlichen Vernehmungen sagt. Der Untergebene erfährt von den Berichten des Vorgesetzten nur das, was die Behörde ihm glaubt mitteilen zu sollen; er erfährt es durch Vermittlung des Vorgesetzten, der seinerseits in der Lage ist, zu den neuen Auslassungen des Untergebenen wieder seine Bemerkungen zu machen, von denen der Untergebene abermals nichts weiß.

Auf diese Weise werden Unrichtigkeiten und Einseitigkeiten des Untergebenen durch den Vorgesetzten aufgedeckt, die Darstellung des Vorgesetzten aber ist nicht in genügender Weise der Berichtigung durch die Gegenseite unterworfen; denn die Behörde ist gar nicht in der Lage, immer zu erkennen, wo Entstellungen und Irrtümer vorliegen können, wo sie also noch weiter beim Untergebenen nachfragen müßte. Sie bekommt zudem die Auslassungen des Untergebenen zugleich mit der Beleuchtung durch den Vorgesetzten. Es ist unvermeidlich, daß sie da oft gleich von vornherein zu einer falschen Auffassung der Sachlage sowohl wie der Ausführungen des Untergebenen kommt.

Besonders leicht werden Irrtümer in der Auffassung der begleitenden Nebenumstände vorkommen, betreffs deren häufig überhaupt kein Bericht der Untergebenen eingefordert werden dürfte.

Viel schlimmer noch steht es, wenn zu den sachlichen Gegensätzen persönliche kommen. Da ist bei dem üblichen Verfahren der Vorgesetzte in der Lage, zu allen subjektiven Erörterungen des Untergebenen seine Kritik zu geben, nicht aber kann dieser es in gleicher Weise gegenüber der Gegenpartei, die überdies immer das letzte Wort hat. Das widerspricht allem, was im Gerichtsleben als Erfordernis der Gerechtigkeit anerkannt ist.

Es muß darum gefordert werden, daß in Streitfällen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen grundsätzlich beiden Parteien volle Kenntnis über das gesamte Material gegeben wird, soweit es für die Beurteilung des vorliegenden Falles in Betracht kommt, insbesondere daß also auch dem Untergebenen ein Einblick in die Berichte des Vorgesetzten über ihn gewährt wird.

Eine weitere Quelle für ein falsches Urteil der Behörde kann in der Art liegen, wie sie den Beschuldigten zur Sache vernimmt.

Zum Glück sind doch Disziplinarsachen für die meisten Beamten etwas Ungewohntes, und die nicht juristisch vorgebildeten sind von vornherein in Gefahr, ihre Sache ungeschickt zu führen. Diese Gefahr wird aber unberechtigter Weise ganz erheblich gesteigert, wenn dem Beschuldigten ohne genaue Angabe dessen, was ihm vorgeworfen wird, nur einfach aufgegeben wird, sich über diesen oder jenen Vorgang zu äußern; doppelt wird sie gesteigert, wenn er weiter gezwungen wird, plötzlich, ohne Vorbereitung, ohne Beratung mit

anderen über verwickelte, vielleicht weit zurückliegende Dinge sich zu äußern. Es wäre wunderbar, wenn bei einem solchen Verfahren nicht recht häufig Fehlgriffe vorkämen, denn die Verteidigung kann von dem gar nicht richtig geführt werden, der die Anklage nicht kennt.

Es ist darum zu verlangen, daß, wo nicht die Gefahr der Verdunklung des Tatbestandes vorliegt, gleich bei Eröffnung der Vernehmungen dem Beschuldigten genau angegeben wird, was man ihm vorwirft, und daß ihm eine angemessene Frist zur Vorbereitung seiner Rechtfertigung und die Möglichkeit gewährt wird, sich vorher mit anderen zu beraten.

Wenn die hier geforderten Bestimmungen eingeführt werden, so kann das Recht des Beamten für die weitaus meisten Fälle als genügend gesichert gelten. Dennoch aber können Fälle vorkommen, wo der Bestrafte es seiner persönlichen oder seiner Beamtenehre schuldig ist, durch jedes Mittel den gegen ihn sprechenden Schein zu widerlegen oder — auch solche Fälle können doch nicht als ausgeschlossen gelten — Schikanen von irgendeiner Seite bloßzulegen. Dazu aber kann in schwierigeren Fällen nur ein gerichtliches Verfahren mit dem Recht der Zeugenvernehmung verhelfen. So muß dem Beamten auch das Recht zugebilligt werden, gegen die Strafverfügungen der Vorgesetzten und vorgesetzten Behörden sich an Disziplinargerichte zu wenden. Für die Gemeindebeamten ist durch das Zuständigkeitsgesetz von 1883 dieses Recht bereits eingeführt, und was für sie recht ist, muß auch für die Staatsbeamten billig sein.

Dafür spricht auch eine andere Erwägung. Es dürften die Ansichten über die Beamtendisziplin in manchen Punkten auseinandergehen, z. B. darüber, wie weit ein Vorgesetzter auch in außeramtlichen Dingen Vorgesetzter bleibt, wie weit er innerhalb der Vereine als Vorgesetzter zu achten ist, wie weit die Pflicht der Rücksicht auf höher stehende Beamte, die nicht eigene Vorgesetzte sind, geht usw. Ebenso werden die Meinungen verschieden darüber sein, was in den politischen Kämpfen, z. B. mit den Polen und der Sozialdemokratie, einem Beamten gestattet ist, und was nicht. Man ist im übrigen Staatsleben immer mehr dazu übergegangen, die Entscheidung rechtlicher Streitfragen den Verwaltungsbehörden abzunehmen und Gerichtshöfen zu übertragen. Augenscheinlich fühlen sich alle Beteiligten, die Rechtsuchenden wie auch die Verwaltungsbehörden und die Minister selbst wohl dabei. Es wird ein fester Rechtsboden gewonnen, und auch der Verdacht der Willkür ist ausgeschlossen. So kann es auch in zweifelhaften Disziplinarfragen dem Minister nur angenehm sein, wenn die Entscheidung ihm abgenommen und auf Disziplinargerichte übertragen wird. Sollten diese einmal in wichtigen Fragen versagen, so kann ja durch die Gesetzgebung eingegriffen werden.

Damit kommen wir auf die Zusammensetzung der Disziplinargerichte.

Denn wenn es sich um die schwereren Disziplinarstrafen handelt, die tief in das Leben des Beamten eingreifen, um Strafversetzung, vielleicht noch verschärft durch Verkürzung des Gehaltes, oder gar um Dienstentlassung, schreibt

schon das Gesetz von 1852 besondere Formen des Verfahrens vor, durch die dem Beschuldigten genügendes Gehör und eine hinreichende Verteidigung gesichert werden soll.

Als die entscheidenden Disziplinarbehörden erster Instanz sind indes für die weitaus größere Mehrzahl der Beamten die Provinzialbehörden, als Regierungen usw., eingesetzt. Verwaltungsbehörden aber sind ihrer Natur nach nicht geeignet, nach strengem Recht zu urteilen. Ihr Amt ist es, das praktisch Nützliche zu finden und dies in eine Form zu kleiden, die den geltenden Gesetzen entspricht. Dabei ist es ihre Pflicht, sich nach den Weisungen und nach der Absicht des Vorgesetzten zu richten. Diese Gewöhnung ist eine schlechte Vorbereitung für ein unparteiisches Urteil. An sich wird schon das Urteil über die Vereinbarkeit einer bestimmten politischen Tätigkeit mit der Beamtenstellung wesentlich davon beeinflußt werden, ob die Richtung des betreffenden Beamten von dem Beurteiler für richtig oder für unheilvoll gehalten wird. Bei Fragen der Beamtendisziplin wird ein streng Konservativer anders urteilen als ein Liberaler. Auch bei den Berufsrichtern lassen sich derartige Elemente der Subjektivität nicht völlig beseitigen, aber bei Verwaltungsbehörden ist obendrein die Möglichkeit gegeben, daß die Zusammensetzung der Spruchkollegien nach den Wünschen des jeweiligen Ministers erfolgt, und es ist nur menschlich, wenn der eine oder der andere der Urteilenden, vielleicht ohne es zu wissen, doch durch den Gedanken beeinflußt wird, was von oben gewünscht wird, und was für sein Fortkommen förderlich ist.

Um diese Quelle der Rechtsunsicherheit zu beseitigen, ist zu fordern, daß die Disziplinargerichte statt durch Verwaltungsbehörden durch Disziplinarkammern mit richterlichem Charakter gebildet werden. Es würde alsdann die Leitung in der Hand eines Richters liegen und diesem müßten auch richterliche Beisitzer zur Seite stehen.

Tatsächlich wird dieser Forderung auch schon für die meisten höheren Beamten durch das Gesetz von 1852 genügt; denn für die Beamten, zu deren Anstellung die Ernennung, Bestätigung oder Genehmigung durch den König oder den Minister erforderlich ist, ist der Disziplinarhof in Berlin die Disziplinarbehörde erster Instanz; der Disziplinarhof aber hat unter seinen Mitgliedern auch Richter aus dem höchsten preußischen Gerichtshofe. Wenn für die höheren Beamten diese Rechtssicherheit geboten ist, so ist sie doch für die mittleren und unteren Beamten — zu ihnen kommen in diesem Falle die Oberlehrer hinzu — erst recht geboten, da bei ihnen gerade — auch hier einschließlich der Oberlehrer — die eigene Rechtskenntnis durchschnittlich geringer ist, als bei den bevorzugten höheren Beamten.

Die Rechtsungleichheit erklärt sich aus den Anschauungen früherer Zeiten, denen der verschiedene Gerichtsstand für die verschiedenen Stände recht und natürlich erschien; jetzt aber ist diese Ungleichheit für das allgemeine Rechtsgefühl unerträglich. Dementsprechend ist auch bereits durch das Zuständigkeits-

gesetz vom 1. August 1883 für alle städtischen Beamten unterschiedslos als Disziplinarbehörde erster Instanz, an Stelle des Disziplinarhofes sowohl wie der Bezirksregierung, der Bezirksausschuß, als zweite Instanz das Oberverwaltungsgericht eingesetzt.

Neben den richterlichen Beisitzern aber müssen Vertreter der vorgesetzten Behörde des Beschuldigten hinzugezogen werden, damit auch die Eigenheiten der besonderen Berufspflicht richtig gewürdigt werden können.

Wenn aber der Beamte nach Möglichkeit gegen jede Kränkung seines Rechtes geschützt werden soll, so gehört dazu auch die richtige Würdigung des psychologischen Momentes. Da dürfte nun der Vorgesetzte sich doch nicht immer richtig in die Denkweise der untergeordneten Beamtenklassen versetzen können, und selbst wenn dies der Fall sein sollte, so wird doch in manchen Fällen nicht bloß bei dem Bestraften, sondern auch bei den ihm gleich stehenden Beamten leicht der Zweifel entstehen, ob ihm volles Recht geworden ist. Dieser Zweifel wird um so leichter entstehen, als in Beamtenkreisen vielfach der Glaube verbreitet ist, daß die Behörde von vornherein die Neigung hat, dem Vorgesetzten gegenüber dem Untergebenen recht zu geben. Der Zweifel aber an der unbedingten Gerechtigkeit ist für die Festigkeit der Staaten kaum weniger gefährlich als das wirkliche Bestehen von Ungerechtigkeiten.

Aus diesen Gründen erscheint es geboten, daß in den Disziplinargerichten nicht nur, wie bisher, die vorgesetzten Behörden, sondern auch die Berufs- und Standesgenossen des Beschuldigten vertreten sind.

Eine Schädigung der Disziplin ist davon nicht zu befürchten. Wirkliche Disziplinlosigkeiten sind dem innersten Wesen nicht bloß des preußischen Beamten, sondern auch des Preußen überhaupt so zuwider, daß ein Gericht von Standesgenossen über sie kaum milder urteilen würde, als die vorgesetzten Behörden es tun. Daß Standesgenossen für ein Aufbäumen gegen unnötige Schroffheiten und Herausforderungen seitens des Vorgesetzten mehr Verständnis haben, kann sein; das ist aber auch kein Fehler. Schädlich kann es schon deswegen nicht sein, weil die Zahl der Standesgenossen unter den Beisitzern immer nur den kleineren Teil ausmachen würde. Es wird ja auch keine Regierung als Mitglieder der Disziplinargerichte solche Beamte ernennen, denen sie nicht volles Verständnis für die Notwendigkeit der Disziplin zutraut.

Auch diese Forderung ist für die meisten höheren Beamten, für die der Disziplinarhof die erste Instanz ist, insofern schon mehr oder minder erfüllt, als die juristisch vorgebildeten Beamten sich untereinander näher stehen und so den anderen gegenüber als Standes- und Berufsgenossen fühlen.

Um den Zweck des hier ausgesprochenen Wunsches zu erreichen, dürfte es ratsam sein, daß die Wahl der Regierung auf solche Beamte fällt, die auch das Vertrauen der Standesgenossen haben, also vielleicht aus der Vertretung der Standesvereine oder im Einverständnis mit ihnen genommen werden. Eine bindende gesetzliche Festlegung dieses Punktes ist allerdings wohl kaum möglich,

denn es könnte ja doch einmal in einem Beamtenvereine eine oppositionell-radikale Richtung die Oberhand gewinnen, so daß von ihr nichts Gutes zu erwarten wäre.

In Bayern ist ein entschiedener Schritt in der besprochenen Richtung gemacht worden. In den Disziplinarkammern (der unteren Instanz) wirken zwei Mitglieder, in dem Disziplinarhof (der obersten Instanz) drei Mitglieder mit, die aus dem Geschäftskreise des Ministeriums entnommen sind, dem der beschuldigte Beamte untersteht. Aus den Geschäftskreisen der einzelnen Ministerien aber sind neben der nötigen Zahl von Stellvertretern für jede Disziplinarkammer zwei bis sechs, für den Disziplinarhof drei bis sechs Mitglieder vom Könige ernannt, aus deren Zahl der Gerichtspräsident für den einzelnen Fall jene zwei oder drei Mitglieder auswählt. Diese Bestimmung gibt in weitgehendem Maße die Möglichkeit, den oben geäußerten Wunsch zu erfüllen, und nach den mir gewordenen Mitteilungen wird sie tatsächlich in dem Sinne benutzt.

Fraglich könnte allerdings sein, ob bei Zuziehung auch von Unterbeamten zu den Disziplinarkammern nicht zu befürchten ist, daß diese es an der für einen Richter notwendigen Selbständigkeit gegenüber den höheren Beamten fehlen lassen. Wenn das der Fall sein sollte, so wäre ein Heranziehen der Unterbeamten zu den Disziplinarkammern für sie ein Danaergeschenk. Ich selbst wage nicht zu entscheiden, ob dies Bedenken berechtigt ist, ich wollte es aber nicht unerwähnt lassen. In Bayern hat man es nicht.

Wenn schon für die unterste Instanz der Disziplinargerichte der richterliche Charakter zu fordern ist, so erübrigt sich die Erörterung darüber, daß er für die zweite Instanz erst recht nötig ist. Wenn jetzt das Gesamtministerium die höchste Instanz ist, so dürfte gerade dies in politisch erregten Zeiten am allerwenigsten die Sicherheit gegen gewollten oder ungewollten Mißbrauch zu politischen Zwecken gewähren. — Die jetzigen Zeiten sind trotz aller Parteikämpfe doch solche, wo der ruhige Gang der Verwaltung nicht gestört wird.

Ob die Disziplinargerichte unterster Instanz nach Regierungsbezirken oder Provinzen, oder vielleicht auch für weniger zahlreiche Beamtenklassen gleich für den ganzen Staat einzurichten sind, das scheint mir eine rein praktische Frage und ihre Entscheidung wesentlich von der Häufigkeit der vorkommenden Fälle abhängig zu sein.

Über die Notwendigkeit, ein Wiederaufnahmeverfahren zu ermöglichen, braucht nicht gesprochen zu werden, da sie früher gelegentlich auch von der Regierung anerkannt worden ist.

Vielfach wird auch die Forderung aufgestellt, daß dem Beamten Einblick in seine Personalakten gewährt werde. In Bayern ist wenigstens vorgeschrieben, daß ihm auf Verlangen der wesentliche Inhalt — zu dem auch Randbemerkungen gehören können — mitgeteilt werde. Der Zweck ist wesentlich, ungerechten Ausschluß von der Beförderung u. dgl. zu verhindern. Nun ist aber das Urteil darüber, wozu der einzelne Beamte tauglich ist, naturgemäß subjektiv, und der

Beweis für die Richtigkeit subjektiver Urteile ist schwer zu erbringen. Es gibt daher zu Bedenken Anlaß, wenn der Vorgesetzte vom Untergebenen wegen der subjektiven Urteile zur Verantwortung gezogen werden kann, zu deren rückhaltloser Abgabe er doch verpflichtet ist. Berechtigt ist die Forderung der Mitteilung nur für die behaupteten äußeren Tatsachen. Eine darüber hinausgehende Verpflichtung zur Mitteilung würde nur die Folge haben, daß die subjektiven Urteile, ohne die es nun einmal nicht geht, aus den Personalakten irgendwohin anders verschwänden, z. B. in die persönlichen Notizbücher der höheren Vorgesetzten, und das dürfte erst recht nicht wünschenswert sein. Übrigens sollen z. B. in den Personalakten der Oberlehrer sich Notizen der bezeichneten Art überhaupt nicht befinden, die finden sich in den Verwaltungsberichten und anderen Stellen, so daß also mit der Mitteilung der Personalakten gar nichts erreicht würde. Wenn es auch in anderen Verwaltungen anders sein mag, so beweist das doch, wenn es auch nur in einem Berufe so ist, daß mit derartigen äußerlichen Bestimmungen sich gar nichts machen läßt und jede zu weit gehende Forderung zwecklos ist.

Abseits von den hier erörterten Fragen liegt die, wie schon früher, so auch kürzlich wieder im Abgeordnetenhause behandelte, ob der Arrest noch als Strafe für die Unterbeamten beizubehalten ist. Nach früheren Äußerungen glaubt die Staatsregierung an ihm festhalten zu sollen, weil durch die Zulässigkeit dieser Strafart es mitunter ermöglicht werde, Beamte noch länger im Dienste zu behalten, die sonst nicht mehr haltbar seien. Daß dies zutrifft, ist kaum zu bezweifeln. Trotzdem erscheint die Strafe mit den jetzt herrschenden Ehrbegriffen unvereinbar. Wie die Unterrichtsverwaltung mit Recht Ohrfeigen in der Schule verbietet, trotzdem diese zweifellos manchem Jungen ganz vorzüglich bekommen sind und auch weiter bekommen würden, so muß auch, vom militärischen Verhältnis abgesehen, die Arreststrafe für erwachsene Männer als ehrenrührig und darum unzulässig angesehen werden. Wenn ein Beamter nicht durch empfindliche Geldstrafen und Strafversetzungen zu ziehen ist, so muß er eben des Amtes entsetzt werden. Die Arreststrafe ist kränkend für den ganzen Stand.

Katholizismus und Kultur

Von Karl Jentſch-Neiße

Dr. Hans Roſt hat von ſeinem vor vier Jahren erſchienenen vielbeſprochenen Buche „Die Katholiken im Kultur- und Wirtſchaftsleben der Gegenwart“ eine Neubearbeitung, der beſonders die Berufszählung von 1907 zugute gekommen iſt, herausgegeben unter dem Titel: „Die wirtſchaftliche und kulturelle Lage der deutſchen Katholiken“ (Köln, J. P. Bachem, 1911). Daß die Juden reicher ſind als die Proteſtanten, dieſe die Katholiken in der Wohlhabenheit übertreffen, weiß ſeit beinahe hundert Jahren jedes Kind in Deutſchland. Aber es iſt natürlich nicht bloß intereſſant, ſondern auch von Wichtigkeit, den genauen ſtatiſtiſchen Nachweis der allgemein bekannten Tatſache zu kennen, wie ihn dieſes Buch erbringt. Die genaueſten Nachweiſe liefern die Steuerliſten Badens, aus denen ſich ergibt, daß im Jahre 1907 bei den Katholiken 511, bei den Proteſtanten 1278, bei den Juden 6784 Mark Vermögen auf den Kopf fielen; der durchſchnittliche Proteſtant iſt alſo mehr als doppelt, der Jude dreizehnmal ſo reich wie der Katholik. Natürlich hängt der Vermögensſtand mit dem Beruf und der ſozialen Lage zuſammen. Die Katholiken betreiben vorherrſchend das am wenigſten einträgliche, landwirtſchaftliche Gewerbe (wenn der Großgrundbeſitz hie und da ein verhältnismäßig hohes Einkommen abwirft, ſo entſtammt dieſes nicht der Landwirtſchaft im engeren Sinne, ſondern den landwirtſchaftlichen Induſtrien oder dem Bergbau), die Proteſtanten die einträglichere Fabrikation und die Juden das einträglichſte: den Handel — namentlich den Geldhandel und die Spekulation. Da die Katholiken in der Landwirtſchaft ein Plus haben, ſo muß ihre Zahl in Gewerbe und Handel hinter der zurückbleiben, die ihnen nach ihrem prozentualen Anteil an der Bevölkerung gebühren würde. Wenn ſie in manchen Induſtrien der Normalzahl nahekommen, ſie erreichen oder gar überſchreiten, ſo iſt das lediglich der größeren Zahl von Lohnarbeitern zu danken. Die amtliche Statiſtik teilt die Gewerbeangehörigen in die drei ſozialen Stufen: a) Selbſtändige (Eigentümer, wozu Mitinhaber, Pächter, Direktoren, Adminiſtratoren kommen); b) nichtleitende Beamte (wiſſenſchaftlich, techniſch und kaufmänniſch gebildetes Verwaltungs- und Aufſichtsperſonal); c) ſonſtige Gehilfen, Lehrlinge und Lohnarbeiter. Wo alſo die Katholiken in einem der ein-

träglicheren Gewerbe mit einer verhältnismäßig bedeutenden Zahl vertreten sind, da rührt das günstige Verhältnis nur von der starken Besetzung der Kategorie c her, während sie in den ersten beiden Kategorien ausnahmslos zurückbleiben. Und wie überall sonst, so wird auch hier die Wirkung wiederum zur Ursache. Weil die Katholiken die weniger einträglicheren Gewerbe betreiben, fehlt ihnen das Geld, ihre Söhne durch die Ausbildung auf Mittel- und Hochschulen in die lohnenderen Gewerbe und Beamtenstellungen hineinzubringen. Bei manchen Gewerben entscheidet der Standort. An der Reederei, Seeschifferei und Hochseefischerei können sich die Katholiken nicht beteiligen, weil die Küstenprovinzen protestantisch sind; in der Binnenschiffahrt sind sie besser vertreten. In der Brauerei, deren eigentliche Heimat Bayern ist, wiegen die Katholiken, in der Brennerei die protestantischen Bewohner des ostelbischen Kartoffelbodens vor. Das Ergebnis der vielen statistischen Tabellen wird folgendermaßen zusammengefaßt:

„Mit Ausnahme der eigentlichen Landwirtschaft gibt es keine einzige unter den sämtlichen dreiundzwanzig Berufsgruppen, in welcher bei den Katholiken die Prozentzahl der Selbständigen, der Eigentümer und Besitzer höher wäre als ihr Bevölkerungsprozentsatz. In allen Berufsgruppen stehen die Katholiken, mitunter ganz erheblich, hinter dem Anteile zurück, den sie nach dem Bevölkerungsprozentsatz haben sollten. Dies gilt namentlich in der Gärtnerei und Tierzucht, im Bergbau, Hütten- und Salinenwesen, in der chemischen Industrie, in der Industrie der forstwirtschaftlichen Nebenprodukte, Leuchtstoffe, Seifen, Fette, Öle, Firnisse, in der Textilindustrie, in der Papierindustrie, im polygraphischen Gewerbe, im Handels- und Versicherungsgewerbe, wo den Katholiken Fehlbeträge von 10 und mehr Prozent nachzuweisen sind. Noch größer sind die Fehlbeträge in der sozialen Schicht des wissenschaftlichen, technischen und kaufmännischen Verwaltungs- und Aufsichtspersonals, der Gutsverwalter, Chemiker, Techniker, Ingenieure, Prokuristen usw. Mit alleiniger Ausnahme des Bergbaues, Hütten- und Salinenwesens sind in allen Berufsgruppen einschließlich der Landwirtschaft die Katholiken hier mit bedeutend kleineren prozentualen Anteilen vertreten als die Protestanten, die Israeliten und die sonstigen Bekenntnisse; der Fehlbetrag erreicht in manchem Berufstande 20 Prozent. Aber auch in der sozialen Schicht der Arbeiterschaft findet keine zahlenmäßige Übereinstimmung zwischen Bevölkerungsprozentsatz und Berufsanteil statt, sondern es finden sich bei den meisten Berufsgruppen Fehlbeträge. Die Katholiken überragen ihren Bevölkerungsprozentsatz in der Arbeiterschaft nur in der eigentlichen Landwirtschaft, im Bergbau, in der Industrie der Steine und Erden, in der chemischen Industrie, in der Textilindustrie, im Baugewerbe und in der Gast- und Schankwirtschaft, und zwar sind es mit Ausnahme des Bergbaues kleinere Beträge. In allen übrigen Berufsgruppen ist auch die Arbeiterschaft bei den Katholiken zahlmäßig geringer vertreten, als ihr Bevölkerungsanteil es fordert. Allerdings sind — und das ist charakteristisch für die soziale Struktur der Berufsgruppen nach konfessioneller Gliederung — die Fehlbeträge der Katholiken in der Arbeiterschaft bedeutend geringfügiger als in den Schichten von Besitz und höherer Vorbildung."

Wenn die Katholiken im Besuch des humanistischen Gymnasiums nicht so weit hinter den Protestanten zurückbleiben wie in dem der verschiedenen Arten von Realschulen (daß auch in dieser Beziehung die Protestanten noch weit von den Juden übertroffen werden, ist bekannt), so haben sie das dem Umstande zu verdanken, daß nicht wenige katholische Bauern einen Sohn studieren lassen, um einen „Pater" in der Familie zu haben. Günstiger als in der Wirtschaft

und in der Teilnahme am höheren Geistesleben steht es um die deutschen Katholiken in der Zunahme der Kopfzahl. Die Bevölkerungsbewegung ist in den verschiedenen Staaten des Reiches und in den Provinzen der größeren Staaten verschieden verlaufen. Für Preußen gilt, daß die Zahl der Katholiken bis 1848 prozentual ab-, von da zugenommen hat. Seit 1871 beträgt das Mehr 2,60 Prozent. Die Zahl der Protestanten ist von 1867 bis 1907 von 15988934 auf 23847337, die Zahl der Katholiken von 8268169 auf 13352444 (1905) gestiegen. Diese stärkere Zunahme führt Rost auf die Einwanderer slawischer und italienischer Arbeiter zurück und findet diesen Zuwachs wenig erfreulich, weil diese Einwanderer der ärmsten und ungebildetsten Schicht angehören und ihre Pastorierung bedeutende Kosten verursacht, die ohnehin ungünstige Lage der Katholiken also noch verschlimmert. Daß sich die Katholiken vor den Protestanten und den Juden durch größere Fruchtbarkeit auszeichnen, hebt natürlich auch er hervor — die katholische Familie hat durchschnittlich ein Kind mehr als die protestantische — und gleich Wolf (siehe das Heft 22 der Grenzboten Jhrg. 1912; die beiden haben unabhängig voneinander gearbeitet) weist auch er nach, daß das Mehr nicht etwa auf Rechnung des polnischen Teils kommt, überdies, daß sich wohlhabende katholische Gegenden darin ebenso verhalten wie die armen. Aber die größere Fruchtbarkeit würde ohne die Einwanderung eine stärkere prozentuale Vermehrung der Katholiken nicht zur Folge haben, weil ihre Wirkung teils durch größere Sterblichkeit (hauptsächlich Kindersterblichkeit) aufgewogen wird, teils durch den Verlust vieler Diasporakinder, die aus Mischehen stammen oder aus anderen Ursachen evangelisch erzogen werden. Die evangelische Diaspora in katholischen Gegenden besteht aus gut situierten Beamten, die, vom Staate auf mannigfache Weise begünstigt, es leicht haben, für die Erziehung der Kinder in ihrer Konfession zu sorgen.

Wird nun nach den Ursachen der „Zurückgebliebenheit" gefragt, so leugnet Rost ganz entschieden, daß die angebliche Inferiorität darunter sei. Dagegen spreche die hohe wirtschaftliche und Kulturblüte der italienischen, niederländischen, deutschen Städte im Mittelalter und der heutige Kulturzustand der katholischen Rheinländer. Wenn in neuerer Zeit England und das überwiegend protestantische Deutschland die größeren katholischen Nationen wirtschaftlich überflügelt haben, so erkläre sich das aus dem Umstande, daß beide reich an Kohle und Eisen sind, diese beiden Stoffe aber im Maschinenzeitalter den Rückgrat des Wirtschaftslebens ausmachen. Aus demselben Grunde sei das kleine katholische Belgien der industriellste Staat des Kontinents, und der Glanz Englands werde zudem durch seinen schrecklichen Pauperismus arg getrübt. Was Deutschland betrifft, so sei die ungünstige Lage der Katholiken auf folgende drei Ursachen zurückzuführen. Im Reformationszeitalter seien der neuen Kirche die freien Reichsstädte und die Ebene zugefallen, beide von einer regeren Bevölkerung bewohnt als die katholisch gebliebenen Gebirge mit ihren Bauern (woraus doch folgt, daß zwischen größerer Regsamkeit und der neuen Konfession eine innere

Verwandtschaft bestanden haben muß); und das cujus regio, illius religio habe dafür gesorgt, daß die überwiegend bäuerlichen Territorien katholisch, die gewerblicheren protestantisch geblieben seien. Dem ersten Schlag sei in der napoleonischen Zeit ein zweiter gefolgt: die Säkularisation. Diese vernichtete mit den geistlichen Fürstentümern achtzehn rein katholische Universitäten und viele von Klöstern unterhaltene Bildungsanstalten und brachte den geistlichen Grundbesitz, da Katholiken säkularisierte Kirchengüter nicht kaufen dürfen, in die Hände von Protestanten und Juden; für Württemberg wird ihr Wert auf 300 Millionen Mark, für Preußen auf eine Milliarde geschätzt. Und daß sich die Katholiken von diesen Schlägen nicht erholen können, dafür sorge die Imparität. Es handle sich nicht bloß um den Ausschluß der Katholiken von den höheren und höchsten Staatsämtern; schon der Zugang zu den untersten Stufen werde den Katholiken versperrt. Über die Praxis der fiskalischen Grubenverwaltungen im Saarrevier, wo den 37000 katholischen Bergleuten nur 12000 evangelische gegenüberstehen, wird berichtet:

„Die Werkschullehrer, Aufseher, Wiegemeister und Bergboten sind in weit überwiegender Zahl protestantisch. Der Löwenanteil der Beamtenstellen von den Direktoren bis zu den Obersteigern und Bergboten herab liegt in den Händen der Protestanten. Ein blinder Zufall ist natürlich hier nicht im Spiele, sondern bewußte Absicht. Die fast ausschließlich protestantischen Obersteiger wählen die zu Steigern geeigneten jungen Leute. Man läßt die katholischen Arbeiter nicht Steiger und Obersteiger werden, weshalb sie auch nicht in der Lage sind, ihren Kindern eine höhere Bildung zuteil werden zu lassen. Welche Summen von Gehalt, sagt der Verfasser einer in St. Johann erschienenen Broschüre, welches Kapital an Einfluß, welch ein Reichtum von Möglichkeiten höher zu kommen, fließen so im Laufe der Jahrzehnte zu ungunsten der Katholiken den Protestanten zu, wie dominiert das protestantische Beamtentum! Wie setzt sich da instinktiv der Wahn allseitiger Überlegenheit auf der einen Seite fest, während sich der andern das dumpfe niederdrückende Gefühl des Zurückgesetztseins bemächtigt. Durch Ansiedlung von Beamten werden ganze protestantische Dörfchen geschaffen. Die sehr verbreitete Zentrumspresse erhält von der Bergverwaltung keine Druckaufträge, während sich die liberale protestantische Presse großer Aufträge und Zuwendungen erfreut. Es ist das fürwahr eine Enteignungspolitik des preußischen Staates den Katholiken gegenüber, die jeden ehrlichen Menschen entrüsten muß."

Auch die höhere Besoldung der evangelischen Geistlichen — viele katholische Pfarrer erreichen noch nicht einmal das Einkommen von Subalternbeamten — benachteiligt die Katholiken ganz bedeutend. Der Motivierung mit der Familie des evangelischen Pfarrers stellt Rost die Ansicht entgegen: gerade deshalb, weil die katholischen keine eigenen Kinder haben dürfen, müßten sie mehr bekommen. Das evangelische Pfarrhaus sei bekanntlich der wichtigste der Kanäle, durch welche Söhne der unteren Schichten in die höheren aufsteigen; da fordere denn die ausgleichende Gerechtigkeit, daß den katholischen Geistlichen die Mittel gewährt würden, talentvolle arme Jungen ihrer Gemeinden durch Unterstützung in die Höhe zu bringen.

* * *

In der grundsätzlichen Auffassung des Verhältnisses der katholischen Kirche zu Kultur und Wirtschaftsleben stimme ich vielfach, wenn auch bei weitem nicht vollständig, mit Rost überein, will aber, ihn nur gelegentlich erwähnend, meine Ansicht selbständig entwickeln, so weit das im Umfange dieses Aufsatzes möglich ist. Einfach erscheint die Sache nur den Radikalen zur Rechten und zur Linken. Der asketische Heilige sieht in der christlichen Religion lediglich das Mittel zu seiner persönlichen Erlösung, Heiligung und Beseligung und fragt nicht nach Kultur; der moderne Freidenker sieht in der christlichen Religion und besonders in der katholischen Kirche die Haupthindernisse des Kulturfortschritts, mit deren letzten Resten so rasch wie möglich aufgeräumt werden müsse. Für die mit Wirklichkeitsinn Begabten hingegen bilden diese beiden großen Wirklichkeiten ein verwickeltes Problem.

Klar ist zunächst, daß wir im Christentum eines der drei Grundelemente unserer heutigen Kultur haben; die anderen beiden sind das Hellenentum und die Rasseneigenschaften der Germanen und der Romanen. Das Christentum sorgt für die Volksgesundheit, indem es alle das Leibesleben schädigenden Genüsse als Sünden und Laster verpönt. Die Hierarchie hat als berufene Vertreterin der christlichen Ethik gegen Ende des Mittelalters versagt, aber diese hat sich neue Organe geschaffen und von diesen aus dann auch die alte Kirche reformiert. Und so oft auch noch weiterhin die Kirche ihr Amt als Pflegerin reiner Sittlichkeit schlecht verwalten mag, es ist nicht gleichgültig, ob die Religion das Gewissen im Volke lebendig erhält, oder ob der Naturalismus, der sich im Altertum mythologisch verkleidete, heute in biologischer oder philosophischer Maske allgemeine Geltung erlangt. Durch ihren Monotheismus sodann ermöglicht die christliche Religion echte Wissenschaft. Solche konnte im klassischen Altertum u. a. darum nicht aufkommen, weil die vereinzelten Denker in dem polytheistischen Volke keine Resonanz fanden; der Gedanke der Gesetzlichkeit des Naturgeschehens kann nur dort allgemein herrschend und dadurch Grundlage des wissenschaftlichen Denkens und Forschens werden, wo ein einziger vernünftiger Wille als Wurzel alles Daseins anerkannt ist. Darum gibt es außerhalb der christlichen Welt keine Wissenschaft, die diesen Namen verdiente. Die Einsetzung des siebenten Tages als Ruhetag ferner sichert den körperlich arbeitenden Armen die Teilnahme an den geistigen Gütern der Menschheit, bewahrt sie vor Bestialisierung und ermöglicht den Begabteren unter ihnen den Aufstieg. Arbeit ist allen ohne Ausnahme zur Pflicht gemacht; zuerst in der Form einer Bestrafung, dann durch das Sabbathgebot, das mit den Worten eingeleitet wird: „sechs Tage sollst du arbeiten", dann durch Epheser 4, 28 und 2. Thessalonicher 3, 10. Die ungeheure Tragweite der Worte, die dem ersten Menschenpaare und damit dem ganzen Menschengeschlecht seine irdische Aufgabe enthüllen: „erfüllet die Erde und machet sie euch untertan", ist erst in unserer Zeit erstaunlicher Volksvermehrung und Naturbeherrschung offenbar geworden. Im Reiche Gottes, einem Reiche der Liebe, Gerechtigkeit und Vernunft, stellt

das Evangelium dem Menschen sein höchstes Kulturideal vor Augen. Kant, Fichte und Schiller haben es unter dem Namen des Vernunftstaates erneuert, und die Utopien unserer Sozialisten und Soziologen sind Kopien davon, die sich vom kirchlichen Ideal durch zweierlei unterscheiden. Sie sollen im Diesseits ohne Rest verwirklicht werden, während die Kirche, die Menschennatur richtiger beurteilend, nur die Vorbereitung im Diesseits fordert, die Vollendung ins Jenseits verlegt, und nach sozialistischer Ansicht soll die dem Ideal entsprechende edle Gesinnung durch Umgestaltung des Gesellschaftszustandes bewirkt werden, während das Christentum die äußeren Zustände durch Besserung der Herzen umwandeln will. Eine ganz besondere Bedeutung gewinnt der christliche Glaube gegenüber dem naturphilosophischen Materialismus und Atheismus, der heute gepredigt wird. Der blinde, sinnlose, unerbittliche Kausalitätsmechanismus statt des allgütigen fürsorgenden Gottes, mit dem leeren Nichts vor und dem leeren Nichts hinter ihm, kann bei anhaltend Nachdenkenden nichts anderes als Verzweiflung erzeugen, und wenn unter den Anhängern des neuen Glaubens nicht eine Selbstmordmanie einreißt, so ist das nur den beiden Umständen zu danken, daß die meisten Menschen oberflächlich und gedankenlos sind, von den Tieferen aber die optimistisch Angelegten durch schöne äußere Erfolge bei guter Laune erhalten werden. (Eine treffende Schilderung des Gemütszustandes des modernen Menschen, dem sich das gräßliche Bild der entgötterten Welt enthüllt hat, finde ich eben an einem Orte, wo sie niemand leicht suchen wird: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert von Karl Scheffler S. 143 Insel-Verlag.) Durch welche besondere Leistungen die alte Kirche sich außerdem verdient gemacht hat, ist so bekannt, daß kaum daran erinnert zu werden braucht. Es war nur Sorge für rationelle Förderung des Seelenheils seiner Mönche, was Benedikt von Nursia zu der Vorschrift bestimmte, daß sie alle Lebensbedürfnisse durch eigene körperliche Arbeit beschaffen und namentlich auch Bücher abschreiben sollten. Aber hierdurch sind sie die Retter der antiken Kultur für die europäischen Völker, die Erzieher der kriegs- und jagdlustigen Germanen zur landwirtschaftlichen und gewerblichen Arbeit geworden. Ihre Schulen haben ein grundsätzlich bücherfeindliches Volk von Analphabeten ans Bücherwesen gewöhnt, im methodischen Denken geübt, seinen Sinn für Metaphysik und hierdurch auch für Physik erschlossen (keine exakte Wissenschaft ohne Mathematik, also ohne Abstraktion!) und so die um 1500 beginnende moderne Wissenschaft vorbereitet. Durch ihren symbolischen Gottesdienst und den biblischen und legendären Stoff, den sie den Künstlern lieferte, wurde die Kirche Pflegerin der bildenden Künste, und mit ihrer hierarchischen Verfassung, mit ihrer geordneten Vermögensverwaltung, wurde sie die Lehrerin der Politik und Staatsverwaltung und hat in barbarischen Zeiten den Staat ersetzt, wo und so oft er fehlte.

Nur darf man nicht, wie die frommen Enthusiasten und die Apologeten tun, alle Kulturschöpfungen der christlichen Ära dem Christentum oder gar der

Kirche, der Hierarchie ausschließlich gut schreiben. Die beiden Kräfte, die mit ihr zusammengewirkt haben, sind schon genannt worden, und nachdem die Kirche das Erziehungswerk an den Germanen vollendet hatte, hat sie deren entbundene und in der von ihnen geschaffenen bürgerlichen Ordnung tätige Eigenkraft, wie jedermann weiß, meist mehr gehemmt als gefördert. Auch in den bildenden Künsten, deren sie sich vorzugsweise rühmt, hat nicht ihr Geist allein gewaltet. Nicht bloß Rubens und die übrigen Maler des Barock, sondern auch Raffael, Correggio, die Venetianer, Murillo haben, was keinen Vorwurf bedeutet, an den Heiligen und den Engeln, die sie malten, vor allem ihre Freude an der schönen Gestalt, am warmen Fleisch, an prachtvollen Gewändern und anderem weltlichen Prunk betätigt, und der gotische Stil ist, wie Ruskin nachweist (John Ruskin von Sam. Saenger S. 55) keineswegs eine Schöpfung des religiösen Geistes gewesen. Die gewaltigen Kirchenbauten der deutschen Städte zumal waren Betätigungen weit mehr des kraftvollen, stolzen Bürgergeistes als der Frömmigkeit. Diese Städte sind, wie Karl Adolf Menzel vor neunzig Jahren geschrieben hat, eigentlich schon im Mittelalter protestantisch gewesen, sofern „dieses Wort den Widerstand gegen das Streben bezeichnet, Religion und Kirche als Mittel und Form weltlicher Machtübung zu gebrauchen". Dieser Mißbrauch der Religion und des durch verdienstvolle Kulturarbeit erworbenen Einflusses und Besitzes zur ungemessenen Mehrung des Besitzes und zur Aufrichtung einer Weltherrschaft war nun hauptsächlich der Punkt, auf welchem das Verdienst der römischen Kirche in Mißverdienst umschlug, so daß die Reformation und die Trennung der nordischen Völker von der jeder Reform widerstrebenden unvermeidlich wurde, und das Papsttum beharrt bis auf den heutigen Tag in der Schuld, indem es sie nicht anerkennt, die damalige geschichtlich gewordene und nur vorübergehend berechtigt gewesene Form des Kirchenwesens als eine göttliche Institution dogmatisiert und sich in die fortschreitende Säkularisierung der Gesellschaft nicht fügt, die darin besteht, daß die Kirche, die als einzige Inhaberin weltlicher Bildung bei den Barbaren anfänglich alle Funktionen einer geordneten Regierung und Verwaltung sowie die Volkserziehung übernommen hatte, diese Funktionen nach und nach an die Staaten, die bürgerlichen Gemeinden und die gelehrten Korporationen verlieren muß, die sich unter ihrer Leitung gebildet haben. Die Stellung, die sie vom siebenten bis ins zehnte Jahrhundert den Germanen gegenüber einnahm, kann sie heute nur noch, und zwar mit Hilfe des Staates, in der Heidenmission behaupten.

Sofern nun die deutschen Katholiken, nicht aus unedlen Absichten, sondern in gutem Glauben, aus religiöser Überzeugung, die unberechtigten Ansprüche der Kurie verteidigt haben, sind sie nicht ohne eigene Schuld in die dieser gebührende Strafe verwickelt worden. Daß sie mit aller Kraft aus der ungünstigen wirtschaftlichen Lage hinaus und hinaufstreben, verdient Anerkennung, und die reiche Entfaltung des katholischen Vereins- und Genossenschaftswesens und der katholischen Presse und Literatur beweist, daß diesem Streben der Erfolg nicht

fehlt, und daß die Ratschläge, die Rost erteilt, befolgt worden sind, lange ehe sie gegeben wurden. Doch wäre es bedauerlich, wenn diese Ratschläge die Wirkung hätten, die Flucht aus der Landwirtschaft in die Industrie, an der Ostelbien leidet, auch im katholischen Süden und Westen einreißen zu lassen. Rost hebt es als einen Ruhmestitel der deutschen Katholiken hervor, daß sie dem Priesterstande und den Klosterorden reichlich Rekruten liefern und für kirchliche Zwecke Spenden opfern, die in Anbetracht ihrer bescheidenen Vermögenslage übermäßig genannt werden können. Das ist ein sehr zweifelhafter Ruhmestitel, denn die eifrige Sorge für Kultzwecke entspringt einer Wertschätzung des Kults, die in schreiendem Widerspruch steht zum Geiste des Evangeliums (wie ihn besonders das dreiundzwanzigste Kapitel des Matthäus, das zweite und das siebente des Markus und der Galaterbrief deutlich aussprechen), und an einer Überfülle von Geistlichen, Mönchen und Nonnen hat die Kirche noch niemals Freude erlebt. Solche Fülle hat in neuester Zeit die Franzosen, die Portugiesen mit rasendem Haß nicht allein gegen die Kirche, sondern gegen das Christentum entflammt, und nirgends in der Welt ist der Klerus verachteter als in Rom, am Sitze des Papsttums, wo es von überflüssigen Geistlichen wimmelt, während in Deutschland der durch den Kulturkampf verursachte Priestermangel die Liebe zur Kirche nicht vermindert, sondern zur Leidenschaft gesteigert hat. Häufung von Kulthandlungen, die viele geistliche Personen nötig macht, ist nicht christliche, sondern jüdisch-pharisäische und heidnische Art; eine im Verhältnis zur Kopfzahl der Gemeinden übergroße Zahl von Geistlichen läßt sich nur in der Diaspora rechtfertigen, wo die kleinen Gemeinden zu weit entfernt voneinander liegen, als daß sie von einem Orte aus pastoriert werden könnten. Rost selbst sieht sich veranlaßt, mit Berufung auf den Kardinal Fischer gegen die übermäßigen Ausgaben auf zum Teil geschmacklosen Kirchenschmuck, und in vorsichtiger Weise sogar gegen das Meßstipendienwesen zu polemisieren. Daß die katholischen Bauern der Landwirtschaft treu bleiben, das ist, namentlich unter den heutigen Umständen, ein weit echterer Ruhmestitel, und es entspricht auch den Grundsätzen des Evangeliums, denen in höherem Grade als die Protestanten treu geblieben zu sein die Katholiken sich rühmen. (In einer Beziehung mit Recht. Während die katholische Kirche durch weltliche Machtansprüche und durch die Ausbildung ihres Kults vom echten Christentum abgewichen ist, ist sie ihm treu geblieben durch die Pflege des Geistes der Bergpredigt, der allerdings mitunter gefährlich wird, indem sich Sorglosigkeit, Trägheit und Leichtsinn darunter verbergen, wie auch Rost zugesteht. Chacun a les défauts de ses qualités, gilt eben auch von jedem Volke, jedem Zeitalter, jeder Konfession). Die Landwirtschaft ist nicht allein, wie schon Cicero hervorgehoben hat, das neidloseste Gewerbe, sondern auch frei von Versuchungen zu anderen Sünden, die namentlich im Handel lauern. Gerade weil in der Landwirtschaft mit harter körperlicher Arbeit nur mäßiger Wohlstand erlangt werden kann, erhält sie Leib und Seele gesund. Überhaupt würde die Absicht, es den Protestanten oder gar den Juden im

Vermögenserwerb gleichtun zu wollen, den Abfall vom Geiste der katholischen Kirche bedeuten, der in dieser Beziehung mit dem Geiste des Christentums identisch ist. Das Streben nach Reichtum verträgt sich so wenig mit dem Christentum wie die Forderung einer absoluten Existenzsicherheit, die das Vertrauen auf Gottes Vorsehung überflüssig macht. Dem Volke Israel ist vor etwa dreitausend Jahren (Deuteronomium 28, 12) verheißen worden: Du wirst viele Völker zinsen und von keinem gezinst werden; den Jüngern Jesu wurde nicht allein das Streben nach Reichtum ausdrücklich verboten, sondern auch für diese Welt nichts anderes als Verfolgung und Pein in Aussicht gestellt. Beide Verheißungen sind nicht allgemein in Erfüllung gegangen — die meisten russischen Juden schmachten heut in entsetzlicher Armut, und viele Christen erfreuen sich des Wohlstandes, ohne ihrer Religion untreu zu werden — aber doch im großen und ganzen, so daß die Abstufung der Vermögenslagen genau dem Geiste der Konfessionen entspricht, da der Protestantismus in dieser wie in mancher anderen Beziehung das Ergebnis eines Kompromisses ist. Wie der Kompromiß auf dem wirtschaftlichen Gebiete zustande gekommen ist, hat Max Weber dargestellt, der geradezu den Geist des modernen Kapitalismus aus dem Calvinismus hervorgehen läßt. Im Mittelalter war eine kindlichere Form des Kompromisses üblich: die reichen Fabrikanten, Kaufleute, Bankiers der italienischen Städte pflegten auf dem Sterbebette einen Teil der gezogenen Wucherzinsen zu restituieren oder von ihrem ungerechten Mammon kirchliche Stiftungen zu machen.

Protestantische Theologen haben ihre furchtbare Prädestinationslehre mit der Annahme eines doppelten göttlichen Willens zu verteidigen gesucht: der geoffenbarte Wille Gottes verbiete die Sünde, der verborgene erzwinge sie, um durch die ewige Verdammnis der Sünder die Gerechtigkeit zu betätigen. An diese ungeheuerliche Absicht Gottes glaubt heute natürlich kein Mensch, und die theologische Schrulle, alle Geschehnisse der Welt unter dem Gesichtspunkte der Sünde zu betrachten, haben wir uns abgewöhnt, aber der Schein zweier, miteinander in Widerspruch stehender Willen Gottes ist tatsächlich vorhanden, denn es waltet in der Welt weithin der Zwang zu dem, was die Theologie Sünde nennt. Der Widerspruch löst sich durch eine Annahme, die der Gang der Kulturentwicklung nahe legt. Wir sehen, daß, so wenig die Erhaltung des einzelnen Menschenleibes und des Menschengeschlechts ohne Hunger nach Nahrung und ohne den Geschlechtstrieb denkbar ist, so wenig auch die Kulturentwicklung der Antriebe entbehren kann, die von niederen und unter Umständen böse erscheinenden Trieben ausgehen. Die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen sind allerdings von Forschern gemacht worden, denen es nicht um Geld und Gut, sondern nur um die Wissenschaft zu tun war, aber die praktische Verwendung der Entdeckungen und Erfindungen, die diesen erst ihre weltgeschichtliche Bedeutung verleiht, die moderne Technik, würde ohne das Unternehmerinteresse nicht in Fluß gekommen sein. An die Ausbildung des heutigen Geld- und Kreditwesens, das ein unentbehrliches Glied des bestehenden Wirtschaftssystems

geworden ist, wäre nicht zu denken gewesen, wenn nicht Habsucht und Genußgier die Spekulation der Finanzgenies beflügelt hätten. Dieselben Leidenschaften ziehen in Wechselwirkung mit wirklichem Bedürfnis die Welt der Farbigen in die europäische Kulturentwicklung hinein, die zugleich Verbreitung des Christentums bedeutet, und Rost mahnt wiederholt, tüchtig Geld zu verdienen um der Seelen Seligkeit willen, weil die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse des Volkes schrecklich viel Geld koste. Wenn alle armen Katholiken in geduldigem Leiden, in frommer Entsagung und im Vertrauen auf Gott sich bei ihrer Armut bescheiden wollten, dann würde die „verdammte Bedürfnislosigkeit" sie allmählich in jenes Proletarierelend hinabdrücken, in welchem das geistige wie das sittliche und das religiöse Leben verkümmert oder in Lastern erstickt, so daß also die wider-kirchliche sozialdemokratische Arbeiterbewegung nicht allein für Staat, Gesellschaft und Volkswirtschaft, sondern auch fürs Christentum eine Notwendigkeit gewesen ist. Die bildenden Künste endlich und die Poesie können sich nicht voll entfalten ohne einen Stärkegrad der Sinnlichkeit, den ein zartes christliches Gewissen als Sünde oder wenigstens als Gefahr der Sünde fürchtet. Anderseits beweist die ganze Weltgeschichte, daß die Völker zugrunde gehen, wenn diese Triebe ungezügelt walten, und daß unter den Zügeln, zwar nicht bei jedem einzelnen, aber wenn im Volke verbreitet, im großen und ganzen das christliche Gewissen das wirksamste ist, während zugleich der christliche Glaube, die christliche Liebe und die christliche Hoffnung das soziale, das Geistes- und das Phantasieleben mit Inspirationen, Idealen und Antrieben befruchten, die nirgend anderswoher geschöpft werden können. Es ist demnach klar, daß Gott beide Seiten der Menschennatur, die ja beide von ihm geschaffen sind, die niedere und die höhere, wirken lassen will; in Wechselwirkung, einander abwechselnd spornend und beschränkend, sollen sie Kultur schaffen und dadurch das Reich Gottes vorbereiten, das also ohne die Hilfe vom Reiche der Welt nicht gebaut werden kann. Dieses ist uns Heutigen nicht mehr das Reich des Teufels, aber da eben jedes der beiden Reiche seine besondere Aufgabe hat, die der des anderen entgegengesetzt ist, war es keine Übertreibung, wenn Luther den Papst den Antichrist nannte. Das ist er besonders in der Zeit von Bonifaz dem Achten bis Leo dem Zehnten gewesen, wo die Kurie die größte Finanzmacht Europas war. Daß diese von Gott angeordnete Arbeitteilung unaufhörlich Selbstwidersprüche und Gewissenskonflikte erzeugt, ist in der Weltordnung gegründet, die darauf beruht, daß das Weltgetriebe durch Gegensätze in Bewegung erhalten und vorwärts gedrängt wird.

Eine rege Teilnahme der Katholiken am Geistesleben liegt im Interesse des Vaterlandes, und ihre stärkere Vertretung auf Gymnasien und Universitäten wäre besonders deswegen zu wünschen, weil der Aufenthalt in der akademischen Atmosphäre allmählich das Eis des Orthodoxismus zum Schmelzen bringen muß. Oft habe ich nachgewiesen, daß der moderne Gebildete noch Christ sein kann; keine der modernen Wissenschaften verbietet den Glauben an die christ-

lichen Grundwahrheiten: Monotheismus, persönliche Unsterblichkeit der Menschenseele, ethische statt kultischer Gottesverehrung (Kult nur als pädagogisches und Erbauungsmittel, nicht als Vermittlung göttlicher Gnade von Bedeutung), Offenbarungscharakter des Christentums (in seiner Gesamtheit, mit Einschluß des israelitischen Prophetentums und der Entwicklung der Kirche, aber nicht aller einzelnen biblischen Lehren und Geschichten). Dagegen vertragen sich die paulinischen und die durch Fortbildung des Paulinismus geschaffenen Kirchendogmen, die nur symbolischen Sinn und pädagogischen Wert haben, wenn sie wörtlich verstanden werden sollen, weder mit der modernen Wissenschaft noch mit reinem und feinem sittlichen Empfinden, und die späteren Dogmen, vom Transsubstantiationsdogma an, sind schlechthin unannehmbar. Der Umstand, daß es nur ein verhältnismäßig kleiner Komplex historischer und psychologischer Wahrheiten ist, welcher der Orthodoxie widerspricht, und die Ungerechtigkeit vieler der Angriffe, die gegen Christentum und Kirche gerichtet werden, machen es den gebildeten Katholiken verhältnismäßig leicht, sich die Unhaltbarkeit der Orthodoxie zu verbergen, aber eine engere Fühlung zahlreicher Katholiken mit der protestantischen akademischen Welt würde doch mit der Zeit vielen die Augen öffnen. Das wissen die Fanatiker und die Bigotten, darum verketzern sie die Kölnische Volkszeitung und das Zentrum, welche friedlichen Verkehr mit den Andersgläubigen, Hand in Hand gehen mit den gläubigen Protestanten, und lebhafte Beteiligung an allen wirtschaftlichen, sozialen und Kulturbestrebungen der Nation anzubahnen sich bemühen*). Auf diesem Wege müssen die Katholiken endlich dazu gelangen, die Orthodoxie durch eine christliche Weltanschauung zu ersetzen, auf deren gemeinschaftlichem Boden sich die Konfessionen oder Kirchen als historisch und durch Stammesanlage berechtigte verschiedene Formen des nämlichen Christentums zu friedlichem Wirken einigen können. Weil das wie eine Denunziation klingt und den Prozeß stören könnte, würde ich es nicht öffentlich sagen, wenn die Zeit nicht vorüber wäre, wo damit Schaden angerichtet werden konnte; denn jetzt verkündigen die Fanatiker von Trier, Berlin, Paris, Wien und Rom, natürlich in anderer Meinung als ich, diese Wahrheit so laut, daß die Welt von dem Lärm erfüllt ist, den sie verführen.

Trotzdem sie mit aller Macht an der Sprengung des Zentrumsturmes arbeiten, wird dieser halten, so lange — die Imparität währt. Der Oberpräsident von Vincke hat schon 1816 an Hardenberg berichtet, welche Erbitterung die Zurücksetzung der Katholiken bei der Besetzung hoher Staatsämter am Rhein erzeugte, und als man die Imparität als Zufall zu deuten versuchte, fuhr der Geschichtsphilosoph Ernst von Lasaulx, ein Neffe von Josef Görres, mit grimmem Humor gegen diesen Unsinn los. Wird Inferiorität der Katholiken vorgeschützt,

*) Unsere Leser seien darauf aufmerksam gemacht, daß wir auf Grund der praktischen Tätigkeit des Zentrums zu einem anderen Urteil über diese Partei gelangt sind, als unser verehrter Mitarbeiter, und dieses auch mehrfach in den Grenzboten zum Ausdruck gebracht haben. Die Schriftleitung.

so genügt es daran zu erinnern, daß auch ein Joseph von Eichendorff lediglich darum nicht befördert wurde, weil er katholisch war, und daß in Breslau die Herren von der evangelisch-theologischen Fakultät eine Reihe von Jahren hindurch bei Öffnung des Umschlags als Verfasser der preisgekrönten Arbeit jedesmal einen katholischen Theologen fanden. Das von Rost beigebrachte Material ist so überwältigend, daß kein vernünftiger Mensch an der Absicht der protestantischen Regierungen, namentlich der preußischen, die Katholiken nach Möglichkeit von höheren Staatsämtern auszuschließen, zweifeln kann. Die Absicht entspringt einem idealen Beweggrunde, dessen Berechtigung hier nicht geprüft werden kann: die Dynastien und die Spitzen der Bureaukratie sind ehrlich überzeugt, daß der Geist des Katholizismus sich mit dem Wesen und dem Zweck des modernen Staats nicht vertrage und daß zudem die Hierarchie den Deutschen feindlich gesinnt sei, sie fürchten darum von einer starken Beteiligung der Katholiken an der Verwaltung für die Sicherheit des Staates. (Weniger ideal sind die Gründe der Imparität in der Kommunalverwaltung. Mallinkrodt hat vor vierzig Jahren die Städte mit steuerlich überwiegend protestantischer Bevölkerung Brutnester der Intoleranz genannt, deren Praxis das Knirschen des ganzen inneren Menschen hervorrufe.) Das darf die Regierung eines verfassungsmäßig paritätischen Staates natürlich nicht eingestehen, und darum sehen sich ihre Vertreter in die peinliche Lage versetzt, Ausflüchte konstruieren zu müssen, über welche die Protestanten im geheimen lachen und die Katholiken sich geräuschvoll entrüsten. Die preußische und die Reichsregierung fest zu machen, sind die katholischen Fanatiker und Bigotten eifrig bemüht, indem sie den Papst zu Kundgebungen drängen, welche die Protestanten beschimpfen und aufs neue erbittern, die moderne Staatsordnung durch die Aufwärmung hierarchischer Ansprüche wie das privilegium fori zu bedrohen versuchen (sie ernstlich zu bedrohen, hat die Hierarchie keine Macht mehr) und die katholische Jugend durch pädagogisch verwerfliche Bigotterie in einer auch für den Staat bedenklichen Weise schädigen. (Das tut die Verordnung über die Kinderbeichte und Kommunion.) Die Lage der deutschen Katholiken und ihr Zusammenhalten wird dadurch unendlich erschwert, aber sie werden zusammenhalten, so lange die Imparität dauert. Sie wären dumm — und das sind sie nicht — wenn sie die zur Verteidigung ihrer staatsbürgerlichen Rechte und als Zentralstelle für ihre wirtschaftlichen Bestrebungen geschaffene politische Organisation, nach der sie Jahrzehnte lang vergebens gerungen haben und zu der ihnen endlich der Kulturkampf verholfen hat, aufgeben wollten, so lange die Zustände fortbestehen, die zur Gründung der Zentrumspartei gedrängt haben.

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Neunte Fortsetzung)

Gerade da, wo die Kneisenheimer Chaussee in einem weiten Bogen herumschwenkt nach Rabenheim, liegt der Friedhof. Immer schaut er dann hinauf an des Vaters Grab. Es ist leicht aus den anderen Gräbern herauszufinden, denn es blühen keine Blumen darauf. Wüst liegt der gelbe Lehmhügel da. Die Tante hatte ja zwar ein paar Grasblumen darauf gepflanzt, doch die waren bald wieder verwelkt, weil sie nicht gegossen worden waren.

Karl ging nicht auf den Friedhof. Er fürchtete die Schmähreden der anderen Besucher, wenn er vor dem Grabe stünde. Überhaupt ist er menschenscheu geworden. Werktags hat er ja seine Arbeit und kann sich um niemand kümmern. Er ist auch noch sehr selten allein im Felde gewesen, meist ist er in Begleitung der Brüder Holtner. Da haben die Bauern, die auf den Nachbaräckern arbeiten, nicht den Mut, ihn anzurempeln, und den eigenen Taglöhnern hatte Unkel Hannes beim Eintritte Karls gesagt:

„Da henn wir jetzert einen neuen Ackersbursch. Hüt sich einer, in seiner Gegenwart was Vergangenes aufzurühren!"

Sonntagsmorgens ging Karl nicht in das Hochamt, wie es dem Brauche nach für den Burschen ziemlich gewesen wäre, sondern er begab sich mit Unkel Vinzenz in die Frühmesse. Da war er vor Anrempelungen der früheren Kameraden gefeit.

Unkel Hannes hielt sich nicht an die Kirchengebote, und es war ihm nichts daran gelegen, die Messe zu versäumen. Den Karl hatte das anfangs stutzig gemacht, zumal Tante Settchen ihm anempfohlen hatte, seinem katholischen Glauben treu zu bleiben und auch danach zu leben. Aber je länger er im Hause Holtner war, um so mehr erkannte er die unter einem rauhen Äußeren sich verbergende Güte und Liebe des alten Junggesellen, und er störte sich nicht mehr daran, daß dieser den Besuch der Messe versäumte. Daß Unkel Hannes außerdem sowohl seine beiden Geschwister wie auch ihn selbst in dem streng kirchlich religiösen Leben ganz unbehelligt ließ, rechnete er ihm hoch an. Hatte nicht Tante Settchen gesagt, Menschen, die nicht in die Kirche gingen, die sich über die Kirchengebote hinwegsetzten, seien auch in der Regel große Religionsspötter und wüßten nichts besseres, als die Treuen der Kirche zu hänseln und zu verhöhnen? In diesem Punkte hatte

sich aber Tante Settchen sehr geirrt, wenigstens soweit der Unkel Hannes in Betracht kam.

Trotz aller Menschenscheu war aber dem Burschen wieder viel von seiner alten Kraft und auch ein Stück von seinem heftigen Temperament zurückgekehrt. Nicht so, als ob sich das im Benehmen gegen seine neue Herrschaft gezeigt hätte. Nein, es lag nur wieder in ihm, und er spürte, daß es bei geeigneter Gelegenheit wieder losbrechen könne. So wunderte es ihn oft, wie er nur damals bei dem Tode des Vaters so schlapp und anfangs bei den Holtnersleuten so täppisch hatte sein können, so daß sie häufig sagten:

„Kerl, stell dich doch net so, man meint, du wärst net aus dem Dorf!"

Aber dann hatte ihm der Unkel Hannes einen Vortrag gehalten zur Besserung. Er hatte ihn gefragt, ob er denn eigentlich wisse, was er im Hause sei.

Karl hatte gezögert mit einer Antwort. „Knecht" zu sagen, konnte er sich nicht überwinden, denn Knechtsein kam ihm noch arg demütigend vor.

Auf sein Schweigen hatte Unkel Hannes ihm zur Antwort gegeben:

„Ackersbursch bist du bei uns! Ackersbursch!"

Und hatte ihm dann noch gesagt, er müsse mehr mit Verstand arbeiten. Da war Karl sehr rot geworden, weil er das für einen Tadel hielt. Unkel Hannes hatte die Verlegenheit des Burschen bemerkt und gesagt:

„Mußt jetzert net meinen, ich wär unzufrieden mit dir, im Gegenteil! Ich mein nur so, Kerl, du sollst net schaffe wie ein Gaul oder in deinem Fall noch besser gesagt: wie ein Ochs, der da naustrampelt und seine Arbeit schafft, weil er net anders kann. So schaffen ja zwar die mehrsten Menschen, aber 's ist net nötig, daß du die Menschochsen um ein Exemplar vermehrst. Du bist ja auch in anderer Hinsicht durch dein Malheur anders geart' wie die anderen!"

Das Letzte da schmeichelte dem Burschen, und er war schon williger, den Rat des derben Mannes anzunehmen.

„Was dir noch fehlt, ist die recht Besinnsamkeit. Früher war die viel mehr unter den Leut, und wenn die heutigen Menschochsen ein bißchen ins Alter kommen, kriegen sie mitunter auch noch ein bißchen von der Besinnsamkeit, die ich mein. Die Besinnsamkeit, wie schön es auf der Welt ist, und wie ganz besonders schön es ist, auf dieser schönen Welt Bauer zu sein, Ackersmann. Siehst, wenn ich an das Wort Acker denke, muß ich's auch gleich schon aussprechen, weil's außer unserem Herrgott seinem Namen kein kräftiger Wort auf der Welt gibt. Verstehst du das? Nein, das verstehst net! Bist selbst noch ein Menschochs! Vielleicht auch nur ein purer Ochs! 's wird dir noch verwunderlicher sein, wenn ich dir jetzert sag, daß ich das Wort Acker net allein denke und spreche, daß ich's auch rieche und schmecke, daß ich meine, mein Herz nennt sich Acker, mein Herz ist ein Stück vom Acker, hat all das in sich, was ein Acker in sich hat. Drum glaub ich auch net, daß es nach mei'm Tode aus ist mit mir. Denn mein Herz ist ein Acker. Ein Acker vergeht nicht. Der wird immer wieder neu. Ein Acker ist ewig!"

Nach diesen Worten hatte Unkel Hannes ein wenig inne gehalten, als ob er sich auf etwas besänne. Oder als ob seine Gedanken an einem Gewebe weiterspännen, das nicht für jedermann ist. Oder als ob er ein still Gebet für sich spräche. Und Karl war dann sehr verwundert gewesen, als er gesehen hatte, wie sich des Mannes Augen mit Tränen füllten. Sie liefen aber nicht über.

In diesem Augenblicke fühlte der junge Mensch eine heilige Weihe in sich, fühlte, wie sich seine Seele weit auftat. Und wie er sah, daß Hannes Holtner tief seufzte, beugte er demütig seinen Kopf, denn er hatte die Ahnung, daß der Alte nun etwas ganz Merkwürdiges tun würde. Und das tat er: er ballte seine Fäuste, reckte jauchzend die Arme aus und rief dazu:

„O Acker, Acker, Acker!"

Sonst war es nichts. Aber es war doch viel. Denn auch in den jungen Burschen kam ein Schimmer der Weihe, die die Seele des alten Junggesellen verklärte, und von dem Jubel, der den begeisterten Ackersmann durchschütterte.

Hannes Holtner aber fuhr nach einer kleinen Weile des Schweigens also fort:

„Siehste, lieber Bub, mich hat der Acker gesund gemacht. Ich war krank, wie du's zum Teil noch bist. Krank am Herzen ohne Herzfehler. Das wirst du auch net wissen, daß ich in meinen jungen Jahren einmal auf der Universität gesessen hab?"

Als Karl das hörte, fuhr er erstaunt auf und sagte nur:

„Universität?"

„Ja, sie henns vergessen im Dorf. Sie wissen's nimmer. Ein so guter Bauer bin ich worden, kein Manschettenbauer. Der Acker ist dran schuld. Wie ich gelernt hatte, zu begreifen, wie schön der und die ganze Natur ist, war ich gesund und ein Bauer durch und durch. Und kein Menschochs mehr. Weißt du, mich hat in meinen jungen Jahren auch etwas durcheinander geschüttelt. So, wie dich jetzert. Bei dir war's das Unglück mit deinem Vater, bei mir war es ein Weibsbild gewesen. Ich Ochs! Von einem Weibsbild sich kaput machen zu lassen! Aber heut benedeie ich sie. Sie hat mich hinaus auf den Acker geschmissen. Ich wär sonst heut ganz sicher ein Bücherwurm. Nationalökonomie zu studieren, ich Ochs! Ich dreifacher Ochs! Bauer sein, das ist, was gesund erhält. Die Welt ist heutzutag ein großes Narrenhaus, und kurz über lang muß sie mal verkrachen die verrückt Gesellschaft. Da hab ich nur den einzigen Wunsch, daß wenigstens unsere Bauern gesund bleiben und wieder ein tüchtig Volk auf die Welt setzen, wenn sich die Narren gegenseitig die Schädel eingeschlagen haben. Und was ich tun kann, will ich tun, ein paar ganz tüchtige, richtige Menschen groß zu ziehen. Wenn ich dich so betracht: du könntst einer werden, wenn du dir Müh gibst! Da hätt ich doch in meinen alten Tagen, wenn ich selber nimmer kann, einen der meine Äcker lieb hat."

Hannes Holtner hielt wieder eine Weile inne.

Karl aber sagte scheu und in Ehrfurcht:

„Ich will schon alles tun, was Ihr sagt, Unkel Hannes!"

Da sprach Hannes Holtner weiter:

„'s ist eigentlich garnet so schwer, aus einem Menschochs zu einem echten, rechten Mensch zu werden. Horch auf: vor allen Dingen muß ein Bauer, oder was du bist: ein Ackersbursch, wenn er alles, was über ihn kommt, mit Gleichmut ertragen will, ganz eins mit der Natur werden. Wenn das der Fall ist, wird einem keine Ärwet (Arbeit) zu schwer, weil man weiß: ich bin der Natur erster Diener. Ich gehör zu ihr wie der Regen, wie die Sonn, wie der Schnee, wie der Wind und der Tau. Wer so denkt, ist schon keine Maschin, kein Menschochs mehr. Net denken: was muß ich Bauersmann mich doch abrackern für mein

täglich Brot. Denken: die Arbeit an der Natur ist mein Teil, und ich muß sie schaffen, wenn sie mich im einen oder anderen Jahr auch net so ergiebig belohnt!"

Der junge Bursche reißt die Augen weit auf über solche Lehre des studierten und doch so bäuerischen Bauers Hannes Holtner und sagt:

„Unkel Hannes, 's heißt aber doch schon in der Schrift: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!"

Hannes Holtner aber, der Bauer von ganzer Seele, erwidert:

„Diesen Fluch Gottes, mein lieber Bub, muß man überwinden. Begreifst du das: erst wenn einem die Arbeit kein Fluch mehr ist und das Bißchen täglich Brot Nebensach, erst dann, oder vielmehr: grad dann lebt man auf der Welt mit ihren Dornen und Disteln wie im Paradies, und unser Herrgott hat seinen Spaß an einem und denkt: Siehst so waren der schlecht Adam und die verdorben Eva vor dem Fall; hätt das miserabel Lumpenvolk net so bleiben können?!"

Hatte der Karl Salzer da lachen müssen über die wenig respektablen Äußerungen, die der Unkel Hannes dem lieben Herrgott über sein erstes Menschenpaar in den Mund legte.

„Gelt, lachst, weil ich so klobig bin? Hat nix zu sagen! Laß dir jetzert noch verzählen, wie du das machen mußt, wenn du nach meinem Herzen werden sollst! 's ist so leicht, Karl! Brauchst nur die Augen recht aufzureißen, wenn du draußen bist. Im Frühjahr, wenn der Acker aufwacht, wenn er anfängt, zu atmen. Wie da der weiße Hauch aus ihm herausdampft! Wie er duftet, wenn man ihn mit dem Pflug herumstürzt. Mußt die Sonn begreifen und fühlen, wie sie die Mutter ist von der ganzen Natur und auch von dir. Mußt sehen, wie sie auf- und untergeht und wie sie sich verändert. Mußt aus ihrem Gesicht ablesen können, was für Wetter wir des andern Tags haben werden. Das mußt du auch am Mond sehen. Mußt die Sterne betrachten und fühlen und glauben, daß sie lebendig sind. Net dran denken, was du in der Schul gelernt hast: das wären Welten! Stern sind's Stern, Stern und nix anderes! Lebendige Sterne! Mußt gar nichts mehr anderes denken und fühlen, als daß du ein Stückchen wärst von dieser ganzen schönen großen lebendigen Welt um dich herum. Daß du zu ihr tätst gehören und daß du nötig für sie wärst wie Sonne und Mond und Stern. Siehst du, Bub, das ist alles. Man lernt's leicht, wenn man nur mal den Anfang macht, dem kleinsten Ding Beachtung zu schenken und seine Schönheit zu sehen. Ich will mal Achtung auf dich haben, ob du das fertig bringst! So, g' Nacht jetzert!"

Das hatte Hannes Holtner dem Karl Salzer gesagt in einer Nacht, da sie zusammen in dem Pferdestall saßen und wegen der Lotte, der Stute, wachen mußten, weil sie am Nachmittag heftige Kolikanfälle gehabt hatte.

Auf den Burschen machten die Worte des alten Junggesellen einen eben so tiefen Eindruck, wie es die Worte der Tante vor einigen Wochen getan hatten. Sie waren ihm eine Art Offenbarung und erleichterten ihm auch tatsächlich die Last seines Geschickes nun noch mehr als es bereits durch die Freundlichkeit der Geschwister, die ihn in ihr Haus aufgenommen hatten, geschehen war.

Dem Hannes Holtner fühlte er sich nun noch mehr verwachsen. Anfangs hatte es ihm ja scheinen wollen, als würde er sich einmal mehr dem Unkel Vinzenz anschließen können, denn der war weniger wortkarg und auch nicht so derb. Aber

nachdem Unkel Hannes ihm dermaßen die Seele aufgeschlossen hatte, war seine Stimmung umgeschlagen.

Nun fuhr er sehr gerne mit ihm ins Feld, und am liebsten war es ihm, wenn sie allein waren. Dann konnte er seinem alten Freunde zeigen, wie er sich bestrebte, den gegebenen Winken nachzuleben.

Dem Hannes Holtner dagegen war das eine drollige Sache, seinen Zögling im Eifer zu sehen, das „Menschochsliche" abzustreifen, zumal das im Anfange gar täppisch war. Der Junge meinte, nun in jedem Dreckelchen eine Schönheit entdecken zu müssen. Und als das gar zu toll wurde, mußte er sogar einmal bremsen. Er sagte in seiner derben Art:

„Karl, jetzert mußt du net meinen, daß du alles, aber auch absolut alles mit Schönheitsaugen angucken müßtest, zum Beispiel auch das, wenn der Gaul den Schwanz in die Höh hebt und was fallen läßt!"

Auf diese Dämpfung hin schämte der Bursche sich, und eine Zeitweile sprach er überhaupt nicht mehr viel mit Hannes, so daß dieser schon glaubte, sich in dem Burschen getäuscht zu haben. Womöglich wirkte in dem immer noch das überheftige Temperament, und der gelindeste Tadel machte ihn verbittert.

Aber das war nicht so. Karl erforschte sich nur und überlegte, ob er den Unkel Hannes vielleicht falsch verstanden hätte in jener Nacht.

Nach ein paar Tagen war er wieder im Gleichgewicht, denn seine Überlegungen hatten ihn zu der Erkenntnis geführt, daß der Unkel Hannes trotz der Weihe, mit der er die ganze Natur empfand, auch die Alltäglichkeit gelten lasse, und sah ein, daß das auch so sein müsse, um vor Übertreibungen und Schwärmerei bewahrt zu bleiben.

Mit dem Gleichgewicht seiner Seele kehrte auch die Gesprächigkeit seines Mundes wieder. Hannes Holtner merkte gleich, daß die paar Tage Schweigsamkeit recht gute Wirkung gehabt hatten, denn in dem Wesen des Burschen zeigte sich nun mehr Bedächtigkeit. Statt des Schwatzens hatte er nun das Sprechen gelernt. Er sprach nur noch, wenn er glaubte, etwas Besonderes sagen zu können.

So waren sie an einem späten Abend noch einmal auf die Rabenheimer Höhe gefahren, um noch mehrere Haufen Grummet heimzuholen, denn es drohte Regen zu geben.

Aus der Rheinebene war der Mond aufgestiegen und schwebte wie ein blutrotes Lampion langsam am Himmel herauf. Als er höher gelangt war, quollen unter ihm ein paar Wolken auf und legten sich gerade an seinen unteren Rand hin. Da deutete der Bursche auf das Himmelsbild und sagte scherzhaft zu Unkel Hannes:

„Do guckt hin, Unkel Hannes, der Tagdieb von Mond ist aber heut mal faul: er legt seinen dicken Kopf auf ein weich Wolkenkissen!"

Da blitzte durch Hannes Holtners Augen das Feuer der Freude, und er erwiderte nur:

„Dunnerkeil, 's ist aber auch wahr!"

Karl aber fühlte es ganz deutlich, daß er dem Unkel Hannes eine große Freude bereitet hatte.

Ein andermal, als sie anfangs September morgens um vier Uhr im Hofe standen und zum Himmel aufblickten, an dem die Sterne im lichtvollen Funkeln glänzten, stieß Karl seinen alten Freund an:

„Unkel Hannes, sieht das net aus, als wollten sich die Stern herunter auf die Erde tropfen lassen? Als ob sie denken täten, die Welt könnt net Licht genung kriegen!"

Nachdem Hannes Holtner das angehört, hatte er seinem Zögling nur auf die Schulter getätschelt.

Er selbst aber hatte das tiefe Glück empfunden, Apostel der Seele zu sein . . .

Karl spürte es bald auch selbst, daß seine Seele voller Freude wurde. Und aus seinem freudigen Drang heraus nahm er sich vor, nun auch nicht mehr so menschenscheu zu sein. Er wollte wieder mit seinen alten Kameraden anknüpfen und nicht mehr einen anderen Weg sehen, wenn sie an ihm vorbeigehen oder vorbeifahren. Auch die Alten wieder grüßen, was er seither aus Verbitterung unterlassen hatte. Jetzt, da er sich dazu entschloß, wunderte es ihn sogar ein bißchen, daß Unkel Hannes das von ihm nicht verlangt hatte.

Eines Tages, als er hinter dem Pfluge herging und den frischen köstlichen Erdgeruch mit Wonne in sich einsog, bemerkte er, daß zwei Ackerbreiten weiter der Fritz Pulf ebenfalls mit dem Pflugkarren angefahren gekommen war. Er rief ihm zu:

„Na, Fritz, willschte die Stoppeln rumstürzen?"

Er erhielt zuerst keine Antwort. Und als er den Burschen noch einmal anrief, erwiderte statt dessen der Vater, der auch dabei war, in einer rohen, unflätigen Abweisung.

Kaum hatte Karl diese Antwort vernommen, als sofort der alte heftige Kerl in ihm aufwachte. Der Zorn quoll ihm mächtig, und er rief dem alten Bauersmann derbe Schelten hinüber.

Hannes Holtner, der einige Pferdelängen hinterdrein mit einem zweiten Pfluge arbeitete, rief Karl zu:

„Bub, halts Maul und ärger die Leut net! Und auch net gleich so zornig werden!"

Beim Morgenessen sagte ihm der Bursche, warum er dem Fritz zugerufen hatte. Er wolle nicht mehr so menschenscheu sein und dies und das, und er könne garnicht begreifen, warum man so abstoßend gegen ihn sei. Ob denn wohl die Bauern ihm noch immer den Fehler des Vaters nachtrügen?

Noch am selben Tage sollte er den Grund erfahren.

Als nach der Heimkunft die Gäule ausgespannt und im Stalle sind und er ihnen gerade das Futter richten will, hört man auf der Straße schellen. Hannes Holtner ruft dem Burschen zu:

„Karl, geh naus, horch mal, was der Polizeidiener ausschellt!"

Karl springt ans Tor und horcht hinaus. Gerade entfaltet der Polizeidiener einen Zettel.

„Nächsten Samstag werden im großen Saale des Gemeindehauses dahier zwangsweise öffentlich versteigt die nachgelassenen Liegenschaften und Mobilien des verstorbenen Schmieds Salzer . . ."

Mehr hört der Bursche nicht. Er weiß, nun wird alles im einzelnen aufgezählt. Das will er nicht hören. Er ist kreidebleich. Nun weiß er auch, warum

Unkel Hannes, der zum Vormund der beiden Kinder ernannt worden war, in der letzten Zeit so oft beim Bürgermeister gesessen hatte.

„Na, was ist?“ fragt Hannes Holtner.

„Unkel Hannes, wenn Ihr's hören wollt, geht nur selber naus; ich kann's net hören. Unser Sach wird versteigt!“

Da will der alte Junggeselle seinem Schützling einen Trost geben und sagt:

„Darfst dich net so angreifen lassen davon. Was ich aufsteigern kann, steig ich, verstanden?!“

Aber Hannes Holtner muß sehen, daß der Bursche sehr aus dem Geleise gekommen ist. Der gibt ihm auf seine Frage gar keine Antwort, zeigt keine Freude über den Vorschlag und sagt nur:

„Jetzert weiß ich auch, warum die heut morgen so grob waren: henn Angst, 's tät net langen, um alles zu decken!“

„Karl!“ antwortet Hannes Holtner, „das tut's auch net. Aber ich will dir etwas sagen, was ich vom Bürgermeister weiß, was aber noch net unter die Leut kommen soll. Du weißt, daß der Baron droben schon viel Wohltätiges in unserer Gegend getan hat. Nun hat er dem Bürgermeister gesagt, daß er die Sach decken tät, soweit deinem Vater seine Kaution und der Erlös aus der Konkursmasse net langen tät, um den Fehlbetrag gut zu machen. So arg viel, glaub ich, braucht er ja net drauf zu legen. Drum mach dir weiter keine Sorgen. Die Bauern werden, wie du siehst, gar keinen Grund haben, lange Gesichter zu machen!“

Karl weiß nicht recht, was er dazu sagen soll. Er atmet heftig und sieht den Unkel Hannes zweifelnd an.

„Wirklich, Unkel Hannes?“

„Wenn ich dir's sag, lieber Bub! Ist dir kein Zentner vom Herz?“

„Ja doch!“

Dann füttert Karl seine Gäule, meint auch, daß nun alles gut werden könne, und doch bohrt ein tiefes Leid in ihm, weil nun auch die von Tante Settchen in der Kaution steckenden fünftausend Mark verloren gehen.

Jetzt, wo er die Sachen alle, die durch die Schuld des Vaters in Unordnung gekommen sind, bald geregelt weiß, erwacht die Sehnsucht, einmal das Grab zu besuchen, heftiger in ihm. Er nimmt sich vor, gleich wenn die Versteigerung vorbei und den Bauern der Entschluß des Barons bekannt ist, auf den Friedhof zu gehen. Der Groll der Dörfler gegen den Vater wird sich dann gelegt haben und damit auch die Erbitterung gegen den Sohn.

Das ist Karls Hoffnung. (Fortsetzung folgt)

Max Dauthendey

Von Dr. R. Schacht-Berlin

Von den Werken Dauthendeys verlegt Ernst Rowohlt-Leipzig die Gedichtbände „Ammenballade“ und „Singsangbuch“ (beide aus dem Verlag von E. Bonsels u. Co.-München übergegangen), sowie die Dramen mit Ausnahme der „Spielereien einer Kaiserin“ und dem „Drachen Grauli“, welche ebenso wie der Roman, die Novellen, der „Bänkelsang“ und alle übrigen Gedichtbände bei Albert Langen-München erschienen sind.

ax Dauthendey dürfte, wenn ich richtig schätze, der überwiegenden Mehrheit meiner Leser so gut wie unbekannt sein, ja manche werden, durch ungünstige Kritiken eingenommen, wenig geneigt sein, jemandem, der zu seinen Gunsten sprechen will, ohne weiteres Glauben zu schenken. Hat man doch in letzter Zeit allzu absonderliche Dinge mit lauter Stimme anpreisen gehört, als daß der nachdenkliche Teil des Publikums nicht längst hätte mißtrauisch werden sollen. Daher muß ich wohl oder übel damit anfangen, die Gründe dafür darzulegen, weshalb das Publikum der Produktion des Dichters noch immer kalt gegenübersteht, und weiterhin feststellen, was es mit den ungünstigen Berichten und Gerüchten auf sich hat.

Dauthendey wurde zuerst bekannt als ein „Neutöner“ schlimmster Sorte. Da war ein Gedichtbuch „Ultra-Violett“, ein Buch voller Skizzen in abgebrochenen Rhythmen, schwer verständlich in der Absicht, und mit so viel Filigranfeinheiten überladen, daß es zu keiner rechten Form kommen konnte. Da waren merkwürdige Dramen, in denen u. a. der Schauplatz das menschliche Gehirn war. Dergleichen Jugendsünden hat mancher Dichter hinter sich und Dauthendey selber hat sie als solche erkannt. Damals jedoch gab es sogleich eine Anzahl Unberufener, die von Enthusiasmus berauscht, die Absicht für die Tat nahmen und Anfänge für unsterbliche Werke hielten. Doch dies wäre, wenn es auch das Publikum verstimmte, noch nicht so schlimm gewesen. Aber man stellte den Dichter auch sogleich in die Gesellschaft der George, Mombert und des jungen Rilke, und das hängt ihm bis heute an. Schon damals war diese Gruppierung falsch, aber noch heute, da der Dichter längst kein Jüngling mehr, sondern ein Mann von vierundvierzig Jahren ist, und sich zu einer großen,

reichen und kraftvollen Persönlichkeit ausgewachsen hat, noch heute stellt sich das Publikum unter seinem Namen einen jener schwer verständlichen Neutöneriche vor, über welche die Literaturgeschichte, wie es heißt, hinweggehen wird und den man daher nicht zu lesen braucht.

Anders verhält es sich mit den ungünstigen Urteilen der Presse. Über Dauthendey reden, heißt über etwa fünfundzwanzig Bände Rechenschaft ablegen. Es ist ganz klar, daß das nicht alles Meisterwerke sein können. Manche, wie der „Bänkelsang", sehen so aus, als seien sie nur zur Erholung geschrieben, oder als Spielerei wie die „Ammenballade", oder als Vorübung wie das „Singsangbuch" oder die Einakter. Das ist nun freilich kein Grund zum Publizieren, aber der moderne Dichter, der nicht wie in früherer Zeit im wesentlichen von einem Amte lebt, ist dazu wohl oder übel genötigt, sei es weil der Verleger es wünscht, sei es um das Publikum in Atem, seine Verehrer warm zu halten. Anderes, wie die Mehrzahl der Dramen, nimmt sich aus, als sei es rein um des materiellen Erfolges willen geschrieben. Damit aber ist es für einen großen Dichter eine gefährliche Sache. Selbst ein Goethe hätte beim besten Willen nicht schreiben können wie Kotzebue, allemal wären schlechte Kotzebues dabei herausgekommen, kein einziger guter. Aus demselben Grunde hat auch z. B. Dauthendeys Roman „Raubmenschen" trotz der zum Teil wunderbaren Beschreibungen kein Glück machen können und wenn ein Kritiker, der die wirklich großen Leistungen des Dichters nur vom Hörensagen kannte, sich an dies eine Werk, das ihm wenig Lust auf andere machte, hielt und seiner Enttäuschung offenen Ausdruck verlieh, so ist das vollkommen begreiflich.

All dies aber beweist nicht, daß Dauthendey kein großer und bedeutender Dichter ist und jeder wird das merken, der mit offenen, unbefangenen Sinnen für echte Poesie seine wirklich guten Bücher aufschlägt. Da sind zunächst die Gedichtbände. Man lasse sich nicht durch die in vielen Anthologien vertretenen Proben täuschen, denn diese oft recht nützliche Verbreitungsmethode kann auf Dauthendey keine Anwendung finden.

Seine Gedichtbände sind nämlich nicht einfach gesammelte Gedichte, sondern jeder von ihnen hat eine innere Einheit, in demselben Sinne wie etwa Shakespeares Gedichte oder Platens venetianische Sonette eine innere Einheit aufweisen. Auch von diesen wird das vereinzelte Stück auf den Unkundigen immer einen befremdlichen Eindruck machen, erst aus dem Ganzen heraus wird das Einzelne recht verständlich. Prüft man aber das ganze, so gewahrt man bald, daß sie wie reiche bunte Feldblumensträuße sind, die ein naiver, von Gärtnermoden unberührter Mensch beim Spazierengehen sammelt, absichtslos, aber mit reiner Freude an den schönen, zarten, buntfarbigen Dingern. Und es kommt ihm wenig darauf an, ob auch einmal ein unscheinbares Gräslein oder gar ein Unkraut dazwischen gerät, das gehört mit zum Strauß, wie es ja auch mit zur Wiese gehört. Und wie die Feldblumen, die niemand gesät hat, deren Samen der Wind oder die Vögel hergetragen haben, so sind auch diese Gedichte. Nun

läßt sich über den Geschmack bekanntlich nicht streiten, der eine liebt Vergißmeinnicht, Heckenrosen, Veilchen und Glockenblumen, der andere lacht darüber und hält sich an Orchideen und schwarze Rosen. Dagegen ist nichts zu sagen. Wer aber, ohne Gleichnis gesprochen, interessante Deklamationen oder subtile Nervenschwingungen, das Gleißen von Edelsteinen oder den Duft exotischer Parfums, wer die weißen Marmorbrunnen, die stillen Parkteiche oder die schwülen Gemächer einer modernen, oft allzu esoterischen Hedonistenlyrik satt hat, versuche es ruhig einmal wieder mit der Natur, die sich in Dauthendeys Gedichten ausspricht.

Was man von Goethes Gedichten gesagt hat, daß sie nämlich Gelegenheitsgedichte im besten Sinne seien, das gilt auch, und weit ausschließlicher, von denen Dauthendeys. Er will keine Gedichte machen, er spricht seine Stimmung aus, und weil er ein Künstler ist, wird dieser Ausdruck zum Gedicht auf die natürlichste Weise, die ja immer zugleich die unbegreiflichste ist. Irgend etwas berührt ihn, Wolken, Sonne, der Mond, Kastanienknospen oder Apfelblüten, anderes schießt hinzu und es rundet sich ein Gedicht und ist zum Ausdruck eines jubelnden, bewundernden, glücklichen oder gedrückten Menschenkindes geworden. Aber am häufigsten doch eines verliebten Menschenkindes. Die Liebe beherrscht ihn völlig, und dies Gefühl entströmt ihm so reich und übermächtig, daß er es immer von neuem und immer wieder anders aussprechen muß, ja er beseelt von seinem Überfluß die Naturdinge. Denn „alle Dinge sind Wesen wie der Mensch, alle ein Stück Liebesleben im Liebeslied des Weltalls". Und so steht denn der Maiwald verliebt da, die Mailuft hat Liebeslaunen, jeder Baum lächelt wie ein Liebender, verliebtes Herzblut macht die Amseln singen und die Düfte sind die Liebeslieder der Blumen. Daher die große Wärme dieser Lyrik. Kein Beschreibendes ist fast gar nicht darunter, alles trägt nur zu einer bestimmten Stimmung bei und ist nur aus dieser Stimmung heraus gesehen. Und da es alles allgemein bekannte Stimmungen sind, so kann diese Lyrik von allen naiv empfindenden Menschen nachempfunden werden. Ja, die Allgemeinheit geht so weit, daß man sich vielfach an die Lyrik unserer mittelalterlichen Minnesänger gemahnt fühlt; nicht zufällig ist Dauthendeys bestes Gedichtbuch dem Andenken Walters von der Vogelweide gewidmet, es bringt tatsächlich eine gewisse Wesensähnlichkeit zum Ausdruck, und einzelne Stücke könnten geradezu Volkslieder sein, so einfach ist ihr Gefühl und ihr Aufbau. Und wenn z. B. in den japanischen Novellen von einer Tieftraurigen, aber sich mühsam Bezwingenden gesagt wird, sie war „bis an die Augen voll Trauer", so könnte auch das in einem alten Volksliede stehen.

Was aber Dauthendey dann wieder im großen ganzen von den Minnesängern trennt, ist die Fülle der Naturanschauung und die damit zusammenhängende unerhörte Differenziertheit im Ausdruck, die dann wieder die Form mitbedingt. Über den Reichtum seiner Anschauung wäre ein ganzes Kapitel zu schreiben. Dieser Reichtum liegt weniger in der Zahl der Gegenstände,

als in der stets veränderten, von der Stimmung des Augenblicks bedingten Art, den an sich nicht großen Kreis der Dinge anzuschauen. Die „Ewige Hochzeit" enthält gleich fünf Gedichte hintereinander, die alle die Überschrift „Deine Augen" tragen, doch könnte man noch mehreren aus demselben Buche die gleiche geben. Mit diesem Reichtum der Anschauung hängt die Fülle und Treffsicherheit seiner Vergleiche zusammen, von denen ich einige Beispiele geben will. Bei einer Japanerin ist Gesellschaft und alles schwatzt durcheinander. Da heißt es: „Das Zimmer war laut wie ein Baum, in dem eine Sperlingsschar plaudert", und später: „Die Schar von (indiskreten) Fragen baute sich wie eine Dornenhecke um Hanake (die Heldin) auf." Oder eine alte Dame sagt: „Wieviele Gedanken mögen an den Sternen hängen. Wieviele Tausende von Seereisenden haben nachts mit offenen Augen hier unter den Sternen auf wandernden Schiffen gesessen. Jeder Stern ist wie eine eingepuppte Seidenraupe, von der man Gedanken wie Seidenfäden abspinnt." Oder in der Nähe von Bombay: „Alles Leben atmet breit, wenn nicht ein Geierschrei aufgellt und wie ein Beil aus blauem Himmel fällt." Aber das Erstaunlichste ist, wie diese Vergleiche überall an ihrem Platze sind, sie sind nicht erdacht, sondern wachsen aus der Situation heraus, wie sie anderseits wieder helfen, die Situation anschaulich zu machen. So gehört es zu dem ersten der angeführten Beispiele notwendig hinzu, daß es japanische Laute sind, von einer europäischen Unterhaltung würde man schwerlich so sprechen können; beim zweiten Beispiel müssen es gerade indiskrete Fragen sein, und wer je unter dem flutartigen Eindringen solcher zu leiden hatte, wird den Vergleich sofort nachempfinden. Und eben weil diese Vergleiche, die bei Dauthendey niemals rhetorische Formeln oder bloßer Schmuck sind, stets aus der frischesten Anschauung entspringen und organisch notwendig an ihrer Stelle stehen, unterlasse ich es auch, Bruchstücke aus den Gedichten herzusetzen, ihre Berechtigung läßt sich nur im Zusammenhang des ganzen Gedichts nachfühlen.

Was nun die Form betrifft, so wird sie manchem zuerst kraus vorkommen, und wer z. B. von Geibel kommt, wird überhaupt das Vorhandensein von Form leugnen, ja die einzelnen Verse holprig finden. Da sind „Regellosigkeiten" aller Art, lose werden die Verse verbunden, manche sehen wie verwischte Terzinen aus, dann wieder paarweise Reime und dazwischen reimlose Zeilen. „Kommt aber nur einmal herein, begrüßt die heilige Kapelle." Da merkt man denn bald, wie die Form dieser Gedichte gleichsam von innen heraus entsteht, und daß hier viel strenger geformt ist als z. B. in Mörikes „Im Frühling" oder in ähnlichen Rhapsodien des großen Schwaben. Wie da alles Klingende gebunden ist durch Binnenreim und Assonanzen und durch Alliterationen fortgeleitet wird und sich rundet scheinbar zwanglos und doch ohne Wahl! Nicht eigentlich aus der Tradition erwachsender Formwille des Dichters ist hier tätig, sondern die Stimmung des Gedichtes bildet sich organisch aus zu immer differenzierter, ihm allein angemessener Form.

Von den Gedichtbänden ist der beste und reichste das „Lusamgärtlein". Jünger, wenn man so sagen kann, auch nervöser sind die „Ewige Hochzeit" und der „Brennende Kalender." Letzterer, eine Art lyrisches Tagebuch, zeigt so recht, wie die Gedichte unter der Gewalt des Augenblicks entstehen und sich zwanglos zu bunten Kränzen reihen. Im ganzen monotoner, wenn auch nicht ohne herrliche Einzelstücke, sind die beiden Bände „In sich versunkene Lieder im Laub" und der „Weiße Schlaf". Teilweise ganz neue Töne bringt dann „Weltspuk". Neben manchem, noch nicht ganz Geklärten, gibt es hier ein paar Gedichte, die direkt aus bildender Volksphantasie, wie sie sich in alten Naturmythen ausspricht, entsprungen zu sein scheinen. Wie Böcklin aus einer Stimmung heraus die Gestalt des „Schweigens im Walde" schuf oder aus einem Geräusch die „Meeresbrandung", jene Meerfei, die harfend in einer Felsenspalte steht, so erzählt Dauthendey von dem gespenstischen Nebelschwein, das im nassen Herbstwalde wühlt oder der Nebelkuh, die vorm Fenster brüllt oder von den sieben Weltgespenstern. Und immer wieder bewundert man, wie diesem Dichter alle Töne zu Gebote stehen, vom hellsten Liebesjubel bis zur dumpfesten Verzweiflung und der lastenden Gedrücktheit, von der der „Weiße Schlaf" voll ist.

Dem neuesten, schön ausgestatteten Gedichtband Dauthendeys, der „Geflügelten Erde", steht man allerdings nicht ohne Verlegenheit gegenüber. Er ist voll von großen Schönheiten, ich hebe nur Agra, die Kulibajadere, die Shwe-dagon Pagode, auf den Ceylonstraßen, Kanton hervor, aber das Ganze ist unerquicklich. Der Dichter besingt hier eine Weltreise. Nun kann man das gewiß tun, wie es auch Byron vor einem Jahrhundert mit seiner Europareise getan hat. Aber diese Europareise, ich meine natürlich „Childe Harolds Pilgrimage", ist formal mehr zusammengehalten, von einer einheitlichen Stimmung beherrscht und behandelt nur Gegenstände, die im Allgemeinbewußtsein lebten und zu unserem Gefühl in lebhafter Beziehung standen. Bei Dauthendey aber weiß man nicht, besingt er nun eine Reise oder gibt er eine lose (dann aber viel zu ausgedehnte) Reihe von Stimmungsgedichten über Naturschönheiten und Sehenswürdigkeiten. Seine Gedichte, sagte ich, formen sich von innen heraus aus sich selbst, das ergibt einen Strauß, aber ein Strauß ist kein Gemälde, und eine Reihe von Gedichten kein Epos. Der Dichter scheint selbst das Bedürfnis empfunden zu haben, eine Einheit zu schaffen und spricht daher bei allen passenden, und wie wir leider gestehen müssen, auch unpassenden Gelegenheiten von seiner Sehnsucht nach der daheim weilenden Geliebten. Aber dadurch wird nichts besser, denn Sehnsucht nach der Geliebten und eine Weltreise sind Dinge, die schlecht zueinander passen. Man wird mir die Odyssee vorhalten, aber das ist eine Heimfahrt, die Heimfahrt eines heldenhaften Dulders. Dauthendey ist kein Held, er unternimmt auch keine Heimfahrt, sondern nur eine Rundreise, und eine dichterische Notwendigkeit, daß die beiden Liebenden sich trennten, ist mit keinem Wort angedeutet. Und schließlich sind uns die meisten Gegenstände

zu fremd, sie bleiben uns Kuriositäten, die wir anstaunen, aber nicht unserem Vorstellungsschatz einzuordnen vermögen. Denn noch ist die Erde dem gewöhnlichen Menschen zu groß und von Indiens Wundern, Chinas Emsigkeit und Japans Zierlichkeit ist noch gar zu wenig ins Allgemeinbewußtsein eingedrungen. So muß denn auch der Dichter statt zu schildern, allzu oft beschreiben, was denn nicht selten einen gereimten Bädeker ergibt, über den man füglich den Kopf schüttelt.

Aber noch andere Früchte hat uns diese Weltreise des Dichters gebracht, den Roman „Raubmenschen" und die bereits erwähnten „Japanischen Novellen". Wie Vorübungen dazu, kaum mehr, nehmen sich die unter dem Titel „Lingam" vereinigten asiatischen Novellen aus. Es sind gutgeschliffene Skizzen, die fast alle in der Weise angelegt sind, daß gelegentlich der Schilderung einer interessanten Örtlichkeit ein exotischer Charakter skizziert wird. Mit Kiplings Geschichten, denen man sie zur Seite gestellt hat, können sie sich nicht messen, dazu fehlt ihnen die Bodenständigkeit und das lebendige Verständnis für die notwendige Eigenart der geschilderten Menschen, ein Mangel, der sich übrigens auch in der „Geflügelten Erde" unangenehm bemerkbar macht, wo Dauthendey über Buddhismus und indische Askese spricht, wie der „Arme Mann im Tockenburg" über Shakespeare!*)

Einen Fortschritt demgegenüber bedeutet der Roman „Raubmenschen", der uns von der Küste der Bretagne nach Amerika und Mexiko führt. Freilich können uns weder die Handlung, von welcher der Dichter selbst zugibt, daß sie sich ein wenig kolportagehaft ausnimmt, noch die nur von außen gesehenen Menschen interessieren, aber die Schilderungen, von denen nur die Ankunft am Atlant, das Vogelfest, die Einfahrt im Newyorker Hafen, der Brand der Hochbahn, der Einbruch der Tropennacht und der großartige Sturm auf der Rückfahrt hervorgehoben seien, sind ganz wundervoll. Es sind nicht mehr bloße Bilder, sondern Erlebnisse, Erlebnisse mit allen Nerven aufgenommen und mit erstaunlicher Anschaulichkeit und Lebendigkeit wiedergegeben. Duftiger sind die Japanischen Novellen mit dem Titel „Die acht Gesichter am Biwasee". Mag sein, daß auch sie nicht ganz echt in der Auffassung sind, wir sind keine Japaner, also kommt für uns wenig darauf an. Aber wie zart ist die eigentümliche Naturstimmung erfaßt, der Nachtregen, der Mondschein, die Segelboote, und seit Albert Samains Novellen habe ich nicht wieder etwas so Graziöses gelesen wie den „Flug der Wildgänse" oder die zweite von „Hasenauges" Geschichten, während die dritte mit den grandiosen Kriegsprahlereien an die übermütigsten Schwänke der Renaissanceliteratur erinnert.

*) Alle aufrichtigen Shakespeareverehrer seien im Vorbeigehen auf diese naiven und ungelehrten, aber frischen und ein wohltuendes Dokument herzlichen Kunstgenusses bildenden Aufzeichnungen Ulrich Bräkers, eines armen schweizerischen Webers und Handelsmannes, hingewiesen. Sie sind erschienen in einem für den anspruchslosen Inhalt fast zu schön ausgestatteten Bande bei Meyer u. Jessen, Berlin 1911.

Über den Dramatiker Dauthendey kann man sich vorläufig kürzer fassen. Er ist bis jetzt nichts weiter als eine Hoffnung, eine geliebte zwar, doch eine, die sich immer wieder gegen bange Zweifel wehren muß. Gewiß sei gegenüber der oft beklagten Eigentümlichkeit des Publikums, einen Künstler zum Spezialisten der Gattung machen zu wollen, mit der er sich zuerst bekannt gemacht hat, betont, daß es sich hier weder um eine Spielerei, noch um einen vergeblich ringenden Ehrgeiz handelt, aber noch weniger liegt ein Grund vor, in dithyrambisch jauchzende Begeisterung zu verfallen, wie das hier und da geschehen ist. Daß diesen kräftigen, keineswegs sentimentalen Anschauungsmenschen neben der zartesten Lyrik handfeste reale Stoffe reizen, kann nach dem Gesagten nicht wundernehmen; überraschend ist jedoch seine Fähigkeit, solche Stoffe durchaus bühnengerecht zu gestalten. Wenn man von der allzu breiten, mit Satire überladenen Bohèmekomödie „Maja", den beiden Einaktern „Lachen und Sterben" und dem „Fünfuhrtee", dramatisierten Novellen, der grobschlächtigen Jahrmarktskomödie „Menagerie Krummholz" und dem gequälten Humor der „Madame Null" absieht, so bleiben mit „Frau Raufenbart" und „Ein Schatten fiel über den Tisch" zwei höchst beachtenswerte, außerordentlich gut gemachte Theaterstücke (das ist heute nicht wenig!). Namentlich das erstere dürfte eines lebhaften Bühnenerfolges gewiß sein, ebenso wie es die „Spielereien einer Kaiserin" überall sind, wo eine gute Vertreterin dieser „Bombenrolle" zu beschaffen sein wird. Aber gute Theaterstücke brauchen noch keine hervorragenden Dichtungen zu sein. Gewiß ist diese Trödlerin, Frau Raufenbart, eine voll ausgerundete, prächtig dastehende Gestalt; höchst beachtenswert ist sogar die Objektivität, mit der diese unsympathische Figur gezeichnet ist; und die Art, wie sie sich trotz dem jammervollen Ende, das sie den liebenswürdigen Gestalten des Stückes bereitet, zur alles beherrschenden Heldin des Dramas auswächst, verrät den großen Künstler. Aber wie klein wird wieder das Ganze, wenn man es mit dem Maßstab von Hebbels „Maria Magdalena" mißt, ein Vergleich, zu dem das Stück durch den ähnlichen Stoff herausfordert. Und wie roh stehen die Effekte und Kraftstellen der „Spielereien" neben der weitschauenden Größe und der viel ruhigeren, aber nicht minder packenden Dramatik von Strindbergs ebenfalls das problematische Weib behandelnden „Königin Christine". Viel Natur ist in Dauthendeys Dramen, man sehe die zarten Szenen im ersten Akt des „Schattens", aber auch oft statt Gestaltung Aphorismen, und statt Größe Effekt. Und auch das jüngste Drama „Der Drache Grauli" läßt kein abschließendes Urteil zu. Betrachtet man die wundervolle, allerdings auch unter großem Aufwand an starken Mitteln zustandegebrachte Geschlossenheit des ersten Aktes, mit den eigentümlichen Naturlauten der Leuchtturmbewohner und der grausigen Unwetterstimmung, so möchte man über den neuen Dramatiker jubeln, aber über dem schleppenden zweiten und dem an groteske Räubergeschichten gemahnenden dritten Akt möchte man schier verzweifeln. Es hilft nichts anzuerkennen, daß die starken Effekte ganz naiv

hervorgeholt sind, ein modernes Theaterpublikum kann da, wie das Münchener Experiment beweist, nicht mit.

Und doch bleibt die Hoffnung auf den Dramatiker Dauthendey bestehen. Denn überall, in den Gedichtbänden sowohl wie in den übrigen Werken, ist eine kräftige und durchaus gesunde Entwicklung festzustellen, und bei dem Reichtum seiner Begabung kann man nicht absehen, nach welcher Richtung sich der Dichter noch weiter entwickeln wird. Er selbst sagt einmal „Vor der Natur, vor der Arbeit und vor einem liebenden Menschenherzen halten wir heute unsere tiefsten Andachten." Natur und Liebe hat Dauthendey uns wieder und wieder gepriesen, vielleicht wird er uns auch noch ein Hohelied der Arbeit schenken.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

In memoriam

Jakob Minor †. Die deutsche Literaturforschung hat einen schweren Verlust zu beklagen: Jakob Minor ist als ein Junger von uns geschieden, ein Junger nicht bloß an Jahren — hatte er doch noch nicht das sechste Dezennium seines arbeitsreichen Lebens abgeschlossen —, ein Junger auch in seiner seltenen Arbeitskraft, in den weitblickenden Plänen, die ihn bis zuletzt beschäftigten, ein Junger nicht zuletzt durch sein Temperament, das ein Stück seines Charakters war.

Minors wissenschaftliches Feld war eigentlich nicht näher begrenzt. Er umfaßte das ganze Gebiet der deutschen Dichtung von ihren Anfängen bis auf die lebendige Gegenwart mit beinahe gleichmäßiger Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Seine erstaunliche Belesenheit, im Verein mit einem auch nach Jahren fortwirkenden durchaus verläßlichen Gedächtnis, ließen ihn immer aus der Fülle des in seinem Kopfe aufgespeicherten Wissens schöpfen. Dieses stets dienstbare Wissen hat auch seine Seminarübungen belehrend und anziehend gestaltet, wenn auch der gelehrige Schüler, der sich vielleicht oft durch Wochen und Monate mit einem literarhistorischen Problem abgemüht hatte, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle zunächst nur davon durchdrungen war, eigentlich nichts zu wissen. Dann aber war Minor wieder der gütige Lehrer, der mit einem freundlichen Wort die redliche Arbeit seines Jüngers ehrlich zu lohnen verstand, wie er überhaupt, selbst die personifizierte Gewissenhaftigkeit, die selbst in der scheinbar unbedeutendsten Rezension offenbar wurde, gewissenhafte Arbeit immer bereitwillig anerkannte und ihr hohes Lob spendete.

Sein vielseitiges Wissen hat Minor auf die mannigfachsten Gebiete literarhistorischer Forschung gelenkt. Er hat gewissermaßen an allen Kapiteln mitgearbeitet, und nirgends als ein bloßer Kärrner, sondern überall positives Gut zutage gefördert. In seinen Anfängen beschäftigte er sich mit mittelhochdeutscher Poesie und schritt sodann bis zur vorklassischen Zeit vor, bis die Weimarer Heroen und neben ihnen die Romantiker sein intensivstes Studium auf Jahre hinaus bis an sein Ende fesselten. Seine bedeutendste Schöpfung — der Brennpunkt zugleich seines wissenschaftlichen Lebenswerkes — ist die leider unvollendete, groß angelegte Schillerbiographie, das würdigste Denkmal, das dem großen Weimarer von einem, der ihm innerlich verwandt war, gesetzt werden konnte. Sie blieb ein Torso, wie das Leben des Helden den sie feierte, ein Torso auch wie das des Meisters, der das Denkmal schuf.

Von einer anderen Seite zeigt sich Minor als Verfasser seiner neuhochdeutschen Metrik. Selbst schauspielerisch begabt — Jugendpläne weisen auch in diese Richtung —, verstand er es, Wort und Rhythmus in ihrer geistigen Wechselwirkung zu erfassen, den Geist der Sprache im Rhythmus zu belauschen. So hat er dieser mit Unrecht als trocken ver-

rufenen Wissenschaft ganz neue Bahnen gewiesen, welche weit ab führten von der bis dahin beliebten rein mechanischen Beschreibung rhythmischer Formen.

Dieser Zug ins Große, der immer allgemeinen Gesetzen und Prinzipien zustrebte, paarte sich bei Minor sehr wohl mit jener peinlichen Feinfühligkeit, mit welcher der Philologe auch die kleinsten Details mühevoller Forschung als wertvoll erachtet, solange auch nur ein Schatten der Unklarheit reine und volle Erkenntnis hindert. Als einen Diener am Wort hat er sich selbst bezeichnet und seinen philologischen Scharfsinn vereint mit der ihm eigenen Gabe poetischen Nachempfindens in seinem großen Faustkommentar erprobt.

Aber bei aller Vertiefung in seine fachwissenschaftlichen Studien hat Minor niemals die Fühlung mit dem Leben verloren. Er war auch der Literarhistoriker der Gegenwart, — wenn der Ausdruck erlaubt ist — der allen Erscheinungen der Bühne und der Literatur des Tages das lebhafteste Interesse entgegenbrachte. So besitzen wir von ihm mehrere Schauspielerporträts aus der klassischen Zeit des Wiener Burgtheaters, Meisterstücke der Charakterisierungskunst; bis in die letzte Zeit war er als Burgtheater-Rezensent für die Österreichische Rundschau tätig, und in zahlreichen Zeitungsartikeln hat er zu literarischen Tagesfragen aller Art mit der ihm eigenen lebendigen Kraft ein entschiedenes Wort geäußert.

Der Gelehrte Minor ist in seinen Schriften der Allgemeinheit zugänglich, und was er geschaffen, wird bleiben. Anders der Mensch: viele haben ihn gekannt — viel mehr hätten ihn kennen müssen; und unvergessen wird er immer denen sein, die sich rühmen dürfen, seine Schüler gewesen zu sein. Man brauchte nur einmal seine Vorlesung zu besuchen, um sein warmfühlendes, aufrichtiger Empfindung volles Herz kennen zu lernen. Er pflegte sich so in seinen Gegenstand zu vertiefen, daß er von dem Blatt, auf dem die Vorlesungsmaterie nur in Schlagworten skizziert war, kaum aufzuschauen pflegte. Er sprach nicht eigentlich zu seinen Hörern, dennoch fehlte nicht der Kontakt. Denn in seiner Stimme lebte es, das innere Pathos, welches den Freimut der Gesinnung mit männlicher Kraft und menschliches Mitgefühl mit aus dem Innersten bewegter Stimme unwillkürlich zum Ausdruck brachte. Sprach er etwa von Lessing, konnte er seinem modulationsfähigen Organ Töne von Erz entlocken, wenn er den Kämpfer Lessing schilderte, und seine Stimme vibrierte von mühsam verhaltener innerer Erregung, wenn er sein jähes Ende berührte. Und diese Wirkung wurde ohne die billigen Mittel der gerade bei Literarhistorikern nicht selten beliebten blendenden Phrase erreicht. Seine Vorlesungen trugen ebenso wie seine Schriften immer den Stempel der strengsten Sachlichkeit, ein Exzerpt davon anzufertigen wäre eine schwierige, vielleicht unmögliche Aufgabe gewesen; es gab schlechthin nichts Unwichtiges, keine überflüssigen Bemerkungen, keine wortreichen Phrasierungen. Minor machte keine Konzessionen, auch nicht an die Schöngeister. Immer steuerte er gerade auf sein Ziel zu, immer nannte er das Kind beim rechten Namen. Diese Aufrichtigkeit seines Wesens und die Geradheit seines Charakters haben denn auch seinem Wirken ihr klares Gepräge aufgedrückt: er war ein Professor im ursprünglichen, schönen Sinne dieses Wortes.

Unvergeßlich wird der Eindruck bleiben, den seine Festrede am Schillergedenktage des Jahres 1905 auf die Versammelten machte, als er mit den Worten des „Unser Vater" in weihevoller Stunde den Sieg des lichten Dichtergenius, der immer sein Leitstern gewesen war, auf seine Vaterstadt herabflehte. Dem Rückblickenden klingt es nach wie ein Vermächtnis — er konnte kein besseres hinterlassen. Max Lederer-Wien

Musik

Wiener Lieder und Tänze. (Herausgegeben von **Eduard Kremser,** Verlag Gerlach u. Wiedling, Wien und Leipzig. Preis M. 15.)

Wie Gras und Blumen zwischen Steinen, so wächst auf dem Wiener Boden das Volkslied hervor. Es ist bodenbeständiges Eigengewächs wie der Wein, der rund um Wien blüht. Es gibt kaum mehr einen anderen Punkt in der Welt, wo der Volksgesang so unmittelbar und echt aus der Empfindungsweise der Bevölkerung hervorquillt, geradezu unerschöpflich, wie gerade in der Wiener

Heimat. Es ist kein Zufall, daß leichte Musik und die Operette fast ausschließlich aus Wien kommen und in der ganzen Welt gesungen und gespielt werden. Es ist aber auch kein Zufall, daß so Große wie Beethoven, Schubert, Brahms und andere in der liederreichen Donaustadt am Fuße des Kahlenberges gelebt haben, denn sie wußten zu genau, was ihre hohe Kunst dem genius loci zu verdanken hatte, sie und alle anderen, die ihr Edelreis auf den wildwachsenden, mit dem Herzen der Bevölkerung tief verwurzelten, immer und immer neu erblühenden Liederbaum aufpfropften. Auch durch die ganz großen Schöpfungen geht von daher dieser süßherbe Duft, ein leiser rhythmischer Unterstrom, der rauschselig wie ein würziger Hauch von der Donau und von den Weinbergen herüberkommt, dahinter irgendwo in einer Erdfurche versteckt eine Fiedel jauchzt und schluchzt, oder das Tremolo eines Natursängers verhallt. Ihr wißt euch Wien zu finden in dem Haufen schlechter neumodischer Architekturen? Kommt, ich will euch in die idyllischen Winzerdörfer rund um die Stadt führen, ich will euch Wien, das ewig junge, das singende und lebensfreudige, zeigen, draußen, wo die Traumhäuptigkeit des Wienerwaldes und die lachende Sonnigkeit des Weingeländes mit der blaublickenden Donau zu jenem unausgesungenen Dreiklang vermählt sind, der im Wesen dieser Menschen, in der Dichtung und in der Musik immer wiederkehrt, am vornehmlichsten in diesen Heurigenliedern, die das Volk dichtet: „A Winsel, süß Holz, Klarinett und a Klampfen . . ."

Da hat nun der Chormeister Eduard Kremser, der diese Lieder und Tänze im Auftrag der Gemeinde Wien herausgegeben hat, eine schöne Ernte gehalten. Auch Meister Hans Larwin, der das Werk mit farbigen Vollbildern schmückte, hat da draußen seine urwienerischen Modelle gefunden. Martin Gerlach (Verlag Gerlach u. Wiedling) hat für die schöne Ausstattung der Sammlung gesorgt, die mit dem Text auch die Noten bringt und zwar für Gesang mit Klavierbegleitung. Schade, daß nicht zugleich auch für Guitarre oder Laute gesorgt ist, weil diese volkstümlichen Instrumente gegenwärtig wieder hochmodern sind. Immerhin kann ein halbwegs geübter Musikliebhaber die Übertragung für Laute selbst durchführen. Der stattliche Band enthält Lieder und Tänze, die chronologisch bis 1820 zurückreichen. Trotzdem ist kein einziges Lied darunter, das nicht heute noch im Volksbewußtsein lebendig wäre. Natürlich droht auch diesem heitersten Stück unverfälschter Volkskunst immer wieder Untergang und Vergessen, dem es auf diese Weise entrissen ist. Das war die Absicht des Anregers der Schöpfung, des Direktors der Wiener städtischen Sammlungen, Herrn Eugen Probst, der als der geistige Urheber des Werkes zu betrachten ist. Ich muß das Verdienst dieses außerordentlichen Kenners der Wiener Volksmuse besonders hervorheben, seiner edlen Bescheidenheit zu trotz, mit der er sich so in dem Hintergrund gehalten hat, daß nicht einmal sein Name unter den Herausgebern des Werks ersichtlich ist, an dem er so großen persönlichen Anteil hatte.

In der ganzen Sammlung befindet sich kaum ein berühmter Name, kein Schubert, nur Weniges von Johann und Joseph Strauß und von Joseph Lanner. Im sonstigen nur unberühmte, solche, die nur im heimatlichen Bezirk einen Klang haben. Aber das ist gerade ein Vorzug der Sache und ein Beweis, daß ihre Echtheit volksentsprossen ist. Auch sprachschöpferisch ist sie so ergiebig wie nur der Volksmund sein kann, dem man es gerne glaubt, wenn er sich mit diesen Worten selber besingt: „O, du süße, weiche, melodienreiche, harbe, laute Weanasprach' . . ." Freuen wir uns, daß es so was auf der Welt noch gibt, eine echte und rechte Volksmuse, deren ewig junger Liedermund unermüdlich zu sagen und zu singen weiß. Das Buch aber, das ihre Bekanntschaft in die weitere Umwelt hinausträgt, ist ein wahrer Gesundbrunnen für das Herz. Wer mit dem grünen Lautenband geschmückt damit umzugehen weiß, der hat bei seinen Zuhörern gewonnenes Spiel. Gegen diese Gesänge verhalten sich die sogenannten innigen Lieder gewisser Brettlgrößen wie fade Limonade gegen einen schmeckerten süffigen Naturwein.

Joseph Aug. Lux-München

Tagesfragen

Die Preßberichterstattung über gerichtliche Verhandlungen als Lehrmittel des Verbrechertums. Die Öffentlichkeit unserer Gerichtsverhandlungen, eine gewiß segensreiche Einrichtung, hat die bekannte Erscheinung der „Kriminalstudenten" gezeitigt, d. h. angehender oder bereits ausgewachsener Verbrecher, welche aus dem Zuhören bei den Gerichtsverhandlungen in Strafsachen etwas für ihre eigene Tätigkeit profitieren wollen. Bei dem beschränkten Umfange der Zuhörerräumlichkeiten unserer Gerichtssäle kann die Zahl der anwesenden „Kriminalstudenten" immer nur eine geringe sein, und so dringt das, was sie dort, sei es an neuen Wegen und Spezialitäten des Verbrechens, sei es an Mitteln der Verteidigung, lernen, garnicht oder nur ganz allmählich in breitere Kreise.

Etwas ganz anderes ist es aber, wenn die Presse bei ihrer Berichterstattung der Gerichtsverhandlungen sich mit eben diesen Punkten ausführlich beschäftigt. Selbstverständlich wird keine Zeitung das Verbrechertum wissentlich fördern und belehren wollen, um so mehr möge sie darauf achten, daß sie dies nicht fahrlässig tut.

Den Anstoß zu dieser Mahnung gibt mir der ungefähr übereinstimmende Bericht mehrerer Berliner Blätter über eine unlängst vor einer Strafkammer des Landgerichts I Berlin stattgehabte Verhandlung.

Auf der Anklagebank saß ein gewerbsmäßiger Hundedieb und sein Hehler. Der erstere, ein junger Mensch, war von dem letzteren, einem älteren Manne, der früher selbst Hundedieb gewesen war, auf diese Spezialität erst hingewiesen worden, und der alte Hundedieb hatte dem jungen Mut und Lust zu diesem verbrecherischen Gewerbe dadurch gemacht, daß er ihm Ratschläge gegeben hatte, wie man den Hundediebstahl möglichst erfolgreich ausführen könne. Er solle sich Bouletten von Pferdefleisch kaufen — denn diese fräßen die Hunde besonders gern —, solle dann vier bis fünf Stück einem unbewachten Hunde hinwerfen und ihn so langsam in ein Haus locken. Er solle es möglichst vermeiden, ihn auf der Straße festzumachen, weil sich da alle möglichen Vorübergehenden um den Vorgang kümmerten; in einem Hausflur dagegen sei er völlig unbeachtet. Er solle sich auch eine starke und gut aussehende Hundeleine kaufen und nicht etwa den Hund an einem Bindfaden festmachen; denn von je edlerer Rasse das Tier sei, das er stehle, desto mehr würde es auffallen, wenn es an einer gewöhnlichen Strippe geführt würde.

Alle diese Ratschläge haben nun bedauerlicherweise verschiedene Blätter im Rahmen der Wiedergabe dieser Gerichtsverhandlung abgedruckt und haben so eine sachdienliche Unterweisung zum Hundediebstahl, die der angeklagte junge Verbrecher nur der zufälligen Bekanntschaft mit dem alten verdankt, unter all die Tausende von Lesern getragen, welche eine der Zeitungen in die Hand bekommen. Daß sich aus der Lektüre einer solchen Gerichtsverhandlung etliche Burschen zum Hundediebstahl angeregt fühlen, ist gewiß nicht zu hindern. Ich bin der letzte, der die Berichterstattung in Strafsachen einschränken möchte; aber daß diese Burschen nun auch gleich aus der Zeitung erfahren, wie es am geschicktesten gemacht wird, das ist doch wahrhaftig nicht nötig.

Vielleicht entnehmen also die Herren Preßberichterstatter und die diesen Teil der Zeitungen überwachenden Herren Redakteure aus vorstehendem Beispiel die Anregung, aus den Berichten über Gerichtsverhandlungen alles das auszumerzen, was nur Lehrmaterial für das Verbrechertum ist und was meist, ohne daß Zusammenhang und Deutlichkeit leiden, ganz gut gestrichen werden kann.

Landrichter Dr. Sontag-Berlin

Reichsspiegel

(vom 22. bis 28. Oktober)

Der Balkankrieg und die politische Lage

Der status quo — Stellung Deutschlands — Kirchliche Rivalitäten

Gegenwärtig wird die von Herrn Poincaré in die Verhandlung geworfene Formel des status quo auf dem Balkan vielfach ins Lächerliche gezogen, da sie ja doch für den Ausgang des Balkankrieges keine rechte Autorität habe, nachdem es sich herausgestellt, daß die vereinigten Slawen der Türkei überlegen seien. Ganz abgesehen davon, daß die Überlegenheit der Slawen noch nicht absolut feststeht, so daß es auch durchaus noch nicht ausgemachte Sache ist, ob am status quo der Türkei wird gerüttelt werden dürfen, hat die Formel doch den einen großen Erfolg gezeitigt, den sie vor allem anderen bezweckte. Sie hat den Ausbruch eines Krieges unter den Großmächten, der in bestimmten Tagen sehr viel näher stand, als selbst die Börse es ahnte, verhindert. Neben diesem großen Erfolge, der natürlich nur möglich war, weil weder die Russen den Bulgaren, noch die Franzosen den Türken bezüglich ihrer kriegerischen Leistungen ganz trauten, spielt der Ausbruch eines lokalisierten Balkankrieges, wie er gegenwärtig tobt, doch nur eine geringe Rolle. Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland sind keine Vasallenstaaten irgendeiner europäischen Macht und ebensowenig hat irgendeine europäische Macht das Protektorat über die Türkei übernommen. Wenn die vier zuerst genannten Staaten den Zeitpunkt zum Angriff auf die Türkei trotz allen Verwarnungen der Großmächte für gekommen erachteten, so lag es nicht in der Hand irgendeiner Großmacht, ihnen in den Arm zu fallen, ohne selbst das Schwert zu ziehen. Wer also hier von einer „öffentlichen Niederlage" der Diplomatie spricht, kennt entweder die Umstände nicht, oder er wirft sie gutgläubig oder absichtlich durcheinander. Die Formel vom status quo ist natürlich nur solange haltbar, wie die Türkei in der Lage ist, ihr Land selbst zu verteidigen. Vermag die Türkei dies nicht, so nutzt ihr auch die Formel nichts, und speziell wir Deutschen, die aus tausend Gründen ideeller und materieller Art der Türkei sympathisch gegenüberstehen, werden uns dem ehernen Spruch eines

entscheidenden Feldzuges, der die Türkei vom europäischen Kontinent verjagt, nicht wiedersetzen. Das Eintreten für den Unterliegenden liefe unseren eigenen Interessen direkt zuwider. Deutschland, das weder auf der Balkanhalbinsel noch in Kleinasien politische Ziele verfolgt, hat ein Interesse daran, daß in den Gebieten, mit denen es in Handelsverkehr und Güteraustausch steht, gesicherte Rechtsverhältnisse herrschen. Solche Sicherheit können aber nur innerlich gefestigte Staatswesen bieten. Dabei haben wir selbstverständlich nur das Wohl der Allgemeinheit im Auge und nicht dasjenige einiger Monopolisten.

Die von Deutschland bisher eingenommene Haltung wird durch die bisherigen Nachrichten vom Kriegsschauplatz in keiner Weise modifiziert. Deutschland kann wie vor acht und vor vierzehn Tagen zunächst nur als stiller Beobachter daneben stehen und im übrigen auf alle Anregungen mit Wohlwollen und Entgegenkommen eingehen, die zu einer für die Großmächte friedlichen Lösung der Balkanwirren führen können. Aber auch hier heißt bereit sein alles für den Fall, daß eine friedliche Auflösung der Balkanwirren ausgeschlossen bliebe. In welchem Falle Deutschland gezwungen sein würde, das Schwert zu ziehen, läßt sich selbst theoretisch nicht einwandfrei ermitteln. Nur soviel läßt sich sagen: das Gewicht der deutschen Waffen braucht nur dann in die Wagschale geworfen zu werden, wenn deutsche Interessen gefährdet erscheinen; daß und weshalb diese Interessen in einem gewissen Maße zugleich Dreibundinteressen sind, ist an dieser Stelle schon wiederholt dargelegt worden. Der casus foederis wird je nach Lage der Dinge verschieden naheſtehen und für seinen Eintritt dürfte das geschriebene Wort irgend eines Vertrages weniger den Ausschlag geben, als die Art des jeweiligen Zusammentreffens der politischen Faktoren. Daß diese Faktoren sich aber im Laufe des Krieges noch recht häufig ändern können, das beweisen die unausgesetzten Bemühungen der verschiedenen Diplomaten, neue Bündnisverträge abzuschließen, hier neuen Anschluß, dort Entfremdungen herbeizuführen. Es sind z. B. nicht allein Liebenswürdigkeiten höfischer Etikette, die das russische Zarenhaus gegenwärtig dem greisen Könige von Rumänien erweist. Die Überreichung des Feldmarschallstabes durch den Bruder des Kaisers von Rußland, Großfürsten Michael, knüpft an die Waffenbrüderschaft im Kriege von 1877/78 an. Russischerseits versucht man, alte Erinnerungen weckend, das Band wieder fester zu schmieden, um das Königreich Rumänien aus seiner Zurückhaltung in dieser Balkankrise herauszulocken. Sollte es wirklich zu einem rumänisch-russischen Bündnis kommen, so dürfte nach meiner persönlichen Kenntnis der Dinge in Rußland das letzte Bollwerk gefallen sein, das die Friedensliebe der russischen Regierung heute noch gegen die Kriegstreibereien der Panslawisten schützt. Die russische Gesellschaft ist wie vor dem Ausbruch des Krieges von 1877 von einem Taumel erfaßt, nicht so sehr, weil sie ein tiefes Gefühl für die Balkanslawen vorwärts triebe, als vielmehr aus dem Empfinden heraus, daß die inneren Verhältnisse Rußlands wieder einmal zur Katastrophe drängen.

Angesichts dieser innerlich haltlosen Stimmung gewinnt auch die rein kirchenpolitische Strömung in Rußland, wieder an Einfluß die Fragen der gesamten griechisch-orthodoxen Kirche berührt. Es wird so oft gesagt, daß Rußland mit einer Festigung und Ausdehnung der Macht Bulgariens auf der Balkanhalbinsel durchaus einverstanden sei. In dieser Verallgemeinerung trifft die Auf-

fassung nicht zu. Von Rußland würde ein mächtiges, den Balkan beherrschendes Bulgarien, das sich vom nordischen Koloß unabhängig gemacht hätte, sehr unangenehm empfunden werden. Zunächst nicht etwa aus wirtschaftlichen Gründen, sondern in erster Linie durch Vermittlung aller der Fragen, die auf dem Gebiete der Kirchenpolitik liegen. Die russische Geistlichkeit, die heute in der griechischen Kirche schon wegen der Fülle ihrer Geldmittel gewissermaßen die führende Rolle hat, strebt mit zäher Energie darnach, diese Stellung auszudehnen und zu befestigen durch die politische Unterordnung der orthodoxen Bevölkerung des Balkans unter den russischen Metropoliten. Solange mehrere schwache Staaten in Frage kommen, gelingt dies auch bis zu einem gewissen Grade. Die Lage dürfte sich aber ändern, wenn ein Staat wie Bulgarien eine Art von Hegemonie über die anderen erwirbt. Gegenwärtig und zwar seit Peter der Große den Moskauer Metropoliten unter die Herrschaft des Heiligen Synods zu St. Petersburg stellte, hat die griechisch-orthodoxe Kirche keinen eigentlichen Mittelpunkt. Sie würde einen solchen aber in demselben Augenblick erhalten, in dem die Hagia Sofia zu Konstantinopel wieder in den Besitz einer christlichen Macht käme. 1877/78 war ihr Besitz das Ziel der russischen Politik, sollte Rußland nun die Erreichung des Zieles neidlos den Bulgaren allein überlassen? Unter diesem Gesichtspunkt darf man also auch eine Rivalität zwischen Rußland und Bulgarien erwarten, um so mehr als die geschichtliche Überlieferung den Südslawen bedeutende Vorrechte gegenüber den Russen als Hüter des Erbes von Byzanz einräumt. Waren es doch die Südslawen Kyrill und Methodius, die den orthodoxen Glauben nach Kiew, nach Rußland trugen.

Man unterschätze die hier kurz angedeuteten Probleme nicht, auch wenn sie weit ab vom wirtschaftlichen Kampf der Mächte liegen, und unterschätze darum auch nicht die Bedeutung des Aufrufs Ferdinands, der den Satz enthält, daß die Bulgaren für die Freiheit des Christentums gegen den Islam kämpfen. Bei einer genügenden Würdigung der Größe des Problems wird man auch erkennen, wie weit die rein wirtschaftlichen Interessen Frankreichs abstehen von diesen scheinbar ideellen Interessen Rußlands. G. Cl.

Die Fleischnot und innere Kolonisation

Landtagseröffnung — Die letzte Session — Der neue Präsident — Friedliche Stimmung — Interpellation zur Fleischnotfrage — Die Rede des Ministerpräsidenten — Die Presse „ein eigensinnig Ding"! — Kritik — „Allgemeine Teuerung" — Innere Kolonisation Fleischteuerung ist eine Teilerscheinung — Agrarreform notwendig — Auflösung der Latifundien —

Am 22. Oktober ist der preußische Landtag zu seiner letzten Session in der Legislaturperiode 1908 bis 1913 zusammengetreten. Mit Rücksicht auf die im nächsten Jahre bevorstehenden Landtagswahlen und die bedauerlichen Vorgänge, die in der letzten Session die Arbeiten des Landtages so überaus beeinträchtigten, hat die Eröffnung besondere Aufmerksamkeit gefunden, die noch vergrößert wurde durch die Notwendigkeit, für den verstorbenen Präsidenten von Erffa einen geeigneten Nachfolger bestimmen zu müssen.

Die Wahl des Präsidenten ist auf den bekannten Politiker Grafen Schwerin-Löwitz gefallen und erfolgte unter Bedingungen, die wir nur freudig

begrüßen können. Es ist stets Sitte gewesen, daß der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses von der konservativen Fraktion gewissermaßen präsentiert wurde und daß die übrigen bürgerlichen Parteien, ohne besondere Schwierigkeiten zu erheben, zustimmten. Auch im vorliegenden Falle ist dem alten Brauch gemäß verfahren worden, und die Sozialdemokraten, rechtzeitig von den Konservativen benachrichtigt, störten die Wahl nicht. Durch diesen Vorgang ist von vornherein eine friedliche Note in die Stimmung des Abgeordnetenhauses gekommen und es steht zu hoffen, daß es dem bekannten Takt und der großen Geschäftsgewandtheit des Grafen Schwerin gelingen wird, sie auch fernerhin in den Verhandlungen aufrecht zu erhalten. Jedenfalls dürfte Graf Schwerin sich nicht zum Werkzeug konservativer Heißsporne machen, die glauben, den Sozialdemokraten mit eben solchen rohen Mitteln erfolgreich entgegentreten zu können, wie sie die Sozialdemokraten selbst in ihrer Politik anwenden. Es wird damit aller Wahrscheinlichkeit nach den sozialistischen Rauhbeinigkeiten von vornherein die Reibfläche genommen.

* * *

Die friedliche Stimmung im preußischen Abgeordnetenhause konnte gleich in seiner ersten Arbeitssitzung zur Geltung kommen, gelegentlich der nationalliberalen und freisinnigen Interpellation zur Fleischnotfrage. Die Abgeordneten Schiffer und Wiemer begründeten die Interpellationen und besonders Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Schiffer tat es mit viel Glück; er verstand es, das Versäumte der Regierung in ein genügend grelles Licht zu setzen, ohne jedoch ihre zweifellos guten Absichten zu ignorieren. Von allgemein politischer Bedeutung ist dabei, daß der Abgeordnete Schiffer sich namens der nationalliberalen Partei durchaus auf den Standpunkt des Schutzes der nationalen Arbeit stellte und auch die sanitären Maßnahmen, die einen wichtigen Teil der agrarischen Schutzzollpolitik ausmachen, billigte. Herr Wiemer, der freisinnige Redner, verklausulierte seine gegenteilige Auffassung derart, daß man aus seinen Ausführungen auch das Gegenteil von dem, was er sagen wollte, heraushören konnte. Jedenfalls haben die Ausführungen Schiffers, obwohl er so nebenher das Verschwinden der preußischen Wahlrechtsfrage von der Tagesordnung kritisierte, eine Basis gezeigt, auf der sich die Konservativen und Nationalliberalen verständigen können.

Das Hauptinteresse des Tages nahm die Rede des Herrn Ministerpräsidenten von Bethmann Hollweg in Anspruch. Ganz allgemein muß zunächst festgestellt werden, daß Herr von Bethmann in der Debatte unzweifelhaft Fortschritte gemacht hat und daß er, wenn auch nicht mit der Geschmeidigkeit des Fürsten Bülow, so doch liebenswürdig, lebhaft und geistig scharf gegen den freisinnigen Redner zu polemisieren verstand. So gewann denn auch die Rede von vornherein an Wärme und Herr von Bethmann fand bereitwillige Zuhörer nicht nur wegen seiner amtlichen Stellung, sondern auch als Redner.

Der Inhalt der Rede braucht an dieser Stelle nicht wiedergegeben zu werden da sie im wesentlichen den Standpunkt vertritt, den ich selbst in den Grenzboten bezüglich der Fleischteuerung verteidigt habe. Die Regierung hat zweifellos das Richtige getan, indem sie die partielle Öffnung der Grenzen von Fall zu Fall genehmigte. Sie hat durchaus nicht, wie die Agrarier behaupten, an den Grund-

lagen des Zollsystems gerüttelt, sie hat ebensowenig, wie die Freihändler jubeln, eine Konzession an den Freihandel gemacht. Für die Regierung war vielmehr in der ganzen Teuerungsaktion nur der Gesichtspunkt maßgebend, die berechtigten Wünsche der Konsumenten mit den ebenso berechtigten Wünschen der Landwirtschaft auszugleichen. Sie hätte mit ihren Maßnahmen, und das ist ja an dieser Stelle schon hervorgehoben worden, wahrscheinlich schon früher auf den Plan treten können, und hätte auch — in dieser Beziehung haben die Landwirte durchaus recht — geschickter, als es geschehen, die öffentliche Meinung über die Zusammenhänge der Teuerung mit den Bedürfnissen von Nation und Staat aufklären können. Wenn Herr von Schorlemer, der Landwirtschaftsminister, aber für die bei der Aufklärungsarbeit aufgetretenen Schwierigkeiten allein die Presse verantwortlich macht, die nach seiner Meinung „ein eigensinniges Ding" sei, so stimmt diese Auffassung nicht ganz mit den tatsächlichen Verhältnissen überein, und ich möchte daher den in Frage kommenden Regierungsstellen empfehlen, einmal die Tätigkeit der Preßdezernate bei den verschiedenen Ressorts daraufhin zu prüfen, ob an diesen Stellen alles getan worden ist, um in der öffentlichen Meinung wenigstens Verständnis für die Regierungspolitik zu wecken. Ich glaube, daß sich bei einigem Eindringen in die Lebensbedingungen der Presse auch die Mittel finden werden, ohne die eine wirksame Regierungspolitik in der Öffentlichkeit undenkbar ist. Die Presse läßt sich gern belehren, aber nicht — kommandieren. Verlangt die Regierung Unterstützung in der Presse, so wird sie sich dazu bequemen müssen, deren Vertreter aufzuklären.

Wer die Rede des Herrn Ministerpräsidenten aufmerksam liest, wird in ihr trotz ihrer vielfachen Vorzüge etwas vermissen: den Hinweis auf die allgemeine Teuerung, einen Hinweis auf die Tatsache, daß die Fleischteuerung nur einen Teil der Gesamtteuerung bildet. Und doch stellt dieser Zusammenhang das beste Argument gegen die Übertreibungen der Fleischnotagitation dar! Oder sollte der Wunsch, eine kritische Erörterung der Grundfragen unserer Wirtschaft zu vermeiden, diese Zurückhaltung diktiert haben? Es ist lediglich von der Fleischteuerung gesprochen worden und die ganze Schlacht wurde schließlich zu einem Zweikampf zwischen den landwirtschaftlichen Produzenten und den Konsumenten, wobei Herr von Bethmann den Konsumentenstandpunkt genügend, Herr von Heydebrand den der Produzenten über Gebühr hervorgekehrt hat. Wir wollen dies Moment festhalten, und zwar deshalb, weil die Rede Heydebrands auf dem Hintergrunde der voraufgegangenen Veröffentlichungen des Bundes der Landwirte die wirtschaftliche, kulturelle und somit auch nationale Bedeutung der Konsumenten in einem durchaus schiefen Lichte erscheinen läßt. Wenn man das Wort Konsument in dem Zusammenhange hört, in dem es von der agrarischen Presse vielfach gebraucht wird, so stellt man sich unwillkürlich dickwanstige, faule Kuponschneider vor, die, in den Städten zusammengepfercht, ein müßiges Schlemmerleben führen; kulturelle Werte erwartet man von ihnen nicht; sie sind eben nur Verbraucher: Fresser und Säufer und, soweit sie Staatsbeamte sind, „Kostgänger der Landwirtschaft". Kommt man gelegentlich auf das Land, so erfährt man, wie sich dies Bild vielfach schon im Gehirn der Landwirte festgesetzt hat, die sich nun für das ihnen von den Städtern angehängte Wort vom „dummen Bauer" rächen durch das Wort vom „faulen Konsumenten".

Damit ist nun selbstverständlich einer friedlichen nationalen Entwicklung nicht gedient. Die sogenannten reinen Konsumenten schließen alle die Klassen ein, die schon längst den Anspruch darauf haben, als geistige Führer der Nation geachtet zu werden. Sind es doch Universitätslehrer, die Lehrer unserer Schulen, die Bildner der deutschen Jugend; die Ingenieure und Erfinder, die das Verkehrswesen in Deutschland zu dem ausgezeichnetsten der ganzen Welt gemacht haben; die Hüter unseres Rechts, die Ärzte und Künstler und das stetig wachsende Heer der Beamten! Ich unterschätze durchaus nicht den Wert der Produzenten. Aber betrachten wir das ganze Volk als einen Körper, so ist die Rolle der Produzenten den Händen vergleichbar, während die Mitglieder des neuen Mittelstandes das Gehirn und die große Masse den Leib vorstellen, der in alle Teile des Körpers die gesunden Säfte hineinbringen soll. Dementsprechend müssen wir auch im Interesse des Staates für die Konsumenten eine größere Berücksichtigung fordern, als wie es durch die Entwicklung unserer Wirtschaft und ihrer Gesetzgebung seit den siebziger Jahren geschehen ist. Von den Führern der nationalen Parteien aber erwarten wir ein besseres Verständnis für die Bedeutung des neuen Mittelstandes, wie es auch aus einigen Wendungen der Rede Heydebrands hervorschimmert.

Herr von Bethmann sieht als Hauptmittel zur Beseitigung der Fleischnot die innere Kolonisation. Ich gebe zu, daß die innere Kolonisation auch eine jener Maßnahmen darstellt, die uns im Zusammenhange mit anderen bezüglich der Fleischproduktion unabhängig vom Auslande machen könnte. Aber eine Verminderung der Fleischnot, eine Herabsetzung der Preise für Lebensmittel, erwarte niemand davon, wenn es nicht möglich werden sollte, gleichzeitig auch den Gründen für alle sonst bestehenden Teuerungserscheinungen zu Leibe zu gehen.

Wie schon oben gesagt: die Fleischteuerung ist nur eine Teilerscheinung der gesamten Teuerung. Woher aber rührt diese?

Ich will mir selbstverständlich nicht anmaßen, diese Frage hier auf zwanzig Zeilen zu beantworten. Im Rahmen der Krisentheorie, der Frage nach den Gesetzen der Preisbildung und wie die volkswirtschaftlichen Probleme alle heißen, hat man das Teuerungsproblem schon in hundert dicken Büchern erklären wollen, ohne es zu ergründen. Ich selbst sehe seinen Ursprung in der treibhausartigen Entwicklung von Handel und Industrie, in der ungeheuren Geschwindigkeit, mit der wir zu arbeiten gezwungen sind und in der dadurch möglich gewordenen falschen Verteilung des immobilen und mobilen Besitzes. Wer diesem Übel steuern wollte, müßte ein gewaltiger Reformator oder ein brutaler Revolutionär sein.

Von allen den Wegen, die zur Beseitigung der Krisen und Teuerungen empfohlen werden, haben der freihändlerische und der sozialistische Weg die meisten Anhänger. Aber wirkliche Zugkraft übt keiner von beiden auf die Gesetzgeber aus. Das freihändlerische Ideal ohne Übergang zur sozialistischen Produktionsform scheint völlig in Mißkredit geraten zu sein. Der Freihandel, das wird von den Sozialisten ebenso richtig erkannt wie von den Konservativen, würde uns nur noch mehr in die Hände des Großkapitals und zwar des internationalen, liefern, wie es heute schon der Fall ist. Ideen aber, die mit dem Stempel des Sozialismus versehen werden könnten, machen uns gruseln. Wir kommen noch immer nicht zu der Auffassung, daß sozialistisch und sozialdemokratisch zwei ganz verschiedene Dinge sind und daß ein Mann, der in der Wirtschaft sozialistischen

Ideen eine gewisse Berechtigung einräumt, Gottgläubiger, Aristokrat, Monarchist und Nationalist sein kann. Der Sozialismus bedingt auch durchaus nicht kommunistische Wirtschaftsformen; ebensowenig engt er das Individuum ein; wohl aber schafft er breitere Möglichkeiten für die Entwicklung des Individuums.

Wie hängt das alles mit der Rede des Herrn von Bethmann zusammen? Nicht so lose, wie es scheint. Der Grundpfeiler der nationalen Wirtschaft ist der Boden; im Mittelpunkt aller Wirtschaftspolitik steht die Bodenpolitik, und praktische Bodenpolitik stellt auch die innere Kolonisation dar, die der Herr Reichskanzler empfiehlt. Wollen wir einen Hauptgrund der Teuerungen wenigstens auf Menschenalter beseitigen, dann dürfen wir vor einer die Besitzverhältnisse verändernden Reform nicht zurückschrecken. Das sollte mit obigen Ausführungen gesagt sein.

Herr von Bethmann hat in seiner Rede vom Freitag, den 25. Oktober, ein sehr interessantes Programm für die innere Kolonisation vorgetragen. Es setzt sich zusammen aus allen den kleinen Mitteln, die, wie ich das in einem früheren Aufsatz über „Innere Kolonisation" (Heft 34) näher ausgeführt habe, bei der heutigen Wirtschaftsordnung und sozialen Verfassung allein anwendbar sind. Auch wenn in absehbarer Zeit eine größere Wirtschaftsreform in Aussicht genommen sein sollte, würde man sich an die bisher angewandten praktischen Mittel halten müssen. Die notwendiger scheinende Reform würde gewissermaßen nur den neuen, weiteren Rahmen für die bewährten praktischen Maßnahmen bilden. Auch das Vorgehen der Regierung in den einzelnen Provinzen mit verschiedenen Organisationen ist sehr warm und dankbar zu begrüßen. Es geht daraus hervor, daß nicht nach der Schablone gearbeitet wird, daß vielmehr die lokalen Verhältnisse aufmerksam berücksichtigt werden. Die Gründung von Kolonisationsgesellschaften und die Beteiligung des staatlichen Kapitals an diesen liegt durchaus in der Richtung aller der Vorschläge, die darauf hinzielen, der Bodenspekulation nach und nach das Material zu entziehen, da für die Hergabe staatlichen Kapitals die Befestigung des Besitzes als Gegenleistung gefordert wird. Aber man soll sich dennoch nicht verleiten lassen, zu erwarten, daß die Gründung solcher Gesellschaften einen größeren und nachhaltigen Schutz gegen die weitere Steigerung der Bodenpreise haben könnte. Ich fürchte vielmehr, daß das Gegenteil der Fall ist. Jede neue Kolonisationsgesellschaft wird einen neuen Stimulus zur Steigerung des Bodenwertes schaffen, und solange die innere Kolonisation energisch weitergeführt wird, muß damit gerechnet werden, daß die Bodenpreise steigen. Wird doch die Nachfrage ständig gesteigert! Erst wenn die Kolonisation vollständig durchgeführt und der Boden sozusagen durchgehends „befestigt" ist, kann wenigstens theoretisch mit einer Minderung der Bodenpreise und damit zugleich mit einer größeren Wertung des Geldes gerechnet werden, wenn nicht inzwischen andere Momente, etwa starke Bevölkerungszunahme, bei gleichzeitigem Wachstum des allgemeinen Wohlstandes, größere staatliche Bedürfnisse, neue Erhöhung der Bodenpreise, neue Antriebe für die Spekulation bedingen.

Erkennen wir somit den Weg, den die Regierung vorläufig eingeschlagen hat, als richtig an, so verschließen wir durchaus nicht die Augen vor der Wahrscheinlichkeit, daß die in Aussicht genommenen Mittel zur Erreichung des Zieles, nämlich zur erneuten Seßhaftmachung erheblicher Volksteile nicht ausreichen. Dazu wäre,

wie gesagt, eine alle Wirtschafts- und Eigentumsverhältnisse tief berührende Agrarreform notwendig, die klug aristokratische Prinzipien in eine sozialistisch-nationale Gesetzgebungsarbeit einfügte.

Bei der Kostbarkeit, die der Boden heute schon für die Nation hat, sollte er unbedingt so verteilt werden, daß die gesunden Ideen, die der Herr Ministerpräsident zum Leitpunkt für die Innere Kolonisation erhoben hat und die in einer den lokalen Verhältnissen angepaßten Mischung der verschiedenen Wirtschaftseinheiten gipfeln, auch wirklich durchgeführt werden können. So sollte nicht nur ein Gesetz geschaffen werden, das die Latifundienbildung in Zukunft beschränkt, sondern es sollten Maßnahmen getroffen werden, die es ermöglichen, auch die bestehenden Latifundien zu verkleinern. Selbstverständlich nicht in einem rigorosen Enteignungsverfahren. Sondern durch Einfügung bestimmter genereller Vorschriften für die Erbfolge und durch Festsetzung gewisser Grenzen für die Größe des in einer Hand vereinigten Landbesitzes. Wir können uns heute in Deutschland nirgends mehr den Luxus von Gütern leisten (von Waldgütern wird hier vollständig abgesehen), die dreißig, vierzig und noch mehr tausend Morgen groß sind und die sich im Besitz einer Hand befinden. Selbstverständlich sind auch Kautelen zu schaffen, die einer zu weitgehenden Zersplitterung der Güter einen Riegel vorschieben.

Meinem Vorschlage stehen, wenn man vom Widerstande der beati possidentes absieht, vorwiegend formale Bedenken entgegen und freilich — der liberale Grundsatz vom freien Spiel der Kräfte in der Wirtschaft.

Die formalen Bedenken liegen in dem vorhandenen Hypothekenrecht, in den Fideikommißstatuten sowie in gewissen Hausgesetzen. Besonders schwer wird den zuletzt genannten beizukommen sein, wenn sie irgendwie international geworden sind. Ferner dort, wo direkte Deszendenten fehlen. Praktische Bedenken treten überall da zutage, wo bereits Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Industrie zu einem Wirtschaftsbetrieb vereinigt sind. Auch sie werden überwunden werden können, wenn man sich zu einer weiteren Differenzierung der gewerblichen Betriebe nach Rohstoff, Halb- und Fertigfabrikationen verstehen wollte. Und das ist ja gerade die Aufgabe des großzügigen Reformators, Hindernisse zu beseitigen, wenn es sich um so große Fragen handelt wie das Wohl und die Zukunft einer Nation.

G. Cl.

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Koloniale Fortſchritte

Randbemerkungen zu Dr. Solfs Afrikafahrt

Von Rudolf Wagner-Berlin

Die Reiſe eines leitenden Staatsmannes, wie die des Staatsſekretärs Solf nach Afrika, bringt mancherlei Gutes mit ſich. Nicht nur für die Kolonien ſelbſt und deren deutſche Bevölkerung, ſondern auch für die heimiſche öffentliche Meinung. Der Staatsſekretär mußte in Afrika wohl oder übel in zahlreichen Anſprachen, Feſtreden und Interviews ſein Herz ſoweit öffnen, daß der aufmerkſame Beobachter einen ziemlich guten Einblick in ſeine Abſichten und Anſchauungen gewinnen konnte.

So erfährt man auf dieſe Weiſe auch daheim weit mehr über die Ziele der Regierung als bei den Reichstagsverhandlungen, deren wichtigſter Teil ſich in neuerer Zeit auffälligerweiſe mit beſonderer Vorliebe hinter den verſchloſſenen Türen der Budgetkommiſſion abzuſpielen pflegt.

Wenn an dieſer Stelle ſeinerzeit die Ernennung Solfs als ein gewiſſer Wendepunkt begrüßt wurde, ſo hatte es damit ſeine Richtigkeit. Wir wiſſen jetzt, daß Solf volkstümliche Kolonialpolitik treiben will, und zwar in ausgeſprochenem Gegenſatz zu Dernburg, der für reinliche Raſſenſcheidung, Beſiedlung, Selbſtverwaltung, kurz alles, was man unter dem Begriff „volkstümliche Kolonialpolitik" zuſammenzufaſſen pflegt, wenig Sinn bekundete. Erſt vor kurzer Zeit hat dies Herr Dernburg ſelbſt ausgeſprochen bzw. ſich nachweiſen laſſen müſſen. Er hatte der Zeitſchrift Kolonie und Heimat, die ſeine Politik in der Raſſen- und Beſiedlungsfrage kritiſierte, eine Zuſchrift geſandt, in der er u. a. die Behauptung aufſtellte, ſeine Auffaſſung in der Miſchehenfrage unterſcheide ſich in keiner Weiſe von der des Staatsſekretärs Solf. Mit Recht bat die erwähnte Zeitſchrift um Auskunft, warum er dann nicht, wie dies Dr. Solf ſofort nach ſeinem Amtsantritt tat, die Ärgernis erregenden Zuſtände auf Samoa im Sinne der reinlichen Raſſenſcheidung zu ſanieren verſucht habe. Man

müsse doch notwendig auf den Gedanken kommen, daß Dr. Solf zuzeiten Dernburgs hier nicht Wandel schaffen durfte. Letztere Vermutung hat wenige Wochen später eine überraschende Bestätigung erfahren, indem Staatssekretär Solf gelegentlich einer Rede in Afrika erklärte, er sei schon seit fünf Jahren bestrebt gewesen, in seinem Wirkungskreise Samoa eine reinliche Rassenscheidung durch Verbot der Mischehen zu erreichen, sei aber in Berlin auf Widerstand gestoßen. Und Herr Dernburg hat darauf nichts zu erwidern gehabt. Nach obiger Feststellung ist kein Zweifel darüber möglich, was Dernburg getan hätte, wenn ihm von einer starken Reichstagsmehrheit die Sanktion der Mischehen auf dem Präsentierteller dargebracht worden wäre. Der damalige Reichstag war glücklicherweise anderen Geistes Kind, um so leichter wäre es Dernburg, wenn er wirklich über die Mischehenfrage desselben Sinnes wie Dr. Solf gewesen wäre, unter dem letzten Reichstag geworden, eine Regelung der Rassenverhältnisse in den Kolonien, wie sie jetzt kommen wird, herbeizuführen. An Anregungen dazu hat es nicht gefehlt. Anderseits gewinnt die Amtstätigkeit Dr. Solfs auf Samoa ein neues Gesicht. Er hat im Hinblick auf die dortigen Rassenverhältnisse jahrelang viel zu leiden gehabt und auch an dieser Stelle Angriffe von rücksichtsloser Schärfe erfahren. Es scheint, daß man ihm viel abzubitten hat.

Als Herr Dr. Solf ans Ruder kam, war seine erste Amtshandlung von Belang das Verbot von Eheschließungen zwischen Weißen und Farbigen auf Samoa. Gleichzeitig ließ er verlauten, daß das Verhältnis der beiden Rassen in demselben Sinne in allen Kolonien generell geregelt werden solle. Dabei blieb er trotz scharfer Angriffe im Reichstag und trotz jener Mehrheitsresolution, welche die Mischehen in den Kolonien sanktionieren wollte. Und noch in Afrika erklärte er unter lebhafter Zustimmung der weißen Bevölkerung, daß er von seinem Standpunkte nicht abweichen werde; außerdem sei die Zustimmung des Bundesrats zum Mischehenbeschluß des Reichstags ausgeschlossen.

Sachlich irgend etwas über die Notwendigkeit reinlicher Rassenscheidung und das Verbot der Mischehen zu sagen, sollte eigentlich nicht notwendig sein einem Volke gegenüber, das ein gut Teil der Welt kolonisiert und dabei seine Rasse erhalten, sein Volkstum bewahrt hat. Man hat entweder Rassegefühl oder man hat es nicht. Denjenigen, denen es fehlt und die dafür den lieben Gott verantwortlich machen wollen, indem sie auf die Gebote des Christentums hinweisen, sei gesagt, daß unser Herrgott verschiedene Rassen nicht zu dem Zweck geschaffen hat, damit die Menschen sie vermischen.

Daß die Reinhaltung der Rasse und des Volkstums die Grundbedingung jeder nationalen Kolonisation ist, sagt dem Gebildeten die Geschichte, dem einfachen Mann der gesunde Menschenverstand. Wer in doktrinärer Verblendung rein mechanisch die Forderungen des Christentums über diejenigen der Nation stellt, handelt nicht einmal im Interesse der christlichen Lehre, deren Hort gerade diejenigen Völker sind, die sich rein erhalten haben. Wer sendet denn vorzugs-

weise die Missionare aus? Doch wohl die Deutschen und Engländer! Sinken wir herunter auf den Standpunkt der Portugiesen oder gewisser südamerikanischer „Völker", so ist es vorbei mit der christlichen Mission.

Wie gründlich der Staatssekretär zunächst in seinem früheren Wirkungskreise, Samoa, im Sinne der Erhaltung der Rasse und des Deutschtums aufräumt, beweist auch der jüngste Erlaß des neuen Gouverneurs Dr. Schultz, wonach nur deutschsprechende Personen Mitglieder des Gouvernementsrats werden können. Mancher wird erstaunt fragen, ob das denn nicht selbstverständlich sei. Eigentlich sollte man dies meinen, aber auf Samoa lagen zu Anfang der deutschen Herrschaft die Verhältnisse so eigenartig, daß man die zahlreich ansässigen Engländer und Amerikaner nicht gut übergehen konnte. Und später, als es möglich war, dem Deutschtum alleinige Geltung zu verschaffen, glaubte anscheinend Dernburg, der zuweilen diplomatische Ambitionen hatte, zarte Rücksichten auf die lieben Nachbarn in Australien nehmen zu müssen. Nun ist auch dieses Ärgernis aus der Welt geschafft.

Nachdem nun durch Dr. Solfs Eingreifen die Rassenreinheit der deutschen Bevölkerung in den Kolonien und ihrer Nachkommen sichergestellt ist, läßt sich auch mit mehr Ruhe über Besiedlung und alle damit in Zusammenhang stehenden Erscheinungen des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens in den Kolonien reden.

Gerade an der Besiedlung der Kolonien hat sich zu deren Schaden der Hang des Deutschen zum Theoretisieren und Moralisieren reichlich gütlich getan. Der Deutsche überlegt nach subtilen wissenschaftlichen Versuchen und Umfragen lange hin und her, ob das Klima in der oder jener Kolonie so sei, daß der Vater Staat die Verantwortung für das Wohlergehen eventueller Nachkommenschaft eventueller Ansiedler übernehmen könne. Derweile kolonisieren fremde Völker mit unseren Auswanderern ihr Neuland oder gebrauchen sie als Kulturdünger. So war es früher und so ist es noch heute. Daß Südwestafrika Siedlungskolonie ist, hat man ja nachgerade begriffen, aber über Ostafrika sind sich die Theoretiker noch nicht einig. Wohl aber Praktiker, wie die zahlreichen Ansiedler, die sich im Norden der Kolonie wohlbefinden. Herr Dernburg ließ sich von diesen Tatsachen nicht überzeugen. Er äußerte sich vor wenigen Wochen erst in der oben erwähnten Zuschrift an Kolonie und Heimat:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen dem, was man aus nationalen Gründen wünscht, und was sich aus ethnographischen (wohl anthropologischen?) und klimatischen Rücksichten erreichen läßt. Ich halte es heute noch für ein Verdienst, hierüber meinen Landsleuten klaren Wein eingeschenkt und dadurch manche kleinbürgerliche Existenz vor dem Untergang bewahrt zu haben. Diese Politik ist jedenfalls ehrlicher als die mancher meiner Gegner, die die Leute als ‚Kulturdünger' unter allen Umständen in die Kolonien verpflanzen wollen. Ein Staatsmann in verantwortlicher Stellung wird im zwanzigsten Jahrhundert derartige Experimente abzulehnen haben. Sie sind auch nach meinem Abgang nicht versucht worden."

Wir können Kolonie und Heimat nur beistimmen, wenn sie Herrn Dernburg darauf erwidert:

„Nun, wir bekennen uns zur Politik der Leute, die der Ansicht sind, daß diejenigen Gebiete Afrikas, die sich einigermaßen dazu eignen, mit der Zeit, natürlich unter Beobachtung der erdenklichsten Vorsichtsmaßregeln, planmäßig besiedelt werden müssen. Denn weder von den farbigen Rassen, noch vom Großkapital können unsere überseeischen Besitzungen voll ausgenutzt werden. Die Gefahr, daß dabei schwächere Existenzen ‚als Kulturdünger' untergehen, ist bei den heutigen Fortschritten der Tropenhygiene verhältnismäßig gering. Die Siedlungen der neueren Zeit beweisen dies. Und wirtschaftlich muß eben der Staat, der ein Interesse an der Kultivierung seiner Kolonien hat, in der Übergangszeit etwas nachhelfen.

Andere Völker haben dies längst begriffen. Nach der Dernburgschen Anschauung dürfte kein Staatsmann im zwanzigsten Jahrhundert dulden, daß sich alljährlich Tausende in Bergwerken, Glasbläsereien, Spinnereien usw. die Schwindsucht und den Tod holen. Der Fortschritt der Menschheit fordert eben Opfer, das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben. Blühende deutsche Siedlungen in aller Herren Ländern zeigen dem, der aus der Menschheitsgeschichte lernen will, daß es mit dem Großkapital allein nicht getan ist. Auch das Großkapital mit seinen Schöpfungen steht und fällt mit der lebendigen Arbeit des Menschen. Wir können Herrn Dernburg versichern, daß auch ‚nach seinem Abgang' die weitere Kolonisation der Welt nicht nur versucht, sondern sogar vollzogen werden wird. Dasjenige Volk, das nicht seine Kolonialgebiete mit seinen Söhnen besetzt, wird ausgeschaltet."

Nun möchten wir aber den Begriff Besiedlung etwas näher erörtern. Wir verstehen darunter keine kleinbäuerliche Besiedlung. Gewiß mag dies in kleinerem Maßstab in Ostafrika und vielleicht auch in anderen Kolonien da und dort möglich sein, wie z. B. die gute Entwicklung von Leudorf am Meruberg zu beweisen scheint. Aber zu dieser Siedlungsform liegt weder für die Kolonien noch für das Mutterland ein Bedürfnis vor. Wenn der echte Bauer in seiner Heimat nicht mehr recht weiter kommt, so bietet sich ihm in den Ostmarken reichlich Gelegenheit, mit kleinem Kapital, das für die Kolonien viel zu gering ist, eine neue Heimat zu gewinnen, in der er sich besser einzuleben vermag als in den ihm meist ganz unverständlichen Verhältnissen Afrikas. Und er nützt seinem Vaterland in den Ostmarken viel mehr denn als Überseer. Wer in der Landwirtschaft überhaupt nicht mehr fortkommt, paßt auch nicht nach Afrika, er tut besser, wenn er sich in der Industrie eine Existenz sucht. Für die ausgesprochene Kleinsiedlung kann vielleicht noch ins Feld geführt werden, daß sie beim kleinen Mann in der Heimat eine gute Werbekraft im Sinne des kolonialen Gedankens besitzt und deswegen wohl eine gewisse Förderung verdient. Falsch wäre aber unserer Ansicht nach eine Kleinkolonisation im großen Stil. Als Träger kolonialer Besiedlung kommen unseres Erachtens in erster Linie die

Söhne des gebildeten Mittelstandes in Betracht, die mit 30- bis 50000 Mark Vermögen in der Heimat als Landwirte nicht viel anfangen können, drüben aber mit Fleiß und Tüchtigkeit gut vorwärts kommen. Auch Herr von Lindequist, der frühere Staatssekretär, der Ostafrika vor einigen Jahren mit dem ausgesprochenen Zweck bereist hat, Grundlagen zu gewinnen für eine lebhaftere Besiedlung, ist der Ansicht, daß dieser Typ, den die Engländer „Gentleman-Farmer" nennen, am besten für unsere Kolonien paßt. In Südwestafrika gehört denn auch tatsächlich der größte Teil der Ansiedler diesem Typ an.

Bezüglich der Akklimatisationsfähigkeit der weißen Siedler sagt Herr von Lindequist in seinem jüngst erschienenen Bericht*):

„Was vom tropischen Höhenklima von 1200 bis 2000 Metern theoretisch erwartet war, das hat die praktische Erfahrung an den dort ansässigen Weißen bestätigt; die Männer haben ihre Leistungsfähigkeit, die Frauen ihre Gebärtüchtigkeit behalten, die heranwachsende Generation ist körperlich, intellektuell und moralisch vollwertig geblieben; Anzeichen irgendwelcher Degeneration sind nirgends zu finden."

Herr Dr. Solf hat sich auch nicht an die pessimistische Auffassung Dernburgs gekehrt, sondern durch den Mund des neuen Gouverneurs Dr. Schnee deutlich zu erkennen gegeben, daß die Besiedlung durch Bereitstellung weiterer geeigneter Gebiete gefördert werden soll. Es ist daher kaum zu befürchten, daß in Ostafrika, wie dies unter dem Dernburg-Rechenberg-Regime geschehen ist, gebildete Ansiedlungslustige mit 100000 M. Vermögen — nach Südwestafrika gewiesen oder vermögende und bewährte Südwestafrikaner, die nach Ostafrika übersiedeln wollten, mit dem Bemerken abgefertigt wurden, es sei kein Land verfügbar.

Die Entwicklung der kolonialen Siedlungen zu selbständigen Gemeinwesen wird vielleicht unter Solf ein etwas rascheres Tempo einschlagen. Wenigstens hat er schon wiederholt zu erkennen gegeben, daß er möglichste Dezentralisation, d. h. die Verlegung des Schwerpunktes der Verwaltung nach den Kolonien selbst, anstrebt mit der Tendenz des allmählichen Ausbaues der Selbstverwaltung. In Südwestafrika ist zwar unter Dernburg die von der Ansiedlerschaft stürmisch geforderte Organisation der Selbstverwaltung zustande gekommen und hat seither Ersprießliches gewirkt, aber man fühlte doch deutlich heraus, daß sie erzwungen war und die Kolonialverwaltung sich bemühte, das Heft in der Hand zu behalten. Die Selbstverwaltungsorgane wurden ihres Lebens nicht froh und standen fortgesetzt auf gespanntem Fuß mit der Zentralverwaltung. Daß unter diesen Umständen die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens nicht vorwärts gehen wollte, ist kein Wunder. Schon seit Jahren rief die Farmerschaft nach einer landwirtschaftlichen Kreditorganisation, deren Notwendigkeit Dernburg bei seinem Besuch in Südwest

*) „Deutsch-Ostafrika als Siedlungsgebiet für Europäer." Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot.

anerkannt hatte. Die Farmer kamen nicht weiter, weil es ihnen an Mitteln fehlt, ihren Grund und Boden intensiver auszunutzen. Es ist dieselbe Erscheinung, die wir aus der Geschichte der heimischen Landwirtschaft kennen. Auch hier ist sie erst dann richtig lebensfähig geworden, als ein unter tatkräftiger Mitwirkung des Staates organisiertes Genossenschaftswesen und ähnliche Maßnahmen auch dem schwächeren Landwirt die Mittel an die Hand gaben, seiner Betriebsweise die Hilfsmittel der modernen Technik zugute kommen zu lassen. Aber trotz der Versprechungen Dernburgs warteten die Südwestafrikaner vergebens. An sich ist die ganze Angelegenheit beinahe lächerlich, denn es handelt sich um ein verhältnismäßig geringfügiges Kapital als Grundstock, das der verflossene Reichstag jeden Tag bewilligt hätte. Für jeden, der sich auch nur ein klein wenig in die Verhältnisse hineindenken kann, war es längst klar, daß nur der Staat einen billigen Kredit, wie ihn die Farmer brauchen, schaffen kann. Für die Großfinanz ist das Objekt zu geringfügig und die Sicherheit, rein bankmäßig betrachtet, ungenügend. Darüber kann sich Dernburg als gewiegter Finanzmann keinen Augenblick im Zweifel gewesen sein; wir haben auch seine angeblichen Bemühungen, die Großfinanz für die Sache zu interessieren, nie ernst genommen. Es hätte der unter Herrn von Lindequist im Kolonialamt abgehaltenen Sitzung von namhaften Vertretern der Bankwelt wirklich nicht bedurft, um dieses Faktum protokollarisch festzustellen.

Herr Dr. Solf will denn auch dem mehrjährigen Hängen und Würgen ein Ende machen und schon im Herbst eine Vorlage im Reichstag einbringen, welche die Grundlage für ein ländliches Kreditinstitut schaffen soll. „Doppelt gibt, wer schnell gibt!" Eine blühende Farmwirtschaft bringt die Aufwendungen und gelegentliche unausbleibliche Verluste eines Tages vielfältig wieder ein.

Das sind die wichtigsten Fortschritte, die uns Dr. Solfs Afrikafahrt gebracht hat. In Einzelheiten wollen wir uns nicht verlieren, obwohl noch mancherlei aufzuführen wäre. Aus dem ureigensten Ressort Dernburgs sei nur noch die teils vollzogene teils bevorstehende Einigung der Diamanteninteressenten auf rechtlichem und steuerpolitischem Gebiet durch den neuen Staatssekretär erwähnt.

Man fragt unwillkürlich nach dem Grunde der raschen Lösung veralteter Streitfragen durch Dr. Solf. Er scheint uns auf der Hand zu liegen. Dernburg ging mit vorgefaßten Meinungen hinaus. Für ihn waren die Kolonien vorzugsweise „Objekte" für großkapitalistische Transaktionen und Unternehmungen. Was nicht unter diese Formel zu bringen war, interessierte ihn nur mäßig und wurde, wenn es sein Interesse in Anspruch nahm, mit schlecht verhehlter Ungeduld behandelt. Südwest interessierte ihn als Bergbauland, Ostafrika als Negerhandels-Kolonie, in der der Weiße nur als Großhändler und Verkehrsunternehmer in Betracht kam. Die kleinen Leute, wozu nach großkapitalistischen Begriffen auch die Farmer und selbständigen Pflanzer gehören, wußte er in seinem Programm nicht recht unterzubringen. „Hilf dir selbst", rief er ihnen mehr als einmal zu.

Solf reiste nicht mit großem Gefolge und kam mit der ausgesprochenen Absicht nach Afrika, wieder gute Beziehungen zwischen Kolonialverwaltung und der deutschen Ansiedlerschaft in Südwest- und Ostafrika anzuknüpfen. Das ist ihm in vollem Maße gelungen. Dernburg hat den Kolonien durch seine Beziehungen zum Großkapital den für die Anlage eines großzügigen Verkehrsnetzes so notwendigen Kredit verschafft, und das wird ihm unvergessen bleiben. Die Frucht der Solfschen Reisen und Maßnahmen aber wird, wenn nicht alles trügt, die gesunde Entwicklung deutschen Volkstums in den Kolonien sein, und das ist ebensoviel oder letzten Endes vielleicht noch mehr wert.

Erfordernisse der Gesetzessprache

Von Amtsgerichtsrat a. D. Paul Sommer-Köln a. Rh.

Wenn wir von der Sprache eines bestimmten Berufes sprechen, etwa von der Jägersprache, Seemannssprache, Bergmannssprache usw., so verstehen wir darunter die Gesamtheit von Wörtern oder Redewendungen, die jenen Berufsarten eigentümlich sind. Wir verstehen aber nicht darunter eine bestimmte Sprachfärbung oder Sprachprägung, also nicht einen bestimmten Stil, und wir sprechen daher auch nicht von einem Jägerstil, einem Seemannsstil, einem Bergmannsstil usw. Mit dem Ausdruck Gesetzessprache dagegen bezeichnen wir nicht nur die Gesamtheit von Fachausdrücken und Redewendungen, die in den Gesetzen vorkommen, sondern auch die Sprachgestaltung, die geistige Prägung der Ausdrucksweise, die wir Stil nennen. Wir können also bei der Untersuchung der Gesetzessprache eine objektive Seite unterscheiden, die wir als Gesetzessprache im engeren Sinne zu bezeichnen hätten, und eine subjektive, die wir dann Gesetzesstil benennen müßten. Wenn trotzdem die letztere Bezeichnung wenig üblich ist — sie soll auch im folgenden nicht verwendet werden — so liegt das daran, daß die Gesetzessprache gewissermaßen etwas Unpersönliches hat. Vor der Wucht, der Erhabenheit, der Feierlichkeit, mit der sie wirkt oder doch wirken soll, tritt die Persönlichkeit des Gesetzgebers oder des Verfassers des Gesetzentwurfes zurück. Man kann die Gesetzessprache vielleicht bildlich vergleichen mit jenen gewaltigen Domen des Mittelalters, deren Erbauer ebenfalls hinter ihre Schöpfung zurückgetreten sind, so daß wir vielfach nicht einmal ihren Namen kennen. Wie der Dom in seinem ganzen Aufbau, seinen Umrissen, seiner Einzelausschmückung einen großzügigen monumentalen Ausdruck tragen soll, wie er hoch über dem Häusergewimmel und dem Straßenlärm des Alltagslebens aufsteigt, weltflüchtig

und doch nicht weltfremd, und wie er anderseits doch wieder volkstümlich in dem Sinne sein soll, daß er zu der Stadt gehört, die er überragt, so soll sich auch die Gesetzessprache durch einen Zug ins Große auszeichnen und doch wiederum der Seele des Volkes verwandt sein, dessen Rechtsleben sie regeln soll. Die Aufgabe des Gesetzgebers ist daher in sprachlicher Beziehung nicht leicht. Er hat größere Schwierigkeiten zu überwinden als ein Schriftsteller des Alltagslebens, selbst wenn dieser den höchsten künstlerischen Zielen auf literarischen Pfaden zustrebt. Zunächst kann sich der Gesetzgeber das Gebiet, auf dem er wirken soll, nicht frei wählen wie der Schriftsteller. Denn das Gesetz regelt alle Lebensverhältnisse. Ebensowenig kann der Gesetzgeber mit dem oft recht spröden Stoffe frei schalten und walten wie der Dichter. Während dieser dem Stoffe Geist von seinem Geiste einzuhauchen bestrebt ist und auf ganz bestimmte künstlerische Wirkungen hinarbeitet, um derentwillen er einzelne Teile des Stoffes nebensächlich behandeln, andere dafür um so wirkungsvoller hervortreten lassen darf, sind dem Gesetzgeber seine Ziele genau vorgezeichnet, und er darf sie nicht aus den Augen lassen, um als Meister der Sprache zu glänzen. Er soll dem Willen der höchsten Staatsgewalt Ausdruck verleihen, er muß gebieten und verbieten, er soll das Rechtsleben eines Volkes in bestimmte Bahnen lenken und muß daher seinem Stoffe überall die gleiche Beachtung schenken. Er muß zu allen sprechen und darum allen verständlich sein, wie verschieden auch ihre Fähigkeit ihn zu verstehen sein möge. Und doch soll sich auf der anderen Seite seine Sprache von der Sprache des Alltags unterscheiden und überdies eine Fachsprache sein. Technische Rücksichten zwingen den Gesetzgeber, den Stoff in Paragraphenreihen einzuteilen, was eine gewisse Einförmigkeit und damit eine Beeinträchtigung der künstlerischen Wirkung unvermeidlich mit sich bringt. Aber auch sonst legt die Eigenart der Gesetzessprache dem Gesetzgeber Fesseln an. Er darf das prächtige Farbenspiel der Leidenschaft, das dichterischen Schöpfungen oft den höchsten Reiz verleiht, in seiner Sprache nicht entfalten. Ernst und einfach müssen die Töne sein, die er verwendet. Durch Witz, Humor, Zartheit, Eleganz der Redewendungen zu glänzen ist ihm versagt. Sodann ist die Gesetzessprache eine reine Schriftsprache, gewissermaßen eine schweigende Sprache, die unter anderen Regeln steht wie das gesprochene Wort. Der Gesetzgeber muß daher auf alle diejenigen Wirkungen verzichten, die sich nur in der freien Rede erreichen lassen.

Ein hervorstechendes Kennzeichen unserer Kultur ist der Zug ins Massenhafte, die Riesenhaftigkeit aller Verhältnisse, die es immer schwerer macht, den Stoff geistig zu meistern und die Klippe der Schwerfälligkeit zu vermeiden. Dieser Umstand bedingt es, daß der Gesetzgeber unserer Tage eine schwierigere Aufgabe hat als seine Vorgänger in früheren Jahrhunderten, deren Sprache volkstümlicher, wärmer, patriarchalischer und doch autoritativer klingt als die Gesetzessprache unserer Zeit, die sich mehr und mehr von der Sprache des Volkes entfernt hat, ohne darum an Erhabenheit und Würde zu gewinnen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Als das wichtigste Erfordernis der Gesetzessprache muß man die Klarheit bezeichnen. Ich verzichte auf eine Begriffsbestimmung, die ebenso leicht zu geben wie schwer zu nutzen ist. Wesentliche Bedingungen der Klarheit des sprachlichen Ausdrucks sind aber jedenfalls Kürze und Anschaulichkeit. Je mehr an Stelle einer zusammenfassenden einheitlichen Darstellung eine umständliche Aufzählung aller einzelnen Fälle tritt, um so mehr büßt die Gesetzessprache an Anschaulichkeit, Übersichtlichkeit und nicht zuletzt an Wucht und Eindringlichkeit ein. Es mag zugegeben werden, daß es bei den überaus vielgestaltigen und flüchtigen Rechtsverhältnissen, die der Gesetzgeber unserer Zeit zu ordnen hat, keine leichte Aufgabe ist, sich knapp und klar auszudrücken. Aber eine genauere Prüfung unserer Gesetzessprache nach dieser Richtung ergibt, daß hier viel gesündigt wird. Man vergleiche beispielsweise die umständlich abgefaßten, mit Einzelheiten überladenen §§ 823, 824 B. G. B. und §§ 14 bis 17 des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb mit dem so einfach und klar gehaltenen Art. 1382 des Code civil. Die Rechtsprechung der französischen Gerichte über Schadenersatzfragen mit der Handhabe dieser einfachen Bestimmung ist der Rechtsprechung unserer Gerichte über denselben Gegenstand vollständig gleichwertig. Die Klarheit und Genauigkeit einer gesetzlichen Bestimmung besteht nicht darin, daß der Gesetzgeber alle möglichen Fälle bis in die kleinsten Einzelheiten von der hohen Warte, auf der er steht, zu regeln versucht, sondern darin, daß er darauf vertraut, daß die allgemeinen Vorschriften, die er gibt, bei der Urteilsfällung in verständnisvoller Weise ausgelegt und angewendet werden. Non multa sed multum gilt auch für den Gesetzgeber.

Darüber, daß der Gesetzgeber sich kurz und knapp ausdrücken soll, wird wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen, und diejenigen, die umständlich und ausführlich abgefaßte Gesetzesvorschriften wie die beiden vorangeführten über die Schadenersatzpflicht verteidigen, werden darauf hinweisen, daß die verwickelten Verhältnisse, die zu regeln sind, eine einfachere Ausdrucksweise in diesem Falle nicht zulassen. Anders steht es mit der Frage der Anschaulichkeit und der damit im Zusammenhange stehenden Frage der Volkstümlichkeit unserer Gesetzessprache. Hier handelt es sich nicht um rein sprachliche Formfragen, sondern um grundsätzliche, rechtswissenschaftliche Anschauungen, die sich schroff gegenüberstehen und die auch in der Fassung der Gesetze ihren Ausdruck finden. Der Umstand, daß das Bürgerliche Gesetzbuch eine so wenig volkstümliche Sprache redet, ist vielleicht in erster Linie nicht darauf zurückzuführen, daß sich die Verfasser nicht volkstümlicher hätten ausdrücken können, sondern daß sie es nicht gewollt haben. Es fehlt nicht an Juristen, die eine volkstümliche Ausdrucksweise der Gesetzessprache verwerfen, weil sie glauben, daß das Gesetz dadurch an Wissenschaftlichkeit einbüße. Diese Auffassung hängt im tiefsten Grunde zusammen mit dem Streit, der in unseren Tagen so heftig entbrannt ist zwischen der sogenannten Freirechtsschule und ihren Gegnern, die man als Vertreter der „konstruktiven Jurisprudenz“ zu bezeichnen pflegt. Wie die An-

hänger der letztgenannten Richtung alles Heil von einer strengen begrifflichen Einordnung des Stoffes in rechtswissenschaftliche Formen erwarten, so stehen sie wohl auch als Gesetzgeber auf dem Standpunkte, daß die Gesetzessprache eine reine Fachsprache sein müsse, und daß das Streben nach Volkstümlichkeit zu verwerfen sei. Sie brandmarken gewissermaßen die volkstümliche Sprache und die damit verbundene Auffassung als unjuristisch. Die Freirechtsschule hat sich bisher mit der Frage der Gesetzessprache nicht besonders beschäftigt, da sie genug damit zu tun hat, ihre Rechtsauffassung gegen die herrschende Ansicht zur Geltung zu bringen. Aber es ist nicht zu bezweifeln, daß ein Sieg der Freirechtsschule in unserer Rechtswissenschaft und unserer Rechtspflege auch auf die Sprache der Gesetzgebung von entscheidendem Einfluß sein würde.

Jedenfalls ist die Richtung abzulehnen, die die Gesetzessprache zu einer reinen Fachsprache zu machen bestrebt ist. Die Rechtswissenschaft ist keine Geheimwissenschaft, und die Gesetzessprache darf keine Geheimsprache sein, die nur einem Kreise von wissenschaftlich Eingeweihten zugänglich ist. Auf der anderen Seite ist aber auch die Forderung zu weitgehend, ein Gesetzbuch müsse so abgefaßt sein, daß es jeder verstehen, jeder sich ohne weiteres daraus Rat erholen könne. Bei den einfachen Kulturverhältnissen ferner Zeiten mag das möglich gewesen sein, heute nicht mehr. Außerdem aber sind diejenigen, die Volkstümlichkeit der Gesetzessprache fordern, sich selbst wohl nicht vollständig darüber klar, was sie verlangen. Das Volk setzt sich aus einer großen Menge sozialer Schichten zusammen, deren Verständnis außerordentlich verschieden ist. Ein Gesetz, das vielleicht volkstümlich im Sinne der Akademiker ist, ist es nicht für den Kaufmann, den Angestellten, den kleinen Beamten; und eine Gesetzessprache, die dem Auffassungsvermögen dieser Kreise gerecht würde, würde nicht verstanden werden in den Kreisen der Arbeiter, der Dienstboten und der Angestellten für die niedrigsten Verrichtungen. Wo soll man also die Grenze ziehen? Soll sich der Gesetzgeber so ausdrücken, daß er bis in die untersten Volksschichten hinein verstanden wird? Es erhellt ohne weiteres, daß die Forderung, die Gesetzessprache müsse volkstümlich sein, ohne nähere Begrenzung zu weit geht.

Also weder eine reine Fachsprache noch eine reine Volkssprache soll die Gesetzessprache sein. Der Gesetzgeber kann ohne eine gewisse rechtswissenschaftliche Prägung seiner Worte nicht auskommen. Dazu dienen in erster Linie die Fachausdrücke. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß überall, wo ein Ausdruck zur Bezeichnung von Rechtsverhältnissen oder Rechtsvorgängen im Gesetze wiederkehrt, er dieselbe Bedeutung habe. Dadurch wird die Einheitlichkeit in der Gesetzessprache gewahrt, werden Weitschweifigkeit, Umständlichkeit und Unsicherheit vermieden. In früheren Jahrhunderten, als die Aufgabe des Gesetzgebers noch einfacher war, wurde die Einheitlichkeit der Gesetzessprache gewährleistet durch die Persönlichkeit des Gesetzgebers, durch seinen Stil. Heute, wo ein größeres Gesetzeswerk die Mitarbeit zahlreicher Kräfte erfordert, wo der alles beherrschende Zug ins Massenhafte auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung

hervortritt, sind die Fachausdrücke in der Gesetzessprache ein wesentliches Mittel, den Stoff zu bewältigen und sprachlich einheitlich zu gestalten. Bei der Bildung der Fachausdrücke aber ist Anschaulichkeit und Verständlichkeit von größter Bedeutung. Es ist hier dem Gesetzgeber dringend anzuraten, zurückzugreifen in den reichen Sprachschatz der Vergangenheit, der zum Teil in den Rechtssprichwörtern erhalten ist. Auch in der österreichischen, der schweizerischen und der niederländischen Gesetzessprache finden sich vielfach Ausdrücke, die sich bei uns nicht mehr erhalten haben, die aber unsere Gesetzgeber mit Vorteil zur Wiederbelebung der Gesetzessprache verwenden könnten.

Ein weiteres Mittel, das dem Gesetzgeber zu Gebote steht, Eintönigkeit und Weitschweifigkeit in der Ausdrucksweise, namentlich aber Wiederholungen zu vermeiden, sind die Verweisungen. In größeren Gesetzen läßt sich schwer ohne sie auskommen. Eine zu häufige Verwendung von Verweisungen aber raubt der Gesetzessprache Übersichtlichkeit und Anschaulichkeit, weil das, was der Gesetzgeber hat sagen wollen, nicht ohne weiteres vor dem Geiste des Lesers steht, sondern erst durch eine weitere Gedankentätigkeit gewonnen werden muß. Jedenfalls müssen die Verweisungen so gehalten sein, daß klar ist, was der Gesetzgeber hat sagen wollen. Es müssen also die betreffenden Paragraphen zahlenmäßig angeführt sein, und es empfiehlt sich weiter, auch kurz anzugeben, was sie enthalten. Die so häufig in unseren Gesetzen wiederkehrende Formel: „Diese und jene Bestimmungen finden entsprechende Anwendung“ ist ganz gewiß nicht geeignet, klar auszudrücken, was der Gesetzgeber hat sagen wollen, und zwingt namentlich den Laien zur Entfaltung einer rechtswissenschaftlichen Tätigkeit, zu der er nicht befähigt ist. Vor allem aber ist es zu vermeiden, daß eine Verweisung sich durch eine Reihe von Paragraphen hindurchzieht, in der Weise, daß der erste Paragraph auf einen anderen, dieser wieder auf einen dritten, der dritte auf einen vierten verweist usw. Dadurch muß sich der Leser erst durch eine Reihe von Paragraphen hindurchwinden, ehe er weiß, was der Gesetzgeber hat sagen wollen. Dieser Fehler findet sich nicht selten im Bürgerlichen Gesetzbuche.

Die Richtigkeit der Gesetzessprache erscheint als eine so selbstverständliche Forderung, daß man sie nicht besonders zu betonen braucht, und doch wird ein strenger Sprachrichter auf diesem Gebiete viel in der Sprache unserer Gesetze zu rügen finden. Vielfach hängt die Frage nach der Richtigkeit der Gesetzessprache unmittelbar zusammen mit der Frage nach der Klarheit der Gesetzessprache. Denn für gewöhnlich ist es nicht wohl denkbar, daß sich jemand klar ausdrückt, ohne daß seine Ausdrucksweise richtig ist. Die Frage hat eine formelle und eine inhaltliche Seite. Der Gesetzgeber muß die Sprachregeln befolgen, über die ja allerdings, wie wir wissen, in einzelnen Fällen große Meinungsverschiedenheiten bestehen, und er muß Sorge tragen, daß der Ausdruck, den er anwendet, seinen Gedanken genau deckt. Die letztgenannte Forderung ist weit schwieriger zu erfüllen, als man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Oft

stellt sich erst bei der Anwendung eines Gesetzes heraus, welchen Umfang und welche sonstige Bedeutung ein vom Gesetzgeber gewählter Ausdruck hat. Oft ist auch die Forderung, einen treffenden Ausdruck zu wählen, man möchte sagen unerfüllbar. Welchen passenderen Ausdruck als „körperliche Sachen" hätte der Gesetzgeber wohl im § 242 St. G. B. wählen können? Und doch, welche Streitfragen hat es nicht hervorgerufen, als sich die Elektrizitätsdiebe damit verteidigten, daß Elektrizität keine körperliche Sache sei! Es empfiehlt sich jedenfalls, wenn der Sprachgebrauch nicht ganz sicher ist oder wenn der Gesetzgeber davon abweichen will, daß er erklärt, welche Bedeutung einem bestimmten Ausdruck „im Sinne des betreffenden Gesetzes" innewohnt.

Die Gesetzessprache muß ferner rein sein in dem Sinne, daß der Gesetzgeber keine entbehrlichen Fremdwörter braucht, aber auch Provinzialismen und nachlässige Redewendungen vermeidet, die vielleicht in der Alltagssprache oder in einem flüchtig geschriebenen Zeitungsberichte verzeihlich sind, aber nicht in einem Gesetzeswerke großen Stils. Was die Beseitigung der Fremdwörter in der Gesetzessprache anlangt, so ist allerdings große Zurückhaltung geboten. Denn es ist nicht zu übersehen, daß sie namentlich in der Handelswelt vielfach fest eingebürgert sind und internationalen Umlauf haben. Daher können selbst gute Verdeutschungen große Verwirrung anrichten, weil das Volk dem Gesetzgeber nicht mit seiner Ausdrucksweise folgt. Ob eine Verdeutschung gelungen ist, stellt sich oft erst heraus, wenn das Gesetz in Kraft getreten ist. Gute Verdeutschungen pflegt das Volk schnell anzunehmen, schlechte weist es zurück. Hier gelten ähnliche Grundsätze für den Gesetzgeber wie bei der Bildung von Fachausdrücken.

An letzter Stelle erst steht die Schönheit der Gesetzessprache. Hier ist es freilich schwer zu sagen, was man unter diesem Begriff zu verstehen hat. Ein dichterisches Werk kann in bezug auf sprachliche Schönheit im höchsten Maße vollendet sein, und doch wäre seine Ausdrucksweise bei einem Gesetze völlig unangebracht. Die Schönheit der Gesetzessprache besteht nicht in einem glänzenden Feuerwerk buntfarbiger Redensarten und packenden, geistreich wirkenden Gegensätzen, sondern in einer ruhigen Einfachheit, in Natürlichkeit und Wohlklang der Rede.

Von untergeordneter, aber doch nicht ganz zu unterschätzender Bedeutung ist die Wahl der Überschrift eines Gesetzes und die Fassung der Eingangs- und der Schlußworte. In manchen Fällen bietet sich die Fassung der Überschrift eines Gesetzes von selbst dar, z. B. Postgesetz, Reichsbankgesetz, Vereinsgesetz, Strafgesetzbuch usw. In anderen Fällen läßt sich eine mehr oder weniger umständliche Bezeichnung des Gesetzes nicht vermeiden. Jedenfalls ist es ein gutes Zeichen, daß man neuerdings auch der Fassung der Ueberschriften unserer Gesetze Aufmerksamkeit geschenkt hat und bestrebt ist, möglichst kurze und treffende Ausdrücke dafür zu wählen. Aus dem „Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuch" ist ein „Handelsgesetzbuch", aus der „Allgemeinen Deutschen Wechselordnung" eine „Wechselordnung" geworden. Die Militärstrafprozeßordnung hat man in eine Militärstrafgerichtsordnung umgewandelt usw.

Die Eingangs- und die Schlußworte der Gesetze weisen eine gewisse altertümliche Färbung auf. Hierbei mag auf einen an sich unbedeutenden Umstand hingewiesen werden, der zeigt, wie sich in den letzten fünfzig Jahren die Gesetzessprache verschlechtert hat. Die preußischen Gesetze beginnen: „Wir Wilhelm usw. verordnen mit Zustimmung der beiden Häuser des Landtags usw." In den Reichsgesetzen dagegen heißt es: „nach erfolgter Zustimmung des Bundesrats usw." Wie häufig das Wort „erfolgt" später in unserer Reichsgesetzgebung wiederkehrt, weiß man.

Die Frage, ob die von der guten Umgangssprache abweichende Gesetzessprache heute noch berechtigt ist, muß hiernach unbedingt bejaht werden. Der Gesetzgeber hat andere Aufgaben zu erfüllen, als der Schriftsteller oder der Redner des Alltagslebens. Er muß von hoher Warte wie durch ein Sprachrohr zum Volke sprechen und seine Ausdrucksweise muß daher anders sein als die des Volkes, mit der sie gleichwohl den Zusammenhang nicht vermissen lassen darf. Ein guter Teil des Ansehens und der Wirkung eines Gesetzes beruht auf seiner Sprache. Es verhält sich damit ähnlich wie mit dem Gepränge und der Hofsitte, mit der sich der Herrscher umgibt, die vielfach eigenartige, altertümelnde und darum fremd anmutende Formen aufweisen. Sie sind notwendig, um die Person des Fürsten von seiner Umgebung und vom Volke abzuheben, Schranken zwischen beiden aufzurichten, die des Herrschers Würde, sein Ansehen, seine Unverletzlichkeit und Heiligkeit wahren sollen. In ähnlicher Weise muß sich auch die Gesetzessprache von der Sprache des Alltagslebens durch eine gewisse Feierlichkeit und Gehaltenheit abheben.

(Ein Aufsatz über die Sprache unserer Reichsgesetze wird folgen)

Kinderauswanderung aus England

Von Dr. E. Munzinger-Berlin

Jugendliche Auswanderung ist so alt, als überseeische Auswanderung überhaupt, denn immer war unter der Zahl der Emigranten stets auch das jugendliche Alter vertreten. Doch vollzog sich ihre Auswanderung genau im Rahmen der der „Erwachsenen" — einzeln, im Familienverbande oder in Gruppen — ganz oder teilweise auf eigene Kosten, freie Ausreise auf Kosten des Imigrations- oder Emigrationslandes.

Für diese Untersuchung besitzt die jugendliche Auswanderung erst Interesse in dem Moment, als sie eine besondere der Jugend angepaßte Organisation erhält, d. h. unter Fürsorge von Personen, Anstalten oder Vereinen stattfindet.

Solche organisierte Auswanderung Jugendlicher scheint zum ersten Male in England im Jahre 1844 stattgefunden zu haben, und zwar betraf sie junge Mädchen und Frauen. Von jeher waren es vorzugsweise Angehörige männlichen Geschlechts, die in überseeischen Ländern eine neue Heimat suchten und fanden. Nur im Familienverbande verließen auch Frauen und Mädchen die Heimat, an Zahl aber gegen die Fülle der männlichen Auswanderer stark zurücktretend. Dies schuf in den Kolonien und schließlich auch in der Heimat ein offenbares Mißverhältnis zwischen den Geschlechtern. Hier ausgleichend zu wirken, vor allem die Zahl der Frauen und Mütter in den Kolonien zu mehren, war das Bestreben der ersten organisierten jugendlichen Auswanderung. Es waren gesunde heiratsfähige Mädchen, die auf Anregung von Kolonialagenten unter behördlichem Schutz die überseeische Reise zuerst unternahmen. Denn selbstverständlich läßt sich eine weibliche Auswanderung nur propagieren und einleiten unter fürsorglichen Garantien zum Schutz der jungen Emigrantinnen auf der Reise und bei der Ankunft im fernen Lande. Diese entstammten zuerst den Armen- und Besserungshäusern, den Gefängnissen des Landes, bis der Gedanke weiblicher Auswanderung im Volke Wurzel gefaßt hatte und auch gute Elemente sich dazu verstanden, das Leben in den Kolonien — Australien, Neuseeland, Kanada — zu versuchen.

Von einer eigentlichen Kinderauswanderung — im Alter von dreizehn bis fünfzehn Jahren — finden sich die ersten Spuren in den Berichten der Raggedschools*) und Poorlaw Guardians Englands zu Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Die Schüler der Raggedschool rekrutierten sich fast ausschließlich aus jungen Dieben, Schelmen und Tunichtguten und das große Problem für die Schulleiter war, die Unterbringung dieser Kinder in Verhältnisse, die sie dem lasterhaften Milieu, in dem sie geboren, entreißen und ihnen einen ordentlichen Lebenswandel erleichtern sollten. Einen Ozean zwischen Whitechapels Spelunken, den slums von Bethnal Green und den Objekten der Fürsorge zu legen, erschien ein Erfolg versprechender Weg. Er wurde betreten und von da ab bildete die Auswanderung eines der probatesten Fürsorgemittel der Raggedschools, deren Bedeutung erst in neuester Zeit zurückgetreten ist.

Auch die Armenbehörden Irlands und Englands waren dem Gedanken der Kinderauswanderung um diese Zeit nahe getreten. Ein Parlamentsbeschluß des Jahres 1850 gibt bereits allen Armenbehörden das Recht, aus den Armensteuern Mittel zur Auswanderung von verlassenen (deserted) Kindern aufzubringen. Indes durfte und darf auch heute kein Kind emigriert werden, das nicht vor zwei Richtern schriftlich seine Einwilligung gegeben hat.

Noch in den fünfziger Jahren wurde das Beispiel der Raggedschools von Fürsorgeerziehungsanstalten, besonders dem berühmten Redhill, nachgeahmt und

*) Schule der Zerlumpten 1836 von einem Quäker in Ostlondon gegründet und dann im System von der Kirche angenommen und erweitert.

überseeische Auswanderung als ein treffliches Mittel betrachtet, die zu entlassenden Zöglinge im Leben unterzubringen.

Aber diese regelmäßige Auswanderung, die durch einige Fürsorgeanstalten betrieben wurde, betraf wieder nicht das eigentliche Kindesalter, sondern kam nur für Jugendliche über fünfzehn Jahre in Betracht. Die Kinderauswanderung aus Workhouses*), die vereinzelt durch Schiffahrtsagenten mit Genehmigung der betreffenden Armenbehörde stattgefunden hatte, war aus verschiedenen Gründen völlig eingeschlafen und von der heutigen Organisation der Kinderauswanderung führen keinerlei Fäden zu ihr zurück. Sie beruht in ihren Anfängen durchaus auf der Initiative von zwei in der sozialen Jugendfürsorge arbeitenden Frauen, Miß Macpherson und Miß Rye, die Ende der sechziger Jahre unabhängig von einander den unbestreitbaren ethischen Wert der Auswanderung gerade in den Kinderjahren erkannten und propagierten. Beide waren mit den Verhältnissen Kanadas, das als Ziel der jugendlichen Auswanderung immer mehr in den Vordergrund trat, vertraut. Miß Macpherson indes, streng methodistischen Kreisen angehörend, war von höchsten religiösen Idealen erfüllt, während Miß Rye mehr aus praktischer Erkenntnis heraus handelte. An und für sich bezweckten beide dasselbe: das größere Wohl des Kindes und seine bessere Zukunft. Sie fanden, daß Farmerfamilien in Kanada bereit waren, Kinder um ihrer geringen Dienste willen unentgeltlich aufzunehmen und damit dem Kinde die Gelegenheit zu geben, sich im anpassungsfähigsten Alter im kanadischen Sinne zu entwickeln, die Akklimatisation auf schmerzloseste Weise durchzumachen und später die reichen Möglichkeiten des Landes in vollem Maße auszunutzen, weit besser als ein erwachsener Neuling. War es aber möglich, mit Erfolg Kinder schon in den Jahren zu emigrieren, in denen ihre Erziehung noch erhebliche Ausgaben in der Heimat verursachte, so verwandelte sich das bisherige Haupthindernis in der Emigrationsfrage Jugendlicher, der Kostenpunkt, in sein Gegenteil, in einen Befürwortungsgrund. Die Aufbringung der nötigen Mittel zur Ausführung ihrer Pläne bereitete daher beiden Frauen wenig Schwierigkeiten.

Miß Rye war die erste, die 1868 neunzig Kinder, Knaben und Mädchen im Alter von acht bis vierzehn Jahren, zumeist aus einer Industrialschool**) Liverpols stammend, über das Wasser nach Kanada brachte. Für jedes Kind erhielt sie von der Behörde 8 Pfund und außerdem 1 Pfund und 4 Shilling als Kostenzuschuß von der kanadischen Regierung.

Im nächsten Jahre war auch Miß Macpherson so weit, daß sie eine ähnliche Gesellschaft nach Kanada begleiten konnte. Als diese ersten Versuche sich außerordentlich bewährten, wiederholten beide Frauen von nun an alljährlich ein- bis zweimal die Überführung von Kindern aus englischen Waisenhäusern und ähnlichen Anstalten nach Kanada.

*) Armenhäuser, die unter der Armenbehörde (Poorlaw Guardians) standen.

**) Eine Art Fürsorgeanstalt für Kinder bis zu vierzehn Jahren.

Im Anschluß an diese erste geordnete, nicht sporadisch unternommene Kinderauswanderung nahmen auch andere Vereine die Auswanderung in ihre Jugendfürsorge auf, z. B. Mr. Middlemore in Birmingham, The Manchester and Salford Refuges und sehr bald auch Dr. Barnardo, „der Vater der Niemandkinder".

Die ersten Jahre brachten in der Tat eitel Erfolg. Alles war des Lobes voll, besonders Miß Rye, die am meisten mit der Öffentlichkeit arbeitete, erntete ungeteilten Beifall. Indes, in jeder neuen Unternehmung, die sich erst eine feste Operationsbasis selbst schaffen muß, sind Irrtum und Mißgriffe unvermeidlich. Das Prinzip war von Anfang an gut. Das was sich als ungenügend oder mangelhaft in der Organisation herausstellte, wurde verbessert oder abgeändert und man kann sagen, im allgemeinen vollzieht sich auch heute die englische Kinderauswanderung in der durch die ersten Vereine, besonders durch Miß Macpherson (deren Organisation noch heute besteht, während die Irrungen und Wirrungen bei Miß Rye so verhängnisvoll wurden, daß ihre Arbeit die Werits und Strerys Society der Kirche übernehmen mußte) erprobten Weise: englische Erziehungsanstalt und kanadisches Heim, das den jungen Auswanderern gleicherweise zum Empfang, zur Vermittelung ihrer Unterkunft in einer Familie und als Zufluchtsort im Falle von Erkrankung, Wechsel der Pflegestelle und anderem dient.

Erst in den letzten Jahren sind neue Ideen über Kinderauswanderung aufgetaucht und in der Praxis versucht worden. Vor allem war es Mrs. Close, die mit großer Begeisterung neue Gesichtspunkte vertrat. Im Interesse Englands und des individuellen Kindes vertritt sie die Ansicht, daß die bisherige Gepflogenheit, nur gesunde, leistungsfähige, vorwiegend ältere Kinder zu emigrieren, einerseits den Nachwuchs in der Heimat kümmerlicher als notwendig macht, anderseits zarten, schwächlichen Kindern die Vorteile einer Jugend in dem kräftigenden Klima Kanadas und dem naturgemäßen Leben auf einer kanadischen Farm versagt. Hier ausgleichend zu wirken ist Mrs. Close bestrebt. Die Emigration schwächlicher Kinder muß aber natürlich unter anderen Bedingungen stattfinden als die übliche. Für ihre Unterbringung will sie in geeigneten Gegenden eine Reihe von „Farmschools" errichten, in denen die Kinder neben dem gewöhnlichen Schulunterricht mit den Dingen vertraut gemacht werden, die sie später im kanadischen Leben brauchen: landwirtschaftliche Kenntnisse für die Knaben, hauswirtschaftliche für die Mädchen. Um diesen Farmschulen das Odium der Anstaltserziehung zu nehmen, sollen in jeder Farmschule nur zwölf bis fünfzehn Kinder aufgenommen werden. Das spätere Verbleiben im Lande bleibt freier Wahl überlassen. Auf Wunsch dürfen die Kinder auf Kosten des Vereins nach England zurückkehren und dort einen Beruf ergreifen.

Mrs. Close, als reiche und großzügige Philantropin, verstand es, ihre Ideen in die Praxis zu übersetzen. Sie fand bei der kanadischen Regierung reges Interesse für ihren Plan, und in Neuschottland wurde ihr eine Farm von zwei

tausend Acres, Nauwigewak in der Nähe von St. John zu sehr günstigen Bedingungen überlassen, um ihren „Anschauungsunterricht" zu geben, d. h. die praktische Durchführbarkeit ihrer Ideen zu beweisen. Im Jahre 1908 wurden fünfzehn dürftige elende Kinder, Knaben und Mädchen im Alter von sieben bis zwölf Jahren, auf die Farm gebracht, die landwirtschaftlich von einem kanadischen Inspektor, hauswirtschaftlich und erzieherisch von zwei englischen Damen geleitet wird. Die Kinder sind gut gediehen und das Experiment kann durchaus als geglückt gelten. Trotzdem macht die „Farmschool-Emigration-Association", an deren Spitze Mrs. Close steht, keine Fortschritte. Das größte Hindernis liegt wohl in dem Kostenpunkt. Die jährlichen Unkosten für ein Kind in der Farmschule betragen 15 Pfund, sind also geringer als in einer englischen Poorlawschool, wo mit einer jährlichen Ausgabe von 24 bis 32 Pfund pro Kind gerechnet wird, aber erheblich größer als bei dem üblichen Auswanderungsverfahren, wo Aussteuer, Ausreise und Inspektion die einzigen Unkosten sind, und eine einmalige Summe von 12 bis 15 Pfund das Kind für alle Zukunft versorgt.

Auch fehlen für die Übersendung der unter dem Armengesetz stehenden Kinder, der sogenannten Poorlawkinder, auf die Mrs. Close in erster Linie rechnet, die gesetzlichen Grundlagen. Die Armenbehörden sind wohl befugt, aus den Armensteuern Mittel zu verwenden, die Kinder bei ihrer Entlassung im Leben unterzubringen, nicht aber jährlich regelmäßige Erziehungsgelder außerhalb Englands fließen zu lassen.

Mrs. Closes Gedanken sind in allerjüngster Zeit von Mr. Fairbridge, einem Oxforder Rhodes-Stipendiaten, für Australien aufgenommen worden. Auf seine Anregung wurde eine neue „Child-Emigration-Society" gegründet. Diese Oxforder Ideen unterscheiden sich nur sehr wenig von den Grundsätzen, die Mrs. Close leiteten — eigentlich nur darin, daß ein Rückfluß nach England ganz wegfällt und die Anstalten nicht in erster Linie für schwächliche Kleinkinder bestimmt sein sollen. Sowohl Mrs. Close als auch Mr. Fairbridge wollen aber Kolonien von Kinderfarmen*) zu zwölf bis zwanzig Poorlawkinder ins Leben rufen, deren Zöglinge erst in verdienstfähigem Alter auf die Farmen einheimischer Besitzer kommen oder je nachdem auch einen anderen Beruf ergreifen können.

Mit neuen Ideen und größerer Intensität scheint neuerdings auch die Heilsarmee die Kinderauswanderung betreiben zu wollen. Sie macht zu dem Zweck großartige Propaganda in England, ohne aber über ihre Organisationsabsichten näheren Aufschluß zu geben.

*) In Frankreich machte bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Abbé Landmann den Versuch der Gründung von Farmes écoles in Algier, und in den achtziger Jahren erregten die Versuche des Départements de la Seine Aufsehen, die mit der Auswanderung armenrechtlich unterstützter Kinder nach Algier gemacht wurden. Die kindlichen Auswanderer kamen auf die Ferme-Ecole Benchicau und in das Dorf Bassoni. Beide Unternehmen scheiterten an der Unzweckmäßigkeit ihrer Verwaltung.

Die Aufmerksamkeit nichtphilantropischer Kreise nimmt die Organisation einer Kolonialfarm in England und einer Lehrfarm in Kanada in Anspruch, die nicht für arme Kinder, sondern für Zöglinge höherer Schulen gedacht sind. Knaben, die sich zum Farmerleben hingezogen fühlen, können ihre Gefühle auf einer englischen Farm in der Praxis kritisch prüfen, ehe sie den immerhin kühnen Schritt nach Kanada machen. Haben sie die sechswöchentliche Probezeit in England erfolgreich bestanden, so finden sie auf einer Farm im Westen Kanadas bei Calgary*) Gelegenheit, rationelle kanadische Landwirtschaft während der guten Jahreszeit zu erlernen und während des Winters eine der vorzüglichen landwirtschaftlichen Hochschulen Kanadas zu besuchen. Das Verfahren ist jedenfalls kostspieliger als das rein praktische Arbeiten als Farmgehilfe auf einer beliebigen Farm, ob es viel besser ist, bleibt dahingestellt. Von Wert ist wohl in erster Linie der Halt und die guten Ratschläge sachverständiger Leiter, die für junge Leute im Anfange ihres kolonialen Farmerlebens nicht hoch genug eingeschätzt werden können.

Für alle diese Vereine (mit Ausnahme der Oxforder Farmschool-Association) kommt als Einwanderungsland nur Kanada in Betracht, wenn auch Barnardo und einige andere Vereine, die nicht nur Kinder, sondern auch Jugendliche emigrieren gelegentlich einige ihrer Schutzbefohlenen in Neuseeland, in Australien oder Südafrika untergebracht haben. Neuerdings scheint es allerdings, als ob Australien als Einwanderungsland mehr in den Vordergrund träte. Nicht nur, daß dem Gründer der Oxforder Farmschool-Association, Fairbridge, ein 1000 Hektar großes Gut zu seinen Versuchen von der australischen Regierung überlassen wurde, auch ein anderes Unternehmen für jugendliche Auswanderung, die „Junior Imperial Migration"-Gesellschaft, an deren Spitze ein Mr. Sidgwick steht, ist völlig unter australischer Protektion. Die Gesellschaft beabsichtigt junge Burschen aus den großen Städten auf Farmen Neuseelands und Australiens unterzubringen. Bis jetzt ist ein Trupp von fünfzig Burschen nach Neuseeland zu dem ermäßigten Überfahrtspreis von je 200 Mark emigriert worden. Über beide Unternehmungen kann hier nicht mehr als die Tatsache berichtet werden, da wegen der Neuheit beider Organisationen Resultate noch nicht vorhanden sind.

Mit wachsendem Eifer bemühen sich immer mehr Vereine, das weibliche Geschlecht zur Auswanderung zu ermutigen und darin zu unterstützen. Ihre Auswanderer sind ja nicht alle jugendlichen Alters, doch bilden junge Mädchen einen großen Prozentsatz ihrer Schutzbefohlenen, die sie in einem Heim in London oder in Liverpool versammeln, über das Wasser geleiten, drüben in einem kanadischen Heim empfangen und denen sie in zuverlässiger Weise zu Brot und Beruf verhelfen. Die Young Womens Christian-Association und die Englisch Womens-Emigration-Association sowie die South-African-Emigration-Association, die sich ausschließlich Erleichterung und Vermehrung der weiblichen Auswanderung

*) Birkhamstead-Farm.

angelegen sein lassen, sind, wenngleich auf ideeller Basis ruhend, keine eigentlichen Wohltätigkeits-, sondern mehr Wohlfahrtsvereine, die weibliche Personen jedes Alters, jedes Standes beraten, ihnen helfen und nur in besonderen Fällen auch pekuniär unterstützen.

Nur den Angehörigen besserer Stände dienen die beiden kolonialwirtschaftlichen Frauenschulen*) in England, die ihre Zöglinge mehr zu selbständiger Arbeit in den Kolonien erziehen, doch auch oft mit Stellungen in fremden Familien auf dem Lande und in der Stadt versorgen.

Für Emigration von Kindern des kleinen Mittelstandes hat eine Mrs. Wallis in Toronto eine Organisation geschaffen, die vor allem bestrebt ist, den Kindern von Gewerbetreibenden die Vorteile der Auswanderung nach Kanada zu verschaffen.

Rein privater Natur ist das Unternehmen von Mrs. Sanford in Winnipeg; sie erhält von kanadischen Familien, die weibliche Dienstmädchen wünschen, bare Geldvorschüsse, mit denen sie alljährlich nach England reist. Dort engagiert sie emigrationslustige Mädchen, bestreitet die Reisekosten und geleitet sie sicher über das Wasser. Das Reisegeld wird den Mädchen allmählich vom Lohn, der durchschnittlich 480 Mark pro Jahr beträgt, abgezogen. Von hundertachtzehn Mädchen, die Mrs. Sanford in fünf Jahren nach Kanada brachte, haben nur zwei in ihrer Entwicklung nicht befriedigt. Gewiß kein schlechter Erfolg.

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Zehnte Fortsetzung)

10.

Das ist so dort: Sonntags nach dem Hochamt besuchen sie ihre Toten auf dem Friedhof. Wenigstens so lange tun sie es, als der Schmerz noch frisch ist. Man kann nicht sagen, daß sie allzu empfindsam seien. Bei den meisten heilen die Wunden sehr rasch, die seelischen Wunden. Zuerst ist ja bei den lebhaften Rheinhessen viel Weinen und Wehklagen, aber man hat auch schon erlebt, daß die Töchter eines bereits lange Jahre hindurch kranken und nun dem Tode nahen Vaters sich unter Kichern und lachender Lustigkeit die Trauerkleider gemacht haben, und, als der Tod dann wirklich eingetreten war, Sturzbäche von geheultem Leid vergossen.

*) Arlesley College und Swanley College.

Aber, wie gesagt, besonders in den ersten Monaten nach dem Tode eines Lieben gehen sie eifrig auf den Friedhof. Da blühen die Gräber in aller Pracht; ja, sie sind stolz auf ihre Gräber. Man kann sagen: es wird ein wahrer Luxus getrieben in Blumen und Kränzen, und an Allerheiligen-Allerseelen erreicht er seinen Höhepunkt, bis dann der erste Frost alles knickt und schwarz und welk macht.

Allein im September ist noch alles blühend, wenigstens auf dem neuen Teil des Gottesackers. Auf den alten Gräbern, auf denen die verwitterten Kreuze und Steine stehen, wuchert meist Gras, und Fliederbäume senken ihre Wurzeln tief grabein.

Unter den neuen Gräbern ist da eines, das nicht blüht. Staubig liegt der Lehmhügel. Sonntags nach dem Hochamt steht auch niemand da, der betet. Auch nachmittags nach dem Kaffeetrinken, wenn die Weiber vor der Rosenkranzandacht oder danach ihren Spaziergang auf den Kirchhof machen, ist niemand am Grabe, der mit sanften Worten von dem spricht, der da drunten ruht. Immer liegt das Grab allein und verlassen. Höchstens daß die Vorübergehenden auf das Kreuz deuten und hämisch dazu lachen.

Aber da ist nun der zweite Sonntag im September angebrochen, und Karl Salzer macht sich in der Frühe parat, um in die Sechsuhrmesse zu gehen. Er steht vor der Waschschüssel, tunkt den Kamm in das Wasser, in dem er sich bereits gewaschen hat und fährt damit durchs Haar, strählt die nassen Haare alle nach vorn und zieht dann übers linke Auge den Scheitel. Unkel Hannes nennt Karls Scheitel ein feines Lauspfädchen. Wie der Bursche sich herumdreht, um aus dem Schranke einen frischen Kragen zu holen, sieht er die Tante Male durch den Hof gehen.

„G' Morje, Tante Male!" ruft er zum Fenster hinunter. „Ei, ich wollt Euch nur mal fragen, ob ich heut schon vor der Kirch meinen Kaffee trinken könnt?"

„Ei jo!" erwidert Male, „das kannst du; ich brüh ihn jetzert über. Hast du was vor?"

Da legt der Junge die beiden Hände hohl um den Mund und ruft halblaut hinunter:

„Tante Male, ich kann's jetzert net mehr aushalten, ich will mal auf den Kirchhof gehen an meinem Vater sein Grab!"

„'s recht, lieber Bub, das tu du nur!" entgegnet Male Holtner erfreut, die schon mehrmals dem Bruder Hannes gesagt hat, daß er den Burschen doch einmal auf den Kirchhof stäuben solle, wohingegen der Bruder Hannes stets erklärt hat, dazu dürfe man den Karl nicht zwingen, das müsse von selber kommen.

Karl wartet immer, bis es „ausgeläutet" hat, und geht dann erst aus dem Hause. So ist er sicher, auf dem Kirchwege ziemlich allein zu sein. Auch heute macht er es so.

In der Kirche stellt er sich unter die Stiege, die auf die Empore führt; da ist er unbeachtet. Er klappt sein Gesangbuch auf und blättert sich zur ersten Meßandacht, das ist die, wie der Priester sie am Altare betet. Auf der linken Spalte stehen die Gebete in lateinischer Sprache, auf der rechten in deutscher. Karl war als Schüler Meßdiener gewesen. So weiß er alle Antworten des Ministranten auswendig, und auch die Gebete des Priesters sind ihm geläufig, soweit sie laut

gesprochen werden. Wenn man das sieben Jahre täglich hört, lernt man's auch und hat dann immerdar seine Freude daran, die lateinische Messe mitzubeten. Er kann zwar das Lateinische nicht übersetzen, aber rechts die Gebete hat er auch schon hundertmal gelesen, um zu wissen, was das Lateinische eigentlich heißt. Ein Pfarrer kann diese lateinischen Gebete schon ziemlich rasch sprechen, aber er ist ein Stümper gegen seine Ministranten, die ihre Antworten herunterrasseln, als sei eine Raspelmaschine in Tätigkeit gesetzt. Darum schadet es auch gar nichts, wenn Karl ein bißchen später in die Kirche kommt und der Pfarrer das Staffelgebet bereits beendet hat. Karl Salzer, gewesener Meßdiener, holt ihn noch ein.

„Introibo ad altare Dei! Ad Deum, qui laetificat juventutem meam!"

Aber heute geht es doch nicht so fließend wie sonst. Er muß beständig daran denken, daß er nachher auf den Friedhof gehen, daß er da seines Vaters Grab sehen wird. Wie das aussehen mag unter den anderen? Gewiß nicht schön! Öd und kahl, die anderen dagegen blühend. Noch vor der Kirchweihe, die in acht Tagen ist, wird er es mit Blumen bepflanzen. Tante Male wird ihm sicher einige Geranienstöcke aus ihrem Garten geben.

Nach der Messe geht er zum Pariser Tor hinaus und die Rabenheimer Chaussee hinauf. Den Haupteingang, der an der Kneisenheimer Straße liegt, will er nicht benutzen; man soll ihn nicht sehen. An der Nordseite des Friedhofs führt ein Weg vorbei; dort ist auch ein Tor. Mitunter steht es auf; man kann einmal probieren. Ist es aber verschlossen, so kann man ja oben drüber klettern.

Karl findet das Tor wirklich verschlossen. Da schiebt er sein Gesangbuch in die Rocktasche; recht zwängen muß er es, denn es ist klotzig und dick wie ein Backstein. Dann drückt er den Hut fester in den Kopf und schaut sich noch einmal scheu um, ob ihn auch keiner belauern könne. Aber in der Sonntagsfrühe sind die Felder leer von Menschen, und Fuhrverkehr ist auf der Rabenheimer Chaussee Sonntags auch nicht. So steigt er unbemerkt auf das Lattentor und schwingt sich darüber — drunten steht er auf dem Kiesweg des Friedhofs, steht stille und lauscht.

Es ist nichts zu hören, nur sein eigen Herz klopft so laut, daß er den Mund öffnen muß. Wohl hundertmal sagt er es sich vor, daß er kein Dieb sei, sondern wie jeder das Recht habe, den Kirchhof zu besuchen, aber seine Beklemmung will nicht weichen.

Auf den Fußspitzen schleicht er weiter, die Augen weit offen, der Gehörsinn aufs äußerste gespannt, der Oberkörper nach vorn gereckt. Erst als er mehrere Seitenwege gekreuzt hat, merkt er sich seinen Diebsgang an. Im stillen schilt er sich einen Esel und sucht seine erregten Nerven zu einer Dämpfung zu zwingen. Vor allem tritt er nun mit vollem Fuße auf. Aber schon gleich darauf erschrickt er vor seinem eigenen Schritt. Zwar ist es hellichter Tag, die Vögel tirilieren, und die liebe Sonne scheint.

Die Sonne! jubelt es da in ihm, und über die Bäume des Parkes hinweg, über denen sie steht, schaut er zu ihr auf. Im September kann ein starkes Auge schon in ihr Leuchten hineinsehen, so lange sie noch im Osten steht, und Karl schaut ihr tief ins reine Antlitz. Das gibt ihm Mut. Das hat er nun schon vom Unkel Hannes gelernt, Mut zu schöpfen und seelische Ruhe aus dem bloßen Anblick der Sonne, die er als lebendiges Körperwesen fühlt.

Mit raschen fröhlichen Schritten geht er nun auf das Grab des Vaters zu, das letzte in der Reihe. Wohl liegt es da ohne den Schmuck blühender Blumen, aber Mutter Sonne streichelt es auch mit ihren goldenen Händen.

Und jetzt steht er davor, sieht zuerst hinunter auf den Staub des Hügels und dann auf zum Kreuze. Kaum hat er den Blick darauf geheftet, als er zusammenfährt, wie von einem heftigen Schrecken erfaßt. Dann nähert er sich dem Kreuze auf halbe Grabeslänge, bleibt stehen, beugt sich vor und starrt auf das Schildchen, das die Aufschrift trägt. So steht er eine Weile ganz wortlos und starrt und starrt.

Aber dann reckt er die geballten Fäuste zum Himmel auf, schüttelt sie und schreit:

„Ein Donnerkeil vom Himmel soll den verschmeißen, der sich an dem Grab vergriffen hat!"

Das Echo hallt verworren tief drunten im Park, und gleich darauf von dem Wege her, der hinter dem Schloßgarten her nach Zockheim führt, ein wieherndes Gelächter. Ein paar Bauernburschen stehen da und haben gesehen, was an dem Grabe da oben vorgeht. Sie wissen auch den Grund zu Karls Fluch.

Der aber steht und starrt in tiefstem Schmerze wieder auf das Kreuz.

Auf das war geschrieben gewesen:

Hier ruht in Gott
Franz Salzer.

Und nun sind die Worte „in Gott" hinweggekratzt.

Karl tritt ganz heran und betrachtet das Schild genau. Da sieht er, daß die Ölfarbbändelchen, die an der beschädigten Stelle herunterhängen, noch ganz feucht sind. Er bückt sich, ob er auf dem Boden auch noch von dem Schabsel fände, doch es ist nichts zu sehen. Der Wind scheint es verweht zu haben. Da zupft er die Farbbändel von dem Kreuze ab, legt sie auf die flache linke Hand und zerreibt sie mit dem Zeigefinger der rechten. Kein Zweifel! sie sind noch feucht und färben die Haut. Karl kann sich das nicht erklären. Sonst ist das Kreuz ganz trocken und färbt nicht mehr. Er schüttelt den Kopf.

Doch auf einmal kommt ihm die Erleuchtung wie ein Blitz. Das „in Gott" war schon einmal abgeschabt gewesen und ist jedenfalls im Auftrag des Unkels Hannes wieder erneuert worden. Und demnach ist es schon zum zweitenmal ausgekratzt. Da wacht das Weh, von dem seine Sinne durch die Aufmerksamkeit der Untersuchung etwas abgelenkt war, mit doppelter Schärfe auf. Er hängt die Arme über das Querholz des Kreuzes und sinkt schlaff zusammen. Das Kreuz ächzt und neigt sich zur Seite.

Tante Settchen hat ihm das so schön gesagt von der vollkommenen Reue, die nach seinem katholischen Glauben der Mensch erwecken muß, um aus tiefster Sünde heraus wieder ein Sohn Gottes zu werden. Und an der Hoffnung, daß sein Vater sie erweckt und dadurch seine Seele vor der ewigen Qual gerettet haben könnte, hat er sich aus seinem Leid aufgerichtet, und sie allein hat ihn das ertragen lassen, daß man seinem Vater alle Ehren des Grabes verweigerte, die man sonst jedem gibt, wenn er auch nur aus äußerer Gewohnheit seine religiösen Pflichten erfüllt hatte. Und nun waren die Bauern so boshaft, ihrer Meinung, daß der Selbstmörder in tiefster Hölle brenne, in so roher und die Hinterbliebenen

so verletzender Weise zum Ausdruck zu bringen. Daß sie die Worte „in Gott" entfernten, ist für Karl soviel, als hätten sie auch gleich hingeschrieben: Hier ruht im Teufel. Als ob im Teufel, der die ewige Unruhe und Qual selbst ist, eine Seele ruhen könnte! Doch daran dachten sie nicht, sie wollten eben nur nicht leiden, daß ein Selbstmörder in Gott ruhe. Warum haben sie dann nicht gleich die ganze Überschrift hinweggefegt? Karl meint, daß es ihn dann weniger geschmerzt hätte. Die Entfernung des Namens Gottes auf dem Kreuze ist ihm das Schmerzliche.

Zugleich mit seinem Schmerze steigt in ihm der Zweifel auf, ob der Vater denn wirklich auch die wenigen Lebensaugenblicke, die ihm geblieben waren, zur Erweckung einer vollkommenen Reue benutzt habe.

Diese Frage quält ihn nun fast noch mehr als die Schändung des Kreuzes an sich.

Um dieselbe Zeit sagt Male Holtner zu Hause bei ihren Brüdern:

„Was ist's doch so gut, daß ich das drauß auf dem Kirchhof gesehen hab und daß ich's diese Woch gleich hab machen lassen. Heut morgen hat er schon vor der Frühmeß gesagt, daß er naus auf den Kirchhof ginge!"

„Möcht wissen," fragt Hannes Holtner, „wer da so boshaft war und seinen Zorn an dem Kreuz hat auslassen müssen?!"

„Bscht, bscht, sei still!" wirft der Vinzenz dazwischen, „aweil seh ich ihn zum Tor reinkommen!"

Sie stehen vom Kaffeetische auf, und Hannes Holtner geht hinaus in den Hof.

Sofort fällt ihm das verstörte Wesen des Burschen auf, aber er denkt, daß ihn der Besuch des Friedhofs und des Grabes seines Vaters so erregt habe. Erst als der Junge ihm keinen Guten Morgen wünscht, was er selbst damals nach dem Tadel über die Schönheitsaugen nicht unterlassen hat, wird Hannes Holtner stutzig. Er schaut seinen Schützling noch einmal scharf an; dann ruft er ihm zu:

„Karl, geh mal da her!"

Der tut das und sieht mit dem Ausdruck unsäglicher Qual in den Augen zu seinem alten Freunde auf.

„Na, sag mal, lieber Bub, was ist dir denn in aller Herrgottsfrüh schon über die Leber geloffen, weil du ein Gesicht machst wie das Leiden Christi?"

„Unkel Hannes, die miserablen Menschen henn das Kreuz von meinem Vater verschändet!"

Nun steht Hannes Holtner starr da und weiß nicht, was er antworten soll. Hat der Junge herausgefunden, daß die Stelle bei den Worten „in Gott" frisch überstrichen ist? Dann wäre es vielleicht am gescheitesten gewesen, das ganze Schildchen neu schreiben zu lassen. Verflixte bäuerische Knickerigkeit!

„Was henn die?" fragt er, um etwas zu reden.

„'s Kreuz von meinem Vater verschändet! ‚in Gott' henn sie sauber ausgekratzt. Und, Unkel Hannes, sagt mir's mal grad heraus: Gell, 's war schon mal ausgeschabt und Ihr habt's wieder machen lassen?"

Die Stallmagd kommt mit einem Korb voll Dickrüben aus dem Keller und sieht erstaunt auf den erregten Ackersburschen. Hannes Holtner bemerkt den Blick und sagt zu Karl:

„Karl, faß dich ein bißjen; ein Weibsbild braucht nicht zu sehen, wenn ein Mannskerl mal von etwas angepackt worden ist. Komm, wir wollen mal zusammen in die Stub gehen!"

Er packt den Burschen beim Genick und schiebt ihn ins Haus. Gerne hätte er ihn an der Hand genommen, aber das sieht Hannes Holtner, dem Hünen, allzu zärtlich aus. In der Stube drückt er ihn in den altväterischen Lehnsessel und sagt mit ruhiger Stimme zu ihm:

So, jetzert wollen wir mal ruhig mitnander reden. Faß dich ein bißjen, mein lieber Bub, sag ich dir noch mal; man kennt dich ja sonst gar nicht mehr. Du bist doch schon ein ganz anderer Kerl worden, seitdem du bei uns bist!"

„Seit ich bei Euch bin, Unkel Hannes, bloß bei Euch!" unterbricht Karl den Sprechenden, dem er seine Liebe beweisen will.

„Na, meinetwegen, seit du bei mir bist. Und du wirst doch jetzert net alles übern Haufen schmeißen wollen?!"

„Nein, das will ich net! Aber seht Ihr, Unkel Hannes, das war mein einziger Trost gewesen, daß mein Vater in den paar Minuten, die er noch gelebt hat, sein Vergehen gegen unsern Herrgott und gegen seine Gesetze bereut haben könnte, und daß er deswegen net ganz verloren gangen wär. Und jetzert kratzen die mir das ‚In Gott' weg. Warum nur? Warum? Warum?"

Hannes Holtner aber sagt mit der unerschütterlichen Ruhe des Alters:

„Ja, jetzert sag mal, du Hitzeblitz, brauchst du dir deswegen deinen Glauben, daß dein Vater alles bereut haben könnte, nehmen zu lassen, bloß weil so ein paar Menschochsen, und dazu noch recht ordinäre, sich an deinem Vater seinem Kreuz vergriffen haben?"

Karl Salzer schweigt still, weil er einsieht, daß der Unkel Hannes wieder einmal recht hat.

„Du hast mir schon verzählt, daß dir nix mehr dran liegen tät, wie dein Vater begraben worden ist, weil das alles nur äußerliche Form wär, die an der Sach, daß dein Vater für die Ewigkeit doch gerettet sein könnt, nix ändern tät. Wenn du ein klein bisjen selber täist weiterdenken, müßtst du auch von selber draufkommen, daß es auch nix ausmachen tät, wenn dein Vater überhaupt kein Kreuz hätt, wenn er nebig der Kirchhofsmauer eingescharrt worden wär wie vor fünfzehn, zwanzig Jahr der fremde Soldat, der sich in unsrer Gemarkung von der Mainzer Eisenbahn hat totfahren lassen, an den niemand mehr denkt. Ist's so, oder ist's net so?"

Karl gibt keine Antwort und sinnt vor sich hin, sinnt und sinnt, fährt nach einer Weile auf und redet ganz gemessen und betont:

„Unkel Hannes, jetzert horcht mal, was ich mir aweil so zusammengedenkt hab!"

„Wenn einer vor seinem Tod alles so gemacht hat, wie's in den Kirchengeboten steht, wenn er grad vor seinem letzten Schnappert noch ein paar Sünden gebeichtet und's Nachtmahl kriegt hat, dann muß ihn der Pfarrer kirchlich begraben. Unkel Hannes, denkt an den pensionierten Gendarm aus der Schratzengaß da draußt! Der hat, so lang ihn eins gekannt, seiner Lebtag auf die Pfarrer geschimpft, was es das Zeug gehalten hat, ist jahrzehntelang net zum Nachtmahl gangen, noch net mal auf Ostern, wo man doch gehen muß, hat net an unsern Herrgott geglaubt und hat immer gespottet auf ihn. Wie ihm sein letzt Stündchen geschlagen hat, bestürmt ihn seine Frau: Adam, laß dir den Pfarrer rufen, Adam laß dir den Pfarrer rufen! Er läßt ihn rufen; der Pfarrer kommt, bleibt eine

Stund lang draußen bei ihm, holt das Nachtmahl und das Heilig Öl, und alles ist gut. Am selbigen Tag stirbt er noch, und drei Tag drauf tut ihn der Pfarrer begraben, als wär er seiner Lebtag der beste Christ von der ganz Gemein gewesen. Mein Vater hat seiner Lebtag seine religiösen Pflichten erfüllt und ist alle Ostern zum Nachtmahl gangen, und grad in dem letzten halben Jahr läßt er sich durch den stinkigen Jud zu hohen Spekulationen verleiten. Die Sach geht fehl, und er schießt sich tot. Gelebt hat er noch, vielleicht noch eine Viertelstund lang. Alles kann er bereut haben. Aber man weiß es nicht. Der Pfarrer hätt's hören müssen, dann wär er auch kirchlich beerdigt worden. Und weil ich glaub, daß er bereut hat, liegt mir auch nichts an dem äußerlichen Formelkram. Aber jetzert horcht mal, Unkel Hannes, und das ist es, Unkel Hannes, was ich mir ausgedenkt hab: wenn uns der Pfarrer in der Schul gelehrt hat, daß eine vollkommene Reue im Augenblicke des Todes genügt, um einem vor der ewigen Verdammnis zu bewahren, dann muß er doch in meinem Fall so viel für die Ehre von meinem toten Vater tun und von der Kanzel herunter den Bauern sagen, daß mein Vater vor seinem Tod, der net gleich eingetreten ist, eine vollkommene Reue erweckt haben könnt, daß er demnach net in der Höll wär, und daß derntwegen die Bauern auch kein Recht hätten, an dem Kreuz das ‚In Gott' auszukratzen. Und er muß ihnen sagen, lieber Unkel Hannes, wenn sie's doch wieder täten, wär's grad so gut, als hätten sie keinen Glauben an unserm Herrgott seine Barmherzigkeit!"

Er schweigt und sieht den Hannes Holtner fragend und erwartend an.

Der schaut nachdenklich vor sich hin und nickt ein paarmal mit dem Graukopf, reckt sich gerade auf zu seiner Hünengröße, zieht auch den Karl Salzer aus dem Sessel und sagt zu ihm:

„So, mein lieber Bub, jetzert bist du kein Menschochs mehr, und heut Mittag gehst du nauf zum Pfarrer, wenn die Mittagskirch aus ist, und sagst ihm das mit der vollkommenen Reue genau so, wie du mir's gesagt hast. Und nachher wirst du sehen, was er macht. Denn das hast du dir so gut ausgeheckt, daß er net dran vorbei kann! Entweder —. oder!"

Der Bursche ist wieder gefaßt. Daß er auf diesen Gedanken gekommen ist, gibt ihm das Gefühl der Männlichkeit. Er kann nun auch mit der Tante Male und dem Unkel Vinzenz über den Fall ganz ruhig reden. Die Tante Male macht ihm einen Vorwurf daraus, daß er nicht schon lange einmal auf den Friedhof gegangen ist. Sie habe ja selbst das Grab schon einmal mit Blumenstöcken versehen wollen, aber dann habe sie sich über Karls Gleichgültigkeit so geärgert, daß sie es doch gelassen und gedacht hätte, wenn der sich nicht darum bekümmert, was gehts mich an!

„Dem Bub war die Sach net gleichgültig!" knurrt Hannes Holtner dazwischen. „Der ist aus einem ganz anderen Grund net hinaus. Aber so was begreift ein Weibsbild net; je länger das Haar, um so kürzer der Verstand!"

Dann aber kann Karl Salzer es nicht erwarten, bis es nachmittags fünf Uhr ist. Denn erst um diese Zeit kann man den Pfarrer sprechen. Von Zwei bis Drei ist er in der Nachmittagsandacht, die aber sein Kaplan vorbeten muß, obwohl der eigentlich von seinen Filialgängen viel müder ist als der Pfarrer.

Von Drei bis Vier trinkt er Kaffee und ruht sich ein bißchen aus.

Von Vier bis Fünf leiht er den Kindern Bücher aus. Bücher bekommen nur die, die ihren Katechismus geläufig kennen. Und in den Büchern stehen geschrieben die Legenden der Märtyrer und Heiligen, Konvertitengeschichten und Erzählungen aus der Zeit der englischen Katholikenverfolgung.

Um die Langeweile zu vertreiben, macht der Bursche sich alles mögliche zu schaffen. Er holt den Staubbesen mit dem langen Stiel aus dem Kelterhaus und kehrt am hellen Sonntag alle Spinnweben aus dem Pferdestall. Dabei fällt Staub auf die Gäule, und er muß sie frisch bürsten und striegeln.

Zwischendurch denkt er auch einmal daran, daß er heute nicht nach Pfeddersheim zu Tante Settchen gehen kann. Was die sich wohl nicht alles einbilden wird über den Grund seines Ausbleibens? Ihm selbst kommt gar kein Leid darüber auf, daß er heute auf den ihm lieb gewordenen Gang verzichten muß, so sehr loht in ihm die Begeisterung über die Mission, die er beim Pfarrer zu erfüllen hat. Denn wenn einmal der Unkel Hannes, der doch auf der Universität gewesen ist, sagt, die Sache sei so außerordentlich fein ausgedacht, daß selbst der Pfarrer nicht daran vorbei käme, so muß es doch auch schon etwas Besonderes sein. Er freut sich kindlich darüber, daß er auf den guten Gedanken gekommen ist, der den Bauern am nächsten Sonntag von der Kanzel herunter einen Rüffel eintragen wird.

Vom nächsten Sonntag ab wird er auch nicht mehr in die Frühmesse gehen, sondern ins Hochamt. Mitten unter seine alten Kameraden wird er sich setzen. Zweimal hat er nun auch schon die Christenlehre versäumt, die die schulentlassene Jugend bis zum zwanzigsten Jahre besuchen muß. Da wird ihm der Pfarrer heute gleich einen Abputzer geben.

Kaum hat die alte große Standuhr, die vom Fußboden bis an die niedere Decke reicht, ihre fünf Schläge getan, als Karl sich auf den Weg macht.

(Fortsetzung folgt)

Mensch und Technik

Von Dr. Otto Goebel-Berlin

Vor mir liegen zwei Werke: ein kleines und ein großes. Sie scheinen nichts weiter miteinander zu tun zu haben, als daß der Zufall sie gleichzeitig auf meinen Schreibtisch gelegt hat; das erste heißt: „Entlegene Spuren Goethes“*), das andere: „Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert“**).

*) „Entlegene Spuren Goethes“, Goethes Beziehungen zu der Mathematik, Physik, Chemie und deren Anwendung in der Technik, zum technischen Unterricht und zum Patentwesen. Von Max Geitel. R. Oldenbourg, München und Berlin 1911.

**) „Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert“, 3 Bände. Georg Westermann, Braunschweig 1912.

Zwei Zeitalter: das eine, für uns Deutsche wenigstens, ausdrückbar in allen seinen geistigen Zügen und Empfindungen durch den Namen eines einzigen Mannes, das andere nur verständlich, wenn man es erfaßt in seinen alles Einzelne und Persönliche verschlingenden Massenerscheinungen.

Goethes Zeit, eine Zeit des frohen Nebeneinanders von Natur und Mensch. Die Natur war dem Menschen nicht mehr das geheimnisvolle Wesen, bald Freund und bald Feind, als das der Aberglaube von Jahrtausenden sie angesehen hatte, aber auch noch nicht der unentbehrliche Diener, den zu bändigen und in seinem Dienst festzuhalten, die nervenzerrüttende Aufgabe der Gegenwart scheint.

In das große, bunte Gewebe, in dem wir Menschen der Gegenwart allem und jedem seinen unverrückbaren Platz zugewiesen haben, haben wir uns selbst mitverwebt. Wir konnten nicht anders, denn wir haben die Weltkraft als solche nicht bezwungen, nur an einzelne ihrer Erscheinungsformen haben wir uns geklammert, wie ein kleines Tier, das sich von den Flügeln des Adlers mit in die Lüfte nehmen läßt.

Unsere vermeintlichen Schöpfungen strahlen uns einen eigenen Geist entgegen, der tief in unser äußeres und inneres Leben eingegriffen hat. Wir sind andere Menschen geworden. Die Nutzung der Natur in Maschinen und Apparaten hat uns selbst in unserer Gesamtheit etwas von einer Maschine gegeben, in einem ganz anderen Umfange, als es jemals vorher der Fall gewesen ist.

Eine weit zwingendere Bedeutung haben für uns Zeit und Ort, als sie es für einen Menschen der Goetheschen Zeit hatten. Tausend Dienste tut uns die in unsere Wege geleitete Natur, aber sie tut sie nicht freiwillig; sie will dazu angehalten sein; wie ein wohlgeregeltes Uhrwerk müssen wir uns daher selber abrollen bei Tage und bei Nacht. Nicht mehr wacht hier und da nur ein einzelner über der verschlafenen Stadt; für tausend Menschen ist die Nacht zum Tage geworden, unzählige Arme regen sich in ihr. Die Maschinen in den elektrischen Stationen singen, die Pumpen in den Wasserwerken stampfen, es rollen die Züge an den Kammern vorbei, in denen wir schlafen, tickend senden die Telegraphen ihre Nachrichten unaufhörlich um den Erdball. Alle diese Dinge, sie dienen uns, aber sie fordern auch unsere Dienste in Massen und unerbittlicher Pünktlichkeit.

Das überspannte Herrengefühl des neunzehnten Jahrhunderts, das sich an der mechanischen Meisterung der Naturkräfte fast zum Größenwahnsinn gesteigert hatte, bricht in uns zusammen! Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, so groß er war, sein letztes Ziel war unerfüllbar und daher falsch. Hinter keine der Grundfragen der Schöpfung sind wir gedrungen. Die Geheimnisse des Lebens und des Schaffens liegen in den gleichen blauen Fernen, wie nur jemals zuvor.

Damit kommt mit Riesenmacht der lange beiseite geschobene Gedanke zurück: Natur und Mensch, keiner des anderen Herr, zwei Unterkräfte einer und derselben Überkraft, in tausend Beziehungen zueinander gestellt, jeder kleiner

und größer als der andere. Wir besinnen uns wieder darauf, was des Menschen wesentlichste Merkmale sind, wir finden sie nicht mehr darin, daß sich auch in unserem Denken die Naturgesetze spiegeln, daß wir daher diesem Denken folgend dem Geschehen in der Natur notwendigerweise nachgehen und es nützen können; wir fangen an, unsere Größe wieder in den Dingen zu suchen, die den Menschen von der äußeren Natur unterscheiden. Sittliche Ziele erzwingen wieder ihren Weg neben den mechanisch-geistigen.

Es ist an dieser Stelle, daß wir uns mit der Naturanschauung der Goetheschen Zeit die Hand reichen. Von dieser Stellung aus können wir uns der äußeren Errungenschaften freuen, die uns das Eindringen in die Wege der Natur gebracht hat, können wir aber auch die körperlichen und seelischen Wirkungen werten, die unsere enge Verbindung mit den Naturkräften herbeigeführt hat.

Dichter bemächtigen sich der Massenprobleme unserer Zeit, wie sie aus diesen Abhängigkeiten entstehen, Philosophen versuchen einzudringen in die geistigen Geheimnisse der Naturkräfte, die unser eigenes geistiges Leben rückwirkend zu beeinflussen vermochten. Eine Psychologie der Maschinenarbeit, des Maschinenmenschen wächst heran.

Was unzusammenhängend erscheinen könnte: Goethes Zeit und die Technik des zwanzigsten Jahrhunderts, so gesehen findet es seinen Zusammenhang. In diesem Licht liegen die beiden Bücher vor mir, wie Saat und Ernte, wie Ausblick und Erfüllung.

Treues Vertiefen in des Dichters Wege hat mühsam ein kleines Bändchen füllen können mit dem, was in Goethes Tun Anfänge darstellt, die aus der theoretischen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften zur praktischen Meisterung derselben führten. In das Ilmenauer Bergwerk ruft uns das Buch, in das stille Weimar, zu bautechnischen und industriellen Versuchen aller Art, zu frohen Erwartungen und manchen Enttäuschungen, zum ersten Aufhorchen auf den beginnenden Siegeslauf der Maschine, zu erwartungsvollen Beschäftigungen mit den großen Problemen der Gasverwertung, der Elektrizität und zum ersten Ahnen, daß die Eroberung der Luft keine unerfüllbare Sehnsucht des Menschengeschlechtes bleiben werde.

In dem anderen Buch, der Technik im zwanzigsten Jahrhundert, zieht in erstaunenerregender Fülle, den ganzen Erdball umspannend, die Summe des Erreichten an uns vorüber, trotz knappester Darstellung den Umfang dreier Bände fast sprengend.

Der erste Band schildert die Gewinnung der Rohmaterialien, nachdem ein kurzer Grundriß der technisch-geschichtlichen Entwicklung die großen Richtlinien angedeutet hat, auf denen der Fortschritt in der Nutzung der Naturkräfte vor sich gegangen ist. Wir sehen, wie die Menschheit sich der in Jahrmillionen in Gestalt von Torf und Kohlen aufgespeicherten Sonnenwärme plötzlich bemächtigt hat, um sich von der schwersten körperlichen Arbeit zu befreien. In wenigen Menschenaltern rauchen unsere Schornsteine die Schätze von unabsehbaren Zeit-

räumen zum Himmel; zu immer tieferen Lagerstätten des schwarzen Diamanten müssen wir hinabsteigen, immer schwieriger und künstlicher werden die Verfahren zur Abbohrung der Schächte, zur Haltung der Grubenwasser, zum Schutz von Leben und Gesundheit der Grubenarbeiter. In einer nicht allzufernen Zukunft droht die Erschöpfung der Vorräte. Auf dreihundert Jahre höchstens schätzt man noch die Förderungsdauer der englischen Kohlengruben, auf etwa das Dreifache die der deutschen. Wir sind also England in Hinsicht auf den Kohlenvorrat überlegen; der englische Vorsprung beruht hinwiederum auf der Güte seiner Kohlen und auf der Lage der Gruben in Meeresnähe. Sind die europäischen Kohlenvorräte erschöpft, so rücken ungeheure Lagerstätten im chinesischen Reich in den Vordergrund; man hat mit Recht noch vor wenigen Jahrzehnten Betrachtungen darüber anstellen können, ob nicht deshalb in einem Jahrtausend China das Zentrum der Weltindustrie sein werde. Der menschliche Erfindungsgeist ist aber allen Befürchtungen vorausgeeilt; der schwarze Diamant wird entthront werden, ehe er erschöpft ist. Seit wir mittels der Elektrizität die Kräfte von jedem Gewinnungsort an beliebige Stellen leiten können, seitdem wir in ihr auch das Mittel zur Verwandlung von Kraft in Wärme haben, können wir uns frei machen von der Bindung an die Kohle; einen Ersatz geben uns die Wasserkräfte, die von den Bergen zu Tal drängen, und die Kräfte, die in Flut und Ebbe an unseren Küsten branden.

Viel bedenklicher steht es um die Vorräte an Eisenerz. Zwar haben wir auch darin allein in Europa mit Sicherheit noch einen Spielraum von hundert bis zweihundert Jahren und in anderen Teilen der Welt noch mehr; aber es sind sowohl an sich die Vorräte nicht mit denen an Kohlen vergleichbar, noch sehen wir schon klar den Weg, den wir nach Erschöpfung der Eisenerze zu gehen haben. Immerhin eröffnen sich auch hier Ausblicke, die eine eigentliche Befürchtung nicht aufkommen lassen; es braucht z. B. nur daran erinnert zu werden, wie die Verwendung des Zements berufen ist, das Eisen in vielen seiner bisherigen Anwendungen zu ersetzen; es kommt auch in Betracht, daß eines Tages der Ausbau der Eisenbahnen im wesentlichen seinen Abschluß gefunden haben wird.

Noch mehr bedroht als der Vorrat an Eisen und noch schwerer ersetzbar ist der an Holz. Hier wird es der ganzen Energie der Menschheit bedürfen, einen genügenden Bestand zu erhalten; aber auch hier wird schon jetzt daran gearbeitet, das Holz in vielen seiner Verwendungsgebiete durch andere Stoffe zu ersetzen.

Neben das Holz treten als wichtigste Rohstoffe der Erdoberfläche die Faserstoffe, Baumwolle voran. Seit dreitausend Jahren ist ihre Verarbeitung der Menschheit bekannt, nach Europa ist sie erst vor wenigen Menschenaltern gedrungen, hat sich aber so unentbehrlich gemacht, daß wir Europäer ihretwegen in Tributpflichtigkeit zu Amerika geraten sind, das zwei Drittel aller Baumwolle erzeugt. Deutschland zahlt 400 Millionen Mark jährlich für Baumwolle an

die Vereinigten Staaten. Diese Verhältnisse werfen ein Licht darauf, wie wichtig die Entwicklung der Baumwollkultur in unseren eigenen Kolonien ist. In ein ähnliches Abhängigkeitsverhältnis zu anderen Erdteilen ist Europa in bezug auf Wolle getreten.

Der zweite Band des Werkes führt durch die Verarbeitung der Rohstoffe; wir sehen, wie alle die tausend Dinge entstehen, die uns als Selbstverständlichkeiten erscheinen, ohne die wir uns kaum noch ein Leben vorstellen können. Mit Staunen versenkt man sich in die ungeheure Geistesleistung, die hier der Menschheit praktisch dienstbar gemacht worden ist, sieht man die Fülle von Werkstätten, Werkzeugen und Maschinen vor sich, die, vor allem in den Industrieländern Europas, wie in ungeheuren Arsenalen aufgestapelt ist, um die Naturkräfte in unseren Dienst zu zwingen; zugleich drängt sich die Erkenntnis auf, wie unlöslich die Verbindung geworden ist, die die Menschheit der Gegenwart mit der Welt der Maschinen eingegangen ist. Die oben erwähnte Abhängigkeit Europas von den Rohstoffen anderer Erdteile erscheint dagegen bei der Lektüre dieses zweiten Bandes nicht mehr wie ein einseitiges Abhängigkeitsverhältnis, sondern es zeigt sich, daß Arbeitsteilung zwischen den Völkern und Erdteilen die Gegenwart beherrscht, die Zukunft noch ausschließlicher beherrschen wird.

Der dritte Band endlich stellt die Gewinnung des technischen Kraftbedarfs und der elektrischen Energie dar. Ohne die eingefangenen, gebundenen und in unsere Wege geleiteten mechanischen Kräfte würde so gut wie nichts von dem entstanden sein, was die Technik des zwanzigsten Jahrhunderts als ihre und des neunzehnten Jahrhunderts Leistungen rühmen kann. Kaum ein größerer Tag in der Geschichte der Menschheit als der, an dem die Dampfmaschine stöhnend ihr erstes Werk tat!

Wer sich durch die drei Bände der „Technik im zwanzigsten Jahrhundert", durch den gedrängten klaren Text, durch die Bilder und Pläne hindurchgearbeitet hat, wird erfüllt sein von Stolz ob des Erreichten. Wenn er aber ein nachdenklicher Mensch ist, dann greift er darauf gerne zu „Goethes entlegenen Spuren" oder zu den Werken des Meisters selbst, sein Stolz wird geringer werden, sein reineres Menschentum aber wird das Haupt erheben. Über allem Erreichten steht vor dem strebenden Menschen hoheitsvoll, wie zu allen Zeiten, das Geheimnis des Lebens, das Woher, das Wohin, das Warum! Als klein und unwesentlich sinkt so manches zurück, was wir in eifriger Kleinarbeit den Geheimnissen der Natur abgelauscht haben; über den Geheimnissen steht unenthront das Geheimnis!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bildungswesen

Eine „Reichskurzschrift". Dem Fachmanne Vertrauen schenken ist gut, soweit es sich um rein technische Angelegenheiten handelt. Man darf aber ihm gegenüber das eigene Urteil nicht ausschalten, zumal wenn eine so sehr jeden einzelnen berührende Frage zur Erörterung steht wie das Schreiben. Nichts anderes aber als ein vervollkommnetes, veredeltes Schreiben ist das Stenographieren. Bei den Verhandlungen über die Brauchbarkeit oder gar Notwendigkeit der Kurzschrift wäre es daher nicht wohlgetan, den Berufsstenographen allein zu hören. Als solcher hat Herr Conradi in Nr. 40 dieser Blätter sich gegen den Gedanken einer Vereinheitlichung der Kurzschrift mit Lebhaftigkeit und Entschiedenheit gewendet. Ich möchte dagegen für diejenigen hier das Wort ergreifen, die in der Stenographie schon in ihrer jetzigen Gestalt und Anwendungsmöglichkeit eine treue, brauchbare Dienerin erkannt haben, die weite Verbreitung, die sie gefunden hat, für eine erfreuliche und bedeutsame Erscheinung der Zeit halten und der Meinung sind, daß sie noch viel mehr Segen stiften würde, wenn sie in einer einheitlichen, modernen, praktischen Gestalt sich der Unterstützung aller Regierungen, besonders der preußischen, erfreute.

Es ist schwer vorstellbar, daß die rund dreihunderttausend Personen, die auf deutschem Sprachgebiet jedes Jahr die Kurzschrift erlernen, in der Mehrzahl durch die von den stenographischen Vereinen durch Flugblätter, Vorträge und andere Werbemittel betriebene Reklame dazu eingefangen sein sollten. Gewiß treibt die Werbetrommel viele, darunter sicherlich manche ungeeignete und unberufene, in die stenographischen Kurse, aber entscheidend ist doch die Überzeugung, daß auf den vielen Lebensgebieten, in denen das Schreiben eine wichtige Rolle spielt, die Kurzschrift Zeit und Mühe spart. Von wie vielen Behörden und Geschäften wird nicht die Beherrschung der Kurzschrift zur Anstellungsbedingung gemacht! Sie ist aus vielen Verwaltungen und Schreibstuben schon jetzt einfach nicht mehr hinwegzudenken. Und die Anforderungen, die von ihr an Hand und Verstand gestellt werden, sind keineswegs so groß, daß sie nur in seltenen Fällen erfüllt werden könnten. Mögen auch viele im Kurzschrift-Unterricht nicht durchhalten, andere zahlreiche das Erlernte liegen lassen (das ist bei allen Lehrfächern so!), es bleiben immer doch noch sehr, sehr viele, die stenographische Schrift mit einer Schnelligkeit von hundertfünfzig Silben in der Minute und weit höher hinauf zu schreiben und das Geschriebene so schnell und sicher wiederzulesen vermögen wie die Langschrift. Freilich darf man nur mit dieser Vergleiche anstellen, nicht mit der mechanisch hergestellten Druck- oder Maschinenschrift, die an Übersichtlichkeit die mit der Hand hergestellte immer übertreffen wird. Ihre eigentliche Pflege wird die Kurzschrift vorzugsweise in den im wesentlichen schreibenden Berufen finden. Aber auch in den akademischen Kreisen, die der Schrift, dem Handwerkszeuge des Geistes, vielleicht überhaupt nicht immer die wünschenswerte Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmen, gibt es doch nicht wenige Verehrer der geflügelten Feder, selbst in den höheren Semestern, die doch auf die schwierigen älteren Systeme angewiesen, aber mit ihnen trotzdem sehr zufrieden waren, wenn sie sich in der lernfrohen Jugend fleißig durch sie hindurch- und

in sie eingearbeitet hatten. Dem jetzigen Geschlecht wird es leichter gemacht, ohne daß doch die Leistungen deswegen geringer geworden wären, wie jedes Wettschreiben größerer stenographischer Verbände lehrt. Da gibt es Dilettanten, die dreihundert Silben und mehr schreiben.

So ist trotz der sinnreichen Anpassung des Phonographen an die Bedürfnisse des heutigen Geschäftszimmers die Stenographie, ohne Übertreibung gesprochen, auf einem Siegeszuge begriffen, und die Parlamente wie die Reichsregierung verdienen Dank, nicht Spott, wenn sie sich bemühen, ihr das zu geben, was ihr leider noch fehlt, die Einheitlichkeit. Es ist gewiß verdrießlich, daß es nicht eine deutsche Stenographie, sondern eine Anzahl von Stenographien gibt, daß insbesondere auch in dieser Hinsicht der Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland stark ausgeprägt ist. Gelänge es, daß die Vertreter der verschiedenen Systeme sich auf einer mittleren Linie einigten und sich so auf dem ganzen Gebiete wiederholte, was auf einem Teilgebiete vor fünfzehn Jahren gelungen ist, daß dann die einzelnen deutschen Regierungen, Preußen voran, der Kurzschrift in dieser Gestalt Eingang in die höheren Schulen verschafften, was durchaus nicht in der Form eines Zwangsunterrichts zu geschehen brauchte, so würden wir nicht nur dem Wunsche von vielen Tausenden entgegenkommen, sondern auch unser Schriftwesen ein tüchtiges Stück weiter bringen und damit ganz gewiß einen Kulturfortschritt machen. Die inneren wie äußeren Schwierigkeiten des Unternehmens sollen dabei durchaus nicht unterschätzt werden; aber daß, wenn es glücken sollte, nach einem Menschenalter man sich sehr wundern wird, wie man überhaupt das Bedürfnis nach einer solchen Kurzschrift je hat anzweifeln können, das ist allerdings meine feste Überzeugung.

Studienrat Dr. Amsel-Lichterfelde

Ein Nachwort zum Extemporaleerlaß. Der zustimmende Aufsatz Dr. Eduard Havensteins zum Extemporaleerlaß des Kultusministers (Nr. 3 der Grenzboten, Jahrg. 1912) hat post festum im 37. Heft der Blätter für höheres Schulwesen eine Erwiderung erfahren, die in ihrer persönlichen Form entschieden verunglückt ist. Ich will aber nicht weiter die Partei Havensteins ergreifen, denn auch ich kann seine überschwenglichen Hoffnungen nicht teilen. Ich möchte hier — ohne den Kunze aufzuschlagen — einige Worte der Entgegnung vorbringen, damit die Frage in den Grenzboten nicht einseitig beleuchtet wird.

Herr Dr. Havenstein legte bei dem Extemporale den Ton auf das Examen und behauptete, die Auffassung von der Schule als von einer Prüfungsanstalt sei eine grundverkehrte. Ich halte sie für die richtige. Wir brauchen eine strenge prüfende Kontrolle, um ständig über Fleiß, Auffassungsgabe und Fortschritte jedes Schülers genau Bescheid zu wissen, jenen tadeln oder ermahnen, diesen loben zu können. Nur dann ist es uns möglich, die Förderung an den richtigen Stellen einsetzen zu lassen und den Rhythmus des Unterrichts der Fassungskraft der Klasse anzupassen. In der Praxis werden solche Examina täglich angestellt, auch von solchen Lehrern, die in der Schule nicht eine Prüfungsanstalt sehen können. Jeder fragt am Anfang der Stunde das Pensum ab, das er am Tage vorher zum häuslichen Studium den Schülern aufgegeben hat. Und wenn er Neues, Unbekanntes entwickelt hat, stellt er Fragen, um den Grad des Verständnisses festzustellen. Ist das alles keine Prüfung? Ja, es gibt sogar gewissenhafte Lehrer, die sich die Resultate solcher „Examina" in jeder Stunde notieren, um darauf ihr Gesamturteil aufzubauen.

Ein wertvolles schriftliches Examen, das uns in vielen Dingen Auskunft und Anregung gab, war das alte Extemporale. Hier kam außerdem ein Moment hinzu, das uns der Erlaß gerade genommen hat: die Vorbereitung. Der Schüler wußte, an dem bestimmten Tage wird Extemporale geschrieben, und war dadurch gezwungen, sich in die Lektüre oder Grammatik zu vertiefen oder wenigstens seine Gedanken auf den Gegenstand im voraus zu konzentrieren. Diese Vorbereitung nennt Herr Havenstein unsinnig. Glaubt er denn, daß durch den Erlaß plötzlich alle Schüler in den Stand gesetzt werden, den Stoff schneller zu beherrschen? Wir dürfen uns doch nichts vormachen. Die Schüler bleiben so, wie sie waren und können erst ganz allmählich in reiferem

Alter zu Selbständigkeit und Unabhängigkeit erzogen werden. Mittlerweile haben wir ja mit den neuen Bestimmungen Fühlung genommen und können schon einiges über ihre Wirkung aussagen. Da wird mancher die Erfahrung gemacht haben, daß, seitdem die vorbereitende Konzentration wegfällt, die Arbeiten weit unüberlegter geraten. Das drückt sich schon in der Schrift aus, die deutlich liederlicher geworden ist. Die Anforderungen mußten natürlich bescheidener werden, da bei mangelnder Einprägung des Stoffes unmöglich die gleichen Leistungen von den Schülern verlangt werden können. Auch für die beurteilende Kontrolle haben die Arbeiten jetzt weniger Wert, da die geistigen Kräfte des Schülers nicht mehr in derselben Weise angestrengt werden wie früher.

Auch jüngere Lehrer werden meiner Ansicht sein. Denn es handelt sich bei dieser Frage gar nicht um den Streit der Alten und der Jungen, der „laudatores temporis acti" und der „Anhänger des modernen Geistes", sondern um die Frage: dürfen wir noch länger mit sogenannten „Reformen" an der Schule herumexperimentieren, um den Schülern möglichst bequeme Wege zu finden? Soll die Schule zu Selbstzucht und geistiger Arbeit erziehen oder soll sie die Söhne wohlhabender Eltern möglichst mühelos zum alleinseligmachenden Abiturium führen?

Denn daß der Extemporaleerlaß tatsächlich eine Erleichterung für die Schüler bedeutet, beweist gerade die große Schar der Gründe, mit denen der Minister das Gegenteil behauptet. Auch kann man klar aus ihnen herauslesen, daß das neue Verfahren denjenigen Schülern zugute kommen soll, die in der Furcht vor dem Extemporale im voraus nervös wurden und dann im entscheidenden Augenblick versagten. Der Minister gibt also seine Rücksichtnahme auf „schwachnervige und minderwertige" Kinder zu und Herr Dr. Havenstein auch.

Durch solche Erlasse, die mittels der Presse in die breiteste Öffentlichkeit getragen werden, wird das Publikum in der Meinung bestärkt, die Schule habe die Pflicht, auch den Schwachen und Schwächsten sich anzupassen, und jeder Junge, dessen Eltern es sich leisten können, müsse unbedingt die ganze Schule durchlaufen. Dieser gefährliche Irrtum, der durch rücksichtsvolle „Reformen" immer mehr gekräftigt wird, füllt unsere höheren Schulen oft mit wertlosem Material. Die Folge davon ist eine stetig wachsende Gleichgültigkeit und Geringschätzung gegenüber der Schule. Die Schüler werden schließlich in ihrem Besuch nur noch eine Formalität sehen, um zu sozial geachteten Stellungen zu gelangen. Die Schule hat aber nicht die Aufgabe, ein geistiges Mandarinentum zu schaffen, sondern befähigte Naturen zu geistiger Selbstdisziplin und methodischer Arbeit zu erziehen. Deshalb muß nachdrücklich und kräftig darauf hingewiesen werden, daß nicht alle Jungen auf die höhere Schule gehören; deshalb müssen die Ansprüche erhöht, deshalb muß die Kontrolle verschärft werden. Dann werden wir auch wieder eine Jugend zur Heranbildung bekommen, die sich für den Unterricht wirklich begeistern kann, in dem sie die Stärkung ihrer geistigen Kräfte fühlt, und der das Wissen nicht gewaltsam in das widerwillige Hirn gestopft werden muß.

Dr. Max Müller-Berlin

Kunstfragen

Eidgenössische Kunstpflege. In Neuenburg (Neuchâtel), in dem lieblichen Städtchen an dem blaugrauen See, am buchenbewachsenen Jura, der jetzt in goldener Herbstesglut glüht, hat der Bund im neukonstruierten, transportablen Ausstellungsgebäude die XI. Nationale Kunstausstellung eröffnet. Nun können die Schweizerstädte der Reihe nach mit der heimischen Kunst, ihrer Entwicklung, ihrem Stand und ihren Gipfeln in ästhetisch, wie ausstellungstechnisch einwandfreiem Rahmen bekannt gemacht werden. Der Bau der Pariser Gesellschaft für „Construction demontable et hygienique" hat 120000 Franken gekostet; er bedeckt eine Gesamtfläche von 1600 Quadratmetern, bietet eine Brüstung von 700 Metern Gesamtlänge. Die Auf- und Abmontierung ist überaus einfach und die Dimensionen und Verteilungen richten sich mit größter Leichtigkeit nach den jeweiligen Terrainverhältnissen. Die Wände sind aus Zement, mit Rupfen bespannt und mit Ölfarbe dick bestrichen. Die Konstruktion ruht auf zerlegbaren, eisernen Röhren, die un-

unterbrochene Fensterreihe, die das obere Viertel der Außenwand einnimmt und an die Bedachung aus Wellblech stößt, ist nicht gläsern, sondern aus dem unzerbrechlichen und unverbrennbaren Sicoid, einem Zelluloidprodukt.

Nicht die Halle allein, auch der Geist dieser Ausstellung ist neu. Er ist gekennzeichnet von der unerschrockenen Empirie und Versuchsfreudigkeit, die dem eidgenössischen Gemeinwesen so wohl ansteht. Es liegt darin ein herzerhebendes Selbst- und Gottvertrauen.

Seit dem 15. September ist die Ausstellung eröffnet und jetzt noch, wie belagert. Der Place du Port, wo die Halle steht, ist ein Marktplatz. Ringsherum Karussels, Schießbuden, Panorama, Menagerie mit Kind und Kegel, mit grün, gelb, blau schreiend getünchten Wagen und der bekannten Darstellungsbarbarei der Jahrmarksbuden: die zusammengewachsenen Schwestern, der Indianer, blutige Familiendramen u. a. m. Mitten in dieser wüsten Unechtheit, verlogenen Gottverlassenheit die schlichte Halle, in ihrer edlen Zweckmäßigkeit, mit der Front einer herbstschimmernden Ahornallee zugewendet. Eintrittsgeld — 50 Centimes, nicht mehr als zur Jungfrau ohne Unterleib, und Bauern, Viehhändler, Weinbergbesitzer, Gewerbler, Arbeiter, Kinder, Buben, Mädchen, Intellektuelle, mit einem Wort, alles, was auf den Beinen ist und müßig, steht vor den zweiundzwanzig Bildern Max Buris, dem Löwen der Ausstellung, vor Hodler, Amiet, Welti, Hermanjat und den anderen Schöpfern schweizerischer Kunst. Die tüchtigen Vertreter reihen sich um sie, es folgen die kühnen Sucher, die der Zukunft angehören, die braven, erfreulichen Maler, deren Bilder „jeder Wohnung zur Zierde gereichen", schließlich recht zahlreich die ganze Mannschaft (und Weibschaft) des mehr oder weniger Unbedeutenden.

Gerade hier sind sie am Platze, als Boden, aus dem das Große hervorragt. Und ein künstlerisches Niveau ist durchaus festgehalten, ein Niveau, das siegreich der draußen tobenden ästhetischen Verwilderung und Verseuchung entgegentritt. Es war eine Tat von großer Bedeutung, die Kunst aus ihrem lärmscheuen Tempel hinauszuführen und sie wehrhaft in den Kampf gegen die Barbarei der Straße hineinzustellen. Der Bund darf auf diesen Versuch stolz sein und der Versuch als durchaus gelungen bezeichnet werden. Gelungen nicht allein, weil Bilder im Werte von 150000 Franken verkauft wurden — Neuchâtel zählt 22000 Einwohner! —, nicht bloß, weil künstlerischer Genuß, Bekanntschaft und Befreundung mit der nationalen Kunst einer bisher unerreichten Breite der Bevölkerung zugeflossen, sondern hauptsächlich, weil erst die Wanderhalle, die bald hier, bald dort in kleinen Provinzstädten die gesamte Gegenwartsleistung der nationalen Künstlerschaft vereinigt, die Kunst zu einem Lebenswert der gesamten Nation machen wird. Die Leute wogen durch die Säle und sind zumeist bei den Größten entrüstet. Vor Hodlers Porträts hört man Ausrufe: „c'est ignoble", vor Amiets „Obsternte" lachen junge Leute laut, und vor einiger Zeit stach einer mit dem Messer in ein Hodlerbild. Dergleichen ist natürlich schmerzlich im ersten Augenblick. Aber was beweist das schließlich? Daß die Wirkung gewaltig war. Der Messerheld, der auf das Hodlerbild losging, ist für die Kunst lange nicht so verloren, wie manches Dämchen aus Berlin W., das mit Kennermiene die Lorgnette vor van Gogh aufsetzt. Denn Hodler zu erleben, heißt eine Unterwerfung erdulden, eine Geistesgewalt über sich Herr werden lassen. Wer bleibt da gutwillig? Gegen Unterjochung wehrt sich jeder Aufrechte — der eine mit dem Messer, der andere mit dem Wort —, auch Petrus griff einst zum Schwerte. Nein, auf den Messer-Löhl*) setze ich große Hoffnung, er wird nicht der erste Saulus sein, aus dem ein Paulus geworden. Und gefallen die Mittelmäßigen dem lauten, erregten und nichtkaufenden Teil des Publikums am besten, so bedenken wir, daß der Schritt von den zusammengewachsenen Frauen und dem grünbemalten Skalpjäger zur Abend-, oder Morgen- oder Herbst- oder Frühlingslandschaft des — aber wozu einen Namen nennen? wir kennen ja den Begriff — des Kunstmalers X. Y. Z. bedeutend schwieriger ist, als von diesem zu Hodler. Unmerklich vollziehen sich die größten Wandlungen: drin in der Halle empört man sich über Hodler, lacht Amiet aus, steht gerührt vor X. Y. Z. Doch

*) Löhl = Lümmel.

der Abfall von der Biophon-, Bioskop-, Biogram- usw. malerei ist vollzogen. Mich dünkt, der Messer-Löhl wird noch ein Hodler-Schwärmer, oder gar ein Maler.

Neben diesen Gesichtspunkten erscheint einem die eigentliche Beurteilung der Ausstellung fast nebensächlich. Die großen, bekannten Schweizer haben kaum etwas Neues zu bieten gehabt. Nur bei Max Buri und bei Abraham Hermanjat erscheint die Fülle ihrer Entfaltung in einer bisher unbekannten Pracht. Buri hat in seinem Dorfklatsch, Besuch bei den Großeltern, Brienzersee eine Helligkeit der ihm so geläufigen blauen Töne, eine Schärfe des Konturs mit der Vermeidung jeder Härte, ja mit einer Süßigkeit und heuduftenden Zartheit der Atmosphäre vereinen können, die seiner Entwicklung den Sommer gebracht. Seine Eigenart steht heute rein und vollendet auf dem Boden seiner Heimat, gleich unabhängig vom farbenunfähigen Genre, wie vom unstofflichen, französischen Impressionismus. Sein Saal mit den zweiundzwanzig Bildern übersonnt von einer Glücksempfindung, der sich jede soziale Schicht ohne Widerspruch und freudig ergibt. Das Glück hat uns alle in seiner Gewalt und Buri scheint seine Farben erfunden zu haben. Man kann es nicht anders bezeichnen: ungebrochenes Kinderglück strahlt Buri aus. Eine Art Überraschung bedeutet der Faucheur von Hermanjat. Man erwartete seit langem viel von diesem Künstler. Nun scheint sein Most auf einmal alle bisherige Trübe der Gärung auf den Boden geschlagen zu haben. Auch er mußte sich von den Franzosen einerseits, von Hodler anderseits losarbeiten, bevor es ihm gelungen, er selbst zu werden. Sein Faucheur ist samt der Wiese ein Duft, ein Blick durch zarte Nebel hindurch, der ein Gewühl von schmetternden Farben in die feine Mattigkeit einer flimmernden, perlmuttgrauen Sonnenstrahlung hineingetrunken hat, das ferne, gebändigte Getön ahnen läßt und dem schweren, wiegenden Ausholen des Mähders, dem Fallen der Garben die gegenwärtige Zeitlichkeit der Vision gibt. Alles so zart, so dampfend, daß man bellommen nach der Tür sieht, es könnte ein Luftzug das ganze Gesicht von dannen wehen.

Es bliebe noch vieles zu sagen übrig. Doch der Raum verbietet es; so seien bloß einige Namen genannt, Namen, die hierzulande mit Recht einen guten Klang führen und an die sich das reichsdeutsche Ohr doch sehr bald wird gewöhnen müssen: Auberjonois, Blanchet, Breßler, Donzé, Gilliard, Paul-Theophile Robert, Stiefel, Torcapel und Valled.

Richard Meszlény-Genf

Aus der Kunstliteratur. So oft noch ein Handbuch über die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts erschien — und das war in dem letzten Jahrzehnt häufig genug der Fall — wurde es aus Gründen der Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit von der berufenen Kritik abgelehnt, und jedesmal wurde dabei der Wunsch nach einer wirklich brauchbaren Darstellung laut, die dem wißbegierigen Laien unbedenklich in die Hände gegeben werden könnte. **Karl Scheffler,** der angesehene Kunstschriftsteller und Herausgeber von „Kunst und Künstler", hat diese Not offenbar ebenfalls empfunden, als er es unternahm, dasselbe Thema zu behandeln, diesmal in der Gestalt eines umfänglichen und reich illustrierten, historisch-kritischen Führers durch die Nationalgalerie.*) Das Buch ist kürzlich im Verlage von Bruno Cassirer erschienen und verdient nicht allein des Problems wegen Beachtung, sondern vornehmlich auch deshalb, weil viele wohl gerade diesem Autor eine vollauf befriedigende Lösung zugetraut haben mögen.

Wir erhalten zunächst einen historischen Überblick über die Sammlung von 1861 bis 1911, wobei eingehend, wenn auch etwas einseitig, die Bedeutung Tschudis und die Richtlinien seines Programms erörtert werden. Darauf lernen wir in kurzen Abschnitten das Gebäude selbst, seine Entstehung und seine sämtlichen Mängel, sowie das Sammelgebiet kennen, dem es gewidmet ist. Dann geht der Verfasser zum Hauptthema seiner Arbeit, der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts, über.

*) Wir haben bereits in Heft 8 Jhrg. 1912 eine kurze Anzeige dieses Buches gebracht, möchten aber die ausführlichere Würdigung in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes unsern Lesern nicht vorenthalten.

D. Schrftltg.

Er nimmt hier von vornherein zwei entgegengesetzte Strömungen an, deren eine er als die „nationale Idealmalerei", die andere — etwas sehr umständlich — als die „in lokaler Begrenzung sich entwickelnde Wirklichkeitskunst" bezeichnet. Die erstere scheidet er in zwei Gruppen: die Nazarener mit ihren Nachfolgern und die Deutsch-Römer (Böcklin, Feuerbach, Marées, Klinger, Thoma). Bei den Nazarenern werden wiederum von der eigentlichen Geschichts- und Legendenmalerei (einschließlich Schwind und Richter, dann Kaulbach, Piloty, Makart, Gebhardt u. a.) die Bildnis- und Landschaftsmaler (Wasman, Janßen, Rohden, Koch, Preller, Schirmer u. a.) abgesondert. Ist hier die Gruppierung noch vorwiegend historisch durchgeführt, so wird bei dem Abschnitt über die realistisch-impressionistische Richtung der topographische Gesichtspunkt vorangestellt.

An erster Stelle finden die Berliner „Wirklichkeitsmaler", vor allen Schadow, Krüger, Blechen und Menzel eine sachliche und ausführliche Würdigung, dann werden nacheinander die Düsseldorfer Akademiker (Hasenclever, Knaus, Vautier, Achenbach u. a.), die Vertreter des Münchener „Atelierstils" (Kobell, Spitzweg, Lier, Defregger u. a.), die Wiener (Waldmüller, Pettenkofer, v. Alt), die Dresdener (Friedrich, Dahl, Rayski), die Frankfurter (Hausmann, Burnitz, Schmitson) und die Weimarer Schule (Preller, Buchholz), je nach ihrer Bedeutung an sich und für die Nationalgalerie im besonderen kürzer oder eingehender behandelt.

Ein weiteres Kapitel ist W. Leibl und dem „süddeutschen Malerkreis" (d. h. Trübner, Schuch, Sperl, Thoma, Diez, Habermann, Zügel, Schönleber, Lenbach u. a.) gewidmet, dem im nächsten Abschnitt M. Liebermann und der „norddeutsche Malerkreis" (d. h. Uhde, Kuehl, Dettmann, Skarbina, Leistikow u. a.) gegenübergestellt werden.

Darauf wendet sich der Verfasser den „fremden Vorbildern" zu, deren malerische Eigenart er knapp charakterisiert, wobei er besonders für die Bedeutung der von Tschudi unter so manchen Kämpfen erworbenen Franzosen mit großem Eifer eintritt.

Endlich wird eine Übersicht über die Plastik des neunzehnten Jahrhunderts unter Hervorhebung der bedeutendsten vertretenen Künstler (Schadow, Rauch, Begas, Hildebrand, Gaul, Rodin, Meunier, Maillol) versucht und mit berechtigtem Nachdruck auf die mannigfachen Mängel und Lücken dieser Abteilung hingewiesen. In einem Schlußwort skizziert Scheffler dann noch die Zukunft der Nationalgalerie und ihre Aufgaben, wie er sie sich vorstellt.

Der Hauptvorzug dieses Buches ist in den ausführlicheren Betrachtungen zu suchen, die einzelne dem Verfasser besonders sympathische Künstlerpersönlichkeiten (Feuerbach, Marées, Schuch, Leibl, Trübner, Liebermann) gefunden haben; er gibt in diesen Fällen eine gute Charakteristik ihrer Eigenart und erfreut durch eine liebevolle Schilderung ihres Schaffens. Bei denjenigen hingegen, die seinem subjektiven Empfinden ferner stehen (Schwind, Richter, Böcklin, Thoma u. a.), erscheint er befangen und seine Urteile sind vielfach ungerecht. Man gewinnt hier überhaupt den Eindruck, daß er schon bei der Einteilung des Materials sehr eigensinnig vorgegangen ist; es fehlt völlig die bei derartigen Handbüchern unumgängliche Objektivität, der Abstand von Epochen, Personen und Werken.

Schon die gewaltsame Scheidung in „Idealmalerei" und „Wirklichkeitskunst" muß als ein grundsätzlicher Fehlgriff erscheinen, denn er nötigt den Verfasser, jeden zu behandelnden Künstler hier oder da einzuordnen, als ob für das neunzehnte Jahrhundert eine doppelte Kunstgeschichtsschreibung vonnöten sei und als ob nicht in so und so vielen Fällen ein Ausgleich zwischen beiden Richtungen stattgefunden hätte. Viele wesentliche Zusammenhänge werden durch dieses System zerstört und oft bleiben enge Beziehungen unerwähnt. Dazu kommt der in der Aufgabestellung liegende Übelstand, daß die in der Nationalgalerie nicht vertretenen Maler überhaupt nicht genannt werden; es hätte sich wohl empfohlen, die bedeutenderen unter ihnen (wie Stuck und viele andere Münchener), wenigstens mit dem Namen an geeigneter Stelle einzufügen, wodurch dann auch die Lücken und Mängel der Kunstsammlung klarer zum Ausdruck gebracht worden wären.

Was die fremden Vorbilder angeht, so wird man Scheffler beipflichten, wenn er unter ihnen die meisten Nichtfranzosen als überflüssig bezeichnet; sie sind in der Tat nichts weniger als „vorbildlich". Aber er hätte weiter gehen und auch einigen Erwerbungen französischer Herkunft die höhere Qualität absprechen sollen. Der Degas war gewiß keine glänzende Erwerbung, und Bilder wie der Kastanienbaum von Renoir, oder die von Fantin, Latour, Cazin, Vuillard, Boldini hätte man sicherlich entbehren können. Das Programm sollte hinsichtlich der Fremden lauten: die schmerzlichsten Lücken, wie Delacroix, Corot, van Gogh, Gauguin baldigst mit hervorragenden Meisterwerken füllen und dafür alles Leidliche und Mäßige rücksichtslos entfernen. Hier ist mindestens ebensoviel zu reinigen wie zu ergänzen. Die Hauptaufgabe der Galerie wird aber immer darin bestehen müssen, die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts in möglichster Vollständigkeit zu zeigen, und was da für Unterlassungssünden — gerade auch von Tschudi — begangen sind, wird jeder ermessen, der das Gebiet einigermaßen überschaut und der ihm ohne jede Voreingenommenheit gegenübersteht. Die kühlen Wendungen, mit denen in aller Nebensächlichkeit Leute wie Thoma erledigt werden, geben deutlich genug zu verstehen, von welcher Tonart die tendenziöse Note dieses Buches sei.

Hier wie in manchen anderen Fällen verrät sich der Verfasser als einen allzu willigen Schüler Meier-Gräfes, dem gegenüber man ihm wirklich mehr Selbständigkeit zugetraut hätte. Hoffentlich findet er sie bei weiterer Vertiefung in diesen ihm so naheliegenden Gegenstand. Die Bekehrung von der impressionistischen Tendenzmethode zur sachlichen Kunstschreibung ist wohl auch für ihn nur eine Frage der Zeit.

Noch einige Äußerlichkeiten. Die Sprache, in der Scheffler diesmal schreibt, wimmelt von Schlagworten aus dem Redaktions- und Atelierjargon, die man bei dieser Gelegenheit lieber vermißt hätte. Stilistische Entgleisungen, wie sie mehrfach vorkommen, stehen einem Buche, das offenbar vornehm gehalten sein will, schlecht an; triviale Ausdrücke, wie „Charme", mag man überhaupt nicht, wenigstens aber nicht immerfort in der peinlichen Schreibung „Charm" lesen, und beleidigende Druckfehler, wie „Triumphirat", müßten Verfasser und Setzer untereinander mit den Waffen austragen.

Druck und Ausstattung des Buches sind im übrigen ausgezeichnet; die etwa auftauchende Besorgnis, der Adler auf Titel und Umschlag könnte naive Gemüter bewegen, den Schefflerschen Ausführungen halbamtliche Bedeutung zuzumessen, erweist sich wohl selbst bei oberflächlicher Einsichtnahme als völlig unbegründet.

Mag man immerhin die guten Seiten dieses Buches erwägen, zum Schluß bleibt einem doch wieder nur die nun bald legendarische Preisfrage: Wann findet sich endlich jemand, der sine ira et studio die Geschichte der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts schriebe? Momos

Tagesfragen

Hand und Gehirn. Unter dieser Spitzmarke schreibt die Deutsche Tageszeitung in ihrer Nr. 554 vom 31. Oktober d. J.: „In dem neuesten Hefte der Grenzboten beschäftigt sich der Herausgeber wieder einmal mit dem neuen Mittelstande, den er als das Gehirn des Volkskörpers bezeichnet, während er die Produzenten, also Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie, mit den Händen vergleicht. Bekanntlich hinkt jeder Vergleich. Das Hinken dieses Vergleichs ist aber außergewöhnlich stark. Im menschlichen Körper pflegt das Gehirn die Hände zu lenken. Daß der neue Mittelstand einen ähnlichen Einfluß auf die schaffenden Stände ausübte, kann doch ernstlich selbst von dem begeistertsten Freunde dieses neuen Mittelstandes nicht behauptet werden."

Sehen wir zu, wer recht hat.

Der neue Mittelstand setzt sich zusammen aus allen den „Angestellten", die nicht einer täglichen Kündigung unterworfen werden können, die also nicht „Arbeiter" sind, nämlich aus: Werkmeistern, Handlungsgehilfen, Zeichnern, Technikern, Ingenieuren, privaten und öffentlichen Beamten, Lehrern, Offizieren, Gelehrten, Pastoren, Redakteuren, Direktoren usw. In den neuen Mittelstand gehören somit alle diejenigen, die ihre Kopfarbeit nicht in eigenen Betrieben verwerten, sondern diese

an den Staat, an die Kommunen und an Private gegen vereinbarten, bestimmten Lohn verdingen. Mitglieder des neuen Mittelstandes sind somit die Konstrukteure und Erfinder aller technischen Fortschritte, die seit dreißig Jahren gemacht worden sind; selten befindet sich unter diesen ein Unternehmer. Mitglieder des neuen Mittelstandes sind die Präsidenten, Direktoren, Betriebsleiter aller der Verkehrsmittel, die wir in ihrem heutigen Zustande bewundern — etwa von Post, Telegraph, Telephon, Eisenbahn, Schiffahrt usw. Mitglieder des neuen Mittelstandes sind die Chemiker, die dem industriellen Unternehmer immer neue Verwendungsmöglichkeiten für die Kohle, die dem Landwirt den Gebrauch des Kali und sonstigen künstlichen Düngers gezeigt haben. Mitglieder des neuen Mittelstandes sind die meisten kühnen Seefahrer und Forscher, die während der letzten dreißig Jahre mit dem Gelde der Hamburger Reeder oder Berliner Bankiers den deutschen Handel über die Meere führten, die in China Eisenbahnen, in Brasilien elektrische Kraftstationen anlegten. Mitglieder des neuen Mittelstandes sind auch alle die Angestellten der Wirtschaftsverbände, mögen sie nun Syndizi, Sekretäre oder Redakteure heißen, die für hohe Zölle, hohe Preise und für niedrige Löhne und gegen soziale Lasten kämpfen, damit die Hände des Volkskörpers, eben die Unternehmer aller Grade sich rühren können. Auch der Redakteur der Deutschen Tageszeitung, der die am Anfang zitierte Notiz schrieb, ist ein Mitglied des neuen Mittelstandes und somit ein Partikelchen Gehirn von unserem Volkskörper — ein geistiger Führer für die landwirtschaftlichen Unternehmer. G. Cl.

Reichsspiegel

(vom 29. Oktober bis 4. November)

Der Balkankrieg und die Lage

Der Zusammenbruch der türkischen Armee — Unmöglichkeit abschließend zu urteilen — Die Haltung der Mächte — ein Kuriosum

Die Türkei liegt am Boden, ihre Armee befindet sich in einem Zustande, der der Vernichtung fast gleichkommt. Sie wird gewiß noch Schlachten schlagen, wenn es gelingt die asiatischen halbwilden Stämme noch rechtzeitig zum Schlagen zu bringen, sie wird Konstantinopel verteidigen, aber ihren Ruf könnte sie nur wiederherstellen durch die Säuberung türkischen Bodens vom Feinde aus eigener Kraft. Soviel aus den Berichten der Tagespresse zu entnehmen ist, kann damit kaum noch gerechnet werden. Die türkischen Truppen liefen auseinander; sie sind höchstens noch hinter dem schützenden

Wall einer Festung zusammenzubringen. Der einzelne Soldat war nicht etwa feige, aber die Truppe als ganzes war es, weil sie nicht geführt wurde. Die einzelnen Truppenteile wirkten nicht zusammen, sie fügten sich nicht zu dem stolzen Begriff Armee. Schon die zahlreichen Meldungen über Fortnahme von türkischen Geschützen ließen vermuten, daß die drei Hauptwaffen nicht zusammenarbeiteten; jede von ihnen kämpfte für sich, keine Kameradschaft verband die Führer.

Trotz dieser Tatsachen ist es heute unmöglich ein abschließendes Urteil abzugeben. Das Kriegsglück ist launisch und geht gern mit demjenigen, der den längsten Atem hat. Solange die Bulgaren nicht Konstantinopel erobert, solange Ferdinand, Zar von Bulgarien, nicht das Kreuz auf der Hagia Sofia wieder errichtet, solange können noch Ereignisse eintreten, deren Möglichkeit wir vielleicht erraten aber nicht bestimmt voraussagen können. Der ganze Balkankrieg ist aber eine viel zu ernste, in ihren Folgeerscheinungen noch völlig unübersehbare Katastrophe, als das es ratsam erscheint, heute die Zukunft vorauszusagen. Nur das folgende steht fest: die Türken sind bisher an allen Stellen geschlagen, die Bulgaren haben sich als ein Heldenvolk gezeigt, das glänzend geführt wurde; doch noch sind die türkischen Hilfsquellen nicht erschöpft; somit ist auch noch nicht die Klärung auf dem Balkan eingetreten, die absolut notwendig ist, um das den europäischen Frieden ständig bedrohende Balkanproblem nunmehr unter Wahrung der europäischen Interessen zu lösen. Sollte die Türkei stark genug sein, um sich auf dem europäischen Festlande zu behaupten, dann wird sie niemand am Bleiben hindern; fehlt ihr die Kraft dazu, so möge sie sich nach Asien zurückziehen.

Erst wenn die Entscheidung hierüber gefallen sein wird, dürfte der geeignete Augenblick zum Eingreifen der interessierten Mächte eintreten. Eine starke Türkei würde die Bundesgenossen finden, die ihr den territorialen status quo garantieren; die geschlagene Türkei würde die europäischen Interessenten versammelt sehen, sich den finanziellen und wirtschaftlichen status quo gegenseitig zu garantieren. Diesen Zeitpunkt wollen wir abwarten. Denn dann gewinnt die Balkanfrage erst den Charakter einer speziellen Angelegenheit der Großmächte; freilich tritt sie dann in ein gefährliches Stadium. Das darf und muß sogar unumwunden ausgesprochen werden, damit wir beim Eintritt des Kriegsfalles für uns nicht aus den Wolken fallen.

Gegenwärtig ist die Haltung Deutschlands unverändert die des stillen Beobachters, der sich natürlich auf die verschiedensten Eventualitäten vorbereiten muß. Frankreich und England mahnen zum schnellen Frieden; auch Rußland wäre eine Intervention vor Eroberung Konstantinopels durch Zar Ferdinand willkommen. Österreich-Ungarn will scheinbar nicht eher etwas von einer Intervention wissen, bis es sich mit Serbien wegen des Sandschak verständigt hat, um dann auf einer etwaigen internationalen Konferenz mit einem fait accompli erscheinen zu können.

Als Kuriosum, das aber schlaglichtartig beleuchtet, welch ein Rattenkönig unangenehmer Fragen mit der Lösung des Balkanproblems zusammenhängt, sei noch registriert, daß Österreichs katholisches Sonntagsblatt ebenso wie die Zeitschrift des Grafen Oppersdorff „Wahrheit und Klarheit" an die Habsburgische Monarchie ganz ernsthaft die Aufforderung richten, das Schwert zu ziehen und die Hagia Sofia dem römischen Katholizismus zurückzuerobern! G. Cl.

Zur Polenfrage

Eine Polendebatte im Landtage — Mängel des Enteignungsgesetzes — Polnische Agitation

Die abgelaufene Woche hat im preußischen Landtage so etwas ähnliches wie eine Polendebatte gebracht. Den Anlaß dazu bot eine Interpellation des Abgeordneten Korfanty und Genossen über die sogenannte Anwendung des Enteignungsgesetzes vom Jahre 1908. Die Polen suchen aus diesem Gesetz für ihre nationalen Ziele Kapital zu schlagen und man sollte sich darüber nicht wundern. Denn die eigenartige Begründung des Gesetzes von 1908 und vor allen Dingen die Begründung, die es durch die Reden des Herren- und Abgeordnetenhauses seinerzeit erfahren hat, gibt den Polen das schönste Agitationsmittel in die Hand, um die nationale Glut lebendig zu erhalten. Ich hatte seinerzeit als Petersburger Mitarbeiter der Grenzboten nicht die Möglichkeit, in dieser Zeitschrift selbst meine Ansichten über die Einbringung des Enteignungsgesetzes zu veröffentlichen, sondern mußte mich mit einem protestierenden Brief begnügen. Was ich damals gegen das Gesetz anführte, beginnt sich nach und nach einzustellen. Das ganze Gesetz hat durch die Form seiner Einbringung den Charakter einer nationalen Angriffswaffe gegen die Polen erhalten, obwohl es doch nur eine wirtschaftliche Abwehrmaßregel gegen das Überhandnehmen der Bodenspekulation in unserer Ostmark sein konnte und wollte.

Diese Auffassung wird am besten bestätigt durch den erstmaligen Gebrauch, den die Regierung von dem Gesetz gemacht hat. Sie hat nicht alt-polnischen Besitz als solchen enteignet, sondern hat lediglich Grundstücke, die seit mehreren Jahren besonders lebhaft der Bodenspekulation dienstbar waren, und infolgedessen von Hand zu Hand gehend eine ungesunde Steigerung der Bodenpreise in ihrer Gegend bewirkten, durch Enteignung dem Verkehr entzogen. Die Regierung mußte sich bei dieser Maßnahme auf das schlechte Gesetz von 1908 stützen, da es andere Gesetze leider nicht gibt, die einen Eingriff gestatten in wirtschaftliche Auswüchse, wie eben die Bodenspekulation einer ist.

Ich gebe zu, daß Parteikonstellation und Agitation des Ostmarkenvereins seinerzeit die Regierung in die gefährliche Richtung gedrängt haben; das Gesetz mag infolge einer Zwangslage gegenüber dem liberalen Prinzip vom freien Spiel der Kräfte und gegenüber der konservativen Besorgnis vor dem generellen Enteignungsprinzip mit dem nationalistischen Mäntelchen behängt worden sein. Um so mehr wird die heutige Regierung auch in Zukunft danach

trachten müssen, das Gesetz lediglich als das zu benutzen, was es sein kann: als eine Handhabe gegen die ungesunde, die Nation gefährdende Bodenspekulation, nicht aber als eine solche im Nationalitätenkampf. Es wäre falsch, wenn wir unsere Maßnahmen nach der Ansicht einstellen wollten, daß es die Polen sind, die uns aus der Ostmark vertreiben; Tatsache ist, und das gilt als fest im Auge zu behalten, daß es die wirtschaftliche Entwicklung, daß es die zunehmende Industriealisierung des Westens gewesen, die uns die Bevölkerung des Ostens abspenstig gemacht hat. Nicht gegen die Polen kolonisieren wir im Osten, wir kolonisieren, um die Schäden einer einseitigen wirtschaftlichen Entwicklung auszugleichen. Dieses Zusammenhanges müssen wir uns dauernd bewußt bleiben, damit wir niemals Ursache und Folgeerscheinung im Kampf um die Ostmark verwechseln.

Die Polen und leider auch die ultramontanen Führer der Zentrumspartei sind blind genug, diese Tatsache nicht anerkennen zu wollen. Sie zeigen damit, daß sie trotz allen entgegengesetzten Beteuerungen und trotz allen Versuchen, die öffentliche Meinung in Deutschland einzuschläfern, an ihrem Traum festhalten, ein selbständiges oder ein autonomes Polen unter Verletzung der deutschen Reichsgrenzen wieder aufzurichten. Über diese Tatsache hilft keine Versöhnungskomödie hinweg. Das wird nun wohl auch Herr Professor Hans Delbrück einsehen, nachdem ihn, der sich so viel um einen deutsch-polnischen Ausgleich bemüht hat, jüngst ein polnischer Publizist als viel gefährlicher für die Polen hinstellte als die „Hakatisten". Zwischen den Polen und den Teilungsmächten gibt es solange keine ehrliche Aussöhnung als bis das Reich der Jagelonen wiederhergestellt ist, oder bis die nicht nach Amerika ausgewanderten Polen sich den Deutschen assimilierten. Wir wollen auf diesen Zeitpunkt nicht warten. Wir können dem Einbruch der polnischen Flut in das von der Industrie gerissene Loch nur begegnen, wenn wir das Loch wieder zustopfen mit unserem eigenen Menschenmaterial, das natürlich stärker als jene sind sein muß, stärker an Zahl und Tüchtigkeit. Das aber können wir nur, wenn wir eine nationale Wirtschaftspolitik befolgen, eine solche, die das Volk und nicht eine solche, die das rollende Kapital in erster Linie im Auge hat.

G. Cl.

Bank, Geld und Wirtschaft

Die augenblickliche Geldmarktlage — Das Reichspetroleummonopol — Tendenz gegen Privatmonopole — Schutz der Konsumenten — Finanzielle Vorteile für das Reich — Die geplante Durchführung — Bedeutung des Petroleumtrusts — Bedenken — Die deutschen Großbankinteressen — Deutsche Bank — Diskontogesellschaft

Der militärische und administrative Zusammenbruch der Türkei erscheint heute noch nicht so absolut unabwendbar, daß man daraufhin schon die wirtschaftspolitischen Folgen desselben voraussagen dürfte.

Infolgedessen mögen die damit verbundenen Sorgen und Erörterungen einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Andere Sorgen liegen uns augenblicklich näher.

Der Zustand des internationalen Geldmarktes ist es, der Handel und Industrie gegenwärtig zu ernsten Besorgnissen Anlaß gibt. Die kriegerischen Ereignisse haben die in den allgemeinen Verhältnissen begründete Anspannung in unvorhergesehenem Maße verschärft. Nachdem die Reichsbank, mehr aus Vorsicht, als weil eine unmittelbare Notwendigkeit vorlag, ihren Zinsfuß auf 5 Prozent erhöht hatte, durfte man hoffen, daß das Jahresende keine weitere Zinsverteuerung mehr bringen werde. Denn gerade die Verhältnisse des deutschen Geldmarktes und der Status der Reichsbank waren durchaus befriedigende. Indessen hat die abermalige Diskonterhöhung der Bank von Frankreich, der eine solche der italienischen Notenbanken auf dem Fuße gefolgt ist, das Bild durchaus verschoben. In Frankreich herrscht jetzt ein Zinsfuß von $4^1/_2$, in Italien ein solcher von 6 Prozent, Sätze, wie sie in dieser Höhe seit der letzten Geldkalamität nicht mehr vorhanden waren. Die Bank von England wird angesichts der starken Geldentnahmen und der Steigerung des Londoner Privatsatzes, die gleiche Maßregel nicht mehr aufspielen können und dann ergibt sich bei dem ungünstigen Stand der Devisenkurse auch für die Reichsbank die Notwendigkeit, die Diskontschraube weiter anzuziehen. Die Wahrscheinlichkeit, daß uns die nächste Woche einen sechsprozentigen Diskont beschert, ist daher leider eine sehr große. Denn es ist kaum anzunehmen, daß die Reichsbank sich nur mit einem halben Prozent begnügen wird. Diese selbe Maßregel hat sich erst eben als ungenügend erwiesen — man wird den Fehler nicht zum zweiten Male begehen. Ein so hoher Diskont ist aber unter allen Umständen eine Sturmwarnung. Er zeigt an, daß nunmehr der wirtschaftlichen Entwicklung auch von seiten des Geldmarktes schwere und unmittelbare Gefahr droht. Bisher war die Konjunktur gerade darin fest verankert, daß trotz der großen Ansprüche der Industrie der Geldmarkt keine Spuren der übermäßigen Belastung erkennen ließ. Diese erfreuliche Gewißheit ist jetzt geschwunden. Es gilt jetzt die Segel zu reffen und nach Möglichkeit dem wirtschaftlichen Expansionsdrang zu steuern, sollen sich nicht die trüben Erfahrungen der letzten Wirtschaftskrisis wiederholen.

* * *

Der Plan eines Reichspetroleummonopols, über den in diesen Blättern bereits berichtet worden ist, erweist sich bei näherer Prüfung als eine ebenso interessante und schwierige Frage. Interessant, vor allem wegen der prinzipiellen Grundlage und der Eigenartigkeit der Finanzierung; schwierig, wegen der Bedenken, die sich gegen die Durchführbarkeit erheben.

Nach drei Seiten verdient der Monopolplan uneingeschränkte Billigung. Zunächst — das ist die wichtigste, grundsätzliche Seite — weil er zum ersten Male das Prinzip vertritt, daß der Staat private Monopole nicht dulden darf, daß es seine Aufgabe ist, in den Prozeß der Gütererzeugung und -verteilung da einzugreifen, wo wichtige Konsumartikel der Allgemeinheit in die Hände weniger privater Erwerbsgesellschaften gelangen, die in der Lage sind, die Konsumenten sich tributpflichtig zu machen. Was der Staat gegenüber der

Standard-Oil-Company für recht hält, muß er in gleicher Weise gegenüber den großkapitalistischen Riesenunternehmungen für billig finden, welche einheimische Bodenschätze, wie Kohle und Kali, oder die Versorgung mit Elektrizität zum Gegenstand ihrer Monopolbestrebungen machen. Diese bewußte Ausdehnung der staatlichen Aufgaben, welche dem Projekt zugrunde liegt, verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als gerade in diesem Punkt sich eine offene gegnerische Kritik nicht hervorgewagt hat. Der Begriff des Staatssozialismus hat seine Schrecken verloren.

Die zweite Seite, welche das Projekt in günstigem Lichte erscheinen läßte ist der Schutz des Konsums gegen Ausbeutung. Beträgt doch der jährliche Verbrauch Deutschlands an Leuchtöl nicht viel weniger als eine Milliarde Liter. Jeder Pfennig Preisaufschlag setzt sich daher in eine Besteuerung des Konsums von 10 Millionen Mark um. Freilich liegt einstweilen eine Ausbeutung der Verbraucher durch den Rockefeller-Trust noch nicht vor; im Gegenteil, durch den Konkurrenzkampf mit den Gegnern sind die Preise während der letzten Jahre in Deutschland auf niedrigem Niveau geblieben, sie haben im Durchschnitt nur etwa $15^1/_2$ Pfennig betragen und sind erst 1912 teilweise über 17 Pfennig gestiegen. Dagegen rechnet der Regierungsplan mit einem Normalpreis von 21 Pfennigen ab Tankanlage, so daß also die unmittelbare Wirkung des Monopols nicht etwa eine Verbilligung sein wird. Nur einer späteren Ausbeutung durch das Privatmonopol wird ein Riegel vorgeschoben.

Drittens endlich darf man es mit Genugtuung begrüßen, daß das Reich durch diesen Plan finanzielle Vorteile erstrebt. Zwar verwahrt sich die Reichsregierung entschieden gegen den Gedanken, daß der Monopolplan eine verdeckte Verbrauchsabgabe schaffen wolle. Nicht zur Aufbesserung der laufenden Einnahmen des Reichs, sondern zur Erfüllung besonderer sozialpolitischer Aufgaben sollen die Erträgnisse des Monopols dienen. Aber das Ergebnis ist doch jedenfalls das: die großen Gewinne, welche sonst einer Monopolgesellschaft zugeflossen wären, sollen der Allgemeinheit zu gute kommen und der Erfüllung öffentlicher Aufgaben dienen.

Kann man also den Grundgedanken des Monopols rückhaltlos zustimmen, so verdient in gleicher Weise die geplante Durchführung Beifall. Der Gedanke, das Handelsmonopol nicht in die Hände des Staats, sondern in die einer unter staatlicher Kontrolle stehenden Privatgesellschaft zu legen und dem Unternehmen damit kaufmännische Beweglichkeit zu sichern, ist im allgemeinen durch das Vorbild der Reichsbank veranlaßt. Im einzelnen dagegen finden sich bedeutende Abweichungen, entsprechend der verschiedenen Struktur und den verschiedenen Aufgaben beider Unternehmungen. So die dauernde finanzielle Beteiligung des Reichs durch Aktienbesitz, dem durch Beilegung fünffachen Stimmrechts die dauernde Beherrschung der Gesellschaft gesichert ist, so vor allem die ganz neuartige Gewinnregulierung, welche darauf abzielt, das finanzielle Interesse der Gesellschaft und des Fiskus nicht mit hohen, sondern mit niedrigen

Preisen zu verknüpfen. Es soll nämlich über einen normalen Höchstpreis hinaus, der mit 21 Pfennigen in Aussicht genommen ist, das Aktienkapital nur eine Dividende von 4 Prozent, der Fiskus aber gar keine Gewinnbeteiligung erhalten, während bei niedrigen Preisen Aktiengewinne und Staatsrente im umgekehrten Verhältnis zur Preisbewegung ansteigen. Der Plan geht davon aus, daß bei 900 Millionen Liter Absatz bei 20 Pfennig Literpreis die Gesellschaft 5 Prozent Dividende auf 60 Millionen Aktienkapital, gleich 3 Millionen Mark, das Reich 12 Millionen Gewinn erhalten soll. Beträgt der Preis aber nur 17 Pfennig für das Liter, so steigt die Dividende auf $9^3/_4$ Prozent, die Gewinnbeteiligung des Reichs auf 23,4 Millionen.

Wie man sieht, ist die Durchführbarkeit des Plans davon bedingt, daß die Monopolgesellschaft mit niedrigen Einkaufspreisen rechnen kann. Denn sie ist natürlich nur imstande, den Detailpreis auf 17 Pfennige zu fixieren, wenn im Einkauf es nach Deckung von Zoll, Fracht, Verwaltungsunkosten und Abschreibungen entsprechend billiger, also etwa auf 14 Pfennige zu stehen käme. Die Kardinalfrage ist also die, ob und wie die Beschaffung der erforderlichen Ölmengen möglich ist.

Deutschland ist nun bekanntlich nur in sehr geringem Grade selbst Produzent. 80 Prozent des Gesamtbedarfs liefert die Standard-Oil, den Rest hauptsächlich Rußland, Galizien, Rumänien. Der Entwurf will die Standard-Oil-Company ausschalten. Er rechnet damit, daß es möglich sein wird, den Bedarf von anderen unabhängigen Produzenten zu decken. Als solche kommen die genannten europäischen Länder und einige, vom Rockefeller-Trust angeblich unabhängige amerikanische Gesellschaften in Betracht.

An sich erscheint es auffallend, daß die Reichsregierung nicht den doch nahe liegenden Weg gewählt hat, die Versorgungsfrage durch ein Abkommen mit der Standard-Oil-Company zu lösen. Zu einem solchen wäre der Trust unter dem Druck der Monopolabsichten zweifellos zu haben gewesen, wie er ja auch ähnliche Abkommen mit den deutschen Vertriebsgesellschaften geschlossen hat. Gegen den Trust aber ist der Monopolplan nur dann durchzuführen, wenn er bei der Versorgung völlig ausgeschaltet werden kann. Denn bliebe die Monopolgesellschaft auch nur mit dem kleinsten Quantum auf ihn angewiesen, so würde daran die Durchführbarkeit des Monopolplans scheitern müssen.

Es hat nun fast den Anschein, als sei die Regierung in dieser Hinsicht bei dem Entwurf des Projektes nicht gut beraten gewesen. Pate gestanden hat bei der Durcharbeitung des Planes die Deutsche Bank mit ihren Petroleuminteressenten. Aus dem Zwist, der nach Veröffentlichung des Planes zwischen ihr und der Diskontogesellschaft ausbrach und dem erbaulichen Federkrieg der beiden eifersüchtigen Großbanken war das mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zu ersehen. Es wurde aber durch diesen nicht gerade erbaulichen häuslichen Zank auch offenbar, daß der Rivalität beider Banken sehr materielle Eigeninteressen zugrunde lagen. Jede verfolgte bei dem Monopolplan ihren eigenen

Profit. Die Deutſche Bank trug in dieſem Ringen den Sieg davon und die Folge war die öffentliche Abſage der Diskontogeſellſchaft. Es iſt nun nicht ſchwer zu ſehen, welches die Intereſſen der Deutſchen Bank ſind, welche durch den Monopolplan in der vorliegenden Form gewahrt werden. Die Deutſche Bank iſt (in Verbindung mit mehreren anderen Bankhäuſern) zunächſt intereſſiert an der Steaua Romana, einer rumäniſchen Produktionsgeſellſchaft, deren Aktien unlängſt in Deutſchland eingeführt worden ſind. Dieſe Produktionsgeſellſchaft würde durch das Reichsmonopol zu einem Hauptlieferanten werden und in Zukunft jeder Abſatzſorge und jedes Konkurrenzkampfes insbeſondere mit der Standard überhoben ſein. Die Deutſche Bank hat aber auch noch Intereſſen an einer Vertriebsgeſellſchaft, der Europäiſchen Petroleum-Union, im Finanzjargon „Epu“ genannt. Mit dieſer Geſellſchaft wollte urſprünglich die Deutſche Bank die geſamte europäiſche Petroleumproduktion zuſammenfaſſen und den Konkurrenzkampf gegen die Standard aufnehmen. Der Plan ſcheiterte, weil die Diskontogeſellſchaft mit ihren rumäniſchen Produktionsintereſſen ſich ausſchloß, und weil die verbleibende Organiſation nicht ſtark genug war, dem Rockefeller-Truſt die Spitze zu bieten. Daher mußte die Deutſche Untergeſellſchaft der „Epu“, die Deutſche Petroleumverkaufsgeſellſchaft, nach verluſtreichem Kampfe die Waffen

Neuer deutſcher Hausrat In Gemeinſchaft mit bedeutenden Künſtlern haben wir beſtimmte Arbeitsarten, Maße und Normen feſtgelegt und damit eine weſentliche Verbilligung unſerer Arbeit erreicht. Wir ſtreben mit dieſem zweckdienlichen und zeitgemäßen, ſchönen und preiswerten Hausrat nach einem deutſchen Stil. Das Ergebnis 14jähriger Arbeit zeigt unſer neues Preisbuch D 78 mit über 150 Bildern. Preis Mk. 1.80 das Stück. Dazu Dr. Friedrich Naumanns neue Schrift (Preis 50 Pfg.) **Der deutſche Stil**

Deutſche Werkſtätten

Hellerau, bei Dresden

Dresden, Ringſtr. 15

München, Wittelsbacher Platz 1

Berlin, Bellevueſtr. 10

Hannover, Königſtraße 37 a

Stoffe ✦ Teppiche ✦ Beleuchtungskörper ✦ Gartenmöbel

strecken und sich mit der Standard-Oil verständigen. Es ist dies schon gelegentlich in diesen Blättern geschildert worden. (S. Grenzboten Nr. 42 v. 1911.) Der Vertrag mit der Standard, genauer, mit deren Deutschen Untergesellschaft, der Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft erwies sich aber für den anderen Teil so ruinös, daß die D. P. V. G. auf dessen Aufhebung Klage erhob. Sie erstritt in Hamburg ein obsiegendes Urteil, das aber ihre Lage materiell nicht verbessern kann, denn mit oder ohne Vertrag ist sie durch die Standard-Oil ruiniert. Dagegen ist das Reichsmonopol ihre Rettung. Denn nach dem Entwurf soll die Monopolgesellschaft verpflichtet sein, alle Vertriebsunternehmungen, gleichviel ob sie dieselben brauchen kann oder nicht, aufzukaufen. So wurde also auf Reichskosten ein bedenkliches Engagement mit Vorteil abgewickelt. Es begreift sich also, daß die Deutsche Bank ein allzugroßes Interesse hat, um als ein unparteiischer Ratgeber bei Ausgestaltung des Monopols zu gelten.

Aber auch die Gegnerschaft der Diskontogesellschaft ist keine uneigennützige. Ihre Interessen weisen sie daraufhin, ein Handelsmonopol zu Falle zu bringen. Denn die Deutsche Erdölgesellschaft, die ihr nahe steht, hat noch während der Vorbereitungsarbeiten zum Monopol einen Pakt mit der Standard abgeschlossen, um sich das Privatmonopol in Deutschland zu sichern. Die Deutsche Erdölgesellschaft, welche in der Zeit von kaum zwei Jahren treib-

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.

Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;

Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

hausartig in die Höhe geſchoſſen iſt, beherrſcht die deutſche Petroleumproduktion und hat außerdem in der jüngſten Zeit ſich ſtarke Beteiligungen an der rumäniſchen und galiziſchen Produktion geſichert. An einem Handelsmonopol hat die Erdölgeſellſchaft kein Intereſſe, weil ſie ihre erklecklichen Gewinne aus ihrer deutſchen Produktion zieht, für welche der hohe Finanzzoll von 75 Mark ihr eine höchſt lukrative Verwertung ſichert. Eine ſtaatliche Monopolgeſellſchaft würde ſie der Abſatzmöglichkeit zu ſolchen Preiſen berauben. Sie muß daher beſtrebt ſein, dieſe Gewinne auch in Zukunft ſicherzuſtellen oder zu kapitaliſieren. Das kann ſie nur im Wege des Privatmonopols oder wenn es ihr gelingt, die Verſtaatlichung zu entſprechendem Preis durchzuſetzen. Darauf läuft denn wohl auch die Politik der Gruppe Diskontogeſellſchaft hinaus. Es iſt höchſt willkommen, daß der Zwiſt der Banken der Öffentlichkeit einen Einblick in die Intereſſenſphären gewährt hat. Es wird daher möglich ſein, bei Ausbau des Monopols dafür Sorge zu tragen, daß durch dasſelbe nicht die Intereſſen dieſer oder jener Finanzgruppe, ſondern nur die der Allgemeinheit gewahrt werden. Dies dürfte aber nur durch eine Verſtändigung mit der Standard-Oil zu erreichen ſein.

Wie raſch die gewiegten Finanzkreiſe bei der Hand ſind, einen ſtaatlichen Monopolplan für ihre Zwecke auszuſchlachten, zeigt die Nachricht, daß angeblich ein Vorantrag behufs Erwerbung einer der amerikaniſchen Außenſeitergeſell-

Busch Prismen-Binokel

sind als

erstklassig

weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Kataloge kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow

Optische Industrie.

Gegründet 1800. Gegründet 1800.

ſchaften für das Monopol durch Vermittlung des amerikaniſchen Bankhauſes Kuhn Löb abgeſchloſſen ſein ſoll. Durch dieſen Vertrag ſei der Erwerb der Aktien, welche im vorigen Jahre noch unter Pari zu haben waren, zu einem Kurſe von etwa 450 Prozent der Monopolgeſellſchaft geſichert.

Die hier geäußerten Bedenken dürften wohl auch maßgebend dafür ſein, daß, wie verlautet, im Bundesrat ſich Stimmen, vor allem die Hamburgs, gegen das Monopolprojekt ausgeſprochen haben. Hoffentlich gelingt es aber, den weitſichtigen Plan in einer Form durchzuführen, der wirklich den Intereſſen der Allgemeinheit, wenn auch weniger denen des Großkapitals Rechnung trägt.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Wagners
Saar-Riesling
Deutschlands vornehmster Schaumwein
Hergestellt aus feinsten Qualitätsweinen der Saar
Frei von Liqueur und Cognac!
Zentral-Verkaufsstelle Berlin W. 30, Luitpoldstrasse 18.

Ärztlich überall empfohlen!
Fast nikotinfrei
Geschmack ohne jede Einbuße!
Prospekt frei.

Prospekt frei.
Dinerzigarre 50 Stück M. 9.—.
Sortim.-Kiste M. 10.—.
C. W. Schliebs & Co.,
Breslau 12.

Balkanbund und Dreibund

Von Dr. Karl Mehrmann-Coblenz

Zwei neue Tatsachen haben uns die Oktoberschlachten gebracht: den siegreichen Balkanbund und die verlustreiche Türkei. Mit diesen beiden Ergebnissen des jüngsten Orientkrieges hat die Politik der europäischen Großmächte fortan zu rechnen, selbst dann, wenn das nächste Ergebnis der Siege nicht so ausfallen sollte, wie die Slawen es wünschen. Auch Deutschland wird sich mit dem Umsturz am Balkan abzufinden haben. Es wird sich vielleicht am ehesten von allen Großstaaten der europäischen Staatengesellschaft mit dem neugeschaffenen Zustand abfinden können, weil die Intimität der deutschen Beziehungen zum alten Osmanenreich niemals über die politische Freundschaft bis zur tatsächlichen Verbündung hinausgeschritten ist.

Was uns mit der Türkei im Augenblick ihres schweren Sturzes verbindet, sind Fäden wirtschaftlicher Natur, allerdings, wegen der großen Investierung deutschen Kapitals und deutschen Unternehmungsgeistes bei den Bahnbauten in Vorderasien, Fäden von ganz besonderer Stärke. An sich aber gehören in das System der weltwirtschaftlichen Beziehungen des Deutschen Reiches naturgemäß auch die Staaten, die heute im Balkanbund zusammengeschlossen sind. Ich habe schon früher einmal an dieser Stelle zu zeigen versucht, daß das Ziel der Weltpolitik Kaiser Wilhelms des Zweiten die Einheit des deutschen Weltwirtschaftsgebietes ist. Daß in dieser Wirtschaftseinheit der gesamte nahe Orient eine hervorragende Stellung einnimmt, wird sofort klar bei einer kleinen statistischen Zusammenstellung, die mir der Leser erlauben möge.

Nach seiner geographischen Lage ist das Deutsche Reich ein Festlandsstaat. Seine Kolonien reichen nach Zahl und Flächeninhalt nicht an die der anderen Großmächte heran. Auch militärisch ist Deutschland trotz aller maritimen Anstrengungen eine Festlandsmacht geblieben. Und unsere wirtschaftliche Erzeugung

arbeitet überwiegend auf dem europäischen Festlande. Unser Bezug aus den Kolonien ist noch verhältnismäßig gering. Der Umtausch unserer Waren geht überwiegend in Europa selbst vor sich.

Das Statistische Jahrbuch für 1910 stellt fest, daß im Jahre 1909 Waren im Werte von 8238 Millionen Mark aus und nach Deutschland mit den übrigen Ländern des europäischen Festlandes und dem unmittelbar anstoßenden türkischen Asien und dem französischen Nordafrika ausgetauscht wurden. Diesen auf Land- und Flußwegen und mit Küstenschiffen beförderten Gütern standen solche, die auf Seeschiffen verfrachtet wurden, im Werte von nur 6862 Millionen Mark gegenüber. Die Überlegenheit des deutschen Festlandshandels über den deutschen Seehandel läßt sich von anderer Seite noch durch eine Statistik beleuchten, die Geoffroy Durham in der Contemporary Review aufgemacht hat. Danach nahm die deutsche Ausfuhr nach Rußland, Österreich-Ungarn und der Schweiz in den beiden Jahrzehnten 1889 bis 1908 um 33 Millionen Pfund Sterling mehr zu als der englische Handel dorthin. Im letzten Jahrzehnt 1899 bis 1908 nahm der englische Handel nach Rußland sogar um neunzehntausend Pfund Sterling ab, der deutsche aber um $4^1/_2$ Millionen Pfund Sterling zu. Nach Österreich-Ungarn wuchs der deutsche Handel um fast $8^1/_2$ Millionen Pfund Sterling, der englische noch nicht einmal um eine Million. Nach fast allen anderen Nachbarländern Deutschlands steigerte sich der deutsche Handel um fast das Doppelte gegenüber dem englischen. Dagegen ist das Wachstum des englischen Warenaustausches im Seehandel ganz unvergleichlich größer als das des deutschen. Schon im gegenseitigen Verkehr zwischen Deutschland und England ist die Zunahme des britischen Handels um $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling größer als die des deutschen, und der Gesamthandel Englands nach Außereuropa ist im letzten Jahrzehnt um $31^1/_4$ Millionen mehr gewachsen als der des Deutschen Reiches.

Damit ist klipp und klar bewiesen, daß die Stärke des deutschen Handelsverkehrs auf dem europäischen Festlande und nach den anstoßenden Gebieten Nordafrikas und Vorderasiens liegt. Aber auch in dem so abgegrenzten Verkehrsbereich Deutschlands lassen sich noch gewisse Gebiete als besonders belangreich abzirkeln. Die beiden größten Verkehrsstränge unseres Vaterlandes laufen von Norden nach Süden rhein- und elbaufwärts, um dann längs der Donau ihren Weg nach dem nahen Orient gemeinsam zu bahnen und vom Zusammenstoß des Schwarzen Meeres mit den östlichsten Becken des Mittelmeeres (bei Konstantinopel und Haidar Pascha) ihre Straße durch Anatolien und Mesopotamien nach dem Indischen Ozean zu suchen. Dieses Wegenetz zieht Mitteleuropa (das Deutsche und das Habsburger Reich) in engste Fühlung mit den slawischen Balkanstaaten, Rumänien und dem Osmanenreich. Mitten eingezwängt zwischen die in sich geschlossenen Weltwirtschaftsgebiete Rußlands und Frankreichs setzte der mitteleuropäisch-vorderasiatische Handel Deutschlands im Jahre 1909 Waren im Werte von 3213 Millionen um, der Verkehr Deutschlands

mit Rußland dagegen nur für 1893 Millionen und nach Frankreich mit seinen Kolonien gar nur für 976 Millionen Mark. Der mitteleuropäisch-vorderasiatische Warenverkehr Deutschlands übersteigt also den Handel mit Rußland und Frankreich um fast 400 Millionen Mark. Da das vorderasiatische Gebiet erst vor der eigentlichen Erschließung steht und unerschöpfliche Reichtümer birgt, so hat der wirtschaftliche Ausdehnungstrieb des deutschen Volkes mit den großartigen Bahnbauten in Vorderasien bewußtermaßen die zweckmäßige Richtung eingeschlagen. Die oben angeführte Statistik gibt uns aber auch das Recht, von dem mitteleuropäisch-balkanstaatlich-osmanischen Verkehrsgebiet als dem eigentlichsten, in sich geschlossenen Weltwirtschaftsbereich des deutschen Volkes zu sprechen. Seitdem wir durch den Marokkovertrag mit Frankreich die Möglichkeit erhalten haben, auch unseren ost- und westafrikanischen Besitz durch das völkerrechtlich handelsfreie Belgisch-Kongo in ungehinderte wirtschaftliche Verbindung zu bringen, seitdem ist die Voraussetzung gegeben, diese Verkehrslinie von Hamburg über Wien, Konstantinopel, Bagdad, Deutsch-Ostafrika, Kongo und Groß Kamerun durch die freie Atlantische See nach der Nordsee in eine geschlossene Kreislinie unserer weltwirtschaftlichen Interessen zurückzubiegen.

Für einen wirtschaftlichen Imperialismus Deutschlands, wie ich ihn zu verstehen bemüht bin und hier skizziert habe, behält die mitteleuropäisch-vorderasiatische Verkehrs- und Handelsgemeinschaft jederzeit ihre gleichbleibende Bedeutung, einerlei, ob der jetzige Krieg uns eine territorial beschnittene Türkei und einen Balkanbund als dauerndes politisches Gebilde (etwa nach dem Muster des Deutschen Reiches) bringt oder nicht. Selbstverständlich ist es leichter, ein solches wirtschaftspolitisches Ziel zu erreichen, wenn man mit einem einzigen Faktor auf dem Balkan, einer direkt an Österreich-Ungarn angrenzenden Türkei zu rechnen hätte. Aber schon vor dem Kriegsausbruch war die Stimmung in Konstantinopel gegen Deutschland infolge englischer Einflüsse nicht mehr so freundlich wie noch im Sommer vorigen Jahres. Das hätte uns auch ohne den Krieg den Ausbau unserer Wirtschafts- und Verkehrsbeziehungen in Vorderasien erschwert. Wenn jetzt die Türkei im Gefühl ihrer Niederlagen für unsere wirtschaftlichen Bedürfnisse zunächst wenig Interesse zeigen wird, so können wir uns mit einer Erinnerung auf eine bessere Zukunft vertrösten. Denn schon einmal hat der Zusammenbruch der offiziellen Türkei, damals als das Regime Abdul Hamids sein Ende erreichte, unsere türkischen Beziehungen schwer erschüttert. Die Pause bis zur Wiederaufnahme unserer weltwirtschaftlichen Aufgabe in der Türkei läßt sich am besten ausfüllen mit der Ausgestaltung der wirtschaftlichen Interessengemeinschaft Mitteleuropas mit dem neuen Balkanbunde.

Hier freilich fällt unserem Verbündeten Österreich-Ungarn und vielleicht Italien die Hauptaufgabe als den Nächstbeteiligten zu. Es ist trotz allem in der deutschen Presse doch wohl viel zu wenig gewürdigt worden, daß die vom Deutschen Reich und Österreich-Ungarn zum Beginn des italienisch-türkischen Krieges eingeschlagene Politik in vollem Umfange erfolgreich gewesen ist.

Denn nun steht mitten an den nördlichen Küsten des Mittelmeeres und mit einem Fuß am afrikanischen Nordufer das in sich geschlossene Mitteleuropa, hoffentlich (im Hinblick auf die weiteren tripolitanischen Arbeiten Italiens) von dem Hemmschuh der adriatischen Eifersüchteleien befreit und damit imstande, das ganze ungeheure Schwergewicht der Dreibundskraft sowie die familiären Beziehungen des italienischen Königshauses zum montenegrinischen zu einer ersprießlichen Gestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen Mitteleuropas zum Balkanbunde ausnutzen zu können. Das Neue Wiener Tagblatt hat am 2. November mit einer Äußerung von besonderer Seite auf die Interessengemeinschaft Österreich-Ungarns und Italiens in der Balkanpolitik hingewiesen. Daß diese Interessengemeinschaft auf dem Boden einer weisen Selbstbeschränkung fußt, wissen wir aus einer vom gleichen Tage datierten Auslassung des Pester Lloyd, daß Österreich-Ungarn am Balkan „saturiert" ist und nicht auf territoriale Eroberungen ausgeht. Die habsburgischen Interessen, so sagt das offiziöse Organ des Österreich und Ungarn gemeinsamen Ministeriums des Äußern, zielen nur auf möglichst gute Beziehungen zu den Balkanstaaten ab. Diese „aus freiem Entschlusse auferlegte Selbstbeschränkung", dieses „Programm der territorialen Enthaltsamkeit" zielt auf „ein bleibend gutes Verhältnis zu den Balkanstaaten in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht" ab. Österreich-Ungarn, das auf den territorialen Zusammenhang mit dem Ägäischen Meere freiwillig verzichtet, kann und will den verkehrs- und wirtschaftspolitischen Zugang mit dem östlichen Becken des Mittelmeeres nicht entbehren. Es bietet dem Balkanbund und in erster Linie Serbien die Hand zu einer solchen Interessengemeinschaft. Ob diese in der Form eines Zollbündnisses oder eines Zollvergünstigungsvertrages in die Erscheinung tritt, das ist eine Frage der Zweckmäßigkeit.

In Serbien und vor allem in Bulgarien dürfte diese Frage nicht von vornherein abgewiesen werden. Man mag sich noch nicht festlegen wollen, aber soviel ist sicher, daß die Eifersucht Rußlands auf die bulgarischen Erfolge und die Möglichkeit eines Zusammenpralls bulgarischer und russischer Interessen am Goldenen Horn die Diplomaten in Sofia jetzt schon ihre Blicke auf den Dreibund lenken läßt. Am 1. November schrieb der halbamtliche Mir in einer Polemik gegen den Temps deutlich genug, daß sich Bulgarien zwischen einer mißgünstigen Tripleentente und dem Dreibund auch für diesen entscheiden könne.

Auf diesem Stande also ist heute die Frage einer verkehrs- und wirtschaftspolitischen Vorzugsstellung Österreich-Ungarns bei den Balkanbundstaaten. Ich für meine Person neige zu der Ansicht, daß eine wirtschaftspolitische Begünstigung der habsburgischen Monarchie der erste Schritt sein kann für die Herstellung einer mitteleuropäisch-balkanstaatlichen Zollunion auf dem Grunde des Systems der Vorzugszölle. Ein Ziel aufs innigste zu wünschen und auf die Dauer kaum zu vermeiden, wenn diese Union in die Form eines wirtschaftspolitischen Schiedsgerichtsbundes gegossen wird.

Allerdings — das Schicksal ist wankelmütig. Man muß sich vor Augen halten, daß Unbelehrbarkeit gerade auf politischem Gebiet die besten Ideale verderben kann. Wenn Serbien halsstarrig ist oder Bulgarien doch Furcht vor dem großen russischen Vetter hätte? Ja, dann bleibt für Österreich-Ungarn und damit für den Dreibund noch der Ausweg über Rumänien. Es heißt, die habsburgische Monarchie habe schon heute ein Militärabkommen mit diesem Königreich. Dessen Nachbarschaft am Schwarzen Meer läßt, wenn es sich zu einer wirtschaftspolitischen Union mit dem Dreibund bereit findet, auch den Verkehrsweg nach Vorderasien finden und Österreich-Ungarn, Rumänien und selbst ein verstümmeltes Osmanenreich umklammern immer noch den Balkanbund und setzen ihn schachmatt.

Prometheus und Zarathustra

Von Privatdozent Dr. Richard Meszlény-Genf

Der 1904 erschienenen Spitteler-Broschüre des Musikers Felix Weingartner war es vergönnt, den Ruhm des bis dahin verkannten großen Epikers unserer Zeit mit einem Schlage zu begründen. Seither wächst die Flut von Spitteler-Büchlein und Artikeln ständig, ohne deshalb dem schweren Problem dieser Erscheinung näher zu kommen. Alljährlich, so albern das heute bereits erscheint, wird Spitteler neu entdeckt, aber niemals — so nötig das wäre — neu erklärt. Aus dieser schalen Panegyriker-Literatur ragt eine Abhandlung von Professor Ragaz (Programm der bündnerischen Kantonschule 1912) als angenehme Ausnahme hervor, eine Ausnahme, wenn nicht was Ergebnis und Schärfe, so doch was den Ernst der Untersuchung und die Klarheit der Fragestellung betrifft.

Stehen Spittelers „Prometheus und Epimetheus" und Nietzsches „Also sprach Zarathustra" in einem genetischen Zusammenhang zu einander? Wenn ja, wie ist dieser beschaffen? Ragaz verfügt weder über das vollständige Material zur Beantwortung der Frage, noch beherrscht seine Sichtung das vorhandene. Einem Chaos der Beweisführung kann nimmermehr Ordnung, geschweige Sicherheit entnommen werden. Es sei daher gewagt, das gesamte Für und Wider der Frage in ein dreiteiliges System: historisches, psychologisches und ästhetisches Beweismaterial zu bringen und kritisch zu überblicken.

1. Das historische Material

Sobald die Ähnlichkeit zwischen den beiden Werken festgestellt ward, wurde der damals noch kaum gekannte Spitteler mit aller Selbstverständlichkeit in die

Gefolgschaft Nietzsches verwiesen, als Nietzsches Schüler abgestempelt und als solcher hielt er in Richard M. Meyers Literaturgeschichte seinen Einzug. Im Kunstwart (Novemberheft 1902) haben dann Spittelers Freunde, später er selbst, auf die Tatsache hingewiesen, daß der „Prometheus" vor dem „Zarathustra" erschien und somit eine Abhängigkeit von Spittelers Seite ein Ding der Unmöglichkeit wäre.

1904 stellt Weingartner*) die der bisherigen entgegengesetzte Hypothese kühn und bestimmt auf. „Ein einziges Werk kann zum Vergleich herangezogen werden, nämlich Nietzsches ‚Also sprach Zarathustra', und zwar hauptsächlich deshalb, weil Nietzsche den vor dreißig Jahren erschienenen ‚Prometheus' Spittelers gekannt hat und, wie der Leser vielleicht schon aus einigen Andeutungen bemerkt haben wird, sichtlich von ihm beeinflußt worden ist." Weingartner enthält sich jeder historischen Beweisführung.

Im Kunstwart Band XVI 3, Seite 134, erklärt darauf Spitteler selbst: „Nietzsche kannte den ‚Epimetheus', ehe er den ‚Zarathustra' schrieb."

Nun konnte die Frage nicht mehr unerörtert bleiben. Im Morgen 1908 griff Frau Förster nun Spitteler und Widmann in der ihr eigenen, unliebsamen Art an („Nietzsche und die Kritik"). Darauf legte Spitteler**) einen ausführlichen Bericht ab über seine Beziehungen zu Nietzsche in einer Vorlesung vor dem neuen Verein in München, die dann in Buchform erschienen ist. Die Behauptung, Nietzsche hätte den „Prometheus" gekannt, bevor er seinen „Zarathustra" schrieb, hält Spitteler hier nicht mit der Unbedingtheit seines Kunstwartartikels aufrecht. „Er hatte meinen ‚Prometheus' gelesen," heißt es auf Seite 21, „ob früher oder eben erst jetzt (1887, also nach ‚Zarathustra') kommt hier nicht in Betracht." Spitteler belegt zwar diese Meinung nicht, allein er gibt auf Seite 16 bis 19 eine ausführliche Erzählung der Ereignisse, die die Tatsache höchstwahrscheinlich erscheinen ließen. „Im Januar 1881 begeisterten sich für das Buch neben vereinzelten Schriftstellern im besonderen einige ehemalige Schüler Nietzsches." Man wollte das Buch Nietzsche zeigen, Spitteler verwahrte sich dagegen. „Wenn man mich aber fragt, was ich sonst von der Möglichkeit halte, daß Nietzsche schon damals, oder bald darauf (also im Jahre 1881 oder 1882) meinen ‚Prometheus' durch einen merkwürdigen Zufall könnte kennen gelernt haben, so antworte ich: Ich halte es nicht bloß für möglich, sondern für wahrscheinlich; ja, wenn ich meine Meinung ganz aussprechen darf — und warum sollte ich sie nicht ganz aussprechen dürfen? — so sage ich, es müßte ein merkwürdiger Zufall sein, wenn Nietzsche das Buch nicht schon damals (1881 oder 1882) kennen gelernt hätte. Man muß eben wissen, daß trotz dem Stillschweigen der Presse der ‚Prometheus' in den höchsten Kreisen der literarischen und gelehrten Welt der Schweiz außerordentliches Aufsehen erregte.

*) Felix Weingartner: „Carl Spitteler." München und Leipzig 1904. S. 51.

**) Carl Spitteler: „Meine Beziehungen zu Nietzsche." Südd. Monatshefte Berl. 1908.

Die Kunde davon, daß sich ein erstaunliches, geheimnisvolles Buch biblischen Stils ereignet habe, sprach sich seit Februar 1881 unter den bedeutenden Männern der deutschen Schweiz herum. Sämtliche namhaften Schriftsteller, auch die angesehensten Musikdirektoren in Bern, Zürich und Basel hatten das Buch in Händen, Keller besaß es, Meyer besaß es, Adolf Frey und Widmann machten vergebliche Versuche, die Nachricht von dem Phänomen nach Deutschland zu verbreiten. An den schweizerischen Universitäten war es bekannt, ich weiß z. B., daß die Professoren der deutschen Literatur an der Züricher und Berner Universität das Buch kannten; Jacob Burckhard, Professor in Basel, hat es von mir selber zugeschickt bekommen.

Und Nietzsche, Professor in Basel, mit allen berühmten Männern der Schweiz in Fühlung, sollte nichts davon vernommen haben? Ich habe schon mitgeteilt, daß zu den allerersten Lesern und Bewunderern des Buches einige ehemalige Schüler und begeisterte Jünger Nietzsches gehörten; darunter Baseler, die ihrem geliebten Lehrer Dankes- und Ehrfurchtsbesuche abstatteten.

Was ist nun wahrscheinlicher? Daß diese Schüler Nietzsches ihrem Meister gegenüber sämtlich von dem merkwürdigen Buch geschwiegen haben sollten, oder daß einer von ihnen ihn im Gespräch darauf aufmerksam gemacht hat? Ferner bedeutete ja das Werk für den Buchhandel zu zweien Malen eine Neuigkeit; einmal im Jahre 1880, als der erste Teil erschien, das andere Mal im Jahre 1881, beim Erscheinen des zweiten Teils. Die Firma Sauerländer, welche das Werk verlegte, ist oder war wenigstens eine der angesehensten Verlagsfirmen der Schweiz. Was ist nun wieder wahrscheinlicher, daß keiner der Baseler Buchhändler, weder im Jahre 1880 noch im Jahre 1881, das neue Buch Herrn Professor Dr. Fr. Nietzsche zur Ansicht ins Haus gesandt hätte, oder daß einer von ihnen das tat? Ich vermute, es wird wohl der oder jener von ihnen sich ebenfalls gesagt haben: ‚Das muß man Nietzsche schicken, das ist etwas für ihn.' Oder ich höre Jakob Burckhard, wie er beiläufig im Gespräch zu Nietzsche sagt: ‚Sehen Sie sich doch einmal gelegentlich das an, wenn Sie Zeit haben! Vielleicht gelingt es Ihnen, aus dem Zeug klug zu werden; ich kann weiß Gott nichts damit anfangen.' Endlich: im Herbst 1881 unmittelbar nach dem Erscheinen des zweiten Teils brachte der Berner Bund eine große Besprechung des Buches; Nietzsche las mit Vorliebe den Bund. In der gelesensten Zeitung Basels, den Baseler Nachrichten, wies Professor Stephan Born, also ein Kollege Nietzsches an der Baseler Universität, mit auszeichnenden Worten auf das Werk hin.

Darum noch einmal: Ich kann zwar keine Spur davon auffinden, daß Nietzsche den ‚Prometheus' im Jahre 1881 oder 1882 zugeschickt erhalten hätte, allein es wäre verwunderlich, wenn ihm das Buch damals, da es als erstaunliche literarische Neuigkeit bei den auserlesensten und berühmtesten Persönlichkeiten der Schweiz Aufsehen erregte, entgangen wäre."

Zu diesem Tatbestand kam seither kein neues historisches Material, es sei denn die karge Bemerkung Bernouillis*): „Frau Overbeck las das Buch im Jahre 1882 unmittelbar nach Erscheinen des zweiten Teiles und wollte bei einem der Besuche Nietzsches in jenem Jahre das Gespräch darauf lenken; Nietzsche verhielt sich aber völlig gleichgültig und achtlos, wie gegen etwas, das ihn weder interessierte noch ihm bekannt war." Halten wir vorerst fest, daß Nietzsche im Jahre 1882 anfangs Mai fünf Tage bei Overbecks zu Besuch war und daß „Zarathustra" im Winter desselben Jahres vollendet wurde, wenigstens Buch 1 bis 3**).

Was viele andere über diese Frage geschrieben, ist kaum von Belang und wenn Hermann F. Hofmann***) in bezug auf eine mögliche Abhängigkeit des „Prometheus" vom „Zarathustra" sagt: „Wir wissen jetzt bestimmt, daß es sich umgekehrt verhält, daß Nietzsche Spittelers Werk gekannt hat" — so ist sein „Wir" entweder als pluralis majestatis aufzufassen, oder es umfaßt nur die, die jede neue Lehre durch ihre Neuheit für bewiesen erachten. Nein, bestimmt wissen wir das noch lange nicht.

Was folgt unzweideutig aus diesem historischen Material?

1. Daß von einer Abhängigkeit nur bei Nietzsche gesprochen werden kann, da doch der „Prometheus" vor dem „Zarathustra" bereits fertig war.

2. Die Möglichkeit dessen, daß Nietzsche das Werk Spittelers gekannt habe, ist gegeben, jedoch ist die Wahrscheinlichkeit nicht so überzeugend, wie sie nach den Ausführungen Spittelers auf den ersten Anblick erscheint, dagegen ist jegliche Gewißheit vom historischen Standpunkt aus der Luft gegriffen.

Spitteler ist kein Literarhistoriker, er ist Dichter und hat als solcher wahrhaftig keinen Grund, allen Einzelheiten in Nietzsches Leben nachzugehen, die der Wahrscheinlichkeit seiner Annahme Abbruch tun könnten†).

Erstens muß festgestellt werden, daß Spitteler die Behauptung, Nietzsche habe den „Prometheus" vor Abfassung des „Zarathustra" gekannt, im Jahre 1908 nicht in dem bestimmten Ton des Kunstwartartikels von 1902 wiederholt, sondern nur die Möglichkeit zu beweisen sucht. Ist ihm inzwischen nach genauerer Überprüfung seiner Erinnerungen die Gewißheit des Jahres 1902 zu einer Wahrscheinlichkeit herabgesunken? Es ist recht begreiflich, daß Spitteler

*) C. A. Bernouilli: „Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche." Jena 1908. I. 388.

**) Vgl. Bernouilli, a. a. O. I. 303.

***) Hermann F. Hofmann: „Carl Spitteler, Eine Einführung in seine Werke." Wandererverlag, Magdeburg 1912. S. 12.

†) Um dem Irrtum vorzubeugen, ich greife hier Spitteler an, den ich als Dichter und als Menschen in gleich hohem Maße verehre, sei ausdrücklich betont, daß ihn seine vornehme, jeglicher Autoreneitelkeit fremde Zurückhaltung zur ursprünglichen Hypothese seiner Abhängigkeit von Nietzsche jahrelang lächelnd schweigen ließ, da er doch den schlagenden Beweis seiner Ursprünglichkeit in Händen hatte. Nur Frau Försters Angriff brachte ihm zum Sprechen. Daß der Literarhistoriker an die Beweiskraft äußerer Umstände einen anderen Maßstab anlegt, als der Dichter, das wird Spitteler und auch jeder andere begreifen und gelten lassen.

sich des Eindrucks höchster Wahrscheinlichkeit nicht erwehren konnte. Gewiß, normalerweise wäre es undenkbar, daß ein Buch, das Kellers Beifall hatte, das Widmann mit Begeisterung aufnahm, das Burckhard, Meyer, Frey, Overbeck kannten, das als schweizerischer Verlagsartikel den einheimischen Buchhändlern am Herzen lag, daß dieses Buch zu Professor Dr. Nietzsche in Basel keinen Weg gefunden hätte.

Allein Spitteler übersieht und die übrigen dachten auch nicht daran, daß Nietzsche im Winter 1880 bis 1881 längst nicht mehr Baseler Professor war! Ostern 1879 ging Nietzsche zur Erholung nach Genf, um seine furchtbaren Kopf- und Augenschmerzen, die ihm schon seit langem die allerwichtigsten Lektüren erschwerten, loszuwerden. Die Kur war erfolglos und nach seiner Rückkehr reichte er der Erziehungsdirektion sein Abschiedsgesuch ein, das er mit Kopfweh und Abnahme der Sehkraft begründete. Das Jahr 1879/80 war sein schlimmstes Krankheitsjahr. Die Baseler Existenz wird im Frühjahr aufgelöst. Bücher werden verpackt, verschenkt, Hefte verbrannt: „Was soll ich noch mit den Heften," sagt er der Schwester, „ich bin nächstens blind oder tot." Geistig und körperlich gebrochen tritt er seine Wanderschaft an: Bremgarten, Zürich, Wiesen, St. Moritz sind seine Leidensstationen. Sein Zustand bessert sich wohl, aber noch im Juli klagt er in einem Brief, daß es mit den Augen gar nicht besser werden will. Im September geht er nach Hamburg*). „Im sechsunddreißigsten Lebensjahre kam ich auf den niedrigsten Punkt meiner Vitalität, ich lebte noch, doch ohne drei Schritte weit vor mich zu sehen. Damals — es war 1879 — legte ich meine Baseler Professur nieder, lebte den Sommer über wie ein Schatten in St. Moritz und den nächsten Winter, den sonnenärmsten meines Lebens, als Schatten in Naumburg." Vom Herbst 1880 als „Prometheus" noch nicht da war, bis Anfang Mai 1882 als „Prometheus" doch längst keine Tagesneuheit, kein notwendiger Gesprächsstoff mehr war, war Nietzsche kein einziges Mal in Basel. Vom November 1880 bis April 1881 lebte Nietzsche in seiner genuesischen Einsamkeit (Bernouilli I, 308), und vom Juli bis November desselben Jahres finden wir ihn in Silsmaria bereits mit dem „Zarathustra" beschäftigt, ohne in Basel gewesen zu sein, ohne mit jemanden aus dem Schweizer Kreise gesprochen zu haben. Diese ganze Zeit stand unter dem Zeichen der Musik: Peter Gast, Chopin, Carmen und Wagner füllen ihn aus, ihn den Nichtlesenden.

Da ist doch der Wahrscheinlichkeitsgrad ein anderer. Es scheint mir durchaus denkbar, daß ein Todkranker, der sein Amt niederlegen mußte, weil er das Lesen nicht mehr ertrug, fern von Basel, trotz den von Spitteler angeführten Momenten den „Prometheus" nicht gelesen hat. Die Aufzeichnung Bernouillis, Nietzsche wäre der Erwähnung des „Prometheus" seitens Frau Overbeck später fremd und verständnislos gegenübergestanden, hat nunmehr nichts Geheimnisvolles. Es folgt daraus auf alle Fälle, daß der „Prometheus"

*) Elisabeth Förster-Nietzsche: „Das Leben Fr. Nietzsches." Leipzig 1895. II. 323 ff. Vgl. ferner Ecce Homo: „Briefe an die Schwester." I. 397; II. 403.

für den „Zarathustra", mit dem sich Nietzsche schon seit 1879 herumtrug, nicht die erste evokative Anregung hergeben konnte, da die angegebenen Umstände, die Annahme, Nietzsche hätte den „Prometheus" im August 1881 gekannt, als höchst unwahrscheinlich erscheinen lassen. Daß Nietzsche den „Prometheus" vor August 1881 kennen gelernt hätte, ist nicht nur nicht unzweifelhaft, wie Weingartner, Hofmann, Ragaz und andere meinen, nicht einmal höchst wahrscheinlich, wie Spitteler meint, es ist sogar im höchsten Grade unwahrscheinlich und das Entgegengesetzte sozusagen sicher. Ob und inwiefern gegen Ende des Jahres 1882 da für Nietzsche eine weit größere Wahrscheinlichkeit der Spitteler Lektüre besteht, der „Prometheus" auf den bereits stark vorgeschrittenen „Zarathustra" im einzelnen Einfluß gewonnen haben mochte, ist noch zu erörtern. Jedenfalls fehlt hierzu derzeit jegliches historisches Material.

2. Das psychologische Material

gewinnt für Nietzsche das Aussehen einer kriminalen Untersuchung. Wirft man die Frage auf, die Spitteler mit so nobler Energie verneint hat, ob es denkbar wäre, daß Nietzsche einen Einfluß, den er erfahren, dem er vielleicht den entscheidenden Gedanken des Übermenschen zu verdanken hatte, absichtlich und bewußt hätte verschweigen, die Spuren verwischen und verheimlichen können, so ist man gezwungen, die Frage zu bejahen. Das ist denkbar. Nietzsche war unzweifelhaft von einem Originalitätswahn befallen, wie ihn in dieser Reizbarkeit vielleicht nur noch Winckelmann aufweist, zur lebhaften Aufnahme jeden Eindruckes übrigens ebenso überbereit wie Nietzsche. Was den „Zarathustra" anbelangt, hat sich der Originalitätswahn noch ganz besonders gesteigert, wie aus der Schilderung im „Ecce homo" ersichtlich: „Hat jemand Ende des neunzehnten Jahrhunderts einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten?" Hier wird der „Zarathustra" expressis verbis als göttliche Offenbarung bezeichnet. Nietzsche macht also, was dieses Werk anbelangt, von vornherein den Anspruch auf größte Originalität. „Über die Sparsamkeit, mit der Nietzsche tiefgehende Eindrücke seiner Lektüre unter Umständen auch den nächsten Freunden verbarg," machte bereits Overbeck seine Beobachtungen*). Der Fall Stirner ist ein Analogon. Auch ihn hat Nietzsche verschwiegen und Overbecks Aufzeichnungen haben uns erst auf diese Spur geführt, wie auch der Hölderlinsche Einfluß entdeckt werden mußte und nirgends eingestanden war. Schwerwiegend sind auch die in Frau Ida Overbecks „Erinnerungen"**) angeführten Worte Nietzsches: „Nun habe ich es (Stirner) Ihnen doch gesagt, und ich wollte nicht davon sprechen. Vergessen Sie es wieder. Man wird von einem Plagiat reden, aber Sie werden das nicht tun, das weiß ich."

Wenn wir zum Originalitätswahn noch die Furcht vor Plagiatsbeschuldigung hinzunehmen, so haben wir die Motive beisammen, aus denen

*) Bernouilli, a. a. O. I, 388.

**) Bernouilli, ebenda. I, 238.

ein etwaiges Verschweigen des Spittelerschen Einflusses hätte hervorgehen können.

All das aber ist nur Möglichkeit. All das kann, darf und will nichts anderes sagen, als daß die Annahme, Nietzsche könnte den „Prometheus" verschwiegen haben, aus seiner Psyche heraus geschehen darf. Sie bleibt deshalb eine historisch unerwiesene, wenn auch psychologisch zulässige Annahme.

3. Das ästhetische Material

Eine ernstliche Vergleichung beider Werke haben bisher nur Weingartner, Bernouilli und Ragaz vorgenommen. Vollständigkeit und noch mehr die kritische Anwendung der gefundenen Ähnlichkeiten stecken noch in den Anfängen. Nach Weingartner äußert sich die Abhängigkeit des „Zarathustra" vom „Prometheus" nicht nur darin, daß in beiden Werken der Held von zwei Tiergestalten begleitet wird, „Prometheus" vom Löwen und vom Hündchen, „Zarathustra" vom Adler und von der Schlange, sondern auch vielfach in den Gedankengängen, den Bildern und der Sprache.

Bernouilli erweitert und bestimmt zugleich die von Weingartner nur genannten Ähnlichkeiten. Er weist (a. a. O. S. 390) darauf hin, daß bei Spitteler nur ein Nietzschetier, der Adler vorhanden sei, bemerkt aber, daß, da über die formale Berührung hinaus der Gedanke, wenn auch nicht die Bezeichnung des Übermenschen als Leitmotiv Spittelers Dichtung durchzieht, der Anschein einer beträchtlichen und höchst bedeutsamen Abhängigkeit unvermeidlich ist, sobald die entsprechende Bekanntschaft feststeht (a. a. O. S. 388). In formaler Hinsicht findet Bernouilli Nietzsches Virtuosität im Aphorismus vor dem „Prometheus" bewiesen. „Den unerhörten Zauber der Stimmung schöpfte Nietzsche ganz allein nur aus sich selbst und hierin übertrifft er Spitteler an Pracht und Glanz, man mag vergleichen wo man will" (S. 390). „Als es jedoch galt, für den eigenen Reichtum an Musik und Denkgehalt einen Rahmen zu zimmern, könnte Spittelers Werk Vorbild geworden sein; was am stärksten an ‚Epimetheus' erinnert, sind gerade die epischen Ingredienzien im ‚Zarathustra'".

Von der formalen Seite hat Ragaz alledem nur noch die allerdings sehr wichtige Beobachtung hinzuzufügen (a. a. O. S. 105), daß Nietzsches Zarathustra, was die Sprachform anbetrifft, als etwas Fremdartiges unter seinen Werken steht; „weder in einem früheren noch späteren Werke hat er sich des biblischen Stils bedient; es ergab sich auch nicht, wie bei Spitteler, aus seinem Bildungsgang" (S. 101). „Sowohl Spitteler als Nietzsche verwenden den biblischen Stil. Bei Spitteler fällt das nicht auf, da dieser bilderschwere Stil der natürliche Ausdruck der Eigentümlichkeit seiner Kunst ist; Spitteler ist der Dichter der Überwelt, der Visionär, in dessen Phantasie auch die abstraktesten Dinge plastische Gestalt annehmen. Bei Nietzsche hingegen erscheint er als etwas durchaus Fremdes und auch nur in dem einen Werke.

Die Ähnlichkeit bezieht sich aber auch auf poetische Gestalten.

Karl Spitteler eigentümlich sind Personifikationen seelischer Eigenschaften und Vorgänge. So begleiten den Prometheus ein Löwe und ein Hündchen, Personifikationen des Geistes und des Herzens, es kommen vor Kinder des Löwen und Hündchens. Dieselben Figuren kehren auch in Zarathustra wieder; auch dort erscheint der Held in Begleitung zweier Tiere: des Adlers und der Schlange; auch dort wird der Geist unter anderm zu einem Löwen, die Weisheit zu einer Löwin, und auch dort hat die Löwin Weisheit ein Junges."

In Übereinstimmung mit Bernouillis Auffassung der epischen Ingredienzien im „Zarathustra" weist Ragaz noch nachdrücklich darauf hin, daß Nietzsche die Verschmelzung der beiden Pläne: des Sentenzbuches und des Zarathustras im Sinne des heutigen Werkes, Ende 1882, eben als „Prometheus" im Buchhandel erschien, vollzog. Also auch Ragaz meint wohl, daß der Rahmen, die epische Einheit dem „Prometheus" entnommen wäre und stützt die Annahme mit dem Datum: Ende 1882.

Bei genauerem Hinsehen büßt das alles mächtig an Beweiskraft ein.

Weingartner stutzt vor den verwandten Tiersymbolen: bei Spitteler Löwe und Hündchen, bei Nietzsche Adler und Schlange.

Bekanntlich hat Nietzsche „zu einer Zeit (nämlich anfangs 1881), da der erste Teil des Epimetheus ihm auch im günstigsten Falle kaum schon vorgelegen haben könnte", in den „Fröhlichen Wissenschaften" (Aph. 314) den Löwen und den Adler verwendet und da selbst seinen Schmerz „Hund" genannt.

Daß beide, Spitteler wie Nietzsche, unabhängig voneinander zu dieser Tiersymbolik gekommen sein konnten, liegt bei der großen Verwandtschaft ihrer Bildungsquellen auf der Hand. Der Pastorsohn und Pforta-Schüler Nietzsche, der Theologe Spitteler waren beide bibelfest, haben beide von der Bibel unzählige inhaltliche und formelle Anregung erhalten. Der Prophet Daniel, Kapitel 7, Vers 4, spricht von vier Tieren: „Das erste wie ein Löwe und hatte Flügel wie ein Adler." Nietzsche vermochte seiner Schlange nicht einmal den neutestamentarischen Dialekt, geschweige ihre Abstammung abzustreifen, wie der umgestaltungskräftigere Spitteler: „Möchte ich klug von Grund aus sein, gleich meiner Schlange," ist doch nur eine Wunschform der Mahnung: „Seid klug wie die Schlangen." Beide waren auch in der Antike und besonders in den Kultproblemen der Antike heimisch. Beide haben vielfach die Wandlung verfolgt, wie ägyptische Gottheiten mit Tierköpfen, Osiris mit dem Sperberkopf, die Göttin Sechmet mit dem Löwenkopf, zu griechischen Menschengöttern mit Tierattributen wurden, und beide kannten wohl Athene, als sie die Eule nicht neben sich stehen ließ, sondern den Eulenkopf auf den eigenen Schultern trug. Konnten dermaßen die zwei theologisch gebildeten und bewanderten Neuhumanisten Nietzsche und Spitteler nicht nur zu leicht unabhängig voneinander auf den Gedanken kommen, der Göttergestalt, die jeder sich selber erweckt, hie der Halbgott Prometheus, hie der Titanide Zarathustra, Tiere beizugeben, wie sie allen Göttern, die sie kannten, von jeher beigegeben waren?

Für die Beurteilung der Abhängigkeit ist die Gemeinschaftlichkeit so naheliegender Symbole weniger ergiebig, als die Art ihrer Anwendung. Da stehen sich aber Spitteler und Nietzsche diametral entgegen.

Prometheus lebt in engster Gemeinschaft mit seinen Tieren. Die selbstverständliche und unbedingte Herrschaft des Menschen vorausgesetzt, ist sein Verhältnis zu ihnen naiv und zärtlich, ein Ergebnis langjährigen, unausgesetzten Zusammenseins und Verstehens. So steht der Bauer zu seinem Vieh. Ohne Sentimentalität, ohne Rührung legt er ihnen alle Last auf, die aus ihrem Schicksal folgt, keinen Deut mehr. Das Schicksal, wofür er sich nicht verantwortlich fühlt und sei es noch so grausam, einmal erfüllt, liebt er sie mit alltagsgewohnter, ruhiger Zärtlichkeit, beherrscht sie als geistiger Lenker der Arbeit am Tag und es fehlte nicht viel, daß er des Abends mit ihnen, wie mit den übrigen Knechten, Mägden und Helfern als primus inter pares zu Tische säße. Spittelers Löwe und Hund sind in dieser Art die individualisierte Gattung und daß sie ihre Gattungseigenschaften im höchsten Grade besitzen, daß sie sich mit einem erhabenen Menschenschicksal sinnlich verketten, — darin sind sie Individuen.

Zarathustras Löwe und Schlange dagegen sind Allegorien, stilisierte Wappentiere, die gar kein Arbeits- und Alltagsschicksal haben. Sie haben weder ein mit Zarathustra vielfältig verschlungenes Schicksal noch eine sichtbare, gattungsmäßig bedingte Tierseele; sie sind nur Stickerei an Zarathustras Priestermantel, bei der Arbeit sind sie nicht bei ihm. Sie sind nicht, sie repräsentieren bloß. Sein Adler hat nur eine Eigenschaft, er ist mutig, seine Schlange nur eine, sie ist klug. Wir sehen das ganze Leben von Spittelers Tieren, wir sehen sie in tausend Gestalten, Lagen, Bewegungen. Bei Zarathustra eine einzige Vision: „Und siehe! Ein Adler zog in weiten Kreisen durch die Luft, und an ihm hing eine Schlange, nicht einer Beute gleich, sondern einer Freundin: denn sie hielt sich um seinen Hals geringelt."

Prometheus ist ein Naiver, der mit seinen Tieren lebt, mit ihnen sein Schicksal teilt, indem er sie beherrscht und in die er zugleich sein Innerstes hineinprojiziert; Zarathustra dagegen ist ein in Seide einherschreitender Hoherpriester, der stolz auf seine Wappentiere blickt, nur ihre abstrahierten, stilisierten Eigenschaften kennt, deren dekorativer Ausdruck sie geworden und ruft ihnen von der Ferne zu: „Mögen mich meine Tiere führen." Prometheus aber schläft mit den seinigen auf einem Lager.

So zeigt die Anwendung der Tiersymbolik bei Nietzsche und Spitteler nur Verschiedenheit.

Ganz unzulänglich ist die Annahme, Nietzsche müsse den Gedanken des Übermenschen aus dem „Prometheus" genommen haben, falls er ihn gekannt habe. Selbst dann nicht. Ich will ganz davon absehen, daß schließlich jede Heldenvorstellung dem Übermenschen nah verwandt und so alt wie die Menschheit ist. Es sei nur auf die gemeinsame Quelle hingewiesen, aus der zwei hervor-

ragende Geister zu gleicher Zeit mit historischer Notwendigkeit denselben Gedanken schöpfen mußten: eben den Übermenschen. Zweifach ist die Quelle. Die Deszendenztheorie, der Darwinismus erfüllte die Geister in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Aus der Auffassung, daß der Mensch seinen Weg vom einzelligen Urbazillus durch die ganze Skala der organischen Welt hindurch genommen, daß der Aufstieg von Art zu Art erfolgt ist, daß auch der einzelne Mensch dieses jahrtausendalte Werden als Embryo mit der Geschwindigkeit der Biogenose in den neun Monaten immer wieder durchmacht, dieser Gedankengang weist doch notwendig in die Zukunft, in der wir auch die jetzige Art werden überwunden haben, und der Mensch den Übermenschen gebiert. Muß nicht ein visionär-optimistisch veranlagter Geist aus dem frischen Eindruck der Deszendenz den Übermenschen ersehen? Müssen sie es nicht alle? Spitteler, Nietzsche — und weit weg von Basel: Ibsen? Hat er nicht zur selben Zeit um den stolzen, freien Adelsmenschen gerungen? Und nur beiläufig: die Deszendenztheorie knüpft ein enges Verwandschaftsband, ein Blutband zwischen Mensch und Tier. Jedes Tier sagt uns von nun an: auch du warst einst, was ich bin. Damit legt sie doch auch dem Dichter nahe, in diese Vergangenheit hinabzusteigen, den Menschen, der zwischen Tier und Übermensch steht, zum Teil in die überwundenen Stufen wieder einzukleiden, sein Inneres ihm als Adler, Schlange, Löwe, Hund verkörpert an die Seite zu stellen. Die Erzählung und die erzählende Dichtung ist eine Betätigung der menschlichen Erinnerungsgabe. Die Deszendenztheorie erscheint in der poetischen Umgestaltung als das großartige Epos der Menschwerdung und sie selbst führt notwendig jeden Dichter, der sich in diese philogenetische Menschheitserinnerung vertieft, zur ästhetischen Krönung der Gattungsapotheose: zum Übermenschen. Doch nicht der Darwinsche Gedanke allein förderte den in den achtziger Jahren vielerorts auftauchenden Gedanken des Übermenschen. Der Weltmoment selbst rief ihn als Widerspruch mit lauter Stimme.

Die Zeit steht im Siegeszeichen der liberalen Bürgerschaft. Sie allein vermag die günstige Konjunktur nach dem Kriege zu ergreifen und durch den materiellen Aufschwung dem bisherigen papiernen Recht die Tatsache ihrer politischen Gleichstellung hinzuzuerwerben. Dieser politische Höhenstand entspricht naturgemäß einem ästhetischen Tiefstand. Ohne formale Tradition, ohne Gesittung, ohne Lebenskultur steht plötzlich die neue Klasse als herrschende Macht da. Sie fordert die Opposition heraus. Aus ihrer eigenen Mitte wird der neue Adel hervorgehen, der die liberale Demokratie selbst bis zum Ende des Jahrhunderts so vollständig umgestaltet, daß sie sich plötzlich als konservative Adelskaste dem quatrième état, dem Proletariat, feindlich gegenüber sieht. Die ersten Opponenten aus ihrer Mitte, die ersten Adelsucher in der Ära des nivellierenden Bürgertums, waren eben Spitteler, Ibsen, Nietzsche. Nietzsche war ein Aristokrat, dem die Baseler Adelsherrschaft — denn da fiel sie noch nicht, sie verlor nur die Provinz Baselland im Bürgerkrieg — begreiflicher war

als vielen Fremden. Spitteler, der erſten Generation nach dem Baſeler Bürgerkrieg angehörig, ſah als Student in Baſel und als Einwohner in Lieſtal, der neuen Hauptſtadt des neuen Kantons Baſelland, den Konflikt mit eigenen Augen. Er lebte als Schüler und Student in Lieſtal und fuhr täglich nach Baſel hinein, um von den Patrizierprofeſſoren zu lernen. Künſtler neigen naturgemäß immer zur Ariſtokratie, außerdem ſind die Schweizer überhaupt das ariſtokratiſchſte Volk in Europa. Der alte Geburtsadel aber fiel, wenigſtens im Reiche und in der Schweiz verlor er bereits früher die Führerſchaft, und der neue Geiſtes- und Geldadel war noch nirgends zu ſehen, — ſo mußten ihn die Seher erträumen, da die Menſchheit ohne Adel nun mal nicht leben kann. Die Sucher nach einem neuen, echten Adel im Zeitalter der Naturwiſſenſchaft konnten ſich nicht von genealogiſchen Äußerlichkeiten führen laſſen, der Almanach von Gotha ſchien ihnen nicht verläßlich. Mußte da das Gefühl einer bevorſtehenden neuen Ausleſe der Menſchheit nicht wieder in der Vorſtellung des Übermenſchen münden?

„Die epiſchen Ingredienzien des ‚Zarathuſtra'" geben für Bernouilli einen weiteren Beweis für die Abhängigkeit vom „Prometheus". Unter dieſen epiſchen Ingredienzien kann nichts anderes verſtanden werden, als die Geſtalt des Zarathuſtra und alle eigentliche Handlungen, die äußere Erſcheinung von Zarathuſtras Schickſal, denn das iſt das einzige, was als Rahmen die loſe aneinandergereihten Sprüche zuſammenhält. Nach Ragaz konnte die Verſchmelzung des urſprünglichen „Zarathuſtra"-Planes, mit einem hiervon unabhängigen Buch von Sprüchen zum heutigen „Zarathuſtra", Ende 1882, überhaupt nur durch die Lektüre des „Prometheus" erfolgen. Wie iſt's damit beſchaffen? Der epiſche Rahmen in „Zarathuſtra" iſt ein untergeordnetes Ornament, weit weniger gewichtig, als in „Bocaccio" oder in „Tauſend und eine Nacht". Was geſchieht eigentlich, epiſch genommen, im „Zarathuſtra"?

„Als Zarathuſtra dreißig Jahre alt war, verließ er ſeine Heimat und den See ſeiner Heimat und ging in das Gebirge. Hier genoß er ſeines Geiſtes und ſeiner Einſamkeit und wurde deſſen zehn Jahre nicht müde." Nach den 10 Jahren kehrt er zu den Menſchen zurück. Auf dem Wege ereignen ſich noch die zwei ſymboliſchen Abenteuer im „Till Ulenſpiegel"-Stil und dann beginnt Zarathuſtra zu ſprechen. Er ſpricht, — das iſt alles und was er ſpricht, ſind eben „Nietzſches" Sprüche, die er jahrelang geſammelt, die, ſo ſchön und tief ſie ſein mögen, mit „Zarathuſtra" und oft miteinander herzlich wenig zu tun haben, ſondern ſie haben es mit Nietzſche und mit der Philoſophie zu tun. Kaum vier bis fünf Mal unterbricht eine epiſche Stelle die faſt fünfhundert Seiten ſtarke Rubayat Nietzſches. So viel iſt ſicher, daß eben dieſe epiſchen Stellen von ärmſter Unoriginalität ſind, nur weiſen ſie auf andere Muſter entſchiedener als auf Spitteler hin. Unterſuchen wir dieſe Fälle einzeln.

Der Eingang. Es wurde hervorgehoben, daß Zarathuſtra gleich dem Prometheus ſich in der Blüte ſeiner Jahre von der menſchlichen Geſellſchaft

abschließt, — hier müsse also wieder eine Entlehnung vorliegen. Das heißt nun wieder, die Kopfgröße nach den Haaren messen. Vorerst sei erwähnt, daß der Einleitung des „Zarathustra" ein Erlebnis Nietzsches zugrunde liegt, eines, das als eine weit sichtbare Gemarkung mitten auf seinem Lebensweg steht: das Auftauchen des Gedankens der ewigen Wiederkunft, im August 1861 in Sils Maria. Bernouilli (I, 321) entnimmt das Zitat der Andreas Salomé: „Er hatte die Absicht, ihre Verkündigung davon abhängig zu machen, ob und wieweit sie sich wissenschaftlich werde begründen lassen. Wir wechselten eine Reihe von Briefen über den Gegenstand, und immer ging aus Nietzsches Äußerungen die irrtümliche Meinung hervor, als sei es möglich, auf Grund physikalischer Studien und der Atomlehre, eine wissenschaftlich unverrückbare Basis dafür zu gewinnen. Damals war es, wo er beschloß, an der Wiener oder Pariser Universität zehn Jahre ausschließlich Naturwissenschaften zu studieren. Erst nach Jahren absoluten Schweigens wollte er dann, im Fall des gefürchteten Erfolges, als Lehrer der ewigen Wiederkunft unter die Menschen treten."

Dieses ereignet sich in der Stunde, da „Zarathustra" konzeptionsreif wird und Nietzsche verpflanzt das Geschehnis ohne poetische Gestaltung und Umbildung in die Einleitung des „Zarathustra".

Abgesehen hiervon ist wieder die Anwendungsart desselben Motivs, wie bei der Tiersymbolik bei beiden Dichtern eine grundverschiedene, ja entgegengesetzte.

Prometheus zieht sich mit Epimetheus zurück, sie bauen sich ein Haus und gründen Rousseauisch im Gegensatz zu der verderbten Gesellschaft eine neue, reine, eigene. Ihre ganze Tat ist von vornherein als soziale Revolution gedacht, denn sie verschwinden nicht dem Gesichtskreis der anderen, sondern lagern sich ihnen gegenüber als Feinde. — „Und legten einen Balken vor den Weg und sperreten mit Schloß und Riegel wohl das Tal und nahmen kein Gesetz und keine Sitte an, und war ihr einziges Gebot der eigenen Seele Flüstern, wenn sie sinnend wandelten in Wald und Hain und an des Berges duft'gen blumigen Geländen.

Und über alle dem, so ward besonders ihre Art und anders ihre Sprache, also daß sie sagten „r" wo alle sprachen „l", und daß sie rücklings sich verneigten, wo die andern sich bekreuzigten in ihres Herzens andachtvoller, staunender Verehrung.

Und ward daraus ein gegenseitiges Mißverhältnis hin und her, und es geschah, wenn ab und zu ein Zufall oder auch geselliges Verlangen sie verführte in der Brüder Kreis, so stockte allsofort das Spiel und wurde stumm das trauliche Gespräch — und fanden keinen Platz und paßten nirgends hin und waren allerorten fremde unwillkommene Gäste. —"

Das sind also keine Einsiedler, sondern soziale Revolutionäre, die sich von der Menschheit nicht absondern, sondern sich ihr entgegenstellen.

Wie anders Zarathustra. Er geht ins Gebirge, um zehn Jahre seines Geistes und seiner Einsamkeit zu genießen. Die tiefe Kluft, die den

„Prometheus" vom „Zarathustra" trennt, öffnet sich in diesem Gegensatz: Prometheus lebt — Zarathustra denkt. Prometheus braucht die Menschen, wenn auch zur Feindschaft, um sich, im Widerspruch zu ihnen, zu behaupten. Zarathustra braucht sie nicht, er sieht und hört sie zehn Jahre nicht, er baut kein Haus, er besucht die Welt nicht, er steht nicht auf wider die Gesellschaft, er steht außerhalb derselben, weil er mit sich allein zu tun hat. Er steht der Natur gegenüber und nachdem er zehn Jahre gedacht, spricht er zuerst zur Sonne und wird dann andere zehn Jahre zu den Menschen reden — nicht tun, nicht mit ihnen kämpfen, sondern sie unterrichten, predigen! Keinen einzigen Balken wird er vor den Weg legen, kein einziges Tal sperren, keiner Fliege wehren. Andere epische Ingredienzien sind vom neuen Testament vollkommen abhängig; so die Einleitung „Von der schenkenden Tugend" (S. 109): „Als Zarathustra von der Stadt Abschied genommen hatte, welcher sein Herz zugetan war und deren Namen lautet: ‚Die bunte Kuh' — folgten ihm viele, die sich seine Jünger nannten, und gaben ihm das Geleit. Also kamen sie an einen Kreuzweg: da sagte ihnen Zarathustra, daß er nunmehr allein gehen wolle." Oder ‚Das Kind mit dem Spiegel' (S. 119): „Hierauf ging Zarathustra wieder zurück in das Gebirge und in die Einsamkeit seiner Höhle und entzog sich den Menschen: wartend gleich einem Sämann, der seinen Samen ausgeworfen hat."

„Das Zeichen" (S. 474) enthält noch eine Stelle, die der Prometheus-Theorie wieder die irreführende äußerliche Wahrscheinlichkeit verleiht. „Und in Wahrheit, als es helle vor ihm wurde, da lag ihm ein gelbes mächtiges Getier zu Füßen und schmiegte das Haupt an seine Knie und wollte nicht von ihm lassen vor Liebe und tat einem Hunde gleich, welcher seinen alten Herrn wiederfindet. Die Tauben aber waren mit ihrer Liebe nicht minder eifrig als der Löwe; und jedesmal, wenn eine Taube über die Nase des Löwen huschte, schüttelte der Löwe das Haupt und wunderte sich und lachte dazu."

Wieder hindert uns ein recht naheliegendes persönliches Erlebnis Nietzsches das Urbild dieser Vision in der fragwürdigen Anregung des Prometheus zu suchen. Der Löwe und die Tauben! — das ist Venedig. Kurz vorher war Nietzsche doch da. Es ist bereits betont worden, daß Nietzsches ornamentale Auffassung seiner Tiere etwas Heraldisches hat. Sieht man doch in Venedig auf Schritt und Tritt den archaistisch erhabenen San Marco mit dem assyrischen Bart und einem friedlich grinsenden Löwen zu seinen Füßen, um den die Tauben flattern. Von dem ist Spittelers Löwe ungefähr ebenso entfernt, wie der venezianische heraldische Wappenlöwe von jenem wundervollen ägyptischen Relief, auf dem schmerzdurchwühlt ein Leu, das Bildnis großartiger Willensentfaltung hochaufgerichtet auf den Vorderbeinen steht, während er den pfeildurchbohrten Hinterleib abgestorben wie einen toten Lappen hinter sich einherschleppt.

Die epischen Ingredienzien des „Zarathustra" zeigen uns Nietzsche das biographische oder das literarische Muster schülerhaft kopierend. Keines von

beiden vermag er episch umzugestalten, einfach zu erzählen ist ihm nicht gegeben, ein Beweis seines epischen Unvermögens. Wäre sein unepisch geschaffenes Talent dem starken epischen Zauber des „Prometheus" zur Zeit der „Zarathustra"-arbeit ausgesetzt gewesen, es hätte sich diesem überlegenen Magnet restlos ergeben müssen. Daß das nicht der Fall ist, daß alle scheinbaren Ähnlichkeiten auf andere näherliegende Anregungen zurückgehen, daß die epischen Bestandteile des „Zarathustra" in der Anwendungsart der Motive eine Unabhängigkeit vom „Prometheus" aufweisen, die der epischen Unselbständigkeit Nietzsches nicht zuzutrauen ist, — das alles scheint mir Beweis genug, daß Nietzsche zur Zeit der Abfassung des „Zarathustra" den „Prometheus" nicht gekannt hat.

Die Übereinstimmung in der Sprachform ist der letzte Abhängigkeitsbeweis der uns wieder als notwendiges Ergebnis gemeinschaftlicher Voraussetzungen historisch erklärbar scheint. Ragaz hebt hervor, daß der gehobene Bibelstil, die rhythmische Prosa des „Prometheus" in Spittelers Schaffen organisch eingefügt ist, während dieselbe Sprache bei Nietzsche als ein Fremdkörper dasteht, daß Spitteler als Theologe von der Bibel orientiert war, Nietzsche dagegen als Philologe nicht.

Der Bibelstil ist tatsächlich in beiden Werken unverkennbar. Während aber Spitteler die düsteren Klänge des Alten Testaments seiner deutsch-schweizerischen Sprachmelodie schöpferisch anpaßt, übernimmt Nietzsche unverarbeitet den helleren Spruchstil des Neuen Testaments. Übrigens steht auch in Spittelers Schaffen die Anlehnung an hebräische Dichtung vereinzelt da. Im „Prometheus" klingt es nach der Davidsharfe, im Olympischen Frühling ist aus einem Psalmisten ein Aöde geworden. Dieser Weg von Nazareth nach Athen ist übrigens der problematischen Dichtererscheinung Spittelers einzige Lösung. Nazareth plus Athen plus lebendiges Deutschtum hat es uns alten unverbesserlichen Europäern seit jeher angetan. Das ist nun einmal unser Schicksal und solche Städte büßen ihren Zauber je länger, je weniger ein. Ich habe einen teueren Freund, einen Süddeutschen, der sich unfehlbar in jede Hamburgerin verliebt, die ihm in die Nähe kommt. So gibt es Reaktionen im Leben der einzelnen, wie der Völker, im Geistigen wie im Leiblichen, die einfach geographisch bedingt sind.

Wie kommt Nietzsche gerade zur Zeit des „Prometheus" auf Mythos und Bibel, fragt weiter Ragaz als Argument. Für solche Fragen gibt es der Antworten tausend. Wagner war eine beiden gemeinsame Anregung, beide fanden sich später ganz unabhängig voneinander in der Opposition gegen seine Musik.

Die Gestalt des „Zarathustra" hatte sich lange vor „Also sprach Zarathustra" in Nietzsches Phantasie festgesetzt. Die Person des Religionsstifters allein war demnach schon ein stärkerer Hinweis auf jenen Religionsstifter, den Nietzsche als Gegner vor sich sah, den er mit den eigenen Waffen besiegen wollte, den Jenseitsprediger Jesus. Und entlehnt er das Geschoß der Waffenkammer des Feindes, so ist das weiter kein Wunder und bedarf keiner dritten Erklärung durch den „Prometheus". Nietzsches Kolleg 1875/76 „Altertümer des religiösen Kultus der Griechen" konnte ihn auf „Zarathustra" geführt haben (Förster II. 326).

Frau Förster behauptet, daß er seit seiner Jugend den Bibel-Psalmen-Hymnenton geliebt und ein Beweis hierfür ist seine Beschäftigung mit Hölderlins Hyperion wo er den Reiz rhythmischer Prosa auf sich wirken ließ. Auch Bernouilli (I. 367) weiß davon, daß: „bereits in den siebziger Jahren gelegentlich in ihm der Traum auftaucht, ein Buch im Psalmenton zu schreiben."

Schließen wir nun hier vorläufig die Akten der Untersuchung und fragen, was der vielen Worte kurzer Sinn ist. Soll die Abhängigkeit des „Zarathustra" vom „Prometheus" hiermit geleugnet werden? Nein, es soll nur das neuerdings als gesichert hingestellte Dogma in seiner Zweifelhaftigkeit begriffen werden. Diese Abhängigkeit ist nichts weniger als gewiß. Sie ist möglich, doch kann dem vorhandenen Material keine Sicherheit entnommen, die äußeren Ähnlichkeiten dagegen sehr wohl aus der Geistesstruktur der Zeit ohne Abhängigkeit erklärt werden. Die Literaturgeschichte wird aber im Zweifelfalle mit Verzicht auf wirksame und plausible Abhängigkeitstheorien stets zur Annahme der parallelen Betätigung schöpferischer Geister neigen, wo die Gedankenströme einer Zeit den Parallelismus so nahe legen, besonders, wenn neben den Abhängigkeiten grundlegende Gegensätzlichkeiten zu sehen sind. Es sei auf einen weiteren, tiefgehenden Gegensatz zwischen „Prometheus" und „Zarathustra" zum Schluß verwiesen. Ich muß voraussenden, daß ich sämtliche Deutungs-, Erklärungs- und Grundgedankentheorien, die bisher über Spittelers „Prometheus" aufgestellt wurden, die Spittelers im Kunstwart mit inbegriffen, für grundverfehlt halte und die einzelne Behandlung dieser Theorien meiner Spitteler Monographie, allwo ich des Raumes eigener Herr bin, mir vorbehalte. Die Auffassungen Weingartners, Spittelers, Bernouillis, Schalks, Hofmanns sind falsch, weil sie alle diese Dichtung auf einen ethischen Gedanken zurückführen, während ihr nur ein ästhetischer zugrunde liegt. Nicht der Sieg des Strebers gegen den wahrhaft Großen, nicht die Fragen des Gewissens und der Freiheit, der individuellen oder der traditionellen Ethik sind der Inhalt der Prometheusdichtung, sondern es ist der einzige Inhalt den ein christliches Epos seit Dante, Milton, Klopstock hat und haben kann: die Erlösungsgeschichte der Menschheit. Der „Prometheus" ist ein Erlösungsepos. Es stellt nichts mehr und nichts weniger dar, als das Schicksal des Reiches Gottes auf Erden. Ich habe an dieser Stelle*) das Wesen der epischen Weltanschauung formuliert, als die größtmögliche Erinnerungsferne, die der ethisch unbeteiligte Betrachter, der Antiprophet, der Dichter an sich bei seiner Weltenbetrachtung einnehmen kann. Dem judäisch-christlich-griechisch vorbestimmten Geist Spittelers, der in einem Maße der Ausschließlichkeit Epiker (im Sinne der Epopoe, nicht des Romans) ist, wie einer seit Jahrhunderten die Erde nicht mehr betreten, entfaltet sich das Weltgeschehen in der Frage nach der Möglichkeit einer Erlösung, nach der Frage: ist Jesus von Nazareth möglich, ist er für uns auf dem Kreuze gestorben oder nicht?

*) Grenzboten Heft 19, Jahrg. 1912.

In einer wundervollen kleinen Novelle: „Bergamo“ erzählt Jens Peter Jacobsen von einem Prediger, der die Seelen mit der Schreckensbotschaft aufgepeitscht hat: Christus hätte den Tod nicht erlitten, sondern die Unmöglichkeit der Erlösung kurz vor dem consummatum eingesehen, „sich vom Kreuz gerissen und gen Himmel gefahren, — wir sind nicht erlöst.“ Das ist auch Spittelers Antwort, er wiederholt sie zweimal im „Olympischen Frühling“, aber sein Lied vom Lande Meon hätte allein genügt.

Spittelers Pessimismus, der konsequenteste, den ich bisher gefunden habe, bleibt bei diesem Negativum nicht stehen. Er bringt zu einem höchsten, letzten Wert vor, der aber seiner Verneinung die Krone aufsetzt und der nicht seine, sondern die epische Weltanschauung für alle Zeiten darstellt. Nachdem er alle Werte, die dem Menschen erdenkbar und erlebbar, strahlend vorgeführt, durchlebt, deren Gebrochenheit erfahren hat, bleibt ein einziger Wert, den der Epiker in die Ewigkeit hinüberrettet und damit seiner Weisheitsschlange sich in den Schwanz beißen läßt: „Denn der Weisheit letzte — ist der Schein!“ „Willkommen Weib! Du einzig lebenswerte Lüge!“ Für Spitteler gibt es kein „Ding an sich“.

Wir sehen dagegen Nietzsche als vollblütigen Optimisten. Er hat das „Ding an sich“ bekämpft, ist aber davon nicht losgekommen. Nietzsche ist doch Prophet, der lehren und bessern will und an den Übermenschen glaubt und ein Heil erwartet. Er stellt kein Schicksal dar, er unterrichtet, wobei Wert und Tiefe seines Unterrichts nichts zur Sache zu sagen haben. Bei Spitteler kommt ein absoluter Pessimismus als unwillkürliche, ja von ihm ungeahnte Abstraktion seiner Weltenschicksalsschilderung zutage, vor dem er, selber erstaunt, stehen bleibt; vielleicht dachte er sichs garnicht, daß es so schlimm um uns steht und nun geht er lächelnd weiter, froh, daß seine Gestalten ihn über seine Philosophie belehrt haben. Nietzsche schlägt den Mantel des Zarathustra um sich, wie der Prediger den Talar und geht hin, seinen Glauben an ein Diesseits, an eine Erdenmacht des Übermenschen zu verkünden, er geht hin, den Galiläer zu bekämpfen, dem wir alle zwei Jahrhunderte regelmäßig einen feindlichen Ritter an den Hals zu schicken gewohnt sind, er bekämpft ihn mit seinen eigenen Waffen, glaubt an eine neue Erlösung und hat den Imperativ überall im Munde, wo Spitteler das Imperfektum gebraucht. Er spricht: Du sollst, — wo dieser sagt: es war. Zwischen den beiden zu wählen — wenn wir schon das verfluchte Wählen nicht lassen können — ist weder eine poetische, noch eine philosophische Wertfrage, sondern eine Frage des Temperaments. Es sind zwei inkommensurable Größen. Was haben diese Männer miteinander zu schaffen? Nichts. Höchstens dieses: daß beide den Gedankeninhalt derselben weltgeschichtlichen Stunde, da die Begründung des Reiches und die Deszendenztheorie alle Geister in Bann schlug, in der Einheit der eigenen Persönlichkeit bewältigen konnten. Der eine ward berufen, um ihn lehrend auszusprechen, der andere um ihn erlebend zu gestalten.

Die Zukunft der Fideikommisse

Von Regierungsrat von Gottberg-Bromberg

Man begegnet oft der Ansicht, daß die Fideikommisse dem heutigen Geist durchaus widersprächen. Und doch liest man dann wieder: wer sieht, wie die Landgüter immer schneller die Herren wechseln, wie schon längst die Landwirtschaft bloßer Erwerb geworden ist, der muß wohl wünschen, daß diese wenigen alten Bande nicht auch noch gelockert werden.

Der anscheinende Widerspruch erklärt sich so: einerseits verurteilt man — und zwar mit Recht — den übergroßen spekulativen Besitzwechsel, der in unsrer Landwirtschaft seit einigen Jahren eingerissen ist, anderseits will die heutige alles nivellierende Zeit nichts mehr wissen von einem Sonderrecht, von der „Sicherung des Glanzes" einer — meist adligen — Familie, mit der man zu landrechtlicher Zeit die Einrichtung der Fideikommisse begründete. Dabei übersieht man aber eins: Das Fideikommißwesen ist längst hinausgewachsen über den einstigen privatrechtlichen Rahmen; es hat heute in sehr hohem Grade volkswirtschaftliche, übrigens aber auch staatsrechtliche Bedeutung gewonnen (Herrenhauswahlen); und vielleicht steht heute im Vordergrund die (agrarisch-) politische Bedeutung, die unter dem absoluten Königtum noch fehlte oder doch von anderer Art war. Wenn man also die Berechtigung des Fideikommißwesens heute beurteilt, so sollte man nicht mehr lediglich private und familiäre, sondern auch volks- und staatswirtschaftliche, ja selbst politische Gesichtspunkte in Rechnung ziehen. Es wäre ein staatsmännischer Fehler, wollte man ein Institut, das nach anderthalbhundertjährigem unverändertem Bestehen ja allerdings der zeitgemäßen Reform bedarf, ohne eingehende und sachliche Prüfung den leidenschaftlichen Angriffen opfern, die sich von Zeit zu Zeit in agrarfeindlichen Blättern erheben. Der parteilose und nüchterne Blick wird den guten Kern nicht übersehen, den diese Einrichtung auch für die heutigen Verhältnisse trotz einiger Rückständigkeiten noch hat.

Daß die Eigenart des landwirtschaftlichen Betriebes besondere Vererbungsgrundsätze bedingt, ist von jeher anerkannt worden. Dabei tritt ein Haupterfordernis wesentlich in den Vordergrund, das gleichzeitig privatwirtschaftliche und volks-

wirtschaftliche Bedeutung hat: es muß eine gewisse Bevorzugung des Gutsübernehmers gegenüber den andern Erben stattfinden. Wird ihm das Gut zu dem vollen Verkaufswert angerechnet, so hat das zur Folge, daß er nicht leben kann, daß durch die Schwäche an Kredit bzw. Betriebskapital eine gesunde Fortentwicklung des Betriebes gehindert wird und daß notwendige Meliorationen unterbleiben. Dies ist die zwingende wirtschaftliche Veranlassung zu gewissen ländlichen Erbgewohnheiten geworden, nach denen der Übernehmer einen ermäßigten Übernahmepreis zugebilligt erhält; und auch das Bürgerliche Gesetzbuch hat ihnen Rechnung getragen, indem es als Übernahmepreis für ein Landgut im Zweifel den Ertragswert ansetzt, der wohl immer erheblich geringer sein wird als der Verkaufswert.

Allein solche Erbgewohnheiten leiden an einem großen Fehler: Der bevorzugte Übernehmer kann, wenn er lediglich unter dem allgemeinen bürgerlichen Recht steht, alsbald seine Bevorzugung realisieren, und dadurch entsteht dann der privatwirtschaftliche Nachteil, daß die anderen Erben umsonst verzichtet haben, und der volkswirtschaftliche, daß das Gut nun doch, statt in einer kräftigen, oft wieder in einer schwachen Hand sich befindet. Die Bevorzugung des Übernehmers findet also ihre notwendige Ergänzung darin, daß er rechtlich besonders gebunden wird, das Gut nicht zu verkaufen oder doch nicht zu seinem alleinigen Vorteil. Die erste Alternative ist beim Fideikommiß verwirklicht, die letztere, weniger strenge, beim bäuerlichen Anerbenrecht. Bei diesem erhält der Anerbe nicht nur das Gut zum Ertragswert, sondern er erhält noch ein Drittel von der ganzen Erbschaft als Voraus, muß diesen Voraus aber herauszahlen, wenn er das Gut innerhalb einer bestimmten Anzahl von Jahren (fünfzehn bis zwanzig) verkauft. Die Wirkung dieser Bestimmung ist wohl in den meisten Fällen die gewünschte. Denn nach einer längeren Reihe von Jahren wird der Besitzer, dessen Kinder inzwischen auf dem Gut herangewachsen sind, auch ohne die Strafe der Voraus-Herauszahlung den Wunsch haben, das Gut unter denselben Bedingungen, wie er es bekommen, weiter zu vererben. Das Anerbenrecht stellt sich also der übergroßen Mobilisierung des Grundbesitzes in den Weg und wirkt besitzbefestigend. Die ganze Rentengutsgesetzgebung und damit die innere Kolonisation (Besitzbefestigungsgesetz vom 26. Juni 1912) hat man neuerdings unter seine Herrschaft gestellt.

Danach ist vielleicht die Frage nicht ganz von der Hand zu weisen, ob das Anerbenrecht nicht überhaupt das Problem der ländlichen Vererbung in befriedigender Weise löst. Indessen muß man stets mit den historisch gewordenen Verhältnissen rechnen. Das Anerbenrecht ist hinsichtlich des alten (nicht durch neue Kolonisation begründeten) Besitzstandes nur in einzelnen Teilen Preußens teils von alters her überkommen, teils eingeführt, und es hat stets nur für Bauerngüter gegolten. So würde also für die Besitzbefestigung der größeren Güter, deren Betriebsnatur im Grunde ganz dieselben Lebensbedingungen hat, es an jedem ihnen Rechnung tragenden Erbrecht gefehlt haben, wenn hier nicht

das Fideikommißrecht, einem wirklichen wirtschaftlichen Bedürfnis entsprechend, sich eingebürgert hätte. Das historisch Gewordene aber soll man nicht blindlings vernichten, sondern daran anknüpfen und auf ihm weiter bauen.

Allerdings muß dieser Weiterbau heute auf neue, nämlich nicht mehr rein privatwirtschaftliche Grundlagen gestellt werden. Und diese grundsätzliche Neuorientierung für die Ziele, die man den Fideikommissen stecken soll, führt zu weitgehenden praktischen Folgerungen. Vom früheren Standpunkt aus konnte ein Fideikommiß kaum groß genug sein; der Besitzer sollte ja eben in glänzender Stellung sein (die landrechtlichen Bestimmungen, auf den Geldwert der heutigen Zeit umgerechnet, setzen ungefähr einen Markmillionär voraus; siehe unten) und verhältnismäßig leicht von seinem Überfluß für Frau und jüngere Kinder zurücklegen können. Vom neuen, staats- und volkswirtschaftlichen Standpunkte stellt sich die Sache ganz anders: nicht der Glanz der Familie, sondern die Betriebsfähigkeit des Gutes sowie seine Befestigung als Besitz soll gesichert werden, nicht die Zusammenballung großer Komplexe und Latifundien ist erwünscht, sondern eine wirtschaftlich nach den Verhältnissen des betreffenden Landesteils richtig bemessene Größe; die dauernde Vereinigung aber mehrerer Fideikommisse in derselben Hand ist hiernach grundsätzlich unerwünscht. Ferner kann, wie sich die Verhältnisse praktisch entwickelt haben, heute im allgemeinen ein kleiner Fideikommißbesitzer für seine jüngeren Kinder in kleinen Verhältnissen ebenso gut oder schlecht sorgen, wie ein großer in großen. Endlich besteht kein Zweifel, daß z. B. vier kleine Fideikommißgüter von je dreitausend Morgen eine viel größere nationale Widerstandskraft besitzen, als ein großes von zwölftausend Morgen: die baltische Revolution hat dies genugsam erwiesen; es kommt nicht nur darauf an, daß der Grundbuchtitel, sondern daß auch die leitenden Menschen national sind.

Bevor wir nun jedoch auf einzelne Reformvorschläge eingehen, müssen wir die Gründe kurz erwähnen, die gemeinhin in Literatur und Presse für und wider das Fideikommiß vorgebracht werden. An empfehlenden Momenten steht in erster Linie die Erhaltung des Waldbestandes; da fast die Hälfte des Fideikommißareals Wald ist, so würde, wenn jemals eine völlige Aufhebung der Fideikommisse stattfände, schon aus klimatischen Gründen unbedingt gleichzeitig ein besonderes Waldschutzgesetz ergehen und tief in die gegenwärtigen Eigentumsverhältnisse eingreifen müssen. In zweiter Linie kommt in Betracht, daß in Zeiten starken Besitzwechsels — wie er neuerdings stattfand und noch stattfindet — es für die ehrenamtliche kommunale Verwaltung auf dem Lande von größter Bedeutung ist, daß durch einige Fideikommisse ein fester Stamm von Besitzern dem Kreise und der Provinz erhalten bleibt. Dazu kommt in völkischer Beziehung eine starke nationale Widerstandskraft; nie hätte das baltische Deutschtum sich gegen die russisch-lettische Revolution so erfolgreich behauptet, wenn es nicht durch Fideikommißverfassung gefestigt wäre. Ferner kristallisiert sich gerade an den befestigten Grundbesitz fast stets auch ein Stamm von seß-

haften Landarbeitern. Gerade diese völkische Bedeutung des Fideikommisses darf man heute, da unsere Volkskraft nicht mehr in der alten Weise vorwärts geht, ja nicht außer acht lassen. Und endlich, mag man auch die innere Kolonisation in vielen Gegenden für noch so nötig halten: die Erhaltung eines leistungsfähigen Großgrundbesitzes ist für die Landwirtschaft ebenso wichtig, als für Handel und Gewerbe das Vorhandensein tüchtiger Großbanken, Großfabriken und des Großhandels. Sonst fehlt es dem bäuerlichen und kleinen Grundbesitz, der vier Fünftel des gesamten deutschen Bodens sein eigen nennt, an der wirtschaftlichen und politischen Führung. Es liegt nicht in der Billigkeit, den ländlichen Großbetrieben die Daseinsberechtigung abzusprechen, gewerbliche Großunternehmungen aber zu bewundern; gewiß wirken die letzteren wirtschaftlich besonders befruchtend, aber sie zerstören auch und verbrauchen in besonders hohem Grade die Volkskraft.

Zuungunsten der Fideikommisse wird vielfach angeführt, daß ihr Grundsteuerreinertrag geringer sei, als der durchschnittliche und daß dies ein Beweis schlechter und rückständiger Wirtschaft sei. Allein die Grundsteuerveranlagung ist fast fünfzig Jahre alt und beweist schon deshalb nichts für heutige Verhältnisse; in meinem ehemaligen landrätlichen Kreise haben sich die Wertverhältnisse seitdem infolge teilweiser Intensivierung der Wirtschaften, aber auch durch die Entwertung des schweren Bodens, vollkommen geändert. Der sehr erklärliche Grund des geringen Reinertrages der Fideikommisse liegt aber überhaupt in ganz andrer Richtung, nämlich in dem oben erwähnten starken Vorherrschen des Waldbestandes. Mehr Berechtigung hat der allgemeine Hinweis, daß die Fideikommißwirtschaften oft, wenn auch keineswegs immer (in meinem Kreise gehörten sie zu den besten), nicht so intensiv betrieben werden, wie dies auf mittelgroßen Gütern der Fall ist. Indessen sehe ich darin keinen dauernden Zustand; unsere Landwirtschaft befindet sich gerade jetzt mitten im Übergang zur Intensität. Dabei gehen die Mittelgüter voran, die großen und die kleinen (bäuerlichen) folgen überall etwas langsamer. So löst sich der vermeintliche Vorwurf in eine durch die Natur der Sache allgemein bedingte Erscheinung auf. Wenn ferner heute oft hervorgehoben wird, der befestigte Grundbesitz trage einen Monopolcharakter, so liegt darin doch nur ein sehr kleines Körnchen Wahrheit (siehe weiter unten), denn von dem Boden Preußens befinden sich immer noch fünfzehn Sechzehntel, oder, wenn man vom Waldbestande absieht, etwa vierundzwanzig Fünfundzwanzigstel im freien Verkehr und sind der Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte überlassen. So scheint denn auch die angebliche Einengung des freien Gutsverkehrs, über die namentlich in Schlesien geklagt wird, aus politischen Gründen aufgebauscht zu sein; praktisch hat sie sich, wenigstens in den übrigen Provinzen, bisher nicht fühlbar gemacht.

Einer Reform bedarf das bestehende Fideikommißrecht aber allerdings. Wie wäre das auch anders möglich bei einem Rechtsgebiet, das seit Friedrich

dem Großen keinen Ausbau erfahren hat und das mit den fortgeschrittenen und verfeinerten Verhältnissen der Gegenwart nicht mitgegangen ist! In der heutigen Fideikommißpraxis, d. h. in den bestehenden Stiftungsurkunden ist die Singularsukzession meist weit strenger durchgeführt, als es im Interesse der Volkswirtschaft angemessen, ja als es im Familieninteresse nötig ist. Infolgedessen hat das ganze Institut bis heute einen wenig herausgearbeiteten, fast möchte man sagen, rohen Charakter. Die heutigen Stifter von Fideikommissen kämpfen oft selbst gegen die nach heutigem Wirtschafts- und Entwicklungsstande zu wenig spezialisierte, gewissermaßen starre Form, in die das Landrecht, aber wohl noch mehr die Praxis das Fideikommiß gefaßt haben. Das längst abgestandene Obereigentum der ganzen Familie muß endlich beseitigt werden. Denn es hat zur Folge, daß der Besitzer hinsichtlich der Verfügung über „die Substanz" und hinsichtlich deren Belastung zu Meliorationszwecken übermäßig eingeschnürt ist. Der Grund und Boden hat zwar bei uns bis heute nicht gerade Monopolcharakter erlangt, aber er ist doch viel wertvoller geworden, und die gesamte deutsche Volkswirtschaft ist an seiner Verwendung und Bewirtschaftung heute in ganz anderer Weise interessiert, als früher zuzeiten des isolierten und extensiven Agrarstaates (Fleischnot!). Daher müßten selbst berechtigte Familienrücksichten — solche liegen aber vielfach gar nicht vor — heute vor dringenden volks- und staatswirtschaftlichen Interessen zurücktreten. In Rußland hat man, Zeitungsnachrichten zufolge — trotz des Widerstandes der baltischen Abgeordneten — den Abverkauf von Majoratsland zu Kolonisationszwecken allgemein, d. h. anscheinend ohne Erfordernis der besonderen aufsichtlichen Genehmigung im Einzelfall, freigegeben. Bei uns würde eine solche völlige Freigabe wohl zu weit gehen; indessen ersieht man aus dem russischen Vorgange, daß heute eben noch ganz andere als privatrechtliche Gesichtspunkte im Fideikommißwesen mitsprechen, nämlich staatswirtschaftliche, ja hoch politische. Es kann auch bei uns kein Nachteil für das Allgemeininteresse darin gesehen werden, wenn einmal ein Stück Majoratsland sich in Majoratskapital verwandelt.

Im Zusammenhange hiermit wird man sich auch der Notwendigkeit nicht verschließen können, die Zusammensetzung der Fideikommißaufsichtsbehörde wesentlich zu ändern. Bei aller Anerkennung, die man der jahrhundertelangen Wirksamkeit der Oberlandesgerichte auf diesem Gebiete zollen kann, wird man doch nicht übersehen dürfen, daß die Senate derselben berufen waren und sind, stets in allererster Linie den privatrechtlichen Gesichtspunkt hervorzukehren. Das Fideikommißwesen ist aber dem bloßen Privatrecht längst entwachsen und daher muß man, anderen neuzeitlichen Erfahrungen folgend, eine besondere kombinierte Behörde für die fernere Wahrnehmung der Fideikommißaufsicht schaffen. Man könnte dieselbe etwa so aufbauen, daß sie unter Vorsitz des bisherigen Senatspräsidenten (des Oberlandesgerichts) aus weiteren vier Mitgliedern bestände, nämlich dem bisherigen Dezernenten, einem Verwaltungsbeamten (z. B. dem Oberpräsidialrat) und zwei Laien (Fideikommißbesitzern). Einen staatlichen

Forstbeamten oder einen Beamten der Landwirtschaftskammer mit beratender Stimme zuzuziehen, müßte statthaft sein. Dagegen dürfte eine völlige Abtrennung der Fideikommißaufsicht von den Justizbehörden, die man auch erwogen hat, zu weit gehen; es handelt sich doch immer noch um ein auf rein privatrechtlichem Boden erwachsenes Institut, und man soll auch hier den Faden nicht abschneiden, der an die Vergangenheit anknüpft. Die in der vorgeschlagenen Weise zusammengesetzte Aufsichtsbehörde dürfte sowohl für die Beurteilung der privaten Rechtsfragen wie der heute einschlägigen wirtschaftlichen und öffentlichen Fragen berufen sein und würde die Grenze des aufsichtlichen Gebietes in geeigneten Fällen (Minderjährigkeit, Mißwirtschaft) weiter stecken können, als das heute der Fall ist; auf sie könnte die heutige Mitwirkung der Agnaten, die nicht immer rein sachlich und nicht immer frei von persönlichen Tendenzen ist, zum guten Teil übergehen.

Ein oft gerügter Mißstand des Fideikommißwesens ist die meist fehlende Abfindung der jüngeren Kinder. Nach der landrechtlichen Auffassung sollte der Fideikommißbesitzer durch Festsetzung eines Mindesteinkommens von 2500 Talern so reichlich gestellt sein, daß er in allen Fällen für die jüngeren Kinder genügend viel zurücklegen könnte. Dieses System ist vom heutigen Standpunkte, wo alle Rechtsverhältnisse so viel feiner ausgearbeitet sind, ein recht plumpes zu nennen; denn niemand steht dafür ein und niemand kontrolliert, daß der Fideikommißbesitzer diese lediglich moralische Pflicht des Zurücklegens auch erfüllt. Dazu kommt, daß der landrechtliche Mindestsatz von 2500 Talern (der Geldwert war damals etwa der sechsfache, der damalige Mindestsatz entspricht also einem heutigen Einkommen von 45000 Mark) heute kein reichliches Einkommen mehr darstellt, und daß er als barer Reinertrag ohne Anrechnung der Naturalien gemeint war. Rechnet man die Naturalien hinzu, die früher allgemein unberücksichtigt blieben, aber seit den Miquelschen Steuergesetzen einen sehr wesentlichen Teil des landwirtschaftlichen Einkommens ausmachen, so kommt man nach heutigen Verhältnissen auf einen noch viel höheren Satz. So sind mit dem Sinken des Geldwertes inzwischen eine große Menge Fideikommisse entstanden, die wegen ihrer Kleinheit zu landrechtlicher Zeit unmöglich gewesen wären und deren Besitzer nicht ohne weiteres einen Überschuß behufs Ansammlung übrig behalten.

An sich dürften nach dem oben Gesagten diese kleinen Fideikommisse nun zwar keineswegs ein volkswirtschaftlicher Nachteil sein. Es muß nur, da die Voraussetzung des Landrechts für die Ansammlung einer Abfindung weggefallen ist, auf anderm Wege für die Abfindung gesorgt werden, damit das Fideikommißwesen nicht schlechter eingerichtet ist als das Anerbenrecht. In einem Entwurf von 1903 suchte die Regierung durch Einführung einer Abfindungsstiftung dem bestehenden Mißstande abzuhelfen, stieß aber damit auf den Widerstand der Fideikommißbesitzer selbst, die in dieser Maßregel und den mit ihr verbundenen jährlichen Rücklagen eine starke Beschränkung ihrer bisherigen Einnahmen und ihres freien Verfügungsrechts über die Erträge sahen. Wie hätten

sie die Sache auch anders auffassen sollen! Gleichzeitig wurde damals die Einführung einer sogenannten Verbesserungsmasse vorgeschlagen, die auch aus jährlichen Rücklagen gespeist werden und zu Meliorationen dienen sollte. Gegen die letztere Einrichtung wurde nicht ohne Berechtigung seitens der Fideikommißbesitzer eingewandt, daß sie nur dem Gut das Geld entziehen werde, das besser in dasselbe hineinzustecken sei. Hinsichtlich beider Massen aber besteht das Bedenken, daß sie tot und mechanisch wirken müssen, während eine gesunde Fortentwicklung, die gleichzeitig auf Billigung seitens der Beteiligten selbst Anspruch hätte, bestehen müßte in erweiterter Bewegungsfreiheit und lebendiger Betätigung.

Hier ist nun zu erwähnen, daß das Landrecht selbst keineswegs, wie meist angenommen wird, die Vereinigung des gesamten Gutsertrages allein in der Hand des Besitzers als unbedingtes Erfordernis hinstellt. Vielmehr muß nur dem zeitigen Besitzer der (nach heutigen Verhältnissen in der Tat recht bescheidene) Reinertrag von 1250 Talern zur freien Verwendung übrig bleiben; der ganze weitere Überschuß — abgesehen wohl von den Naturalien — kann mit „Prästationen" belegt werden, und zwar sowohl zum Besten der Kinder des jedesmaligen Fideikommißbesitzers, als zu Reserve- und Verbesserungszwecken. Bei einer Reform wird es also im wesentlichen darauf ankommen, daß das, was das Landrecht bereits fakultativ zuläßt, was die Praxis aber fast beseitigt hat, obligatorisch wird. Zu diesem Ziel mag es viele zweckmäßige Wege geben. Einer hat sich bereits freiwillig herausgebildet: es ist dies die Übernahme einer hohen Lebensversicherung durch den Fideikommißbesitzer; indessen kann sie schwerlich zur gesetzlichen Verpflichtung gemacht werden. Ein andrer Weg sei hier erwähnt: Man lege jedem Fideikommißbesitzer die Befugnis bei, in gewissen satzungsmäßig bestimmten oder behördlich kontrollierten Grenzen zugunsten der Witwe und der im Besitz nicht folgenden Kinder letztwillige Verfügungen zu treffen, insbesondere Leibrentenvermächtnisse auszusetzen. Diese Bestimmung ist in einer mir bekannten Stiftungsurkunde vom Königl. Kammergericht bestätigt worden und hat auch die landesherrliche Genehmigung gefunden. Eine derartige Regelung beschränkt die gegenwärtigen Fideikommißbesitzer nicht in ihren Einkommensverhältnissen — was aus praktisch-politischen Gründen von erheblicher Bedeutung ist —, sie macht die besondere Abfindungsstiftung unnötig und setzt ein Lebens- und verantwortungsvolles Verfügungsrecht an Stelle einer mechanischen Zwangsansammlung. Im allgemeinen wird ja auch der Familienvater am besten entscheiden können, wie die finanzielle Dotierung seiner Angehörigen einzurichten ist; nur daß er während seines Lebens sehr oft nicht die Charakterstärke hat, die nötigen Rücklagen zu machen, oder daß er infolge der immer neuen Anforderungen des Betriebes nicht dazu kommt. Das Gut selbst soll also die Sparkasse auch des Fideikommißbesitzers bleiben, aus der er bei seinem Tode schöpft. Auf diese Weise wird gleichzeitig die Ansammlung einer besonderen Verbesserungsmasse entbehrlich. Und dies ist heute von erheblicher Bedeutung, da die Notwendigkeit immer intensiver werdender

Wirtschaftsweise die Besitzer heute mehr als früher dazu zwingt, ihre etwaigen Überschüsse wieder in das Gut hineinzustecken. Der Fideikommißbesitzer befindet sich heute vor dem Widerstreit, ob er die etwaigen Überschüsse für seine jüngeren Kinder zurücklegen oder ob er damit die dringend erforderlichen Gutsmeliorationen ausführen soll. Dieser Widerstreit verschärft sich noch durch die oft unnötig erschwerte Aufnahme von Meliorationsdarlehen. Wenn der Besitzer künftig nach meinem Vorschlage den durch Meliorationen gehobenen Ertrag zum Teil testamentarisch seinen nicht im Besitz folgenden Erben zuwenden kann, so würden sich daraus zweifellose Vorteile für die ganze Wirtschaftsführung und alle Dispositionen des Besitzers ergeben.

Wird so das Fideikommiß dem heutigen Anerbenrecht genähert, so könnte es auch für die Mittelgüter Bedeutung gewinnen, die sich heute leider in einem übermäßigen Besitzwechsel befinden. Und damit würde aus einer Sondereinrichtung des Großgrundbesitzes, die fortgesetzt die Abneigung und Kritik anderer Berufsstände hervorruft, eine Einrichtung der ganzen Landwirtschaft werden, die dem innersten Wesen des landwirtschaftlichen Betriebes entspricht und die der richtige Typ des selbständigen deutschen Familiengutes sein könnte. Eine gewisse Modifikation des allgemeinen Erbrechts läßt sich nun einmal nicht umgehen, will man einen seßhaften, selbständigen Stand von Gutsbesitzern erhalten und der Überschuldung der Landwirtschaft entgegenwirken; diese Überschuldung wird sonst infolge der immer ausgesprochener hervortretenden reinen Geldwirtschaft und infolge unseres Hypothekenrechts immer von neuem wieder eintreten.

Bei dem ländlichen Mittel- und Großbesitz stehen sich heute zwei extreme Besitzformen gegenüber, die allzu bewegliche Besitzart des bürgerlichen Rechts und die allzu unbewegliche Besitzart des Fideikommißrechts. Aufgabe der Gesetzgebung wird es sein, eine geeignete Mittelform zu finden, die einerseits den angestammten oder erworbenen Besitz und Herd in der Familie befestigt, anderseits aber Verkauf, Abverkauf und Belastung nicht mehr von starren stiftungsmäßigen Bedingungen abhängig macht, mittels deren gewissermaßen „der Tote über den Lebendigen herrscht", sondern von der lebensvollen Einsicht des Gesetzgebers und einer Aufsichtsbehörde, in der die Besten der Berufsgenossen mitwirken.

Man wende nun gegen meine Vorschläge nicht ein, die bestehenden Fideikommißberechtigungen seien wohlerworbene Rechte ex pacto et providentia majorum, in die der Staat nicht eingreifen dürfe. Solche juristische Überfeinheit hält vor den Forderungen des modernen öffentlichen Lebens nicht Stand. Und auch, daß für die Fideikommißgründungen der hohe Stempel von 3 Prozent (des Bruttowertes) hat bezahlt werden müssen, kann maßvolle Änderungen des ursprünglichen Fideikommißrechts nicht ausschließen. Es ist hier auch zu berücksichtigen, daß die Stempelabgabe überhaupt erst 1822 eingeführt ist, daß gerade aber die großen Fideikommisse meist schon aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen. Will man die bestehenden Fideikommißrechte schonen — und gewiß empfiehlt es sich hier, suaviter in modo vorzugehen —, so lasse man, ab-

gesehen von einigen allgemein als dringend anerkannten organisatorischen Abänderungen, die alte Form für die alten Stiftungen einstweilen bestehen und behandle zunächst nur alle neuen Anträge nach der neuen Form. Wird dann gesetzlich den Besitzern der alten Fideikommisse freigestellt, zu der neuen, freieren Form überzugehen, so wird es vermutlich nur eine Frage der Zeit sein, ob sie von dieser Befugnis Gebrauch machen. Denn die Aussicht auf eigene freiere Bewegung und die Möglichkeit, die nachgeborenen oder die vielleicht nur weiblichen Kinder angemessen auszustatten, wird stiller, aber ebenso sicher wirken, wie ein Gewaltakt des Gesetzgebers.

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Elfte Fortsetzung)

Ganz neu kommt dem Burschen das Dorf vor, so lange ist es her, seit er zum letztenmal an einem Sonntagnachmittag durch seine Gassen ging.

Da gucken die Männer und Weiber zum Fenster heraus. Die Männer sind hemdärmelig; Sonntags haben sie weißleinene Hemden an, deren Brustteil und Ärmelbindchen steif gestärkt sind. Die Weiber tragen städtisch-modische Kleider, aber immer ein paar Jahre hinter der modernsten Moderne, denn man verbraucht seine Sonntagskleider nicht in einem kurzen Jahre.

So liegen sie auf den verschränkten Armen und schauen auf die Gasse und schwatzen mit den Männern, die mit der Zigarre im Munde ins Wirtshaus gehen. Und die Mädchen spazieren in langen Reihen Arm in Arm in den Schloßgarten, der Sonntagsnachmittags für das Publikum geöffnet ist.

Und ein Pärchen geht zur Hochzeit laden. Sie geht schämig neben ihm. Er dreht den Kopf unternehmend nach allen Seiten und läßt sich als Hochzeiter bewundern. Seine Freunde ziehen eine Strecke weit entfernt hinterdrein. Wenn das Paar in ein Haus gegangen ist, um zu sagen, daß man sich am kommenden Mittwoch zum Hochzeitsmahle einfinden solle, dann schießen die Burschen unten im Hofe aus Pistolen.

So ist das Sonntags auf den Gassen, durch deren Treiben Karl möglichst unbeachtet hindurchzuschlüpfen trachtet; denn sie sind immer noch unfreundlich zu ihm. Auf sein Grüßen danken sie nicht oder erwidern es mit mürrischen und verächtlichen Mienen.

Auf der Graben Gasse ist er ungenierter. Da gehen die vielen Wormser, die an den schönen Spätsommertagen ihrer Stadt entfliehen und den Spelzheimer Park heimsuchen.

In der Graben Gasse steht auch das Pfarrhaus; eine Freitreppe führt zum Eingang. Sie ist immer blank gefegt; wie geleckt, sagen die Bauern. Aber das Pfarrhaus selbst ist nicht in bestem Zustande. Der Pfarrer ist selbstlos und will aus dem Kirchenvermögen nur wenig für seine eigenen Bedürfnisse verwendet haben. Der Olanstrich ist verwittert und blättert an vielen Stellen ab. Der Regen hat schmutzige Streifen an die Wände gezeichnet. Die Haustür ist rissig. Zur Rechten greift man nach dem rostigen Glockenzug. Karl zieht daran. Die Pfarrersköchin öffnet ihm; sie ist rotbäckig und hat ein lachendes Gesicht. Viele wundern sich, daß sie noch lachen kann, weil sie meinen, ein richtiges frommes Pfarrhaus müsse sein wie ein Kloster: streng, ernst und schweigsam. Aber Bawett, die Köchin, ist rotbäckig und froh. Als sie jedoch den Sohn des Selbstmörders erblickt, wird auch sie ernst und gemessen und fragt mit veränderten Mienen, was der Besucher wolle.

Den Herrn Pfarrer einmal sprechen.

Da müsse er ein wenig warten, es sei eine Schwester beim Herrn Pfarrer. Eine junge Krankenschwester sei selbst krank geworden; die Strapazen seien zu groß. Jawohl, und noch etwas: bei den Schwestern wäre gar manchmal Schmalhans Küchenmeister, weil die Bauern nicht genug hinbrächten. Die Schwestern seien doch arm und auf Almosen angewiesen. Aber Almosen! Pfeifen, Herzchen, keine Almosen, sondern von dreckigen Lausbuben Grobheiten!

So sagt Bawett, die rotbäckige, sonst immer lachende Köchin, und verschwindet in der Küche, indes Karl auf den großen roten Sandsteinplatten des Ganges steht und denkt: wie die einem die Meinung sagen kann!

Es ist nichts langweiliger als das Warten in einem Pfarrhaus. Eine gestorbene Ruhe geistert darin. Karl ist es, als müsse da auch eine Leiche in einem der vielen Zimmer liegen. Und der Hausgang ist so kahl. Decke und Wände sind weiß getüncht. Nur der einen Wand Leere ist durch ein großes Kruzifix unterbrochen, von dem der wehleidende Gottessohn herabschaut in das müde, durch rotes Glas schimmernde Lichtchen, das auf eisernem Arme vor ihm zu seiner Ehre brennt.

Die Langeweile weckt seltsame Gefühle in dem Burschen. Er muß immerwährend an seine Grobheit gegen die Nonne denken. Vielleicht hätte er doch nicht so heftig gegen sie sein sollen. Wenn Tante Settchen ihm schon gesagt gehabt hätte, was sie ihm dann abends gesagt hatte, wäre er es sicher nicht gewesen. Und nun hört er, daß die Schwestern nicht immer satt zu essen haben. Da reut es ihn tief, roh und brutal gegen eine dieser Krankenpflegerinnen gewesen zu sein, und er denkt nicht mehr daran, daß auch sie hart und unchristlich an ihm gehandelt hat.

Als die Schwester gegangen ist, macht der Pfarrer die Türe weit auf und ruft:

„Das Nächste!"

Karl beeilt sich, einzutreten in die große Stube, die nach der Straße zu zwei Fenster hat. Zwischen beiden ein weißangestrichener Stehpult, an den anderen Wänden hohe, bis an die Decke reichende Büchergestelle. In der Mitte des Zimmers steht ein runder Tisch von weitem Umfange. Ein paar Stühle sind darunter geschoben.

Der alte grauköpfige Pfarrer schreibt an seinem Stehpult. Er ist ein ganz Altmodischer, der noch mit Gänsekielen schreibt.

Wie da einer sagt: Gelobt sei Jesus Christus! dreht er sich herum, um nachzusehen, wer es sei.

„Ah, der Salzer, Salzer, hm, hm! Schon ein paarmal die Christenlehr geschwänzt, Christenlehr geschwänzt. Wie geht das zu, he, geht das zu?"

Der alte Pfarrer spricht jedes vierte oder fünfte Wort doppelt, wenn er sich mit jemand unterhält. Nur auf der Kanzel ist er den Pfarrern beizuzählen, die nichts zweimal sagen.

„Willst dich entschuldigen, hä, entschuldigen?"

Obwohl Karl Salzer eigentlich nicht gekommen ist, um Entschuldigung wegen Versäumnis der Christenlehre zu bitten, tut er das und denkt, daß so das Gespräch wenigstens in Fluß komme.

„Herr Pfarrer, das werden Sie entschuldigen. Aber ich war immer bei meiner Tante Settchen; das ist jetzert drüben in Pfeddersheim!"

„Ja ja!" sagt der Pfarrer, „in Pfeddersheim, hm, hm, in Pfeddersheim; hab's auch schon gehört. Nicht mehr gefallen hier in Spelzheim, hä, nicht mehr gefallen? War auch eine böse Sache mit dem Vater, böse Sache. Darf man nicht tun so was, darf man nicht tun, das hat Gott verboten. Na, du kannst aber doch ein tüchtiger Kerl werden. Aber — unbedingt das Wort Gottes hören, und in die Christenlehre kommen. An dem Christenlehrsonntag mal nicht nach Pfeddersheim gehen. Ein über den anderen Sonntag tut's auch, tut's auch ganz gut. So, geh jetzt schön in Gottesnamen!"

Da ist Karl erstaunt, daß er schon gehen soll, noch ehe er etwas geredet hat.

„Herr Pfarrer, nix für ungut — ich hätt Ihnen noch was zu sagen, noch eine Bitt vorzubringen!"

Der Pfarrer, der sich schon wieder an seinen Papieren zu schaffen gemacht hat, wendet sich wieder um und fragt:

„Na, und das ist?"

Jetzt arbeitet es doch mächtig in der Seele des Burschen. Er weiß, daß er nun eine Sache ausfechten soll, deren Mißlingen ihn unglücklich und klein machen würde. Er sucht in Gedanken rasch nach einem Anfangspunkt des Gespräches, das er an den Pfarrer richten will, und sagt dann:

„Herr Pfarrer, Sie haben vordert von meinem Vater gesprochen. Er hätte da etwas getan, was Gott verboten hätt. Das ist wahr; das hab ich eingesehen und hab mich auch drein geschickt, daß er net kirchlich begraben worden ist. Ich hab mir alles arg zu Herzen genommen und bin nicht mehr unter die Leut gangen. Aber ich hab doch meinen Trost gehabt. Meine Tante Settchen hat so schöne Worte an mich gerichtet, die haben mich ganz ruhig gemacht. Sie hat mich darauf hingewiesen, daß unser Vater ja nach dem Schuß, den er auf sich abgegeben hat, noch eine Zeitlang gelebt habe, und daß er in dere Zeit all sein Verschulden aus tiefstem Herzen bereut haben könnt, daß er, seinem früheren christlichen Leben nach, ganz gut eine vollkommene Reue erweckt haben könnt, und das hätte ihn doch vor der ewigen Verdammnis bewahrt. Ist das so, Herr Pfarrer, ist das vielleicht net möglich?"

Der Pfarrer hat aufmerksam zugehört und versucht, aus den Worten des Burschen einen Schluß auf seine Bitte zu ziehen, aber da ist das Schlußziehen schwer. Vielleicht will er für seinen Vater eine Messe lesen lassen. Er antwortet:

„Gewiß ist das möglich, das ist gar nicht ausgeschlossen. Wir müßten ihn und uns glücklich preisen, wenn es der Fall war. Und weil das gewesen sein kann, wollen wir eifrig für die Seelenruhe des Abgeschiedenen beten. Denn wenn er sich auch vor den Qualen der Hölle gerettet hat, so wird er doch seine Sündenstrafen im Fegfeuer abbüßen müssen. Da wollen wir beten, daß er bald daraus erlöst werde und in die Freuden der ewigen Herrlichkeit eingehe!"

Karl meint, daß der Pfarrer nach diesen Worten Amen sagen werde wie nach der Predigt, denn es war eine Predigt und keine doppelt gesprochene Silbe dabei. Aber der Pfarrer fährt weiter fort:

„Wir wollen auch eine Messe für ihn lesen, damit ihm das gnadenreiche Blut Christi zugute komme. Soll ich eine Meßbestellung in mein Buch eintragen?"

„Herr Pfarrer, wenn Sie wollten, wär mir's arg recht. Aber, Herr Pfarrer, täten Sie die Meß für meinen Vater auch von der Kanzel herunter verkündigen wie bei den anderen Leuten? ‚Am nächsten Donnerstag eine heilige Messe für Franz Salzer'. Täten Sie so sagen, Herr Pfarrer?"

So, nun ist Karl da, wohin er will, und ganz fein hat sich das gegeben. Die Freude über diese Finte macht ihn sehr mutig, und er denkt daran, daß ihn der Unkel Hannes auf die Schulter patschen wird, wenn er ihm das erzählt.

Für den Pfarrer jedoch ist das eine heikle Frage, eine ganz verflixte Frage, eine Frage, die man nicht so eins, zwei, drei beantworten kann, über die man zuerst einmal mit einigen Konfratres sprechen müßte: mit dem Pfarrer von Rabenheim, mit dem von Osthofen und mit dem Dekan von Pfeddersheim. Eine Frage, mit der man sich ganz gut einmal auf der nächsten Pfarrerskonferenz oder in dem Conventus clericalis befassen könnte. Aber welche vorläufige Antwort gibt man dem eindringlich fragenden Bauernburschen in diesem speziellen Fall, der, allgemein gefaßt, so lautet: Ist es opportun, in einem Bauerndorf, dessen strenggläubige Bevölkerung den Selbstmord als eines der schauerlichsten Verbrechen gegen die Allmacht und Majestät Gottes erkennt, von der Kanzel herunter eine Messe zu verkündigen für einen Selbstmörder, der ohne den Beistand des Priesters starb, aber vor seinem Tode doch noch genügend Zeit hatte, eine vollkommene Reue zu erwecken?

So lautet der interessante Fall, auf den einer aber sofort Antwort haben will, ohne erst zu warten, bis die Pfarrerskonferenz oder der Conventus clericalis ihre Entscheidung getroffen haben.

Der alte Pfarrer zieht die Stirne kraus. So kraus zieht er sie, daß sogar die Kopfhaut mit den weißen Haaren sich leise vor- und zurückschiebt, und dann beginnt er umschweiflich:

„Ja, mein lieber Jung, das ist so eine Sach, so eine Sach! Die Bauern könnten mir das verübeln, sehr übel nehmen. Geht halt nicht gut, daß man einen, einen Selbstmörder in einem Atemzug mit den in Gott Gestorbenen nennt. Geht nicht gut, Salzer!"

„Herr Pfarrer, geht das auch net, wenn man eingesehen hat, daß der Selbstmörder doch vor seinem Tode eine vollkommene Reue erweckt haben könnt?"

„Ja, siehst du, Salzer, es ist halt doch immer noch ein Zweifel dabei!"

Das ist schon ein schwererer Hieb gegen den Jungen, der ihn unsicher macht. Aber dann ist er doch schlagfertig zu der Entgegnung:

„Herr Pfarrer, wenn Sie so wollen, haben Sie bei keinem Menschen die Gewißheit, ob er gottselig gestorben ist. Auch bei denen net, die noch einmal gebeicht und kommuniziert haben!"

Und das ist eine Antwort, auf die der Pfarrer schweigen sollte. Er sagt jedoch:

„Aber das Gebot ist dann erfüllt!"

„So, Herr Pfarrer, das sagen Sie! Sie als Pfarrer sagen das?"

Was bleibt einem Pfarrer, der durch einen Bauernjungen in die Enge getrieben ist, anders übrig, als grob zu werden und barsch zu sagen:

„Na na, wo soll denn das all noch hinaus? Ich sag, das geht nicht, und ab und fertig! Ich will die Messe in allem Stillschweigen lesen. Ich will dirs durch den Glöckner Zimmermann sagen lassen, wann ich sie halten werde, damit du ihr beiwohnen kannst!"

Da wacht auch in dem Burschen etwas von dem alten hitzigen Kerl auf, und er entgegnet dem barschen Pfarrer:

„Herr Pfarrer, wenn Sie meinem Vater schon eine Meß lesen wollen, dann brauchts auch keine zweiter Klasse zu sein. Vor unserm Herrgott sind alle Toten gleich; da sollten Sie's auch so halten!"

Der Pfarrer sänftigt sich und sagt noch einmal so:

„Salzer, jetzt horch mir noch mal zu! Ein Pfarrer hat mehr Rücksichten zu nehmen, als ein Mensch glaubt. Du willst öffentlich verkündigt haben, daß für deinen Vater, einen Selbstmörder, eine Messe gelesen werde, und mir nehmen das die Bauern übel. Ein Bauer wird den Selbstmord immer als ein schauerliches Verbrechen ansehen. Immer wird er das, solange er mit der Scholle und damit der Natur tief verwachsen ist. Denn nichts in der Natur tötet sich selbst. Der Bauer sieht, wie alles draußen in der Natur wartet, bis seinem Dasein ein Ende gemacht wird. Verstehst du das? Und so ein Bauer meint dann, daß ich, der Pfarrer, an diesem Glauben rütteln wolle, wenn ich mich dem Selbstmörder gegenüber weniger hart erweise als er, der Bauer, selber. Und darum kann ich nicht!"

So spricht der Pfarrer und spricht es ernst mit fester Überzeugung, gegen die nicht aufzukommen ist, weil sie ihre Berechtigung in sich hat.

Karl denkt, daß es nutzlos sei, nun noch die andere Bitte wegen des Kreuzes vorzubringen.

Aber deswegen ist er doch ins Pfarrhaus gekommen. Und was wird Unkel Hannes sagen, wenn er dem Pfarrer die Sache mit der Grabschändung überhaupt nicht auseinandergesetzt hat? Der wird dann sehr grob und sehr derb werden und wird sagen, vornher mache der Karl Salzer viel Spektakel, wenn's aber drauf ankomme und drauf und dran gehe, dann sei er so klein wie Salz.

Doch das wird der Karl Salzer sich nicht sagen lassen; deshalb wendet er sich von neuem an den Pfarrer:

„Herr Pfarrer, wenn Sie grad so hart sein wollen, wie's die Bauern sind, da wird Ihnen auch nix dran liegen, wenn sie das Grab von meinem Vater verschänden!?

Da ruckt der Pfarrer auf und fragt erstaunt oder zweifelnd:

„Was tun sie?"

„An jedem Kreuz auf dem Kirchhof drauß steht: Hier ruht in Gott; auch auf meinem Vater seinem. Aber die Bauern henn das net sehen können und henn die zwei Wörter ‚in Gott' ausgeschabt. Was sagen Sie dazu, Herr Pfarrer?"

Der Pfarrer wiegt bedenklich das Haupt und läßt es schließlich so weit nach vorn hängen, daß man die Tonsur betrachten kann, die sehr stoppelig ist und das Rasieren verdiente. Nach einem Weilchen erklärt er:

„Ich sehe darin nur eine Bestätigung dessen, was ich vorhin sagte: die Bauern erblicken in dem Selbstmord ein furchtbares Verbrechen und glauben, daß Gott diese Sünde unerbittlich strafe."

„Herr Pfarrer," entgegnet der Bursche, „aber Sie henn uns in der Schul gelehrt: Und wären euere Sünden so zahlreich wie der Sand am Meere und rot wie der Scharlach . . ."

Karl schluchzt tief erschüttert auf, beißt die Zähne aufeinander und fährt dann fort:

„Meinem Vater seine Sünd war so rot wie Blut. Aber wie er früher gelebt hat, und wie er war an dem Morgen, wo er's getan hat — — ich glaub fest dran, er hat's bereut!"

Darauf sagt der Pfarrer:

„Ihr habt's für selbstverständlich gehalten, daß ich eueren Vater nicht kirchlich beerdigen könne. Warum habt ihr da auch das ‚Hier ruht in Gott' nicht weggelassen und nur euerem Vater seinen Namen auf das Kreuz schreiben lassen?"

„Herr Pfarrer, so weit henn wir überhaupt net gedenkt; der Schreiner Kling hat das halt so gemacht, wie er's auf alle Kreuze macht. Und wenn wir's uns überlegt hätten, dann hätten wir aus unserm Glauben raus, daß unser Vater net der ewigen Verdammnis anheimgefallen ist, doch das ‚Hier ruht in Gott' draufschreiben lassen!"

„Dja . . .!" seufzt der Pfarrer, und dann ist es einige Augenblicke ganz still, bis der Priester weiterfährt:

„Ermesse an dem, was du alles schon erfahren hast, wie streng das Volk über den Selbstmord denkt. Und es gibt ein altes Wort, das heißt: Vox populi vox dei, die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes!"

Karl ist müde; das lange Stehen auf einem Platze verursacht ihm Schmerzen im Kreuz. Auf des Pfarrers letzte Worte erwidert er:

„Herr Pfarrer, ich hab immer gemeint, bei einem Pfarrer, bei einem Priester wär aller Trost zu holen, den's nur gibt auf der Welt. Das hab ich immer so gemeint, weil ich gedenkt hab, ein Pfarrer müßt fast grad so sein wie unser Heiland. Der wüßt was für mich, wenn ich so vor ihm stehen tät wie aweil vor Ihnen. Und Sie sagen mir jetzert garnix auf das, was ich Ihnen geklagt hab. Wenn Sie nur wenigstens sagen wollten, daß Sie den Bauern von der Kanzel runter verbieten täten, meinem Vater sein Kreuz zu entstellen!"

Der Pfarrer sieht da eines seiner Schäflein im Leid und denkt, daß die heutige Erfahrung es ihm und auch dem Glauben entfremden könne, und noch einmal fragt er sein tiefstes Herz, ob er es den Bauern von der heiligen Stätte der Kanzel aus sagen solle: Wer ohne Sünde ist, der werfe einen Stein auf jenes Grab . . .!

Aber das Ärgernis, das die vielen anderen nehmen werden? Keine Begründung werden sie annehmen, keinen Hinweis auf die unermeßliche Barmherzigkeit Gottes verstehen wollen. Als eine Entschuldigung nicht des Sünders, sondern als eine Beschönigung der ruchlosen Tat werden sie es deuten und unter sich dann sagen: Gott, 's ist mit allen Sünden net so schlimm. Und die Jungen werden das von den Alten hören, und das Ärgernis wird ein großes sein. Und soll er bei solchen Aussichten diesem einen Schäflein, das verloren gehen könnte, nachgehen? Soll er ihm nachgehen?

Da fällt ihm ein Ausweg ein.

Es gibt da im Dorfe eine Sorte Menschen, die die öffentliche Anschauung über sittliche Dinge besonders zu beeinflussen imstande sind, jene alten Jungfern, die sehr fromm sind und bitterböse Mäuler haben; die alles, was im Dorfe geschieht, durchhecheln und nichts ungeschoren lassen; die, als jede Aussicht auf eine Heirat geschwunden war, Jesum zu ihrem Bräutigam erwählten. Die Sittenpolizei des Dorfes. Und zu dieser Sittenpolizei könnte man den Burschen schicken.

„Salzer, horch zu! Will dir einen guten Rat geben, guten Rat geben!"

Der Pfarrer spricht jedes vierte, fünfte Wort doppelt. Da spricht er als Mensch und nicht als Priester.

Karl fragt neugierig und mit lechzender Erwartung:

„Und was wär das für ein Rat?"

Der Pfarrer gibt vertraulich seinen guten Rat:

„Geh mal zum Hungels-Gretchen und sag dort, sag, was du auch mir da erzählt hast von der vollkommenen Reue, versteh, von der vollkommenen Reue, und sagst noch dazu, der Herr Pfarrer hätt gemeint, daß man das Kreuz ruinieren tät, wär grad nicht notwendig, grad nicht notwendig. Sag dort so, sag's genau so! Wird seine Wirkung haben, schon seine Wirkung tun!"

Der gute Rat des Pfarrers befriedigt den Burschen nur halb. Das ist kein goldener, das ist ein holperiger Mittelweg, den der Pfarrer da eingeschlagen hat; ein sehr holperiger Mittelweg. Aber da nichts anderes zu erreichen ist, bescheidet er sich und geht.

Als Karl wieder auf der Straße ist, überlegt er, ob er gleich zur Hungels-Gret gehen soll. Aber Sonntags ist die nicht anzutreffen; so oft ein Glöcklein läutet, springt sie in die Kirche. Karl denkt, es sei eigentlich schade, daß nicht jeder Tag ein Sonntag ist. Wenigstens für die Frommen müßte es so sein; für die frommen Betschwestern des Dorfes, deren Zungen sich dann weniger zum Schaden des Nächsten und mehr zur Ehre Gottes regen müßten.

Wie wird der Unkel Hannes sich zu dem guten Rate des Pfarrers stellen? Er, der den Frommen nicht sehr hold ist, der den selbstgerechten Quisseln einen ganz giftigen Namen gegeben hat und sagt: die Nächsten am Thron Gottes.

So geht denn Karl heim mit seinem guten Rate und nicht gleich zur Hungels-Gret.

(Fortsetzung folgt)

Impressionismus

Von Dr. Roland Schacht-Berlin

Der Ausdruck „Impressionismus“ als Bezeichnung einer bestimmten Kunstrichtung ist etwa vierzig Jahre alt und entstammt einem französischen Witzblatt, das von einer Gemäldeunterschrift „impression“ ausgehend, den Maler und seine Genossen spöttisch als „les impressionistes“ bezeichnete. Aber der Pfeil traf nicht, der Ausdruck gefiel den Angegriffenen und wurde ein Sammelname zunächst für eine ganz bestimmte Gruppe von Malern, dann für eine Art System, bis man, wie es häufig mit ästhetischen Begriffen zu gehen pflegt, so viel Verwandtes unter diese Bezeichnung brachte und dem Verwandten wiederum soviel Ähnliches angliederte, daß zuletzt, angesichts der nun doch höchst mannigfaltig gewordenen Fülle der Erscheinungen, kein Mensch mehr recht wußte, was er impressionistisch nennen sollte, ja daß sogar einzelne Gelehrte, wie R. Hamann, den Ausdruck auf schlechtweg alle Äußerungen einer bestimmten Kulturepoche übertragen haben, wodurch er selbstverständlich an Klarheit einbüßen mußte. Daher kommt es denn auch, daß es jetzt bald keine Kunst mehr gibt, die nicht schon als impressionistisch bezeichnet worden wäre. Hier wieder Klarheit zu schaffen, ist das Bestreben des Buches von Werner Weisbach (Impressionismus, Ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit. Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1910*), 1911).

Wenn jemand eine Bewegung, die zu weit gegangen ist, zurückstauen und eindämmen will, gerät er leicht in Gefahr, doktrinär zu werden. Weisbach ist dieser Gefahr glücklich entgangen. Als künstlerisch empfindender Mensch ist er sich dessen durchaus bewußt geblieben, daß ein künstlerisches Problem nicht mit ein paar Definitionen klar umrissen werden und restlos erklärt werden kann und daß zur Lösung eines künstlerischen Problems viele Wege möglich sind, von denen alle, wenn sie nur ans Ziel der Kunst überhaupt führen, gleich gut und gleich berechtigt sind. Aus diesem Grunde geht er nicht von einer bestimmten, notgedrungen extremen Form des Impressionismus aus, und erläutert nicht durch die Formel: Impressionismus ist . . ., sondern wie es in künstlerischen Dingen einzig richtig ist, durch die Feststellung: Impressionismus entsteht, wenn der Künstler unverändernde (also nicht stilisierende, idealisierende) Wiedergabe des momentanen subjektiven Natureindrucks und nur diese erstrebt. Und wiederum ist es vortrefflich, daß er sich nicht in geschichts- oder kulturphilosophische Spekulationen verliert, sondern vom Künstler ausgeht. In der Tat dürfte das Bemühen einiger Kritiker, aus dem Impressionismus einen Stil im Sinne von Gotik oder Barock zu machen und diesen Stil dann aus einer impressionistisch gearteten Kultur entspringen zu lassen, als verfehlt bezeichnet werden müssen. Denn es läßt sich

*) Der erste Band ist in Heft 22 des Jahrgangs 1911 kurz angezeigt worden.

nicht ersehen, inwiefern sich ihrem Wesen nach so streng formale Künste wie Architektur und Musik als impressionistisch charakterisieren lassen sollen, Lockerung der architektonischen Form, die übrigens in fast allen Fällen auch nur scheinbar besteht, besagt für sich noch nichts für das Vorhandensein einer impressionistischen Grundanschauung und auch Musik, will sie mehr sein als ungebundene Nachahmung von Naturgeräuschen — ist so fest in ihren, ich möchte sagen aprioristischen melodischen, harmonischen und akustischen Gesetzen gebunden, daß eine impressionistische Grundanschauung sich ihrer niemals als eines adäquaten Ausdrucksmittels wird bedienen können und ich fürchte sehr, daß die meisten Kritiker, die von impressionistischer Musik geredet haben, sich entweder über den Begriff des Beiwortes oder wie leider so viele unserer Ästhetiker über die inneren Formgesetze der Musik unklar gewesen sind. Wir werden den Begriff also notgedrungen auf Malerei und Plastik einschränken müssen und dürfen ihn in der formal prinzipiell anders gearteten Poesie nur mit Vorsicht anwenden.

Weisbach beschränkt sich aus rein äußeren Gründen auf die Betrachtung der impressionistischen Malerei. Sehr sympathisch berührt es, daß er die Dinge nicht vom Standpunkt eines ausschließlich auf Impressionismus eingeschworenen Widerspruchgeistes, sondern von dem eines empfänglichen Kunstfreundes betrachtet, eines warm und ehrlich begeisterten, die Bedürfnisse seines Publikums geschickt berücksichtigenden Führers durch Europas Sammlungen. Überraschend wird seine Bestimmung des antiken Impressionismus wirken, weshalb ich auf diese Ergebnisse seiner Forschungen ein wenig näher eingehen will. So problematisch auch das meiste in der antiken Malerei sein mag, so läßt sich doch in der schlagenden Realistik, dem Bestreben einzelne Körper oder ganze Menschenmassen in starker Bewegung wiederzugeben, in einer abkürzenden Technik, wie sie sich in dem zweiten der von August Mau aufgestellten Stile der dekorativen pompejanischen Wandmalerei äußern, eine impressionistische Tendenz nicht verkennen. Hierher gehören vor allem die dem ersten vorchristlichen Jahrhundert entstammenden Odysseelandschaften, die den Wandschmuck eines römischen Hauses auf dem Esquilin bildeten und jetzt in der vatikanischen Bibliothek hängen. Das Prinzip einer freieren malerischen Pinselführung, einer ausgesprochenen Valeurmalerei, erhält sich auch während des strengen dritten Stils, um während des vierten nahezu herrschend zu werden. Das tektonisch Mögliche wird hier, wo es den Eindruck beweglicher Leichtigkeit, momentaner Improvisation zu erwecken gilt, unwesentlich. Die Malerei wirft sich auf die Reize der Bewegung Tanzender, auf die Reize schillernder, glänzender, buntfarbiger Oberflächen. Auch in den uns aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert auf ägyptischem Boden erhaltenen Porträts bemerken wir ein Streben nach frappierender Illusion bei einer Technik, die dem Gesamteindruck zuliebe Einzelheiten kühn vernachlässigt.

Neu und der Auffassung Karl Neumanns mit Recht entgegentretend ist auch Weisbachs Interpretation von Rembrandts Impressionismus. Er macht sehr richtig darauf aufmerksam, daß der Bewegung in Rembrandts „Nachtwache" das Hinreißende und Zündende fehlt, daß wir deutlich geschiedene, formal komponierte Gruppen und markante, scharf umrissene Einzelgestalten unterscheiden, die den Eindruck einer bewegten Gesamterscheinung beeinträchtigen. „Nur als Phantasiekunstwerk kann die ‚Nachtwache' in ihrer besonderen Eigentümlichkeit voll gewürdigt

werden." Überhaupt macht ja das Impressionistische als Technik sowohl wie als formales Problem nur einen Teil, und nicht den wesentlichen, von Rembrandts Produktion aus. Wohl gibt auch er, wie Hals, momentan gesehene Porträts, aber der Moment ist nicht wie bei jenem zufällig geschaut, er ist gewählt als ein die ganze Seele blitzartig bis in ihre verborgensten Tiefen erhellender Augenblick (Porträt des Six mit den Handschuhen). Was auch Rembrandt malt, Vorgänge, Porträts, Landschaften, so impressionistisch immer Einzelheiten gehalten sein mögen, sein Zweck bleibt, abgesehen von Studien, die erdichtete, nicht die nur beobachtete Stimmung.

Überhaupt dürfte man nicht zu weit gehen, wenn man sagt, daß das eigentlich Impressionistische dem germanischen, insbesondere dem deutschen Geiste nicht „liegt". Wohl hat es in Deutschland während des neunzehnten Jahrhunderts an Nachahmern französischer Manier, ehrlichen (Uhde) und unehrlichen, nicht gefehlt, wohl lassen sich schon früh energische Schritte zu impressionistischer Darstellung feststellen beim jungen Menzel und namentlich bei Karl Blechen, wohl finden wir bei Marées, noch mehr bei Liebermann impressionistische Züge, aber das Problem als solches hat doch bei uns nie recht Fuß fassen können. Es fehlt dem Deutschen im allgemeinen die Schätzung des Animalischen und der Oberfläche. Er ist viel zu geneigt, auf die „Seele" der Dinge zu gehen, ihren Kern, ihr innerstes Wesen zu erfassen, viel zu begabt, sein Selbst in die Landschaft hinauszuträumen, zu fernen Weiten, über Wiesen hin oder in das Dämmer des Waldes, als daß er im Impressionismus Genüge finden könnte. Und daher kommt es, daß unter den vielen bedeutenden und großen Malern, die wir im vergangenen Jahrhundert gehabt haben, kein einziger ist, der als reiner und bedeutender Impressionist anzusprechen wäre, kein einziger, der den Impressionismus nach irgendeiner neuen Seite hin ausgeprägt hätte. Auch Liebermann und Slevogt, den Weisbach nicht mehr in die Betrachtung hineinzieht, können nicht als Beispiele dagegen angeführt werden. Liebermann strebt in seinen reifsten und schönsten Schöpfungen, den Reiterbildern am Strande, ganz deutlich anderen Zielen zu, die man dekorative nennen könnte, wenn das Wort nicht häufig mißbraucht und bereits ganz undeutlich geworden wäre. Es sind ruckartig erfaßte Bewegungskomplexe, die zu einer lyrischen (doch nicht literarischen) Stimmung austönen. Und was bei Slevogt impressionistisch genannt werden könnte, seine Freude an starker Bewegung und am schnellen Improvisieren, erschöpft doch das Wesen dieses reichen Geistes in keiner Weise, allerhöchstens könnte man sagen, er stellt seine impressionistische Begabung in den Dienst seines schier unerschöpflichen Erzählungs-, Gestaltungs- und Beobachtungstalents.

Überhaupt betrachtet ja die jüngste Künstlergeneration den Impressionismus als eine Richtung von gestern. Die Natur, so wie sie ist, genügt ihnen nicht mehr, sie wollen wieder sich selbst ausdrücken, Stimmungen geben, oder streben dekorativen Zielen zu, eine Tendenz, die sich schon bei van Gogh und Cézanne ankündigte. Aber gerade weil wir hier eine in gewisser Weise abgeschlossene, darum gut übersehbare Entwicklung vor uns haben, kann uns das Weisbachsche Buch von Nutzen sein, und an der Hand der vielen vortrefflichen Abbildungen unsere Kenntnisse vertiefen und unser Interesse vielfältig anregen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Es ist unter dem Paket Lyrik, das ich anzeigen soll, wenig Bemerkenswertes; einige Bücher scheiden aus als gänzlich unbrauchbar. Sie sind nicht da für eine ernsthafte Kritik; der Druck gibt ihnen noch keine Berechtigung.

Josepha Metz veröffentlichte **„Neue Gedichte"**. Man erkennt aus ihnen wenigstens ein ernstes, treues Streben und Talent. Besonders die Landschaftsbilder bergen mancherlei, was den Leser aufhorchen läßt. Die Dichterin liebt den Herbst und seine klaren Träume, seine Wehmut und Erfüllung. Sie zeichnet mitunter deutlich und umrißrein. Auch zu gestalten versucht sie, wenngleich die Kräfte hier gelegentlich zu versagen scheinen. Die Kindergedichte konnten mir weniger behagen. Ich glaube, Josepha Metz wird noch mancherlei Erfreuliches bescheren; nichts Großes und Neues, aber Schlichtes und Inniges, wie es ihrer Gabe angemessen ist. Das Buch (Verlag Neues Leben, Berlin) ist einfach, geschmackvoll ausgestattet; es erweckt Hoffnung auf Erfüllungen.

Auch die **„Gedichte"** von **Margarete Windthorst** (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Leipzig) verdienen Beachtung. Der Band ist recht umfangreich, ein wenig überschwenglich. Aber manches sanfte Lied gleitet vorüber mit einschmeichelndem Klange. „Abendfrieden", „Dämmerstunde", „Erste Liebe", „Schwesterlein, komm!", „Abend in der Bergschlucht", „In ein Stammbuch", „Idyll", „Abend am Kamin", „Auch das ist Wintertag", „Wanderers Weihnacht" gehören zu den besten Gedichten des Buches und gleichen den stillen, bescheidenen Wegeblumen, auf denen gern des Wanderers Auge rastet. Wenn Margarete Windthorst mehr Plastik, mehr innerliche Kraft entwickelte, könnte sie eine reifere Künstlerin werden. Die größeren Stücke sind zu breit, zu gestaltlos; aber die gedanklichen („Terzinen über das Leben") wissen zu fesseln und beweisen wenigstens, daß die Verfasserin über das Idylle, Liedhafte hinausstrebt. Hier ist der Weg, den sie verfolgen muß. Die Zukunft wird dartun, ob die sympathische Dichterin ihre Erstlingsgabe als Einleitung oder Vollendung betrachtet. Ich hoffe, sie bald auf jener höheren Stufe zu sehen, die ihr durch Ernst und Fleiß gewiß beschieden sein wird.

„Am Tor des Abends" betitelt sich ein Liederheft von **Theodor Zlocisti** (Jüdischer Verlag, Berlin W. 15). Ich erwähne es nur darum, weil hier das Judentum rein und ehrlich hervortritt, nicht verbrämt mit Deutschtümelei und christlichen Allüren. Die Gedichte selbst verraten mehr Wollen als Vollbringen und einen — wenn auch nicht gerade abschreckenden — Dilettantismus, der weiteres Eingehen unnötig macht.

Die sozialistischen Verse **„Empor"** von **Karl Frohme** (Hamburg, Auer u. Co.) erzählen viel von Sieg, Menschlichkeit, Befreiung. Immerhin meiden sie allzu tendenziöses Geschrei und wirken in keiner Weise abstoßend oder brutal. Auch schlichte Lieder, sinnige Betrachtungen sind eingeflochten, — alles gut gemeint, aber künstlerisch wertlos.

Und nun wird Licht! Das **„Hellenische Dichterbuch"** von **Siegfried Mekler** (Veit u. Co., Leipzig) ist ein Begleiter durchs Leben. Die Mannigfaltigkeit, die nicht nur historische Schönheit der Sprüche und Lieder entzückt immer aufs neue. Leider ist die Übersetzung nicht immer glatt und flüssig; manch un-

geschickte Wendung stört den Genuß der Lektüre. Die philosophischen Fragmente haben in Diels und Nestle würdigere Interpreten gefunden. Aus der Fülle überraschender Schönheiten mag wenigstens einiges angeführt werden, was auch heute noch gilt und glänzt; kurze Sentenzen voll Ironie oder tröstender Wahrheiten:

Des Mannes höchster Schatz ein Weib, das mit ihm fühlt. (Euripides.)

Sterbliche sind nur Bälge, gefüllt mit nichtigem Dünkel. (Epikur.)

Du bist Philosoph? Ich danke. Die Philosophen sind,
Soviel ich weiß, in ihren Reden grundgescheit,
Doch wie es gilt, zu handeln, voller Unvernunft. (Anaxippes.)

Was für ein glückliches Volk doch die Zikaden sind!
Sie haben Weibchen ohne jedes Sprachorgan. (Xenarchos.)

Der Gedanke bedeutet soviel wie die Tat. (Aristophanes.)

Gott faßbar? — Nein! Gesetzt, er wär' es, wär' er Gott? (Unbekannter Dichter.)

A. Er hat ja geheiratet. —
B. Was du sagst! Geheiratet!
Nicht möglich! Sah ich ihn nicht noch jüngst gesund und frisch
Spazieren gehn? (Antiphanes.)

Betrachte nun auch andre Satzungen; du wirst
Soviel ersehn: Kein allgemeines Gutes gibt's
Nach Böses, sondern eines und dasselbe schuf
Jeweils die Zeit in Gutes und in Böses um. (Unbekannter Dichter).

Robert de Montesquious historische Sonette **„Rote Perlen"** haben in Franziska Steinitz eine ausgezeichnete Nachdichterin gefunden; die Übertragungen lesen sich gelegentlich wie Originale. Diese Bilder aus Versailles sind vornehm, etwas kühl, aber ihr Wert liegt gerade darin beschlossen. Wie Marmorstatuen in Taxushecken glänzen und winken sie und zaubern Lust und Tod vor unsern Augen. Der Xenienverlag in Leipzig hat für eine vornehme Ausstattung Sorge getragen und damit Dichter und Übersetzerin nach Verdienst geehrt.

Zum Schluß will ich ein Buch loben, das mir in mancher Beziehung bedeutend und wichtig erscheint. **Alfons Paquet** gab neun umfangreiche Gedichte unter dem Titel **„Held Namenlos"** heraus (Eugen Diederichs, Jena). Es ist nicht schwer, an Walt Whitman zu erinnern, auch an Verhaeren. Breit ausladende Verse, rhythmische Prosa wechseln ab und geben äußerlich schon Hinweise auf die beiden Vorbilder. Aber Paquet bleibt dennoch selbständig. Er ist ruhiger, sachlicher, ihm fehlt das mitreißende Pathos. Auch er sucht das, was man ja wohl heute kosmische Dichtung nennt. Es gehört innere Kraft und Wucht dazu, den Leser immer wach und eifrig zu halten, nicht in poetisierte Reiseschilderung zu münden. Einzig Verhaeren ist es bis jetzt gelungen; Paquet ist freilich der Gefahr nicht völlig entgangen. Trotzdem aber ist sein Buch neu, merkwürdig und fesselnd; es berührt den Geist mehr als das Herz. Doch niemals hat man das Gefühl des Gewollten, Absichtlichen; dieses Buch entspricht des Dichters Wesen und ist wahr und echt. Oft nimmt man es zur Hand, das so köstlich gedruckt wurde, und legt es niemals wieder fort ohne Gewinn und Nachdenken.

Ernst Ludwig Schellenberg-Weimar

Justiz und Verwaltung

Strafkammern für Handelssachen! Beim Landgericht I in Berlin sind jetzt in kurzer Folge vor verschiedenen Strafkammern Strafsachen gegen die sogenannten Bucketshops (d. h. Animierbankiers) zur Verhandlung gekommen. Die Zeitungen berichten, daß jedesmal im Beginn der Verhandlung viel Zeit dadurch verloren gegangen sei, daß sich der Bankfachverständige vor dem Gericht ausführlich über das Wesen der Prämiengeschäfte, Stellagen, „In sich"-Geschäfte und was sonst noch zum Betriebe eines richtigen Bucketshop gehört, verbreiten mußte.

Es ist natürlich nicht zu verlangen, daß jeder Richter mit dieser fern liegenden, mehr banktechnischen als juristischen Materie vertraut sei. Aber es drängt sich der Gedanke auf, ob nicht dadurch Arbeitszeit gespart und ein besonders sachverständiges Richterpersonal erzielt werden könnte, daß nach dem Vorbilde der Kammern für Handelssachen und ebenso der Zivilkammern, denen ausschließlich Patentsachen, Ehesachen, Streitigkeiten über unlauteren Wettbewerb usw. überwiesen sind,

auch besondere Strafkammern geschaffen werden, denen alle die Strafsachen zugeteilt werden, welche das Handelsstrafrecht betreffen. Ich denke hierbei besonders an Zuwiderhandlungen gegen die Strafbestimmungen des Aktienrechts, Konkursrechts, des Börsen- und Depotgesetzes, sowie an alle die Fälle von Betrug, Untreue, Unterschlagung, welche besonders banktechnische oder sonst kaufmännische Kenntnisse voraussetzen.

Die Staatsanwaltschaft hat ein Bedürfnis nach solcher Spezialisierung bereits anerkannt, indem sie seit langem besondere Preßdezernenten an den größeren Landgerichten hat und neuerlich beim Landgericht I Berlin besondere Dezernenten für die Bucketshopsachen geschaffen hat.

Eine Zuteilung aller Handelsstraffachen an eine oder mehrere bestimmte Kammern ließe sich mühelos zum Beginn eines neuen Geschäftsjahres durchführen, für welchen Zeitpunkt nach §§ 62, 63 G. V. G. das Präsidium des Landgerichts die Geschäfte auf die Dauer des neuen Geschäftsjahres unter die Kammern derselben Art verteilt.

Daß für die Bildung solcher Spezialkammern nur an ganz wenigen und zwar den größten Landgerichten ein Bedürfnis sein wird, ist selbstverständlich, an diesen aber würde mit Schaffung solcher Kammern ein Spezialistentum großgezogen, wie es in seiner Sachkenntnis nach jeder Richtung hin nur wünschenswert wäre.

Landrichter Dr. Sontag-Berlin

Gefängnisse im freien Moor. Von außerordentlicher Bedeutung für die Durchführung der gewaltigen Kulturarbeiten, die auf den weiten Heide- und Moorflächen in unserem deutschen Vaterlande der Lösung harren, ist die Beschaffung ausreichender Arbeitskräfte. Hier setzen die Bestrebungen ein, die Gefängnisse — natürlich nur cum grano salis genommen — zum Teil aus den Mauern der Stadt ins freie Moor hinauszulegen. Es handelt sich darum, die unsozialen Elemente, selbstverständlich mit Auswahl, in den Dienst einer großen sozialen Aufgabe zu stellen, wie sie in der Ödlandkultur vor uns liegt. Der Staat hat ein wesentliches Interesse daran, die kleine und mittlere bäuerliche Bevölkerung zu mehren, namentlich für die Kinder derselben neue Siedlungen zu schaffen, damit diese ihrem Stande und dem Lande erhalten bleiben können. Man könnte es fast eine ausgleichende Gerechtigkeit nennen, wenn die Arbeitskraft derjenigen, die die Rechtsordnung durchbrochen haben und zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wurden, verwendet wird, um Herdfeuer und Arbeitsstätte zu schaffen für solche Staatsbürger, die wie der Bauer den Bestand des Staates festigen und sichern.

Die Zahl der Gefangenen, die aus Strafanstalten und Gefängnissen der preußischen Verwaltung des Innern mit Landeskulturarbeiten überhaupt beschäftigt sind, betrug am 1. Januar d. J. nahezu vierzehnhundert Mann. Es handelte sich dabei einmal um Moorkulturarbeiten und zwar in Ostpreußen, Hannover, Schleswig-Holstein, sowie in der Rheinprovinz; außerdem um Dünenbefestigungen auf der Kurischen und Frischen Nehrung und der Halbinsel Hela, um Flußregulierungen in den Provinzen Schlesien, Sachsen und Hannover, endlich noch um Weinbergsanlagen an der Mosel und der Nahe. Bei der eigentlichen Moorkultur waren vierhundertfünfundvierzig Gefangene, darunter dreihundertfünfundsechzig Zuchthäusler und achtzig Gefängnisgefangene beschäftigt. Wie aus den Jahresberichten der einzelnen Anstalten hervorgeht, stößt die Verwendung der Gefängnisgefangenen auf keine Schwierigkeit. Obgleich die Insassen der Gefängnisse nach dem Gesetz ihre Zustimmung geben müssen, kommen Weigerungen so gut wie garnicht vor. Sie führen sich gut, sind fleißig und billig, Ablösungen wegen schlechter Führung sind selten. Ohne Murren haben sie Sommerhitze und Winterkälte ertragen. Sie kehren körperlich und geistig gekräftigt in die Freiheit zurück. Auch die Ärzte betonen in ihren Sonderberichten immer wieder, wie zuträglich in gesundheitlicher Beziehung diese Außenarbeit der Gefangenen ist.

Seit 1897 hat die preußische Gefängnisverwaltung im Einvernehmen mit der landwirtschaftlichen Verwaltung die Aufgabe, planmäßig Ödlandarbeiten durch Strafgefangene auszuführen, in Angriff genommen. Es handelt sich vor allem um die Kultivierung und Besiedlung des Bargstedter und Reit-

moores im Kreise Rendsburg in Schleswig-Holstein, sowie des Plattevenns im Kreise Monjoie im Regierungsbezirk Aachen.

Das Bargstedter Moor umfaßt 210 Hektar. Auf dem nördlichen Teil des Bargstedter Moores waren vor der Überweisung an die Gefängnisverwaltung geringe Kulturversuche vorgenommen worden. Im Jahre 1899 begann die Gefängnisverwaltung zunächst mit dreißig Gefangenen die Arbeit. Vorgesehen sind sieben Kolonistenstellen, einfache Kolonate von 18 Hektar, Doppelkolonate von 20 bis 26 Hektar und eine Großbauernstelle von 87 Hektar. Vergeben sind sechs Kolonate; ein Kolonat wird zur Unterbringung der Gefangenen benutzt. Die Kolonie zählt neununddreißig Einwohner. Der Viehbestand der Kolonisten umfaßt zwölf Pferde, vierundzwanzig Kühe und Ochsen, fünfzig Stück Jungvieh und vierundachtzig Schweine. Die Gebäudekosten betrugen je nach der Größe 7000 bis 14000 Mark. Für Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Großbauernstelle wurden 23000 Mark aufgewendet. Es dürfte hier der erste Versuch vorliegen, eine Großbauernstelle auf Hochmoor zu errichten, um darauf Weidewirtschaft in größerem Umfange zu betreiben. Der Besitzer dieser Stelle hat über den Eingang seiner Haustür das Wort gesetzt: Ich habe es gewagt. Daß dies Wagnis gelingen wird, scheint heute schon sein Stall voll prächtigen Rindviehs zu beweisen, das dem Marschvieh nicht nachsteht.

Das Reitmoor südlicher Teil umfaßt 457 Hektar. Auch hier sind Kolonate verschiedener Größe vorgesehen. Bis jetzt sind fünf Stellen überwiesen. Die Nachfrage nach Stellen war so groß, daß nicht alle Bewerber befriedigt werden konnten. Die Zahl der Bewohner beträgt einunddreißig Personen. Der Viehstand weist elf Pferde, neunundzwanzig Kühe, sieben Stück Jungvieh und neundneunzig Schweine auf. Für sieben Siedlungen sind bis jetzt Gebäude errichtet; zwei davon dienen einstweilen noch der Unterbringung von Gefangenen. Die Ernteerträge stellten sich für das Hektar bei Kartoffeln auf 90 bis 105, bei Hafer auf 18 bis 22, bei Roggen auf 15 bis 21, bei Heu auf durchschnittlich 58 Doppelzentner.

Das Plattevenn erhebt sich 650 Meter über dem Meeresspiegel. Es umfaßt 69 Hektar Ödland und wurde im Jahre 1899 von der Gefängnisverwaltung erworben. Es sind sechs Kolonate gebildet von je 10 bis 14 Hektar. Die Kolonisten kommen den Berichten zufolge gut voran; der erste Kolonist z. B. besaß beim Anzuge zehn Stück Rindvieh und zwei Schweine; er hat jetzt zwanzig Stück Rindvieh, zwölf Schweine und ein Pferd. Das Land wird vorzugsweise als Viehweide benutzt; der Heuertrag hat 40 Doppelzentner für das Hektar ergeben. Die Versicherungssumme für Mobiliar, Vieh, Futtervorräte beträgt rund 10600 Mark. Beim Anzuge bezahlte er 6 Mark Steuern, jetzt 21 Mark, die wegen großer Kinderzahl auf 6 Mark ermäßigt sind. Die anderen Kolonisten befinden sich in annähernd gleicher Lage. Die Kulturen sind für die Umgegend vorbildlich geworden, zahlreiche Landwirte setzen ihre bis dahin wertlosen Vennländereien in gleiche Kultur.

Die Gefangenenarbeit auf Heide und Moor bedeutet nicht nur einen kulturellen Segen in der Schaffung von Neuland. Sie ist ihrer ganzen Natur nach dazu angetan, den Gefangenen draußen im freien Felde bei schwerer Arbeit inneren Halt, frischen Mut und neue Schaffensfreude wiedergewinnen zu lassen, wenn überhaupt noch Keime für ein neues Leben in ihm schlummern. Der Leiter einer Gefangenenabteilung auf dem Moore berichtete, daß ihm häufiger Äußerungen zu Ohren gekommen seien, aus denen hervorgeht, daß die Gefangenen mit dieser Arbeit, die neue Kulturwerte schafft, ihr Unrecht glauben sühnen zu können. In dem Schreibheft eines „Moorgefangenen" wurde ein Gedicht gefunden, das mit den Worten schloß:

„Denn wo heute oft verdrossen
Wir auf kahlen Fluren stehn,
Werden goldne Saaten sprossen
Und zufriedene Menschen gehn.
Nun, so laßt uns freudig bauen,
Fällt's auch schwer, verzaget nicht.
Schmückt im Königsdienst die Auen,
Wachst empor an Eurer Pflicht."

Dr. Maaß-Zehlendorf

Volkswirtschaft

Die Reichsregierung und die Trusts. Im Herbst 1895 veröffentlichte Theodor Duimchen

in den Grenzboten eine Reihe gegen das Weltmonopol Rockefellers und die Allmacht der Trusts gerichteter Artikel, um die Reichsregierung zum Kampf gegen die das Wirtschaftsleben bedrohende Gefahr der Vertrustung anzufeuern*).

Duimchen, der, bevor er sich der Schriftstellerei zuwandte, als Petroleumimporteur und Großkaufmann jahrzehntelang im praktischen Leben gestanden hat, schildert in seinen Ausführungen die Entstehung und Begründung des Petroleumtrusts durch den ebenso frommen wie skrupellosen ehemaligen Krämer von Cleveland, John D. Rockefeller, um im Anschluß daran mit verschiedenen Märchen der Volkswirtschaft aufzuräumen. Zunächst mit dem Axiom, daß die freie Konkurrenz der Grundpfeiler aller Wirtschaft sei. Seitdem Rockefeller und Genossen auf dem Plan erschienen sind, seitdem die Trusts große Wirtschaftsgebiete an sich gerissen haben, ist die freie Konkurrenz ein heiterer Unsinn geworden. Wir können aus Duimchens Darlegungen außerdem lernen, daß die Trusts keineswegs notwendige Wirtschaftsgebilde sind, die organisch aus dem kapitalistischen Wirtschaftsbetrieb herauswachsen, wie die Aktien- und freien Handelsgesellschaften, sondern daß sie lediglich als Gründungen eines modernen Raubrittertums in Betracht kommen. Es sind Gebilde, die sich auf Korruption aufbauen und Korruption verbreiten und die einen verhängnisvollen Einfluß auf unsere sozialen, wirtschaftlichen und politischen Zustände ausüben können, sollte ihre Macht nicht noch in letzter Stunde durch einen staatlichen Eingriff in ihre sogenannte Rechtssphäre gebrochen werden.

Der Petroleumtrust Rockefellers ist ein Schulfall. John D. Rockefeller, ein Mensch ohne höheren Schwung der Seele, der am Anfang seiner Karriere keinen „blutigen Cent" — wie man drüben so schön poetisch sagt — besitzt, arbeitet wie alle Leute seines Schlages zunächst in Krämergeschäften, bis er eines Tages die Entdeckung macht, daß sich mit dem Gelde anderer erst recht Geld verdienen läßt. Der Petroleumhandel hat es ihm angetan; es schien ihm eine höchst lukrative Sache, sich die Raffineure und Ollandbesitzer tributpflichtig zu machen, koste es auch, was es wolle — nämlich das Geld, die Existenz und das Leben der anderen.

Und nun begann ein Raubzug, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat, der nicht mit Spieß und Schwert, noch mit Kanonen und Maschinengewehren geführt wurde, sondern mit den Waffen der Lüge, des Verrates und der Gaunerei. Er bringt es durch listige Verträge fertig, daß ohne seinen Willen kein Barrel Petroleum mehr aus dem Ölgebiet exportiert werden kann. Nach und nach setzt er sich in den Besitz aller Betriebs- und Verkehrsmittel. Den Ölquellenbesitzern überläßt er als geriebener Geschäftsmann zunächst ihr Eigentum, damit er nach Gutdünken den Einkaufspreis des Petroleums bestimmen kann. Wie ein Keil schiebt er sich zwischen Produzenten und Konsumenten. Beiden diktiert er seine Bedingungen, dem einen die Verkaufs-, dem anderen die Einkaufspreise. Die Kontrolle über die gesamte amerikanische Petroleumproduktion befindet sich in seinen Händen; anderseits leistet ihm der kleinste Krämer des Erdenrunds Vasallendienste. „Ein Bauernfänger hat es dahin gebracht, daß ihm, dem einzelnen Menschen, seine Zeitgenossen eine Milliarde haben zahlen müssen, eine Milliarde, der keine Leistung gegenübersteht: man verdankt ihm keine technischen Fortschritte, sondern er hat sie mißbraucht, er hat die Menschen um nichts bereichert, um keinen Besitz, um keinen einzigen Gedanken."

So standen die Dinge, als Duimchen seine erste fulminante Anklageschrift gegen Rockefeller schleuderte. Inzwischen ist der Petroleumhandel längst zu einem Weltmonopol

*) Grenzboten, Jahrg. 54, 1895: „Das Petroleum": 1. Die Karolinger und neuere Gauner, Heft 46. 2. Wie das Königreich entstand, Heft 47. 3. Legitimes Geschäft und Spekulation, Heft 50. 4. Die Eroberung Europas, Heft 51. 5. Internationale Kleptokratie oder Volkskönigtum?, Heft 52. Diese Hefte sind einzeln für 1 M., zusammen für 3 M. erhältlich. Duimchen hat seine Aufsatzreihe zu einem Buche, das in zweiter Auflage unter dem Titel „Monarchen und Mammonarchen" erschienen ist, vereinigt. Freier Literarischer Verlag, Berlin-Tempelhof. Brosch. 3,50 M., geb. 4,50 M.

der Standard-Oil-Co. geworden. Erst spät, aber noch nicht zu spät ist die Regierung mit einer Denkschrift, die nichts geringeres als die Begründung einer unter Aufsicht des Reichs stehenden Aktiengesellschaft zum Vertrieb von Petroleum bezweckt, an die Öffentlichkeit getreten. Es wäre dies der erste vom Staate unternommene Versuch, den Machtgelüsten der Standard-Oil-Co. durch ein gesetzliches Eingreifen in den Petroleumhandel einen Riegel vorzuschieben und den verderblichen Einfluß der Trusts auf das gesamte Wirtschaftsleben zu brechen. Die offizielle Note über diesen wichtigen Schritt deckt sich in der Hauptsache mit den weiter oben näher bezeichneten Anregungen Duimchens, die dadurch ein hohes aktuelles Interesse gewinnen und bei der bevorstehenden Beratung des Gesetzentwurfs von grundlegender Bedeutung werden könnten.

Um Rockefeller zu berockfellern — so regte Duimchen an — müßte eine Deutsche Petroleumhandlung, vielleicht in der Weise der Preußischen Seehandlung oder der Reichsbank, errichtet werden, die für Rechnung des Reiches oder mindestens unter maßgebender Mitbeteiligung des Reiches das Petroleumgeschäft zu betreiben hätte. In den Geschäftsbereich fiele die Einfuhr von rohem und raffiniertem Petroleum, ferner die Raffinierung inländischen und ausländischen Rohpetroleums in Deutschland, der Bau und die Ausnutzung von Sammeltanks und Röhrenleitungen, von Kesselwaggons usw. Die Deutsche Petroleumhandlung hätte sich zunächst mit den russischen, rumänischen Quellenbesitzern zu verständigen, ferner mit den amerikanischen, soweit sie noch vom Standard unabhängig sind. Die Ölquellenbesitzer und die mit ihnen zusammenhängenden Raffineure — alle Todfeinde der Standard — müßten drüben in Amerika zusammengefaßt, organisiert und in die Hand der Deutschen Petroleumhandlung gebracht werden. Um die Mitte der neunziger Jahre waren nach zuverlässigen Schätzungen noch fünf Achtel bis drei Viertel der Gesamtproduktion völlig „unabhängig". Heute dürfte es kaum noch der vierte Teil sein, aber diese „amerikanische Filiale" der „Deutschen Petroleumhandlung" könnte dennoch den Bedarf in Deutschland in der Hauptsache decken.

Die wenigen noch unabhängigen Gesellschaften Amerikas sind schon deshalb in ihrer Existenz auf das äußerste gefährdet, weil sie über keine eigene Tankflotte verfügen und daher ausschließlich auf den Inlandmarkt angewiesen sind, den die Standard-Oil-Co. „kontrolliert". Ihre Tage dürften, sollte ihnen nicht bald Hilfe von außen kommen, darum bald gezählt sein. Hier könnte das Reich, resp. die zu gründende Aktiengesellschaft den Hebel einsetzen, um Rockefeller aus dem Sattel zu heben. Denn es handelt sich bei dieser Aktion nicht allein um die Beschaffung von billigem Petroleum, sondern erstrecht um einen Kampf gegen die Trusts. In der Denkschrift heißt es allerdings: „Die Standard-Oil-Co. soll keineswegs von der Versorgung des deutschen Marktes ausgeschaltet werden, vielmehr ist von der geschäftskundigen Leitung zu erwarten, daß auch sie unter Verzicht auf ihre bisherige Monopolstellung Öl für den deutschen Markt liefert."

Als ob Rockefeller jemals auf ergaunerte Privilegien und Monopole freiwillig verzichtet hätte! So naiv ist der Mann, der zur Erreichung seines Zieles über ungezählte Leichen gegangen ist, nicht, daß er auf ein liebenswürdiges Zureden der Reichsregierung hin auch nur das geringste Entgegenkommen zeigen würde. Den Petroleumtrust nannte Duimchen einen Schulfall. Man ist in Amerika dabei, alle großen Industrien nach seinem Vorbilde unter einen Hut zu bringen. Und darüber hinaus streckt das vertrustete Kapital seine Arme nach Deutschland aus, um sich seine Bewohner tributpflichtig zu machen Die Aktien der nur noch dem Namen nach deutschen Zigarettenfabriken, befinden sich zum großen Teil in amerikanischen Händen. Der Tabaktrust ist so gut wie abgeschlossen.

Vertrustung heißt Verknechtung. Das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, auf dem unser Wirtschaftssystem beruht, dem wir auf dem Weltmarkt unsere großen Erfolge verdanken, hört auf, sobald die großen Korporationen eine unbedingte, unkontrollierte, völlig willkürliche Macht erlangt haben, immer nur von der einen Erwägung geleitet, wie die Beherrschten gründlich und dauernd ausgebeutet werden können. Duimchen folgert weiter: „Der Staat, die Monarchie oder die Republik,

mindestens aber doch das Königtum germanischer Auffassung, wird zur Farce, zur niederträchtigen Posse, wenn die Freien in ihrer ganzen Existenz der Gnade von Leuten überantwortet und ausgeliefert sind, auf die der König gar keinen Einfluß mehr hat."

Duimchen, der sich in Hamburg als unabhängiger Petroleumimporteur eine glänzende Position geschaffen hatte, ist selbst von der Standard-Oil-Co. ausgehungert worden, seine pessimistische Beurteilung der durch die Trusts geschaffenen Wirtschaftslage mag daher hier und da einer kleinen Korrektur bedürfen, aber in seinen Hauptausführungen hat er recht behalten, ebenso behalten seine positiven Vorschläge und die Mittel, die er im Kampf gegen die Trusts empfiehlt, bleibenden Wert. Was er vor zehn Jahren angeregt hat, nämlich „das gesetzliche Eingreifen in den Petroleumhandel", wird sich hoffentlich unter der Leitung eines tatkräftigen Reichsschatzsekretärs in allernächster Zeit vollziehen.

Johannes Gaulke-Berlin

Erziehungsfragen

Volkserzieher von Dr. J. Ziehen, Quelle u. Meyer, Leipzig 1911; geb. 3,80 M. Die Idee einer Wissenschaft von der Volkserziehung ist ein Lieblingsgedanke Ziehens. Schon mehrfach hat er sich dazu öffentlich geäußert, und auch das vorliegende Buch soll in dieser Richtung anregen. Es soll in die verschiedenen Gebiete der Volkserziehung einführen, und zwar glaubt der Verfasser diesen Zweck am besten durch Lebensbeschreibungen großer Volkserzieher erreichen zu können. Er führt den Leser also durch die Weltgeschichte und macht überall da Halt, wo ihm ein volkspädagogisches Prinzip ganz besonders anschaulich in einer Person verkörpert zu sein scheint. Kaiser, Staatsmänner, Gelehrte, Geistliche, Männer der sozialen Arbeit, oft durch Zeit und Anschauung weit voneinander getrennt, rücken unter diesem Gesichtspunkte in eine Linie der Betrachtung, und mancher Stern, der in der politischen Geschichtsschreibung seinerzeit neben den helleren Sonnen verblassen mußte, leuchtet hier in mildem und wärmendem Glanze, z. B. Adamantios Korais, Ignaz H. von Wessenberg, Oberlin und andere. Allerdings würde die Lektüre des Buches noch belehrender und genußreicher sein, wenn der Stil weniger gelehrtenhaft wäre und die Lebensbilder mehr mit dem Auge des Künstlers gesehen wären. Aber auch so ist das Buch geeignet, starke Wirkungen auszulösen, besonders in unseren Tagen, wo die Not der Zeit das Gewissen den Aufgaben der Volkserziehung gegenüber wieder erheblich geschärft hat. Hoffentlich findet es recht viele Leser, und treibt sie nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zur opferfreudigen Mitarbeit an der Lösung dieser Lebensfragen unserer Nation.

Dr. Eduard Havenstein-Lübben

Tagesfragen

Literarische Halbwelt. Ihre Heimat ist Wien. Nicht das Wien der „schönen blauen Donau", der süßen Mädels und des Stephandoms, sondern jene vom lokalen Hintergrunde losgelöste wunderliche Kulturzentrale, die den Austausch von Waren zwischen den Hinterländern der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem westlichen Europa vermittelt. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß hier die Tore Asiens sich öffnen. Alles, was aus der großen Kulturfremdheit und unbeherrschten Grenzenlosigkeit des Ostens kommt und nach Westen hindrängt, alles, was diese schier unerschöpfliche Pandorabüchse herzugeben hat, prallt hier zum ersten Male mit der Abgeschliffenheit und dem urbanen Geschmack eines ausgesprochen europäischen Empfindens zusammen. Hier vertauschen die „zugereisten" Panduren, Kroaten, Serben, Montenegriner und Galizier ihr mehr oder weniger schmieriges Kostüm zum ersten Male mit dem Kleide, das Europens übertünchte Höflichkeit vorschreibt. Hier wird mit dem Rocke meist auch die Religion und der kompromittierende Name abgelegt. Hier ist die Fixigkeit im Erraffen kleiner Kulturzipfel Trumpf. Und hier herrscht von Anfang bis zu Ende jenes beneidenswerte Anpassungs- und Einfühlungsvermögen, das nur im Heute lebt und alles, was noch gestern und vorgestern gewesen, wie einen bösen Traum von sich abschüttelt.

Das geistige Parvenütum, das sich von Wien aus wie ein schmutziger Strom über die deutschen Hauptstädte, insbesondere über Berlin und München ergossen hat, hat

uns denn auch jene literarische Halbwelt zugeführt, von der in diesem Zusammenhange geredet werden soll. Der Begriff des „Literaten" hat angesichts dieser immer aufdringlicher werdenden Erscheinung allmählich einen stark anrüchigen Charakter bekommen. Ja, man kann beinahe sagen, daß er sich schon heute zu einer ernsthaften Gefahr für unser künstlerisches Nationalbewußtsein ausgewachsen hat. Das literarische Berlin der Gegenwart ist von einer unübersehbaren Schar mehr oder weniger echter „Österreicher" — sie hören allerdings zum Teil auf sehr klangvolle deutsche Namen — überflutet, die es alle für erforderlich halten, in ihrer Weise, unermüdlich und betriebsam, an germanischer Kunst und Kultur mitzuarbeiten. Im Cafehaus sitzen sie und pressen ihrer grotesken geistigen Armut so etwas wie Schmockische Brillanten ab. Sie schreiben in einer Sprache, die nur sie und ihre allernächsten Freunde für deutsch halten. Sie suchen krampfhaft nach dem, was sie ihre „persönliche Note" nennen und was sie von anderen ihresgleichen unterscheiden soll. Sie saugen sich an den erstbesten „gut eingeführten" literarischen Namen fest, in der stillen Hoffnung, daß der Messias sie vielleicht doch noch einmal an seinen Rockschößen mit zur Unsterblichkeit emportragen wird. Sie unterstützen, nach Maßgabe ihrer bescheidenen Kräfte, alles, was ungesund ist und verschnörkelt und konstruiert und verbildet. Sie sind jede Minute bereit, dem ersten snobistischen Unsinn, den unsere verfahrene Zeit als neueste Parole ausgibt, als begeisterte Fahnenträger zu dienen. Sie nehmen sich selbst und ihr kleines menschliches Ich ungeheuer wichtig. Sie machen Unbefangene glauben, daß sie tief sind wie Zarathustra und unerschöpflich wie der Stille Ozean. Aber in Wirklichkeit beschränken sie ihre Sucht nach Persönlichkeitswerten meistens auf den bescheidenen Ehrgeiz, sich im Laufe des Jahres nur etwa zweimal die Haare schneiden zu lassen.

Da sie fast nie ein eigenes Gesicht haben und in besseren Stunden wohl auch die komische Bedeutungslosigkeit ihrer Figürchen herausfühlen, ziehen sie ein Auftreten in Rudeln der selbstgewählten splendid isolation vor. Sie sammeln sich in Cliquen und Grüppchen und treten, um besser wirken zu können, nur noch geschlossen auf den Plan. Sie gründen Zeitschriften, die fast gänzlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheinen. Nur der Kenner wird die verschiedenen Schattierungen dieser Blätter, die alle paar Monate eingehen, um dann in ähnlicher Gestalt wieder aufzuleben, auseinanderhalten können. Genug, daß jedes eine ganz bestimmte Literatenclique repräsentiert, die alle Tage ihren Stammtisch im Cafehaus bezieht und von hier aus ihre vergifteten Pfeile auf wirkliche oder vermeintliche Gegner entsendet. Da wird dann der Theater- und Künstlerklatsch geschäftig kolportiert. Da wird mit einer feierlichen Umständlichkeit, als ginge es um Haupt- und Staatsaktionen, von ausgeklügelten „Problemen" gehandelt. Und da hebt vor allen Dingen ein Gezänke und Gekeife und ein gegenseitiges Sich-mit-Schmutzbewerfen an, so lachhaft und würdelos, daß Leute von einigem Geschmack sich mit allen Zeichen des Entsetzens davor bekreuzigen.

Denn das ist das Widerwärtigste an der ganzen Erscheinung: die Bürger dieser literarischen Halbwelt können ohne die Umgangsformen zänkischer alter Weiber nicht leben. Was den in England oder Frankreich reisenden Deutschen so angenehm berührt: das auf gegenseitige Achtung gegründete Kollegenverhältnis zwischen Journalisten und Schriftstellern — an den Tafelrunden unserer Kaffeehaus-Literaten sucht man vergeblich danach. Da ist der eine immer der geschworene Feind des anderen, den zu bekämpfen alle Mittel heran müssen. Ob da mit haarsträubenden Denunziationen gearbeitet wird, ob bei diesem sauberen Geschäft ganze Schmutzkübel ausgeschüttet werden — was tut das zur Sache! Das Entscheidende bleibt, daß man Aufsehen erregt und daß der Vorfall in den Kreisen, die es angeht, eine Weile diskutiert wird. Das Sprichwort von der Krähe, die der anderen die Augen nicht aushackt, behält hier nur zum Teil seine Gültigkeit. Die groteske Beweihräucherung des Cliquegenossen, das Aufblasen lächerlicher Nichtigkeiten zur Größe eines Zeppelinballons, steht dicht neben dem von jeder Scham verlassenen Zu-Tode-Hetzen des Andersgläubigen.

Man könnte dies Schauspiel getrost dem Gelächter preisgeben, wenn dahinter nicht doch ein bitterer Ernst lauerte. Wer einmal in das literarische Berlin von heutzutage hineingesehen hat, in das Berlin, dessen Brennpunkt die Presse und das Theaterleben ist, der wird aus eigener Erfahrung wissen, welchen gefährlichen Umfang die geschilderte Bewegung allmählich angenommen hat. Die in Cliquen verstreute literarische Halbwelt stellt sich der freien Entwicklung unserer künstlerischen Kultur überall hemmend und schädigend in den Weg, verseucht unsere Theater und unsere Zeitungen mit dem schleichenden Gift ihrer ästhetischen Unfruchtbarkeit, und trägt, nehmt alles nur in allem, die Hauptschuld an den unerhörten Unterlassungssünden unserer hauptstädtischen Bühnen. Gerade in Berlin, das sich von jeher allem scheinbar Neuen mit etwas zu bereitwilliger Freudigkeit öffnet, hat die Cliquenwirtschaft mit Leichtigkeit jene heillose Machtstellung erringen können, die sie heute unbestritten besitzt. Mit ihren Sonderinteressen schließt sie einen festen Ring um die oft schlecht beratenen Leiter unserer Theater; mit ihren Phrasen umwedelt sie die Redakteure unserer Zeitungen und schneidet den Betroffenen mit böswilliger Hartnäckigkeit alle Adern ab, die in die Zugluft des Lebens und der künstlerischen Gesundheit zurückführen. So, und nur so, konnte sich das unerfreuliche Bild des künstlerischen Elends ergeben, an dem besonders unser Theaterleben seit Jahr und Tag krankt.

Es werden hier absichtlich keine Namen genannt. Diese Zeilen richten sich gegen ein System, gegen eine Gesamterscheinung, nicht gegen einzelne Personen. Das Individuum ist dabei vollkommen gleichgültig. Gefährlich wird die literarische Halbwelt erst da, wo sie als kompakte Masse in die Erscheinung tritt. Aber diese kompakte Masse eines uns bedrängenden wurzellosen, unfruchtbaren Parvenütums muß denn auch als ernsthafte Gefahr erkannt und respektiert werden. Nur von dieser Erkenntnis aus kann der deutschen künstlerischen Kultur eine gründliche Genesung kommen. Mit dem gemütlichen Unterschätzen

Eine Quelle der Kraft für Alle

die sich matt und elend fühlen, die nervös und energielos sind, deren Schaffenskraft durch geistige oder körperliche Ueberarbeitung herabgesetzt ist, oder denen erschöpfende Krankheiten u. schwere Gemütserregungen die Widerstandsfähigkeit nahmen, ist

SANATOGEN

Sanatogen ist von mehr als 15000 Professoren und Aerzten aller Kulturländer glänzend begutachtet. Die unausgesetzt steigende Nachfrage und zahllose begeisterte Zuschriften beweisen, dass Hunderttausende in Sanatogen die Wiederbelebung ihrer Kräfte und die Stärkung ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit suchen und finden. Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange per Postkarte eine illustrierte Broschüre, die kostenlos versandt wird von Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

und Lächerlichmachen des Gegners ist nichts mehr geholfen. Die Situation ist ernst, verteufelt ernst sogar. Und schließlich lacht bekanntlich am besten, wer zuletzt lacht.

Dr. Arthur Westphal-Berlin

Glossen

Aus unserem Leserkreis wird uns im Anschluß an die Glosse „Zwei Beispiele zur Erläuterungssucht" mitgeteilt, daß Zelter wohl keinen Scherz im Sinne des Verfassers C. N. gemacht haben dürfte, wenn er das Landgut des Ministers Schuckmann an der Unterspree als „Sandschlecht" bezeichnete. In der Provinz Brandenburg nennt man nämlich eine völlig ertragloſe, von tiefem Sande (Düne von alters her) durchſetzte Strecke eine „Schlechte". Solche „Schlechten" finden ſich z. B. im Kreiſe Oſt-Sternberg und im Kreiſe Züllichau bei Kay, in der Nähe des Schlachtfeldes vom 23. Juli 1759. Die Bezeichnung „Schlechte" dürfte Zelter als geborenem Märker bekannt geweſen ſein.

Die Schriftlg.

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 86/87.

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, gekörnter Bezug, Schrift in Goldpreſſung. M. 1.75.
Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Preſſung in Schwarz mit Gold. M. 1.—.

Einen Proſpekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebſt Beſtellſchein ſendet auf Wunſch der Verlag.

Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35a
Verlag der Grenzboten, G. m. b. H.

Griechiſch-orthodoxe und römiſch-katholiſche Kirche

Von Prof. Dr. Auguſt Heiſenberg-München

Die Darlegungen des Herrn Profeſſor Heiſenberg führen uns an den Rand der Kluft, die den europäiſchen Oſten von ſeinem Weſten trennt und zeigen uns den tiefſten Grund für die eigenartige Stellung, die das ruſſiſche Kaiſerreich, trotz ſeiner äußerlichen Europäiſierung zwiſchen Europa und Aſien in politiſcher Hinſicht einnehmen kann. Die Ausführungen ergänzen daher den Eſſay von M. Goldſtein „Die Welt als Aſien und Europa“ in Heft 32. Aber ſie berühren auch ganz unmittelbar die Fragen, um die gegenwärtig auf dem Balkan gerungen wird (vgl. meine Ausführungen in Heft 44 S. 239). Das hier behandelte Problem iſt von bedeutendem Einfluß auf die Beziehungen der ſlawiſchen Völker zueinander; es bildet einſtweilen ein ſchier unüberſteigbares Hindernis für die von den Germanophoben angeſtrebte lateiniſch-ſlawiſche Union und drängt die Polen an Öſterreich, ja ſelbſt an Preußen, obwohl ſie vor hundert Jahren das Jagelloniſche Reich unter Kaiſer Alexander dem Erſten wieder errichten konnten (ſiehe Th. Schiemann „Geſchichte Rußlands“, Bd. 1, S. 81. Verlag Georg Reimer, Berlin 1904), und auch heute unter ruſſiſcher Oberhoheit eher Ausſicht hätten zu einer gewiſſen Selbſtändigkeit zu gelangen als unter deutſcher Herrſchaft. Auch die jüngſt erfolgte Abtrennung des ſogenannten Cholmer Landes vom Weichſelgebiet bringt die Gegenſätze, die Heiſenberg behandelt, praktiſch zum Ausdruck. G. Cl.

Die von mir gewählte Überſchrift der folgenden Ausführungen ſcheint unendlich weit gefaßt zu ſein. Sie eröffnet den Blick auf zwei religiöſe Gemeinſchaften, die jede in ihrer Art zu den mannigfaltigſten Fragen Anlaß geben, nach ihrer hiſtoriſchen Entſtehung, dogmatiſchen Begründung, ihrer nationalen oder internationalen Beſtimmtheit und Begrenzung, ferner nach den daraus ſich ergebenden Beſonderheiten des kirchlichen Lebens und der praktiſchen Religionsübung. Wenn ich indeſſen die beiden großen Religionsgemeinſchaften nebeneinander geſtellt habe, ſo wollte ich damit andeuten, daß ich ſie gemeinſam betrachten möchte in

ihrem gegenseitigen Verhältnis, in den mannigfaltigen Beziehungen, die sie einst verbanden, dann trennten, und sie heute nur noch in einem höchsten Sinne als Einheit erscheinen lassen. Eben dieser letztere Umstand und das Streben nach wirklicher Einheit ist es ja, das jeden, der religiös empfindet, auf das Tiefste bewegen muß. Denn eine jede Religionsgemeinschaft strebt, so lange noch die Wärme des Glaubens das ganze persönliche Leben zu durchglühen vermag, mit Naturnotwendigkeit dahin, diese beseligende Gewißheit auch andern Menschen zuteil werden zu lassen. Um so größer, sollte man glauben, müßte der Eifer sein, alle zu vereinen, die in den Grundlehren der Religion, in der Anschauung vom Wesen Gottes der gleichen Meinung sind, wenn sie auch in Einzelheiten der Lehre oder der Religionsübung abweichenden Anschauungen huldigen. Und doch stehen wir vor der gewaltigen Tatsache, daß nicht nur die evangelisch-protestantische Kirche ihr Sonderleben führt, daß vielmehr auch — und zwar Jahrhunderte länger — eine bis jetzt unüberschreitbare Kluft zwischen der griechisch-orthodoxen und römisch-katholischen Kirche klafft.

Das scheint auf den ersten Blick schwer begreiflich.

Die Trennung der protestantischen Kirche von der römischen kann man leichter verstehen. Nicht nur die dogmatischen Differenzen in der Lehre von den Gnadenmitteln der Kirche ebensowohl wie in den Grundanschauungen über das Wesen der Kirche und ihre Organisation, über Laienstand und Priestertum sind sehr erheblich. Die protestantische Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben sowie überhaupt das Grundprinzip der evangelischen Freiheit widersprechen so sehr im tiefsten Grunde der Jahrhunderte alten Tradition der katholischen Kirche, daß hier eine Einigung völlig und für immer ausgeschlossen erscheint. Gegen diese trennenden Momente hat sich auch die Tatsache nicht als Heilmittel erwiesen, daß der Riß mitten durch eine ganze Nation, eben die unsrige geht, daß wir namenloses Unheil durch die Trennung über unser Volk heraufbeschworen haben und daß wir sie täglich in den zahllosen Beziehungen des Zusammenlebens, im politischen, geistigen und sozialen Leben auf das schmerzlichste empfinden.

Hierneben erscheint der dogmatische Unterschied zwischen der römischen und der orthodoxen Kirche fast verschwindend klein. Die römische Kirche selbst hat denn auch die östliche Kirche von jeher bis zum vatikanischen Konzil immer nur als getrennte Schwester angesehen, während sie die Protestanten von Anfang an als Häretiker und Abtrünnige brandmarkte. Freilich, seit dem vatikanischen Konzil, liegen die Dinge anders.

Die Dogmen von der unbefleckten Empfängnis und der Unfehlbarkeit des Papstes haben die Trennung der beiden Kirchen unwiderruflich gemacht und geradezu verewigt. Wenn auch die orientalische Kirche als solche niemals für ketzerisch erklärt worden ist, wie die protestantische, so bedeutet diese Unterlassung doch nur eine diplomatische Inkonsequenz. Sie hat freilich die Wirkung gehabt, daß auch auf römischer Seite die Hoffnung, die Orientalen wieder zu gewinnen,

nie ganz aufgegeben worden ist. Haben wir ja doch erst im Jahre 1911 den seltsamen Versuch des sächsischen Prinzen und Kirchenmannes erlebt, die Union zu verwirklichen.

* * *

Bis zum vatikanischen Konzil (8. Dezember 1869 bis 20. Oktober 1870) waren die dogmatischen Differenzen zwischen der östlichen und der westlichen Kirche in der Tat gering. Im dreizehnten und fünfzehnten Jahrhundert war die Polemik freilich heftig; es gibt Streitschriften, in denen den Lateinern seitens der Griechen nicht weniger als sechzig, ja neunzig Verfehlungen vorgeworfen werden; aber auf beiden Seiten beging man unzählige Male den Fehler, das was irgendwo von einzelnen Angehörigen gefehlt wurde, ohne weiteres der gesamten Kirche der Gegner zur Last zu legen.

Die tatsächlichen Differenzen lassen sich auf wenige abweichende Grundanschauungen zurückführen. Hinsichtlich des Glaubens erkennen die Griechen die römische Lehre vom Fegfeuer nicht an; sie geben zu, daß im Hades nicht nur die ewig Verdammten weilen, sondern auch die Seelen derer, die noch zur Erlösung gelangen können, auch glauben sie an eine Wirkung der Gebete für die nur mit läßlichen Sünden behafteten Verstorbenen; allein sie leugnen das purgatorium als besonderen expiatorischen Zustand und als besonderen Ort und erklären mit Recht, daß sie in dieser Beziehung auf den Anschauungen der alten Kirche beharren; denn die Lehre vom Fegfeuer ist in der Tat erst eine Entwicklung des späteren Mittelalters; erst die Dominikaner brachten in Konstantinopel 1252 diese Frage zur Erörterung zwischen den Kirchen und erst seit dem dreizehnten Jahrhundert ist sie zur vollen Ausbildung gekommen. Nun ist nicht zu leugnen, daß die römische Lehre einerseits nur die vollkommen logische Ausbildung aller älteren Anschauungen darstellt, während anderseits das Papsttum und die römische Kirche auf dem Florentiner Konzil von 1439 die griechische Auffassung für zulässig erklärt und als kirchliche Lehre nur die Empfehlung des Gebetes für die Verstorbenen behauptet haben. Aber das alles geschah vor dem Tridentinum (Konzil zu Trient 1545 bis 1563).

Eine viel schwierigere Streitfrage bildete stets der Ausgang des heiligen Geistes. Die Frage führt mitten hinein in die trinitarischen und pneumatologischen Lehren. Sie ist stets Mittelpunkt und Kern aller Differenzen zwischen den beiden Kirchen gewesen und stellte in der Tat das stärkste dogmatische Hindernis ihrer Union dar. Es handelt sich hier um eine theologische Grundfrage.

Die Lehre vom Ausgang des Geistes war der hauptsächlichste Inhalt der weltberühmten Enzyklika des Patriarchen Photios vom Jahre 867, die die bestehende Entfremdung zum ersten Male grell beleuchtete.

Alle die Hunderte und Tausende von Flugschriften und Büchern, die seitdem von Angehörigen der orthodoxen Kirche gegen Rom und für das Dogma vom Ausgang des Geistes aus dem Vater allein geschrieben sind,

beruhen auf Photios' Enzyklika. Photios und mit ihm die griechisch-orthodoxe Kirche lehren noch heute, daß der Geist vom Vater ausgehe, in ihm also den Ursprung seiner Wirksamkeit habe; die römische lehrt das Ausgehen des Geistes vom Vater und dem Sohn, ex patre filioque. Und um dieses Wörtchen filioque sind Ströme Blutes geflossen, haben Tausende freiwillig die Verbannung auf sich genommen! Um dieses Wörtchens willen, das die römische Kirche in ihr Glaubensbekenntnis aufgenommen hat, ist der christliche Orient dem Mohammedanismus und der Türkenherrschaft preisgegeben worden!

* * *

Das ist bis jetzt nahezu die allgemeine Annahme der Kirchen- und Dogmengeschichte. Soll man wirklich in dieser dogmatischen Differenz die letzte Ursache der Trennung der östlichen von der abendländischen Kirche erblicken?

Wie die Gegner Roms die Frage beleuchten, erscheint sie freilich wichtig genug. Die Lehre der Lateiner, sagen sie, nimmt einen zweimaligen Ausgang des Geistes aus der Trinität an, sie löse die Einheit des Gottesbegriffs auf, in dem sie zwei Ursachen in der Trinität annimmt, Vater und Sohn; damit sei die Einheit des Gottesbegriffs zerstört und die Grundlehre des Christentums zum Polytheismus degradiert.

Eine Einigung der kirchlichen Anschauungen ist hier in der Tat vollkommen ausgeschlossen. Auch Prinz Max von Sachsen hat in seiner bekannten Schrift eine Überbrückung dieser Kluft nicht vorzuschlagen gewußt. Aber in einer Beziehung hat er zweifellos recht gehabt: es läßt sich nicht bestreiten, daß das lateinische Dogma nur die Fortentwicklung einer schon bei den Kirchenvätern vorliegenden dogmatischen Anschauung ist. Vater und Sohn sind stets als ein einziges Prinzip des Geistes anerkannt worden. Sie senden auch nach der Lehre der Väter den Geist nicht aus, insofern sie als Vater und Sohn verschieden, sondern insofern sie durchaus als ein einziges Wesen und als eine einzige Kraft wirksam sind. Mit Recht konnte also die römische Kirche darauf hinweisen, daß der Zusatz filioque keine prinzipielle Neuordnung schaffe, sondern nur klarer zum Ausdruck bringe, was alte Kirchenlehre sei, da der Vater den Geist nicht aussende, insofern er Vater, des Sohnes Erzeuger sei, sondern insofern er eine Person der unteilbaren Trinität sei, ebenso wie der Sohn. Anderseits waren die Griechen im Recht mit ihrer Behauptung, der Zusatz stelle formal eine dogmatische Neuerung dar; denn keine der sieben ökumenischen Synoden, deren Entscheidungen von beiden Kirchen als Quelle der Theologie angesehen wurden, hatte den Zusatz jemals kanonisiert, kein Kirchenvater hat diese Lehre jemals aufgestellt oder verteidigt. Die römische Kurie hat vielmehr dem Drängen der spanischen und fränkischen Kirche nachgebend, diese Neuordnung, die noch Leo der Dritte auf das entschiedenste ablehnte, eingeführt.

Die theologische Entwicklung der griechisch-orthodoxen Kirche ist dagegen schon seit dem achten Jahrhundert abgeschlossen gewesen, der große Kirchen-

lehrer Johannes von Damaskus hatte ihrer Theologie die letzte abschließende Formulierung gegeben. Seitdem hat sich das griechische Dogma nicht mehr entwickelt. In der lateinischen, römischen Kirche aber beginnt die große theologische Entwicklung erst seit der Trennung von Konstantinopel; erst die Scholastik hat das theologische System der römischen Kirche ausgebildet, das im Tridentinum für immer festgelegt worden ist. Diese Feststellung erklärt ausreichend, warum seitdem nie eine Einigung mehr erfolgt, vielmehr die Trennung von Jahrhundert zu Jahrhundert größer geworden ist.

* * *

Unter den jetzt gegebenen historischen Voraussetzungen scheint eine Einigung in dem einen dogmatischen Punkte vollständig ausgeschlossen.

Wohl kam formal noch in den Tagen von Johannes Bekkos eine Union zustande: 1274 wurde sie auf dem Konzil von Lyon durch die Abgesandten des Kaisers Michael dem Achten Palaiologos beschworen. Aber von welchem Geiste derartige Abmachungen eingegeben und getragen waren, lehren die Werke des Führers jener Gesandtschaft, des Georgios Akropolites. „Höret mich an!" ruft er in einer seiner Schriften den Lateinern zu, „Warum streiten wir um theologische Fragen? Warum erkennen wir uns nicht einfach als Menschen an, sondern bilden uns ein, wir müßten von göttlicher Natur sein, die über den Himmeln thront? O, wir Toren! Wir unterlassen es, unsere menschlichen Dinge einfach zu betreiben, und streben nach der Natur der Cherubim; wir lassen ab, einfach die sittlichen Gebote zu beobachten und haben es vorgezogen zu theologisieren; anstatt uns in die Geheimnisse der Natur und des körperlichen Lebens zu vertiefen und über unsere Sittlichkeit nachzudenken, sind wir zu Theologen geworden." Man glaubt hier kaum einen Byzantiner zu hören. Denn das sind nicht die Gedanken eines Freundes oder Gegners der Kirchenunion, sondern es sind die Erwägungen eines Rationalisten. Akropolites steht freilich in der Geschichte des byzantinischen Geisteslebens nicht allein. Es gehört zu den seltsamsten Eigentümlichkeiten dieser uns noch in so vieler Beziehung verschleierten und geheimnisvollen byzantinischen Kultur, daß neben der ausgeprägtesten Kirchlichkeit alles geistigen Lebens doch seit dem zehnten Jahrhundert etwa, seit dem Wiedererwachen des Humanismus, auch der Rationalismus auftaucht, allerdings nur in wenigen Köpfen, selten deutlich faßbar, aber zu aller Zeit bis ins fünfzehnte Jahrhundert wahrzunehmen und doch nie ganz identisch mit jenem Humanismus, den die Mehrzahl der byzantinischen Gelehrten sehr wohl mit strenger Kirchlichkeit zu vereinigen wußten. In Byzanz hat es mehr als einen Erasmus gegeben.

Eine Union aber auf dieser im Rationalismus beruhenden Grundlage kann naturgemäß nicht bestehen, ebensowenig wie sie denkbar ist auf der Grundlage eines gegenseitigen Duldens aller Besonderheiten, so daß die Union nichts wäre als eine Äußerlichkeit. Solche jetzt wieder empfohlene Vogel-Strauß-Politik

könnte nur mit schwerster Enttäuschung enden und es war selbstverständlich, daß die römische Kurie einen derartigen Vorschlag ohne weiteres ablehnte. Denn beides muß vereinigt sein: tiefe theologische Einsicht, um die Streitpunkte scharf zu erkennen, und doch genug religiöse Begeisterung und Hingabe, um sie zu überwinden. Durch das Dogma vom Ausgang des Geistes werden die Freunde einer Union vor eine schwere Aufgabe gestellt, die meisten anderen dogmatischen Differenzen sind von geringerer Tragweite.

Das Verbot der Priesterehe kennt die orientalische Kirche nicht; es ist allgemein Sitte, daß die Diakone vor dem Empfang der höheren Weihen heiraten. In dieser Beziehung bewahrt der orthodoxe Osten die Praxis der alten Kirche. Aber an den Prinzipien, auf denen der Zölibat in der römischen Kirche begründet ist, hält doch auch die griechische Kirche fest. Auch ihr steht die Ehelosigkeit der Diener Gottes prinzipiell höher als die Ehe. Ihre Bischöfe sind durchweg unverheiratet und infolgedessen zumeist dem Mönchtum entnommen, auch ist dem Priester das Eingehen einer zweiten Ehe nicht erlaubt. Hier wäre also eine Einigung unschwer zu erreichen. Ebenso steht es mit der Frage der Liturgie, indem die Griechen der römischen Kirche den Gebrauch des ungesäuerten Brotes vorwerfen und anderseits den Kelch niemals dem Laien entzogen haben. Beides sind Differenzen aus verhältnismäßig später Zeit, und in der Tat hat die römische Doktrin früher in diesem Punkte gegen die orthodoxe Kirche ganz anders als gegen die Protestanten immerfort Duldung geübt. In der Taufe hat die griechische Kirche an dem Ritus der völligen Immersion festgehalten, aber doch die Wiedertaufe der römisch oder protestantisch, das heißt durch bloßes Aufgießen Getauften, aufgegeben und die abendländische Form als gültig anerkannt. Auch zahlreiche andere Unterschiede im Gottesdienst, in der Firmung, in der Lehre von der Buße, der Ehe, in den Äußerlichkeiten der Lebensführung der Geistlichen sind von keiner einschneidenden Bedeutung. In allen diesen Fragen steht wenigstens die orthodoxe Kirche, so sehr sie in Anspruch nimmt, die Gebräuche der alten Kirche bewahrt zu haben, doch auf dem Standpunkt, den Photios in seinem Schreiben an Papst Nikolaus den Ersten vom Jahre 861 zum Ausdruck brachte: „Das treue Festhalten an den Überlieferungen und die Abweisung jeder Neuerung verrät einen verständigen Sinn, in unwesentlichen Dingen aber ist jeder sich selbst Gesetz. Es gibt allgemein verbindliche Normen, wie die Glaubenswahrheiten, und besondere kirchliche Gesetze in einzelnen Ländern. So ist es in dem einen Lande Sitte, sich den Bart zu scheren, in anderen sogar durch Synodalverfügungen verboten; wir fasten nicht am Samstag, andere fasten; in Rom findet man keine gesetzlich verheirateten Geistlichen, bei uns hat das Trullanum andere Bestimmungen gegeben. Ebenso gibt es Verschiedenheiten in den Gebeten, Zeremonien, Gebräuchen, kirchlichen Verrichtungen, Disziplinarverordnungen. Bei allen diesen Dingen kommt es nur darauf an, was in einem Lande Sitte ist, niemand hat ein Recht, derartige Unterschiede zu tadeln, wenn sie nicht den Glauben oder die Verordnungen der allgemeinen Konzilien

verletzen." So sprach der als Urheber des Schismas so oft verdammte Photios. Wenn nun sein Geist, wie die griechische Kirche immer behauptet, noch heute in ihr lebendig ist, so müßte die Einigung der Kirchen doch kein unerreichbares Ziel sein, vorausgesetzt, daß das Schisma eben nur eine Wirkung der Verschiedenheit in dogmatischen und allgemein religiösen Normen und Gewohnheiten wäre.

* * *

Wenn wir zum Vergleich nur mit einem kurzen Seitenblick die protestantischen Kirchen streifen, so ergibt sich alsbald, wie unendlich viel größer hier der Unterschied von der römisch-katholischen Kirche ist und wie nahezu in allen wichtigen dogmatischen Fragen die griechische und die römische Kirche durchaus auf dem gleichen Fundamente ruhen. Im Zurückgehen auf die älteste Kirche, wie sie aus den Evangelien sich ergibt oder abgeleitet wird, lehnte die protestantische Kirche die gesamte Überlieferung und die Entscheidungen der Konzilien als Norm des Glaubens ab und stellte ihre Konfession auf eine vollständig neue Grundlage. Die griechische wie die römische Kirche sind dagegen in der Anerkennung der Autorität der Väter und der Konzilien durchaus einer Meinung. In der Lehre vom Abendmahl hat die Reformation ein neues Dogma eingeführt, das den beiden älteren Kirchen in gleicher Weise fremd ist; ebenso stimmen in der Lehre von der Buße und Rechtfertigung, in der Wertschätzung der guten Werke und der Gnadenmittel der Kirche die römische und die orthodoxe Gemeinschaft in allem wesentlichen überein gegenüber der prinzipiell anders gearteten und damit völlig unvereinbaren Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Die gesamte Ordnung des Gottesdienstes, in dessen Mittelpunkt die Messe steht, ist gegenüber der protestantischen Weise durchaus die gleiche alte der ungetrennten Kirche. Und was das kirchliche Leben anbetrifft, so hegen beide Kirchen die gleiche Wertschätzung eines „Standes von Betern", um das Wesen des Mönchtums recht prinzipiell in dieser Formel zusammenzufassen, während die evangelischen Kirchen diesen Stand vollkommen ausgeschlossen und auch dem Priestertum selbst eine durchaus neue Bedeutung gegeben haben, die von der römischen und der orthodoxen Kirche mit gleicher Schärfe abgelehnt wird.

In der Tat, die Kluft zwischen den evangelischen Konfessionen und der orthodoxen Kirche ist um nichts geringer als jene, welche den Protestantismus von der römischen Kirche trennt. Daher ist auch nur ein einziges Mal eine Union zwischen der orthodoxen und der protestantischen Kirche Deutschlands ernstlich versucht worden, und bezeichnenderweise ging der Versuch nicht von der orthodoxen Kirche, sondern von den Protestanten aus. Bereits Melanchthon bahnte eine Verständigung an, als er 1569 dem Patriarchen von Konstantinopel die Augsburger Konfession in griechischer Übersetzung mit einem aufklärenden Schreiben übersandte. Mit Nachdruck wurde drei Jahre später von Tübingen aus der Versuch einer Einigung unternommen. Jakob Andreae, Lucas Osiander und insbesondere Martin Crusius legten dem Patriarchen Jeremias

dem Zweiten die Lehren des Protestantismus ausführlich dar. Die Antwort des Patriarchen vom Jahre 1575 fiel so aus, wie sie in allen Punkten ein römischer Bischof nicht anders hätte geben können. So tadelt er zunächst, daß die Protestanten das Dogma der nicänischen und konstantinopolitanischen Synode vom Ausgang des Geistes allein vom Vater nicht annehmen wollten. In der Rechtfertigungslehre aber verteidigt er mit Entschiedenheit die Werke neben dem Glauben, hält an der Siebenzahl der Sakramente und besonders an der Lehre vom Abendmahl fest. Desgleichen verteidigte er das Gebet für die Verstorbenen und die Verehrung der Heiligen, trat nachdrücklich für die Institution des Mönchtums ein und verwarf die lutherische Lehre von der Willensfreiheit. Die Protestanten mußten erkennen, daß die griechische Kirche in allen Grundfragen auf dem Standpunkte der römischen stehe. Als trotzdem Lucas Osiander ausführlich antwortete, brach der Patriarch die Verhandlungen ab mit der Begründung, eine Verständigung halte er für vollkommen ausgeschlossen.

Seitdem ist der Gedanke einer Union zwischen den orthodoxen und protestantischen Kirchen nie wieder ernstlich erwogen worden; erst 1873 und 1874 fanden unter dem unmittelbaren Eindruck des Vatikanischen Konzils zwischen den Führern der anglikanischen und Vertretern der orthodoxen Kirche aus Rußland, Griechenland und den übrigen Balkanländern in Bonn Verhandlungen statt; allein wieder stellte sich die absolute Unmöglichkeit jeder Verständigung heraus. Auch hat die protestantische Kirche niemals eine Propaganda für eine Einigung im großen Stil entfaltet, während der Eifer der katholischen Kirche für die Union niemals aufgehört hat. Dabei ist es höchst bemerkenswert, daß die Werbungen ausschließlich von Rom ausgehen.

* * *

In der orthodoxen Welt sind in den letzten drei Jahrhunderten weder in der Kirche Rußlands noch in den Kirchen des Königreichs Griechenland und des übrigen Orients irgendwelche Bestrebungen zu erkennen, die aus eigenem Antriebe auf eine Beseitigung der trennenden Schranken hinarbeiteten; jedenfalls sind die offiziellen Kirchen allen derartigen Gedanken einzelner immer ferngeblieben. Und doch befand sich die Kirche der Griechen unter der Herrschaft der Türken in der denkbar unseligsten und gedrücktesten Lage. Sie hat in jenen Zeiten eine Wärme des Glaubens und eine Kraft des Martyriums bewiesen, in denen allein schon die allergünstigste Voraussetzung für eine Verständigung mit der freien und mächtigen Kirche hätte liegen müssen; in der Tat aber sehen wir, daß die Unionsverhandlungen eben dann aufhören, als die griechische Kirche sich nicht mehr des Schutzes eines freien Staates erfreut. Die letzten byzantinischen Kaiser betrieben die Union aus politischen Erwägungen, um Schutz gegen die Türken zu finden; mit dem Falle von Konstantinopel, mit dem Einzug der Türken in die Hagia Sofia, mit dem Beginn der Unterdrückung der orthodoxen

Christen durch die Türken erlischt jeder Wunsch nach Verständigung mit der päpstlichen Kirche. Gegenwärtig entfalten ganze Ordensgemeinschaften der römischen Kirche im Orient eine in vieler Beziehung segensreiche Tätigkeit, zahlreiche Zeitschriften, zu denen sich erst jetzt wieder die Oriente e Roma gesellte, dienen dem Ziele der Beseitigung des kirchlichen Schismas, und doch scheint alles vergebens. Seit fast dreihundert Jahren wirkt die „Römische Propaganda", schon vorher war das Collegium graecum in Rom gegründet worden, und kaum hatte man in der Kurie von der Abweisung erfahren, die den Tübinger Protestanten vom Patriarchat widerfahren war, da schickte man eine Anzahl Angehörige des Jesuitenordens nach Konstantinopel. Allein die Resultate dieser Bemühungen sind gering gewesen, nicht wirksamer alle Bestrebungen der jüngsten Zeit, besonders unter dem Pontifikat Leos des Dreizehnten. Wohl hat die römische Kirche in Syrien, wo sie mit der protestantischen Propaganda wetteifern muß, einige Fortschritte gemacht, allein für die Unionsfrage ist das ohne Bedeutung; die Enzyklika Leos des Dreizehnten vom Jahre 1895 an alle orthodoxen Völker, die sie aufforderte, den Papst als das Oberhaupt der Kirche anzuerkennen, erfuhr die schroffste Ablehnung.

Ebenso erging es dem jüngsten Unionsvorschlag des Prinzen Max von Sachsen. In seltsamer Verkennung der historischen Voraussetzungen und des Wesens einer wahren Union wurden der griechisch-orthodoxen Kirche alle ihre Sonderrechte zuerkannt, die Schuld an der Kirchenspaltung so gut wie ausschließlich der römischen Kirche beigemessen, die dogmatischen Differenzen ausdrücklich als Neuerungen der abendländischen Kirche hingestellt. In allem und jedem wurde der griechische Standpunkt vertreten und nur eines von den orthodoxen Christen verlangt: die Anerkennung des päpstlichen Primates, der Oberhoheit des Papstes als des Hauptes der gesamten Christenheit. Aber einmütig wurde der Vorschlag von der griechisch-orthodoxen Kirche abgelehnt.

Hier stehen wir in der Tat vor jenem Unterschied in der Lehre und der Anschauung der beiden Kirchen, die jede Verständigung ausschließt. Denn obwohl im Grunde keine Glaubensfrage, keine Frage des Gottesdienstes, sondern eine Frage der äußeren Organisation der Kirche, wenigstens bis zum Vatikanum und dem Unfehlbarkeitsdogma, bildet doch der Primat des Papstes das stärkste Hindernis jeder Kircheneinigung. Die orthodoxe Kirche hat ihn nie anerkannt und wird ihn nie anerkennen. Sie besteht auf der alten Organisation der christlichen Kirche, wonach die höchsten Würdenträger gemeinsam die Patriarchen von Rom, Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem sind. Über diesen steht nach orthodoxer Anschauung die Gesamtheit der Kirche, d. h. die Konzilien, außerdem aber sind die Patriarchate gleichberechtigt; nur eine höhere Rangstufe ist dem Bischof des alten Rom vor der Kirchentrennung nie bestritten worden. Auch heute hält die orthodoxe Kirche im Prinzip an der Gleichberechtigung der Patriarchate fest, zu denen sich seit dem Jahre 1721, seit der Neuerung Peters des Großen, für die Kirche Rußlands der Allerheiligste Synod mit gleichen Rechten gesellt hat; vorher, seit 1589, hatte der Bischof von Moskau

als Patriarch die Geschicke der russischen Kirche bestimmt, seit 1657 war er nicht mehr vom Patriarchen in Konstantinopel bestätigt worden; aber Peter der Große machte dem russischen Patriarchat durch die Einrichtung des Synods ein Ende.

* * *

Der Primat des Papstes ist in der Tat die stärkste Ursache der Kirchentrennung geworden, das unüberwindliche Hindernis der Union. Die orthodoxe Kirche hält an der Institution der alten Kirche fest, daß die Patriarchate einander gleich an Rechten seien, höchstens dem Bischofe Roms ein gewisser Vorrang an Ehren zukomme als dem Nachfolger des Fürsten der Apostel. Nun ist aber seit dem neunten Jahrhundert die Würde des Papstes so gewaltig erhoben worden, seine Stellung als oberster Hirte der gesamten christlichen Welt so sicher festgestellt, durch das Unfehlbarkeitsdogma in letzter Folgerichtigkeit so über jede kirchliche Organisation und jede andere priesterliche Würde erhoben worden, daß ein Nachgeben in diesem Punkte von seiten der Griechen nichts anderes sein kann als vollkommene Unterwerfung unter die Entscheidung Roms in allen kirchlichen Fragen. Hier ist jedes Entgegenkommen von seiten der römischen Kirche völlig ausgeschlossen, weil jeder Versuch die Grundlagen der katholischen Kirche sofort zertrümmern müßte. Daneben bildet der Anspruch der päpstlichen Kurie auf den Primat so sehr und so ausschließlich den Ausgangspunkt des Streites, daß die orthodoxe Kirche die Geschichte eines Jahrtausends verleugnen müßte, wenn sie hier nachgeben wollte. Sie müßte die namenlosen Qualen von Tausenden ihrer Glaubensgenossen, die Zerstörung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, den Untergang des griechischen byzantinischen Reiches und der nationalen Selbständigkeit gut heißen, wenn sie jemals den päpstlichen Primat anerkennen wollte; denn aus Abscheu gegen diese Herrschaft haben sie ja all jenes Unheil erlitten.

Es ist nötig, in die Jahrhunderte der mittelalterlichen Geschichte zurückzugehen, um das vollständig zu verstehen. Es mag eine sehr folgerichtige Konstruktion sein, mit der die heute dogmatisch fixierte Stellung des Papsttums aus den Anfängen der christlichen Kirche und ihren dogmatischen Grundlagen entwickelt wird. Zweifellose Tatsache, unverrückbar geschichtliche Wahrheit bleibt daneben, daß es bis zum neunten Jahrhundert kein Dogma von einem päpstlichen Primat gegeben hat. Man mag alle Ehrentitel häufen, die von Kaisern und Fürsten, von Bischöfen und Patriarchen den Päpsten in den ersten Jahrhunderten bei dieser oder jener Gelegenheit gegeben wurden, sie können die Entscheidung des 28. Kanon des Konzils von Chalkedon (451) nicht erschüttern: „Unsere Väter haben dem Stuhl des alten Rom den Vorrang zugewiesen, weil es die Stadt der Kaiser ist, und mit der gleichen Absicht haben die hundertfünfzig Bischöfe dem allerheiligsten Stuhl des neuen Rom (Konstantinopel) den gleichen Vorrang zugewiesen in der begreiflichen Erwägung, daß eine Stadt,

die durch einen Kaiserthron und einen Senat ausgezeichnet ist und den gleichen Vorrang (vor anderen Städten) besitzt wie die ältere kaiserliche Roma, auch in den kirchlichen Angelegenheiten wie jene erhöht werden solle, da sie nach jener die zweite Stelle einnehme." Geringere Bedeutung besitzt daneben der Umstand, daß die Bischöfe von Konstantinopel ebenfalls den Titel eines ökumenischen Patriarchen angenommen haben, d. h. eines Patriarchen, der als solcher für die ganze damalige Welt anerkannt werden wollte, eine Würde, die sich noch heute die Titulatur der Patriarchen von Konstantinopel beilegt, die mit ebensolchem Rechte auch der Patriarch von Alexandria sich zeitweilig angemaßt und die der römische Bischof anfangs nicht immer bekämpft, sondern gelegentlich sogar zugestanden hat.

Wichtiger aber ist ein anderes. Jene Entscheidung des Konzils von Chalkedon zeigt mit zweifelloser Klarheit, daß der Vorrang der Bischöfe von Rom wie von Konstantinopel sich nicht auf irgendwelche rein kirchliche oder dogmatische Überlegenheit stützt, sondern ausschließlich gerechtfertigt und begründet wird durch die nahe Beziehung zur weltlichen Macht des Kaisertums, das in diesen Städten seine Residenz besaß. Hier liegt der Schlüssel des Verständnisses auch für die Entwicklung der Folgezeit. Denn das westliche Kaisertum hört im fünften Jahrhundert auf, die Einheit des Imperium Romanum wird durch Justinian noch einmal, zum letzten Mal wiederhergestellt, es herrscht wieder ein Kaiser im ganzen Reich. Aber dieser Kaiser residiert nicht mehr in Rom, sondern in Konstantinopel; das römische Reich ist zum byzantinischen geworden. Im Verhältnis zum Bischof von Rom mußte in dieser Periode das Ansehen des Patriarchen von Konstantinopel gewaltig wachsen. Allein gleichzeitig nimmt das Verhältnis zwischen Staat und Kirche eine Wendung, die der Bedeutung des römischen Bischofs zunächst verhängnisvoll zu werden droht, in Wahrheit nur förderlich geworden ist. Justinian errichtet die absolute Suprematie der Staatsgewalt über die Kirche. Schon der erste Bischof von Konstantinopel, der nach Konstantin den Versuch gemacht hatte, den Gedanken vom Reiche Gottes auf Erden in die Praxis des Lebens umzusetzen, der große Johannes Chrysostomos, war daran gescheitert und in der Verbannung gestorben. Jetzt erklärte das Konzil von 536: ohne den Willen und Befehl des Kaisers darf überhaupt nichts in der Kirche geschehen; und es beugten sich der Papst Vigilius ebenso wie der byzantinische Patriarch vor der Kaisergewalt.

In Konstantinopel, im östlichen Reiche, ist das Verhältnis nie ein anderes geworden. Aber in der westlichen Hälfte des alten römischen Reiches konnte sich das Kaisertum nach Justinian nicht mehr behaupten. Hier wurde das höchste Bistum der Kirche frei, hier trat es allmählich in die Befugnisse der erlöschenden kaiserlichen Gewalt ein. So entwickelte sich sein Primat im Gegensatz nicht nur zum Patriarchen und zur griechischen Kirche, sondern auch im Gegensatz zur byzantinischen Staatsgewalt und zur byzantinischen Nation. Endlich löste sich das Papsttum vom Osten völlig los, indem es mit der Krönung des

fränkischen Königs am Weihnachtsfeste des Jahres 800 ein westliches Imperium Romanum schuf, dem es nicht zu dienen brauchte, sondern das es benutzen konnte, um in seinem Schutze der Verwirklichung seiner geistlichen und kirchlichen Ideen nachzugehen.

Im Osten waren unterdessen die stärksten Umwälzungen vor sich gegangen. Im siebenten Jahrhundert bricht das alte Reich zusammen. Die Eroberungen Justinians in Spanien und Afrika werden preisgegeben, in Italien behauptet das Reich nur den Süden und die Küsten. Es folgt der zweihundertjährige Kampf des griechischen Reiches gegen die Araber, die eigentliche weltgeschichtliche Großtat von Byzanz. In diesem ruhmreichen Kampfe gehen alle nicht völlig hellenisierten Teile des Reiches verloren; es bleiben nur Kleinasien und die Balkanhalbinsel übrig samt den Inseln des Meeres, eine völlig einheitliche, homogene Masse, von gleichartiger Nationalität, Sprache und Kultur. Es entsteht ein byzantinisches Reich auf hellenistischer Grundlage. Und gleichzeitig zieht sich der Hellenismus aus Italien, wo er seit dem dritten Jahrhundert geherrscht und in Diokletian triumphiert hatte, vor dem Barbarentum der Germanen völlig zurück. Das Nationalgefühl der Byzantiner aber ist in diesen zwei Jahrhunderten umso reizbarer und empfindlicher geworden, je einheitlicher und geschlossener die gesamte Kultur sich entwickelt hat. Insbesondere ist hier in diesem lange dauernden Kampfe gegen den Islam um die staatliche und die religiöse Eigenart völlige Harmonie zwischen Kirche und Staat erreicht worden, ein gegenseitiges Durchdringen und Aufgehen beider Gewalten ineinander, wie es in dieser Vollendung die Welt vorher nicht gesehen hatte. Und was das Kräfteverhältnis anbetrifft, so zeigt sich ein entschiedenes Übergewicht des Staates; nicht eine Theokratie kann man dieses Reich nennen, sondern eher einen Cäsaropapismus. Der Patriarch herrscht in der Kirche unbedingt, nicht gehindert durch Konzilien, aber er ist der Hofbischof des Kaisers, der ihn ernennt und absetzt nach Belieben. Kaisertum und Patriarchat verschmelzen von jetzt ab in der Vorstellung des byzantinischen Volkes zu einer Einheit, der Gedanke einer Trennung der höchsten Gewalten entschwindet allmählich dem Bewußtsein des Volkes, es bleibt die Staatskirche in vollendeter Form. Und als im fünfzehnten Jahrhundert das Kaisertum vernichtet wird, ist darum die Einheit nicht zerstört. Die russische Kirche stellt sie uns heute aufs deutlichste dar, und im Jahre 1910 durfte in einer Volksversammlung vor der Universität Athen ein Mönch unter dem Beifall der Menge ausrufen: „In Konstantinopel wohnt der wahre Basileus unserer Nation, der Patriarch."

Eine Union der Kirchen ist somit auch undenkbar, weil die orthodoxe Kirche im Prinzip von jeher Staatskirche war, Einheit der höchsten politischen und geistlichen Gewalt voraussetzt, die römische Kirche dagegen universal, rein geistliche Gewalt, insbesondere seit dem Vatikanum eine rein geistige, religiöse, völlig internationale Macht geworden ist, die sich prinzipiell kraft ihres göttlichen Ursprungs über die weltliche stellt.

* * *

Schließlich: die Einheit der geistlichen und weltlichen Gewalt wurde im byzantinischen Staat nicht ohne die schwersten Erschütterungen durchgesetzt. Die Bewegung des Bildersturmes ist noch immer eines der rätselvollsten Probleme. Die Ursachen dieser gewaltigen Episode der byzantinischen Geschichte sind gewiß verschiedenartig, eines aber darf man nicht vergessen: die Abneigung gegen die Verehrung von Bildern im Kultus ist nie helleniſtisch gewesen. Im Gegenteil, die starke Ausbildung des Bilderdienstes war sicherlich erst eine Folge der Wirkung des Hellenismus auf das Christentum. Der Mohammedanismus aber verabscheute den Bilderdienst, und von Kleinasien her, wo in jahrzehntelangem Verkehr Christentum und Islam sich an den Grenzen nicht durchdrangen, aber kennen lernten, ging die Bewegung aus. Das Mönchtum hat mit hingebendem Heroismus in diesem Kampfe von anderthalb Jahrhunderten die Sache des Christentums gegen die Staatsgewalt geführt, die anfangs allzu geneigt schien, diesen Bestrebungen nachzugeben; das Mönchtum hat dabei die Unterstützung des römischen Bischofs gefunden. Allmählich aber entwickelte sich der Streit zwischen der Staatsgewalt und den Klosterleuten zu etwas Größerem, aus der Frage um die Verehrung der Bilder wurde die Frage um die Freiheit der Kirche vom Staate. Der Abt Theodoros von Studion ist der letzte große Vorkämpfer der Kirchenfreiheit gewesen, die er verfochten hat im Verein mit dem römischen Papste. Allein er unterlag. Der Islam wurde in seiner Wirkung auf die religiöse Kultur des Reiches beseitigt, die Bilderverehrung im vollen Umfange durch das Versöhnungsdekret von 843 wiederhergestellt und vom Staate übernommen; allein von Freiheit der Kirche ist seitdem in der östlichen Welt nie wieder die Rede gewesen, Staat und Kirche schlossen ihren Bund für immer.

Davon war das römische Papsttum des Westens ausgeschlossen. Im siebenten Jahrhundert hatte das Kaisertum seine Macht rücksichtslos gebraucht, die Theologie der Kirche nach Belieben festgesetzt; der widerstrebende Martin der Erste war in Rom verhaftet worden, nach Konstantinopel gebracht und endete im Exil. Kein Wunder, daß das Papsttum mit allen Mitteln danach strebte, sich dieser Zentralgewalt zu entledigen. Anderseits wurde gerade wegen seiner Verbindung mit dem Kaisertum des Westens das Papsttum selbst als fremde, antinationale Macht angesehen und immer empfindlicher wurde das erstarkte Nationalgefühl der Byzantiner gegen den Anspruch des Papstes, in Glaubenssachen oberste Autorität zu sein. Durch die Gewalttätigkeit des Kaisers Basileios wurde zwar der große Photios abgesetzt, die äußerliche Einheit noch gewahrt, allein Bulgarien von Rom getrennt und der griechischen Kirche einverleibt. Das Schisma ist nicht sogleich eingetreten, eine äußerliche Verbindung hat noch zweihundert Jahre bestanden, befördert durch das Sinken der Kaisergewalt im Westen, die dem östlichen Reiche noch einmal die Hoffnung auf Gewinnung von Italien gab. Aber als sie mit Otto dem Großen wieder erstarkt war, erfolgte die stärkere Anlehnung des Papsttums an das westliche Kaisertum

und schon 968 titulierte Johann der Dreizehnte den Kaiser Nikephoros Phokas als Kaiser der Griechen und nannte Otto den Großen römischen Kaiser. Die Ausbreitung der weltlichen Herrschaft des Papstes in Unteritalien auf Kosten des byzantinischen Reiches gab schließlich den Ausschlag, und entscheidend wurden die Machtansprüche des Papsttums, wie es sich im elften Jahrhundert unter dem Einfluß der Reformen von Cluny entwickelte. Im Jahre 1054 wurde bei den Verhandlungen der Bruch unvermeidlich, Michael Kairoularios hob die Kirchengemeinschaft auf.

So wurde klar ausgesprochen, was längst in der Wirklichkeit Wahrheit geworden war. Das Papsttum war abendländisch und universal geworden, die griechische Kirche byzantinisch und Staatskirche. Die Byzantiner haben, sicher in ihrer Eigenart und selbstbewußt, bis ins dreizehnte Jahrhundert auch geistig überlegen, nie das Bedürfnis nach der Union empfunden so wenig wie nach kirchlichen Reformen. Erst als die politischen Bedrängungen anfingen, haben die Kaiser Unionsverhandlungen mit dem Papsttum angeknüpft, deren Resultat die Kirche niemals anerkannt hat. Und heute ist eine Union vollkommen ausgeschlossen, denn was die orientalische Kirche von der römischen erlitten hat, kann sie nie aus ihrem Gedächtnis auslöschen, die politischen Erinnerungen sind von den kirchlichen Anschauungen nicht zu trennen. Die Kaufleute von Venedig und Genua haben das Reich der Byzantiner durch Handelsprivilegien ausgesogen; im Jahre 1182 erfolgte plötzlich ein furchtbarer Ausbruch des nationalen Hasses, unter den unmenschlichsten Greueln wurden alle Lateiner, die in und um Konstantinopel wohnten, umgebracht. Nur die Sizilianische Vesper läßt sich mit diesem furchtbaren Ausbruch nationaler Erbitterung vergleichen, den in seiner Durchführung nichts entschuldigen kann, den man aber versteht, wenn man die Ursachen erwägt. Es folgte nach zwanzig Jahren die Rache der Venetianer. 1204 wurde Konstantinopel von den Kreuzfahrern erobert, das byzantinische Reich vernichtet. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß die Macht des byzantinischen Reiches erst im Jahre 1453, durch den Einzug Mohammeds des Eroberers, gebrochen wurde. Gewiß war immer noch der Orient so sehr in Konstantinopel konzentriert, daß der Fall dieser Stadt den Untergang eines Reiches bedeuten konnte. Aber seit dem Jahre 1261 war es nur noch der Schatten ihrer alten Größe, denn wie haben die Lateiner Konstantinopel ausgeplündert! Bis dahin die reichste und erste Stadt der Welt, wurde sie seit 1204 durch die roheste Habgier und Brutalität ausgeraubt, und der gesamte materielle und geistige Reichtum einer jahrjundertealten Kultur auf die roheste Weise vernichtet; den Türken ist später nicht viel geblieben. Unmittelbar auf dem Fuße folgten den Venetianern die Legaten des Papstes Innocenz; mit rücksichtsloser Härte wurde in dem ganzen lateinischen Kaisertum der römische Glaube eingeführt, die griechische Geistlichkeit vertrieben, die Einkünfte eingezogen. Verlust der nationalen Selbständigkeit und Verlust des Glaubens der Väter gingen Hand in Hand, hatten die gleiche Ursache: darf man sich wundern, daß

dies Zusammentreffen nie dem Gedächtnis des Volkes entschwunden ist? Gegenüber solchen Erfahrungen wiegt alle Nachgiebigkeit in Fragen des Glaubens wenig. Die wahre Ursache der Kirchenspaltung war einst die Byzantinisierung der östlichen Welt, die Errichtung der Staatskirche, und die Umgestaltung des Abendlandes durch die Germanen; eine politische Ursache war es, für welche die religiösen Differenzen nur die Form waren, in der nach mittelalterlicher Weise tiefe geistige Gegensätze sich auszusprechen pflegten.

Heute wirkt diese Ursache noch nach, von einer Europäisierung des Ostens sind wir noch weit entfernt. In der Idee der Staatskirche liegt der Grund des Stillstandes aller religiösen Entwicklung. Darum ist auch keine Union der griechisch-orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche denkbar. Mögen alle dogmatischen und kirchlichen Differenzen diskutierbar und endlich lösbar sein, die orthodoxe Welt des Ostens wird nie die Suprematie des Westens anerkennen, wie sie im päpstlichen Primat besonders seit dem Vatikanum ausgesprochen ist. Erst müssen die Kardinäle das Purpurgewand und die roten Schuhe abgelegt haben, die Insignien des byzantinischen Kaisers, müssen die großen Fragen der nationalen Besonderheit gelöst sein, ehe an eine Union der gesamten christlichen Kirche gedacht werden kann. Die universale Kirche widerstrebt im tiefsten Wesen der Besonderheit der Nationen, ist aber im Laufe der Weltgeschichte nie imstande gewesen ihre Eigenart ganz aufzuheben; selbst in der katholischen Kirche Deutschlands ist das Nationalgefühl noch eine Macht. Für die Völker des Ostens aber, die, wie das russische Volk, unter dem Schutze und in den Fesseln einer Nationalkirche wohnen, oder die eine Erinnerung daran als köstliches Gut bewahren wie die Griechen, für sie wird eine wirkliche Union mit der universalen katholischen Kirche und ihrem Oberhaupte in Rom für immer eine Unmöglichkeit bleiben.

Die Sprache unserer Reichsgesetze

Von Amtsgerichtsrat a. D. Paul Sommer-Köln a. Rh.

Ein Aufsatz über die Erfordernisse der Gesetzessprache ist in Heft 45 der Grenzboten veröffentlicht.

Im Rahmen dieser knapp zu haltenden Erörterung kann es sich nicht darum handeln, aus der Hochflut unserer Reichsgesetzgebung auch nur die wichtigeren Schöpfungen einer eingehenden, alle Einzelheiten berücksichtigenden Untersuchung zu unterwerfen oder gar mit Verbesserungsvorschlägen aufzuwarten. Das wäre um so überflüssiger, als wir gerade über das hauptsächlich hier in

Betracht kommende Gesetzeswerk, das Bürgerliche Gesetzbuch, nicht nur mehrere treffliche Einzelschriften besitzen, die sich in eingehender Weise mit seiner sprachlichen Fassung beschäftigen, sondern auch in einer Reihe von Zeitschriften, z. B. der Deutschen Juristenzeitung, den Grenzboten, dem Gerichtssaal, Gesetz und Recht und namentlich in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins die Sprache unserer Gesetze, zumal die der neuesten Gesetze, öfter Gegenstand von Abhandlungen gewesen ist. Außerdem würde eine derartige eingehende Einzelprüfung unausbleiblich in juristisches Fachwerk hinüberführen. Es kann sich also nur darum handeln, in großen, allgemeinen Zügen und einfachen Umrissen ein Bild der Entwicklung unserer Gesetzessprache während der letzten fünfzig Jahre zu zeichnen, unter besonderer Berücksichtigung einzelner wichtigerer Gesetze, wobei vielleicht zur Belebung des Ganzen vereinzelt Streiflichter auf diese oder jene Sonderbestimmung fallen können.

Die Reichsjustizgesetze und das Bürgerliche Gesetzbuch mit seinen Nebengesetzen bilden Marksteine in der Geschichte der deutschen Gesetzgebung nicht nur in rechtlicher, sondern auch in sprachlicher Hinsicht. Diese Gesetzeswerke teilen daher die Entwicklung der neueren Gesetzessprache in drei Abschnitte, deren erster also von der Reichsgründung bis zum Jahre 1879 geht, während der zweite die Zeit von 1879 bis 1900, der dritte die vom Jahre 1900 bis zur Gegenwart umfassen würde. Die Gesetzessprache in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zeichnet sich durch eine gewisse Einfachheit und Schlichtheit des Ausdrucks aus, während es ihr auf der anderen Seite an Genauigkeit und Sorgfalt fehlt. Die Sprache des Gesetzgebers steht der allgemeinen Ausdrucksweise näher als in unseren Tagen. Dann wird in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Gesetzessprache immer blasser, farbloser und unpersönlicher.

Die Verfassung des Deutschen Reiches ist nicht das älteste unserer Reichsgesetze, aber sie verdient dennoch an erster Stelle genannt zu werden. In sprachlicher Hinsicht allerdings kann sie keinen Anspruch darauf machen, ein hervorragendes Werk zu sein. In bezug auf die Reinheit der Sprache fallen namentlich die vielen nicht nur leicht entbehrlichen, sondern auch recht unschönen Fremdwörter unangenehm auf: Indigenat, Exekution, Kompetenz, Petitionen, Legislaturperiode, Finalabschlüsse, Kriegsmarine, Friedenspräsenzstärke, Aversum und viele andere. Wenn in Artikel 19 gesagt wird, daß eine „Exekution" vom Kaiser zu „vollstrecken" sei, so beweist das ebenso wie ähnliche Nachlässigkeiten, daß man der sprachlichen Fassung dieses Grundpfeilers unserer Gesetzgebung keine sonderliche Beachtung geschenkt hat. Gleichwohl ist die Reichsverfassung kein sprachlich schlechtes Gesetz. Die knappe, bestimmte Ausdrucksweise gefällt. Die Paragraphen sind überwiegend kurz, die längeren sind in kurze Abschnitte eingeteilt, was nicht nur angenehm zum Auge spricht, sondern auch die Klarheit und Anschaulichkeit der Sprache des Gesetzes fördert, dessen Gegenstand recht spröde ist.

Zu unseren ältesten Reichsgesetzen zählen das Handelsgesetzbuch und die Wechselordnung. Obwohl es auch hier in einzelnen nicht an sprachlichen Nachlässigkeiten fehlt, ist die Sprache dieser Gesetze im ganzen sehr zu loben. Sie ist anschaulich und klar und befindet sich im Einklang mit der Sprache des Handelsverkehrs. Die spätere Fassung des Handelsgesetzbuches vom 10. Mai 1897 hat die Gesetzessprache nicht verbessert. Namentlich der Abschnitt „Aktiengesellschaften" ist unerfreulich, vor allem sehr schwerfällig und wenig anschaulich geschrieben. In bezug auf die Reinheit der Sprache mußte das Handelsgesetzbuch besondere Zurückhaltung üben, weil viele der in der Handelswelt umlaufenden Fremdwörter fest eingebürgert sind und sich nicht ohne weiteres durch Verdeutschungen ersetzen lassen, auch wenn diese an sich gut sind. Gerade in diesem Punkte aber hat man bei der Neufassung der Wechselordnung vom 30. Mai 1908 sehr gesündigt. Es wird es gewiß niemand verteidigen, daß man bei der Internationalität des Wechselverkehrs in unserem Gesetzbuch eingebürgerte Ausdrücke wie „Akzeptant", „Indossament", „Protest" u. a. durch an sich vielleicht ganz gute Verdeutschungen ersetze. Denn die Gefahr, daß diese Verdeutschungen nicht richtig verstanden werden und dann zu rechtlichen Weiterungen Veranlassung geben, liegt nahe. Aber bei einer ganzen Menge von Fremdwörtern, z. B. Regreß, Kopie, Provision, Legitimation usw. ist die Befürchtung überflüssig. Die Überschriften der beiden Gesetze hat man in zweckmäßiger Weise in „Handelsgesetzbuch" und „Wechselordnung" gekürzt.

Weiter ist das Strafgesetzbuch zu erwähnen. Auch seine Sprache ist im ganzen genommen nicht schlecht. Sie ist klar. Mit Fremdwörtern wird kein verwerflicher Aufwand getrieben. Einzelne Paragraphen, wie z. B. die Begriffsbestimmung des Versuchs (§ 43), die des Betrugs mit ihrer vielgerügten Redewendung von der „Vorspiegelung falscher Tatsachen", sind wenig glücklich. Im ganzen kündigt sich in diesem Gesetze bereits die spätere, farblose, abstrakte, wenig anschauliche Ausdrucksweise der Gesetzessprache an; es überwiegt jedoch noch die Ausdrucksweise, die in den Gesetzen aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts üblich ist.

Zu den besten Leistungen der Gesetzessprache jener Zeit gehören die preußischen kirchenpolitischen Gesetze aus dem Jahre 1873, die sogenannten Maigesetze. Mögen sonst die Anschauungen sehr darüber auseinandergehen, ob diese Gesetze unserem Vaterlande zum Heile gereicht haben; in sprachlicher Hinsicht verdienen sie uneingeschränktes Lob. Sie sind klar, knapp, rein, einfach und natürlich in ihrer Ausdrucksweise. Fremdwörter sind nur spärlich verwendet. Ich möchte da z. B. darauf hinweisen, daß das Gesetz vom 12. Mai 1873 über die kirchliche Disziplinargewalt einen „Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten" kennt, während das einen ähnlichen Gegenstand behandelnde Kirchengesetz vom 16. März 1910 einen Gerichtshof als „Spruchkollegium" bezeichnet, obwohl der Ausdruck „Kollegium" längst aus unserer Gesetzessprache verschwunden ist, und man recht gut „Spruchbehörde", „Spruchgericht" oder

„Spruchamt" hätte sagen können. Wo die Maigesetze häßliche Fremdwörter anwenden, z. B. im § 6 des ebengenannten Gesetzes („Visitationen von Demeritenanstalten"), da hat man offenbar geglaubt, von der herkömmlichen Ausdrucksweise nicht abweichen zu dürfen.

In bedeutsamer und, wie man hinzusetzen darf, erfreulicher Weise, weichen die 1879 in Kraft getretenen sogenannten Reichsjustizgesetze von der sprachlichen Ausdrucksweise der bisherigen Gesetzgebung ab. Hier finden wir zum ersten Male bewußtermaßen ein Streben des Gesetzgebers, der sprachlichen Form eines Gesetzes Aufmerksamkeit zu widmen. Zwar betätigt sich dieses Streben zunächst fast ausschließlich darin, daß man die entbehrlichen Fremdwörter durch gute Verdeutschungen zu ersetzen sucht, aber daneben wird doch die Ausdrucksweise gegen früher genauer und sorgfältiger, wenn auch leider nicht anschaulicher und knapper. Nicht alle Verdeutschungen sind gelungen, aber die ganz überwiegende Mehrzahl derselben hat sich in unserer Gesetzessprache eingebürgert. Reine Tafel hat man allerdings nicht gemacht. Schon die Überschriften der Zivilprozeßordnung, der Strafprozeßordnung und der Konkursordnung hätten recht gut von ihren fremdwörtlichen Bestandteilen gereinigt werden können. Auch sonst ist manches entbehrliche Fremdwort stehen geblieben. Daß man „Instanz" nicht durch „Rechtszug", „Termin" nicht, wie in der österreichischen Zivilprozeßordnung, durch „Tagfahrt" oder „Tagsatzung", „Revision" nicht durch „Rechtsrüge" ersetzt hat, mag angehen. Aber befremdlich ist es, daß man z. B. „Prozeß" mit „Rechtsstreit" verdeutscht — eine Verdeutschung, die bekanntlich nicht unangefochten geblieben ist — dabei aber gleichwohl von einem „Prozeßbevollmächtigten" und einer „Prozeßvollmacht" spricht, obwohl doch nichts näher gelegen hätte, als „Streitvollmacht" und „Streitbevollmächtigter" zu bilden, wie man „Streitgenosse" und „Streitverkündung" gebildet hat. Die Strafprozeßordnung ist sprachlich der Zivilprozeßordnung gleichwertig, während das Gerichtsverfassungsgesetz und namentlich die Konkursordnung durch Knappheit und Anschaulichkeit hervorragen. Es verdient, hervorgehoben zu werden, daß die Ausdrucksweise unserer Zivilprozeßordnung in Österreich Schule gemacht hat. Denn die österreichische Zivilprozeßordnung hat nicht nur die Ausdrucksweise der unserigen im allgemeinen übernommen, sondern auch zahlreiche Paragraphen dem Wortlaute nach.

Bei aller Anerkennung dessen, was in den Reichsjustizgesetzen in sprachlicher Hinsicht geleistet worden ist, stellen sie doch keinen großen und namentlich keinen nachhaltigen Fortschritt in der Entwicklung unserer Gesetzessprache dar. Wir sehen im Gegenteil, wie in der Folgezeit die Ausdrucksweise des Gesetzgebers immer schwerfälliger, pedantischer, unlebendiger und oft unverständlicher gegen früher wird. Eines der übelsten Gesetze in sprachlicher Hinsicht ist die sogenannte Novelle zum Aktienrecht vom 18. Juli 1884. Hier sind namentlich die Verweisungen, von denen die Rechtsjustizgesetze sehr zum Vorteil der Anschaulichkeit einen überaus sparsamen Gebrauch machen, so häufig, daß jede Über-

sichtlichkeit verloren geht und die Verständlichkeit in hohem Maße erschwert wird. Zuweilen verweist von sechs Paragraphen immer der eine wiederum auf den anderen.

Im Jahre 1888 wurde sodann bekanntlich der erste Entwurf zum Bürgerlichen Gesetzbuche veröffentlicht. Die Fassung, die das Gesetz bei seiner endgültigen Verabschiedung erhalten hat, weicht zwar in sprachlicher Beziehung nicht unbedeutend von dem ersten Entwurf ab. Gleichwohl kann man sagen, daß sich diese Abweichungen im großen und ganzen mehr auf Einzelheiten beziehen, als auf die sprachliche Gesamtgestaltung des Gesetzbuches, so daß die folgenden Erörterungen ebensowohl für die Sprache des Entwurfes wie für die Sprache des fertigen Gesetzbuches gelten. Die Meinungen über die Sprache des Bürgerlichen Gesetzbuches sind sehr geteilt. Selbst die bereits erwähnten Einzelschriften über die Sprache des Bürgerlichen Gesetzbuches von Erler und Gensel, in denen der Gesetzgeber begeisterte und gewandte Verteidiger gefunden hat, spenden dem Werke zum mindesten kein uneingeschränktes Lob und haben namentlich im einzelnen zahlreiche Ausstellungen zu machen. Im allgemeinen aber wird die Sprache des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht günstig beurteilt, obwohl ich hier einschränkend bemerken muß, daß sich die Urteile, die man bei Günther „Recht und Sprache" (S. 76) sowie in der vom Reichsjustizamt herausgegebenen Zusammenstellung aufgezählt findet, fast alle auf den ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches beziehen, und daß man viele der Ausstellungen als berechtigt anerkannt und daher bei der endgültigen Fassung des Gesetzbuches berücksichtigt hat. Ich kann mich leider nicht unter die Zahl der Lobredner der Sprache des Bürgerlichen Gesetzbuches einreihen. Es ist nicht zu verkennen, daß der ungeheuere und sehr spröde Stoff, der hier zu bewältigen war, der sprachlichen Ausgestaltung des Gesetzes erhebliche Schwierigkeiten bereitete, zumal zahlreiche Mitarbeiter erforderlich waren, und eine große Anzahl von Einzelrechtssystemen zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen werden mußten. So konnte nur ein Vergleichswerk entstehen, das, so achtunggebietend es auch als Gesamtleistung erscheinen mag, doch wie alle Vergleiche nach keiner Richtung ganz befriedigen konnte. In erster Linie ist am Bürgerlichen Gesetzbuche die Reinheit der Sprache zu rühmen. Die Verfasser haben sich bemüht, alle entbehrlichen Fremdwörter zu vermeiden und dafür neue deutsche Ausdrücke zu prägen. Nicht überall haben sie dabei eine glückliche Hand bewiesen. Sie haben durchweg mehr Rücksicht auf die Deutlichkeit genommen als auf Knappheit und Anschaulichkeit des Ausdrucks. Es klingt nicht gut, wenn fortwährend von Erklärenden, Einwilligenden, Anweisenden, Annehmenden usw. die Rede ist. Der reiche Schatz der Rechtssprache vergangener Jahrhunderte hätte wohl Ausdrücke liefern können, die anschaulicher sind, und ebenso hätte man aus der österreichischen, der schweizerischen und der niederländischen Gesetzessprache manches herübernehmen können. So hat das österreichische Bürgerliche Gesetzbuch bei den Bestimmungen über die Annahme an Kindesstatt die Ausdrücke „Wahleltern, Wahlvater, Wahlmutter, Wahlkind", die sich auch bei uns zweifellos schnell

eingebürgert hätten und den umständlichen Umschreibungen, die das Bürgerliche Gesetzbuch dafür verwendet, wohl vorzuziehen gewesen wären. Im allgemeinen aber kann man dem Gesetzgeber nur Dank wissen, daß er mit den Fremdwörtern gründlich aufgeräumt hat. Nach dieser Richtung hat denn auch die Sprache des Gesetzbuches ganz überwiegend Anerkennung gefunden.

Auch die Richtigkeit der Sprache verdient warme Anerkennung. Die Verfasser haben sich offenbar große Mühe um die Wahl des passenden Ausdrucks und die Beobachtung der Sprachregeln gegeben. Ein Versehen, wie es ihnen im § 919 vorgekommen ist, wo von einem „verrückt gewordenen Grenzzeichen" die Rede ist, wirkt mehr erheiternd als verstimmend.

Weniger leicht als die beiden vorhergehenden Fragen ist die Frage nach der Klarheit und Schönheit der Sprache zu beantworten. Es ist nicht zu verkennen, daß die Einwürfe, die man nach dieser Richtung gegen das Gesetzbuch erhoben hat, es sei für den Laien vollständig unverständlich und bereite selbst dem Juristen große Schwierigkeiten, es sei weitschweifig, abstrakt und farblos geschrieben, gehe dem Einfachen, Natürlichen, Schlichten aus dem Wege, zu einem großen Teile wenigstens der Berechtigung nicht entbehren. Es scheint, als ob diese Ausdrucksweise weniger in einem mangelnden Können als in einem mangelnden Wollen der Verfasser seinen Grund gehabt habe. Das Gesetzbuch vermeidet mit Absicht volkstümliche Ausdrücke und sucht in möglichst umständlicher Weise seine Vorschriften so zu fassen, daß alle nur denkbaren Fälle einbegriffen sind, jeder Zweifel ausgeschlossen ist oder es doch sein soll. Damit wird aber Unerreichbares angestrebt und der Klarheit, Übersichtlichkeit und Anschaulichkeit der Sprache Abbruch getan.

Entsprechend der Entwicklung, die unsere neuere Gesetzessprache genommen hat, vermeidet das Gesetzbuch jede Anführung von Beispielen, was die Lebhaftigkeit und die Anschaulichkeit der Darstellung ebenfalls sehr beeinträchtigt. Sehr zu loben ist dagegen, daß der Entwurf eine feste juristische Fachsprache durchführt. Überall, wo ein Ausdruck wiederkehrt, hat er dieselbe Bedeutung. Die zahlreichen Verweisungen, die sich finden, erschweren das Verständnis, namentlich da, wo nur gesagt wird, daß diese oder jene Vorschriften „entsprechende Anwendung" finden.

In auffallendem Gegensatze zu der Sprache des Gesetzbuches selbst steht die Ausdrucksweise der dickleibigen Motive, die sogar in der Überschrift die von selbst sich darbietende Verdeutschung „Begründung" verschmähen. Sie sind mit Fremdwörtern geradezu gespickt und auch sonst in dem herkömmlichen Stil der Rechtswissenschaft gehalten. Wie man aber auch immer über die Sprache des Bürgerlichen Gesetzbuches denken mag, jedenfalls ist es hoch zu veranschlagen, daß die Gesetzgeber auf die Form des Gesetzes so viel Sorgfalt verwendet haben. Um so mehr ist es zu verwundern, daß dieser Vorstoß auf sprachlichem Gebiete in unserer Gesetzgebung so wenig Nachahmung gefunden hat. Denn in den sechzehn Jahren, die seit der Verkündung des Bürgerlichen Gesetzbuches verflossen sind, hat unsere Gesetzessprache, die allerneueste Zeit viel-

leicht ausgenommen, keine Fortschritte gemacht. Unseren Gesetzen werden zwar jetzt keine „Motive" mehr beigegeben, sie erhalten dafür eine „Begründung", man sucht entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden, aber man legt nach wie vor kein großes Gewicht auf die sprachliche Fassung der Gesetze. Alles, was auf diesem Gebiete erreicht worden ist, ist nur den unablässigen Bemühungen des Sprachvereins zu danken. Besondere Erörterung haben drei große Gesetzentwürfe der letzten Zeit gefunden: Der Entwurf zur Strafprozeßordnung, der zur Reichsversicherungsordnung und der Vorentwurf zum Strafgesetzbuche. Die beiden erstgenannten Entwürfe sind so eingehend in der Zeitschrift des Sprachvereins besprochen worden, daß ich mich darüber nicht ausführlicher zu verbreiten brauche. Man rühmt die Sprache, namentlich die des zweiten Entwurfes der Strafprozeßordnung, die bekanntlich auf Veranlassung des Sprachvereins von Professor Streicher umgearbeitet worden ist. Der Entwurf hat durch diese Bearbeitung bedeutend an Klarheit, Knappheit, Richtigkeit und Schönheit gewonnen, was allseitig anerkannt wird. Aber der Bearbeiter war an sein Vorbild, den ersten Entwurf gebunden und durfte sich deshalb keine grundstürzenden sprachlichen Änderungen gestatten. Was er bei der Bearbeitung der Reichsversicherungsordnung geleistet hat, ist zu allgemein bekannt geworden als daß ich es hier zu rühmen brauchte. Wenig erfreulich dagegen ist die Sprache des Vorentwurfs zum neuen Strafgesetzbuche, die Staatsanwalt Wulffen in der Zeitschrift Gesetz und Recht einer scharfen, aber größtenteils nicht unbegründeten abfälligen Beurteilung unterzogen hat.

Vielleicht vermißt man in der vorstehenden Übersicht über die sprachliche Entwicklung unserer Reichsgesetze viele nicht unbedeutende Gesetze, z. B. die Gesetze über militärische Verhältnisse oder die zahlreichen auf Handel und Industrie bezüglichen Gesetze, die Gewerbeordnung an der Spitze, die Zoll- und Steuergesetze, die Gesetze über das Verkehrswesen usw. Hierzu möchte ich bemerken, daß ich alle diese Gesetze und manche andere um deswillen nicht erwähnt habe, weil sie sich, mag vielleicht auch das eine sprachlich besser, das andere schlechter ausgefallen sein, doch nur inhaltlich voneinander unterscheiden, für die Entwicklung unserer Gesetzessprache aber nichts bedeuten, so daß sich auch nichts Besonderes und namentlich nichts Kennzeichnendes darüber hätte sagen lassen.

Überblicken wir den vorstehend skizzierten Gang der Entwicklung unserer Gesetzessprache, so müssen wir die Frage, ob sie den berechtigten Anforderungen entspricht, unbedingt verneinen. Im Zusammenhange mit dieser Tatsache steht es, daß die Gesetzessprache und die Sprache des Volkes nur wenig gegenseitige Einwirkung aufeinander haben, daß sich im Gegenteil eine tiefe Kluft zwischen beiden aufgetan hat. Am deutlichsten tritt dies bei dem Bürgerlichen Gesetzbuche zutage, dessen Ausdrucksweise nur sehr geringe Spuren in der Volkssprache hinterlassen hat, wobei allerdings nicht außer acht zu lassen ist, daß es verhältnismäßig erst kurze Zeit in Geltung ist.

Am stärksten wird natürlich die Sprache der Behörden von der Gesetzessprache beeinflußt; leider, wie man hinzufügen muß, nicht in wünschenswerter Weise. Die Behörden ahmen vielfach die Schwerfälligkeit, Weitschweifigkeit und Umständlichkeit unserer Gesetzessprache in ihren Urteilen und Entscheidungen, ihren Verfügungen und Mitteilungen nach, befleißigen sich aber nicht der Reinhaltung von Fremdwörtern und der sprachlichen Genauigkeit, die, vielfach wenigstens, Vorzüge unserer Gesetzessprache darstellen. Auch die Sprache der Rechtswissenschaft wird stark, wenn auch nicht in dem Maße wie die Amtssprache, von der Gesetzessprache beeinflußt. Dagegen weist die Sprache der übrigen Wissenschaften nur einen sehr geringen Zusammenhang mit der Gesetzessprache auf.

In der Sprache des Handels hat die Gesetzessprache viel geringere Spuren hinterlassen als in der Amtssprache. Während überdies auf die Sprache der Behörden alle Gesetze annähernd den gleichen Einfluß ausüben, sofern nur die in Frage kommenden Gesetze mit dem Dienstbetriebe der Behörden überhaupt etwas zu tun haben, ist die sprachliche Einwirkung der einzelnen Gesetze auf den Handel, oder überhaupt auf die Sprache des Volkes sehr verschieden. Am stärksten macht sich die Ausdrucksweise der Strafgesetze im Alltagsleben bemerkbar. Die Bedeutung von Ausdrücken wie Diebstahl, Betrug, Brandstiftung, Notzucht, Kindsmord, Erpressung usw. ist jedem geläufig und es ist kaum ein Unterschied zwischen diesen Ausdrücken als Fachausdrücken und Volksausdrücken. Den größten Einfluß übt die Gesetzessprache da aus, wo es sich um das Verfahren handelt: Mahnverfahren, Zahlungsbefehl, Versäumnisurteil, Prozeßvollmacht, Revision, Gemeinschuldner usw. sind aus der Sprache der Reichsjustizgesetze in die Volkssprache übergegangen. Ebenso stark ist die Einwirkung auf dem Gebiete des Verkehrswesens. Wer spricht heute noch von der Korrespondenzkarte, von rekommandierten Briefen, von poste restante usw.? Dagegen geht die Sprache des Volkes, namentlich die Sprache des Kaufmannsstandes, vielfach ihre eigenen Wege bei den Gesetzen, die die wirtschaftlichen Verhältnisse regeln. Reichsgerichtsrat Förtsch hat in der Deutschen Juristenzeitung (1905) darauf hingewiesen, daß die Kaufleute vielfach dieselben Ausdrücke gebrauchen wie das Bürgerliche Gesetzbuch, damit aber einen ganz anderen Sinn verbinden. So nennt der Kaufmann „Vertreter" (§ 166 B. G. B.) auch denjenigen, der keine Vollmacht zum Abschluß von Verträgen besitzt. Das Wort „Bestätigung" (§§ 141, 144 B. G. B.) wendet der Kaufmann auch da an, wo er einen Vertrag genehmigt (§ 177 B. G. B.) oder wo er ein Vertragsanerbieten annimmt (§ 147 B. G. B.) oder wenn er einen Vertrag lediglich schriftlich abfassen will. Unter „Abnahme" versteht das Bürgerliche Gesetzbuch (§ 433) die Inbesitznahme der Ware; die Handelswelt dagegen die Erfüllungshandlung des Käufers überhaupt. Der Ausdruck „Rücktritt" ist der Geschäftswelt unbekannt.

Bei der schönwissenschaftlichen Literatur verflüchtigt sich aus leicht begreiflichen Gründen der Einfluß der Gesetzessprache nahezu vollständig.

(Ein Aufsatz über Maßregeln zur Verbesserung der Gesetzessprache wird folgen)

Südafrikaniſche Eindrücke

Von Dr. jur. Herbert von Dirkſen-Bonn

1. Das Land

ature has worked in Afrika upon larger and broader lines than she has done in Europe.“ Dieſe Worte Bryce's in ſeinem Buche über Südafrika erfaſſen ganz die Eigenart der ſüdafrikaniſchen Natur. Denn in der Tat: es iſt ſo, als habe die Natur hier frei und ungehindert gewaltet, nach ihrem Belieben ſchaffend, ohne Rückſicht auf das, was die Menſchen wirtſchaftlich und zweckmäßig nennen. Nicht vorſorglich, wie in Europa, iſt hier das Nützliche mit dem Schönen gemiſcht, wird der Boden durch Flüſſe und Regen gewäſſert, während in ſeinen Tiefen Erze und Kohlen den Bedürfniſſen der Menſchen dienen; hier wechſeln nicht Gebirge und See, Wald und Felder ab. Nein, als ob es in der Abſicht der Natur gelegen hätte, ſich in Südafrika auszutoben und zu erholen von der Vernunft, die ſie in anderen Erdteilen zeigt, hat ſie ein Werk geſchaffen, das alle menſchliche Erwägung verſpottet.

Über das ganze rieſige Gebiet ſüdlich des Zambeſi, über ganz Südafrika, breitet ſich, meiſt bis dicht an die Küſte heranreichend, eine rieſige Hochſteppe. All die Länder, die jetzt unter britiſchen Machtbereich gekommen ſind, ſind eine gewaltige, öde, waſſerarme Steppe. Denn was bedeuten die fruchtbaren Landſtriche im Süden der Kapkolonie, in Natal, im Baſutoland im Vergleich zu den Flächen von Maſchona-, Matabele- und Bechuanaland, — die jetzt zu dem Protektorat Rhodeſien zuſammengeſchloſſen ſind — und zum Oranjefreiſtaat und zu Transvaal, das allein faſt Frankreichs Größe erreicht? Sie bilden nur die Ausnahme zu der Regel: daß dieſer ganze — Kontinent könnte man faſt ſagen — nie dichte Beſiedlungen von Menſchen beherbergen, nie ſeiner Größe entſprechende Mengen von Nahrungsmitteln erzeugen wird. Nur dem Viehzüchter, dem weite Flächen gehören, auf denen genügſames Vieh ſich ſpärliche Nahrung ſuchen kann, bieten ſich Ausſichten auf Erfolg.

Tagelang fährt die Bahn von Oſten nach Weſten, von Beira nach Bulawayo, und tagelang wieder von Norden nach Süden, von den Victoriafällen nach Kapſtadt, jedesmal tauſende von Kilometern, ohne dem Reiſenden ein

anderes Bild zu bieten, als eine unendliche Ebene, meist dürftig mit grauem Dornengestrüpp und einigen Grasbüschen bestanden, teils auch von Felsblöcken und Steinen bedeckt.

Doch auch in dieser toten, gleichmäßigen Einförmigkeit hat die Natur ihre Laune walten lassen. Auch diesen Gegenden hat sie ihre Schönheiten nicht versagt. Sie gab diesen Steppen nicht nur die eigenartige Schönheit, die der unendlichen Fläche stets eigen ist, nicht nur das wundervolle Farbenspiel des Sonnenaufgangs und Untergangs, die klare und durchsichtige Luft der Hochsteppe. Sie unterbrach die Einsamkeit durch Schönheiten und Schauspiele, die keinen in der Welt nachstehen; sie überhäufte dieses äußerlich so arme Land mit den wertvollsten und seltensten Gütern, die sie überhaupt besitzt: mit Gold und Diamanten, Kohle, Kupfer und anderen Erzen. Sie bot dem Menschen jede Möglichkeit der Entwicklung. Je nach seinen Anlagen konnte er ein einsamer Viehzüchter, hartarbeitender Goldsucher, ein rücksichtsloser Spekulant werden, oder seine Gaben im Dienste seines Landes verwerten und seinen Blick schärfen, um Fragen zu erfassen und lösen zu helfen, die die ganze Menschheit angehen. Und — die letzte, aber nicht die geringste Gabe — sie verlieh dem Lande die Eigenschaft, daß weiße Menschen dauernd in ihm leben und sich heimisch fühlen können.

2. Die Victoriafälle

Drei Tage und drei Nächte fährt man von der Ostküste, fast die doppelte Zeit vom Süden, um die Zambesifälle zu erreichen. Keine Veränderung der Natur kündet ihre Nähe, keine üppigere Vegetation; bis dicht heran reicht die ewige, graue Steppe. Nur das Donnern der Wasser, das Aufsteigen einer weißen Säule von Wasserstaub — der tönende Rauch, wie die Eingeborenen sagen —, weithin sichtbar und hörbar, deutet auf ihr Vorhandensein hin. Doch auch wenn man, wenige hundert Meter von ihnen entfernt, die kühne Eisenbahnbrücke überschreitet, die den Zug über den Zambesi und dann hinein in den Kongo führt, gewahrt man nicht mehr von ihnen, als einen dünnen Streifen. Eine hohe vorgeschobene Felskulisse versperrt die Aussicht. Es ist, als ob die Natur ein so wertvolles Gut besonders sorgsam versteckt hätte. Ganz dicht muß man an das Wasser herantreten, bald von dieser, bald von jener Seite vorpirschend, um allmählich einen Gesamteindruck von der Größe und Mächtigkeit dieses Weltwunders zu gewinnen. Dann erst begreift man, welch prachtvolle Verbindung die Natur hier geschaffen hat: einer der drei größten Fälle der Welt — denn 2 Kilometer ist der Zambesi breit, von Inseln und Klippen in viele Arme geteilt, und 150 Meter tief stürzt er sich hinab —, und ein gewaltiger, tiefer Cañon sind hier zu einem Ganzen verschmolzen. In einer engen, kaum 60 Meter breiten Schlucht werden die herabstürzenden Wasser des Flusses aufgefangen und senkrecht steigen auf der anderen Seite die Felsen wieder 150 Meter empor. Und unten im Cañon donnert und brodelt das Wasser und wirft Wolken feuchten Wasserstaubes empor, in den die Sonne

einen breiten Regenbogen zeichnet, und sucht den schmalen Ausweg, den ihm die Felswände lassen.

Noch herrscht hier der tiefe Friede, den Livingstone vorfand, als er vor fünfzig Jahren als erster Weißer die Zambesifälle sah; noch ist die Natur nicht entweiht durch Häuser und Hotelpaläste, durch die frechen Farben von Plakaten, den Lärm von beutelustigen Führern und Kutschern; noch zeigen keine Schornsteine, daß die Menschen die gewaltigen Kräfte der Natur umgeprägt haben in die kleine Münze, die sie brauchen. Aber wie lange wird es dauern, bis die Industrie — und zwar zunächst in ihrer abstoßenden Form, der Fremdenindustrie — sich dieses Kleinods bemächtigt haben wird, um es des schönsten Zaubers zu berauben, den es heute noch besitzt — seiner Unberührtheit?

3. Matoppo Hills

Nicht weit von den Fällen — nicht weit für afrikanische Raumbegriffe —, achtzehn Stunden Eisenbahnfahrt entfernt, liegt, in der Steppe versteckt, eine andere Stätte der Bewunderung, die Matoppo Hills; den gleichen tiefen Eindruck hinterlassend, wie jene, und doch wie verschieden! Dort Leben, Kraft, Wirken der Natur; hier Stille, Einsamkeit, Abgeschlossenheit.

Mitten in der kahlen Ebene des „Veldt" liegen diese Hügelketten und doch, auch in der Nähe, kaum vom Himmel sich abzeichnend. Erst wenn die einzelnen Felsblöcke am Wege sich mehren und sich zu seltsamen Silhouetten türmen, wird man der Hügellandschaft gewahr, in der man sich plötzlich befindet. Langsam steigt man über steinigen Boden, und erklimmt den leichtgeschwungenen Rücken eines granitnen Hügels, auf dessen Gipfel einige kleinere Felsblöcke ruhen, wie von Riesenhand dorthin gewälzt. Von dort oben kann das Auge nach allen Richtungen schweifen, bis fort in weite Fernen. Doch wohin der Blick auch fällt, nirgends entdeckt er ein Zeichen von Pflanzenwuchs, oder die Spur von menschlichen Ansiedelungen. Ringsum nichts als Stein: einzelne Felsen, Berge, Gebirgszüge, Täler von Granit, mit starrer Klarheit auch in der Ferne sich abzeichnend unter den unbarmherzigen Strahlen der Sonne. Vollkommene Stille herrscht hier oben, kaum unterbrochen von dem schnellen Flug eines Vogels. Es ist, als hätte die Natur ein Symbol geschaffen; als hätte sie aus den unendlichen Ebenen Südafrikas, aus all den Felsen, all der Einsamkeit und Sonnenglut ein Wahrzeichen herauskristallisiert; als hätte sie den Sinn, die Eigenart, die einsame Größe des Landes zusammengefaßt in diese eine Landschaft.

Oben, auf dem Gipfel des Hügels, ist eine Bronzeplatte in den Felsen eingelassen, mit der Aufschrift: Here lie the remains of Cecil John Rhodes. Dies ist die Stelle, die sich der Gründer Südafrikas zu seiner Grabstätte ausgewählt hat. Nun ruht er mitten im Herzen des Landes, das seinem Herzen am nächsten gestanden hatte. Zwar hat er viel vollbracht in seinem Leben, schwebte viel als noch zu vollbringen seinem geistigen Auge vor: er hat die

Vereinigung des gewaltigen südafrikanischen Reichs unter britischem Zepter erkämpft; er hat die bedeutendsten industriellen Unternehmungen des Landes geleitet und neugeschaffen; er hat den britischen Imperialismus gefördert, wie kaum ein anderer; ihm schwebte eine britische Weltherrschaft im Bündnis mit Deutschland und Amerika vor. Aber sein Herz hing an den weiten Strecken Landes, das er allein für sein Vaterland erworben hatte und das jetzt seinen Namen trägt. Das war seine eigenste Schöpfung; um seine Erhaltung hat er oft genug gebangt und gekämpft. Hier in den Matoppo Hills hatte er Wochen bangen Wartens und geduldigen Harrens verlebt, als er im Matabeleaufstand mit feindlichen Führern verhandelte und die Zukunft des Landes von dem Zustandekommen einer Verständigung abhing.

So ist auch die starre, tote Einsamkeit der Matoppo Hills durchgeistigt und belebt von dem Willen eines Menschen. Und gerade diese geistige Durchdringung der Natur durch den Geist eines großen Menschen, dieses Einswerden von Mensch und Natur, das ist der stärkste und dauerndste Eindruck, den die Matoppo Hills hinterlassen.

4. Kimberley und Cullinan

Die Debeers-Mine in Kimberley und die Premier-Mine in Cullinan bei Pretoria, wenige hundert Kilometer von einander entfernt, sind die einzigen Stellen in der Welt, wo die Diamanten im Großbetriebe des modernen Kapitalismus gefördert und verarbeitet werden. Hier sind Tausende von weißen Angestellten, Zehntausende von schwarzen Arbeitern, viele Millionen Kapital ausschließlich damit beschäftigt, jene kleinen weißen Steine zu fördern, die keinem anderen Zwecke dienen, als die Frau zu schmücken.

Beides hochentwickelte moderne Großbetriebe mit einem bis ins Feinste entwickelten Mechanismus. Aber beide von Grund auf verschieden in Entstehung und Entwicklung. Debeers ist der Krupp, Premier der Thyssen der Diamanten. Jenes ein Werk, das auf eine vierzigjährige Geschichte, eine stetige, große Weiterentwicklung zurückblickt; dieses kaum zehn Jahre alt und doch fertig, gewaltig — wie aus der Erde gewachsen.

Auch das Verfahren — der Produktionsprozeß bei beiden ist von Grund auf verschieden. Die Debeers-Minen dem modernen Steinkohlenbergwerk vergleichbar: Förderanlagen, Schächte, Stollen, Gänge, ausschließlich Untertagearbeit. Auf weiten Flächen wird dann das diamanthaltige Gestein, der Blueground, ein Jahr lang gelagert und, um es zu zersetzen, den Einflüssen der Witterung ausgesetzt. Darauf wird es gewaschen und in ein System von immer enger werdenden Sieben gebracht, bis schließlich nur die feinkörnigen Überreste übrig bleiben, aus denen die Diamanten gelesen werden.

Ganz anders, noch eindrucksvoller, weil noch konzentrierter, die Premier-Mine. Hier wird nur im Tagebau gearbeitet, denn der Blueground steigt von über tausend Meter Tiefe bis zur Oberfläche empor. Ein riesiges Loch ist

gegraben worden: zwei Kilometer lang, einen Kilometer breit, hundert Meter tief. Unten schimmert der Grund blaugrau, scharf sich abhebend von dem rötlich-gelblichen Gestein der Seitenwände. Auf dem blau-grauen Boden wimmelt es, wie in einem Ameisenhaufen. Dort arbeiten achttausend Schwarze ununterbrochen, Tag und Nacht, wochentags und Sonntags; hauen das Gestein ab, beladen kleine Wagen damit, bringen sie an die Seilbahn. Und in unendlicher Reihe laufen diese Wagen den Berg hinauf, hinein in gewaltige Fabrikanlagen. Dort werden sie in Mörser entladen, die das Gestein in kleine Teile zermalmen. Noch einmal wird es zerkleinert, dann wieder durch Wasser über Siebe getrieben. So gehen in jedem Monat über eine Million dieser kleinen Wagen den Berg hinauf und werden verarbeitet; so schnell verarbeitet, daß die Diamanten, die am Morgen noch tief im Gestein geschlummert haben, schon am Nachmittag vom Sortierer in kleine Säckchen gepackt werden. Und dieses ganze, in sich abgeschlossene, aufs äußerste durchgebildete Verfahren mit all seinen verschiedenartigen Maschinen und Vorrichtungen ist in zehn Jahren geschaffen worden; geschaffen worden, obwohl nichts Ähnliches ihm als Vorbild dienen konnte, obwohl jedes Verfahren, jede Maschine neu erprobt werden mußte. Noch im Jahre 1902 ließ hier ein Bur sein Vieh zur Weide gehen und sich aus dem kümmerlichen Gras der Steppe seine Nahrung suchen.

Es ist ein eigentümlicher Gedanke, daß all dieses eines Tages verschwinden, überflüssig werden könnte: daß diese Werke, die, wie die Debeers-Minen, jetzt täglich für 400000 Mark Werte schaffen, zum Stillstand verurteilt werden könnten. Es brauchte nur einem Gelehrten zu gelingen, den genügenden Druck zu erzeugen, um statt der winzigen Splitter, die er bis jetzt erzeugte, größere Diamanten aus der Kohle zu kristallisieren. Es brauchte nur der Mode, also der Gesamtheit der Frauen, zu gefallen, sich mit kleinen Muscheln oder mit Schwefelkies zu schmücken — und all das, was hier aus dem Nichts gezaubert worden ist, würde wieder in das Nichts versinken.

5. Der Rand

Die Gegend zwischen Kimberley und Johannesburg ist keineswegs erfreulicher als anderswo in Südafrika: womöglich noch flacher, trockener, reizloser als sonst. Man achtet kaum darauf, daß der Zug in einer kleinen Senkung — Tal kann man es nicht nennen — entlang fährt. Wenige Kilometer zur Rechten und zur Linken hebt sich das Gelände wieder zu flachen Hügeln. Erst wenn man aus der Erde unvermittelt hier und da steile, vielleicht 20 Meter hohe Hügel aus blendend weißem Gestein emporsteigen sieht, daneben langgestreckte Fabrikanlagen mit Förderschächten und rauchenden Schornsteinen, dann durchzuckt den Reisenden das Gefühl: jetzt sind wir im Lande des Goldes.

In der Tat: unter dieser nüchternen, kahlen Oberfläche birgt die Erde die reichsten Goldvorräte, die bisher gefunden worden sind. Mitten durch die unfruchtbare Ebene zieht sich ein hundert Kilometer langer, wenige tausend Meter

breiter Streifen, der das goldhaltige Quarz birgt: der Witwatersrand oder kurzweg Rand genannt.

Aber diesem Land fehlt der Schimmer von Romantik und Abenteuern, der sonst die Goldländer umstrahlt. Nüchtern, wie das Land, ist auch der Betrieb. Das Gold wird nicht gefunden, es wird gewonnen. Hier findet kein Goldsucher nach unsäglichen Anstrengungen den Goldklumpen, der ihn mit einem Schlage zum reichen Manne macht; hier werden keine blutigen Kämpfe gefochten um Claims und goldhaltige Stellen. Hier herrscht der kühlrechnende Kaufmann; hier arbeitet das Großkapital international und unpersönlich, mit allen Mitteln der Technik, die ihm zu Gebote stehen. Denn das Gold zeigt sich hier nicht, launisch wie die Glücksgöttin, an der einen Stelle in überreichen Adern, wenige Schritte davon wieder verschwindend. Es sitzt, dem unbewaffneten Auge unsichtbar, aber gleichmäßig verteilt und immer vorhanden, im Quarzgestein. Nun braucht der Geologe nur die Mächtigkeit dieser Quarzadern zu berechnen, der Techniker die Schächte zu bauen, aus denen das Gestein herausgeholt wird und die Mörser, in denen es zu weißem Mehl verstampft wird; der Chemiker die Säuren zu bereiten, die das Gold aus jenem Staub herausziehen; und der Kaufmann kann sich seinen Gewinn kalkulieren.

So zieht sich zu beiden Seiten der Bahn eine Goldmine neben der anderen hin: Schornsteine, Fabriken, Berge weißen, gemahlenen Quarzes, Wellblechhäuser Maultiergespanne. Als ob man zwischen Düsseldorf und Bochum durch Kohlenzechen und Hochöfen führe. Alles nüchtern und arbeitsam.

Wenn man wirklich Romantik sucht, so würde man sie eher noch in Johannesburg finden. Auch hier nicht die Romantik der westamerikanischen Minenstadt mit Spielhöllen und Branntweinspelunken, Goldsuchern mit Revolvern und breitrandigen Hüten. Denn Johannesburg ist eine moderne Großstadt mit allem Komfort, Warenhäusern, feinen Hotels und Villenviertel. Aber die Romantik der ganz modernen Stadt, die jetzt hundertundzwanzigtausend weiße Einwohner beherbergt, wo vor dreißig Jahren kaum ein Haus stand, hat es sich doch noch bewahrt; noch hat es die Romantik der Stadt, die noch nicht in sich gefestigt ist und keine Vergangenheit hat; die Romantik der Stadt, in der Zehntausende nach dem Glück jagen, ihr ganzes Hab und Gut in dem Jeu des Börsenspiels anlegen; in der der eine zur Höhe der reichsten Männer der Erde emporsteigt, der andere seines Geldes beraubt wird und wieder zur Arbeit seiner Hände greifen muß, um sein tägliches Brot zu verdienen.

6. Kapstadt

Alles, was die Natur in Südafrika an Lieblichkeit der Landschaft, Fruchtbarkeit des Bodens übrig hatte, scheint sie auf Kapstadt vereinigt zu haben. Hier hat sie einen der schönsten Häfen der Welt geschaffen: das mächtige, einfache Massiv des beherrschenden Tafelberges, eingerahmt von den bizarren Linien kleinerer, steiler Berge. Zu ihren Füßen brandet das Meer und wirft seine

Wellen gegen die Felsblöcke, die den weißen Strand all der vielen kleinen Buchten unterbrechen. Und an den Hängen zwischen Meer und Berg zieht sich die Stadt, mit all ihren Vororten und tausenden von kleinen Häuschen, die von Gärten umgeben sind mit grünem Rasen, vielerlei Blumen und seltenen Bäumen.

Eine Vergangenheit mehrerer Jahrhunderte kolonialer Geschichte durchgeistigt die Stadt, die jetzt noch in frischem Leben blüht. So entgeht sie dem Schicksal, das sonst europäische Kolonialstädte ihres Reizes beraubt: entweder eine glorreiche Vergangenheit zu haben, aber in einer schläfrigen und tatenlosen Gegenwart zu leben — wie die portugiesischen oder spanischen Kolonien —, oder in einer geschäftigen, nüchternen Gegenwart zu leben, ohne von den Erinnerungen an Geschichte und Tradition getragen zu sein, wie die amerikanischen und australischen.

Kapstadt hält die Mitte zwischen beiden: die zweihundert Jahre holländischer Herrschaft haben sich der Stadt tief eingeprägt. Schlichte, schmucklose Gebäude, einfache Kirchen, Alleen alter schöner Eichen geben der Stadt ihr Gepräge. Ihre Lage als Ausfuhrhafen eines großen, blühenden Landes, ihre Verbindungen nach Südamerika und Australien sind die Grundlagen ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Blüte.

Wer das Hinterland von Kapstadt durchstreift, der glaubt in die Alpen versetzt zu sein; aber nicht Alpen, wo ein Berg sich drohend und beengend neben den anderen erhebt. Zwar sind auch hier Gebirgszüge, vielgestaltig mit steilen Gipfeln und felsigen Hängen. Aber zwischen ihnen dehnen sich weite, fruchtbare Täler — fast schon Ebenen —, von Flüssen durchströmt, mit fruchtbarem Boden. Hier gedeiht Wein und kostbares Obst, das im Winter auf den Tischen Londons prangt, Weizen und Gerste. Zwischen hohen Bäumen versteckt liegen die weißen Farmen holländischer und deutscher Bauern, die schon seit vielen Generationen dieses Land bestellen.

So mag sich dem, der, von Europa kommend, all diesen Reichtum zum ersten Male sieht, wohl der Traum des alten Europas hier zu erfüllen scheinen; als sei ein neuer Weltteil gefunden, der all den Überschuß von Menschen und Kraft aufzunehmen und ihn reichlich zu ernähren vermöge. Bis ihn dann die ewige Steppe jenseits der hohen Berge belehrt, daß er auch hier europäische Lebensbedingungen nicht wiederfinden wird.

7. Die Menschen

Es ist natürlich, daß ein Land von so eigenartigem Gepräge, mit einer so langen Vergangenheit kolonialer Geschichte einen tiefen Einfluß ausgeübt hat auf die Menschen, die es bewohnen. Nur geringes Interesse vermögen — von diesem Standpunkte aus — die Engländer zu erwecken; erst vor einem Jahrhundert eingedrungen, sind sie, wie überall draußen, nur von dem Wunsche beseelt, wenig von dem Lande anzunehmen, in dem sie wohnen — was die

ideellen Werte betrifft — und um sich herum die Lebensbedingungen ihrer Heimat zu schaffen.

Außer Betracht sollen auch die Eingeborenen bleiben, denn auch sie zeigen dem Beobachter keine diesem Lande allein charakteristischen Züge; soviel Interesse auch die tapferen Kämpfe dieser kriegerischen Stämme — mit ihrer höheren und strafferen Organisation, als sonstwo in Afrika — zu erwecken vermögen, soviel Teilnahme man auch ihrem Schicksal entgegenbringen vermag: ihrer Waffen und so ihrer Mannhaftigkeit beraubt, müssen sie Arbeit leisten, deren Lohn sie zu ihrem Leben nicht brauchen; und zwar Arbeit, die ihrer Natur nicht zusagt, tief unter der Erde von Lungenkrankheiten und steter Gefahr bedroht; über der Erde sind sie für Monate ihrer Bewegungsfreiheit beraubt.

Das eigentliche Produkt dieses Landes, umgemodelt in ihrem Charakter, beeinflußt in ihrem Wesen durch sein Klima, seine Landschaft, die Beschäftigung, die es ihnen aufzwingt, sind die Abkömmlinge jener alten holländischen Ansiedler, die Buren. Ihre Geschichte ist die des Landes gewesen, sie haben es erobert, besiedelt und sind nun untrennbar mit ihm verwachsen. Sie zogen in die Steppe und lebten von dem Vieh, das sich seine Nahrung selbst suchte; jagten das Wild und bekriegten die Eingeborenen; lebten in der Einsamkeit und liebten sie. Nur das notwendigste lockere Gefüge staatlicher Gemeinschaft hielt sie zusammen. Denn sie haßten das enge Zusammenleben und jeglichen Zwang. Mit eiserner Zähigkeit hingen sie an ihrer Sprache und Religion. Der materielle Fortschritt anderer Weltteile, die Gaben der Zivilisation ließen sie unberührt. Sie wollten sich nicht bereichern, wollten nicht andere von ihrem Besitz verdrängen. Sie wollten nur eins: ihre Freiheit und ihre Einsamkeit.

Es ist ein tragisches Geschick, daß ihnen auch dieser bescheidenste, negativste aller Wünsche nicht erfüllt wurde. Die Engländer verdrängten die Holländer aus der Kapkolonie und begannen auf ihre Art, das Land zu zivilisieren. Als ihnen ihre Sprache genommen, ihre Freiheit beschränkt werden sollte, da verließen die Buren ihre alten Heimstätten und zogen hinauf nach Norden in wildes, unbekanntes Land. Nur ihre Freiheit und nationale Eigenart wollten sie behalten. Wieder besiedelten sie das Land und wurden heimisch in ihm, und wieder folgten ihnen die Engländer. Aber es gelang ihnen, durch Unterhandlungen und tapfere Kämpfe ihre Selbständigkeit zu bewahren.

Da entdeckte man in ihren dürren Steppen riesige Goldfelder. Was anderen Völkern als eine Himmelsgabe erschienen wäre, war ihnen ein Greuel. Es brachte fremde Menschen in ihre einsame Steppe, stellte sie vor alle Probleme des modernen Staates und Kapitalismus. Vergeblich versuchten sie sich gegen die neue Zeit zu stemmen und die Entwicklung aufzuhalten. Auch jetzt noch waren sie bereit, sich mit dem neuen Geiste der Zeit auseinanderzusetzen, indem sie vor ihm zurückwichen. Wieder wollten sie ihr Hab und Gut, Weib und Kind auf ihre Ochsenwagen laden und wieder hinausziehen in das unbekannte Land im Norden.

Aber nun war es zu spät; von allen Seiten hatten die Engländer sie eingeschlossen. Es war ihnen nicht einmal mehr erlaubt, ihr Hab und Gut den Fremden zu überlassen. Im Norden umklammerte sie die gewaltige Schöpfung Cecil Rhodes'; im Westen war ihnen der Eintritt in die Wüste des Bechuanalandes verwehrt durch die listigen Verträge, die die Engländer mit den eingeborenen Häuptlingen geschlossen hatten. Im Osten versperrten Natal und die portugiesische Kolonie das Vordringen. So waren sie vor die Wahl gestellt, den Forderungen der Fremden nachgebend auf ihre nationalen Eigenschaften zu verzichten oder mit einem gewaltigen Weltreich zu kämpfen. Sie wählten das Tapferere. Sie wurden geschlagen, mußten geschlagen werden nicht nur wegen der ungeheuren Zahlenübermacht, sondern auch wegen der Eigenschaften ihres Charakters: Selbständigkeit, die in Ungehorsam ausartete; Vorsicht, die sie den Sieg nicht ausnutzen ließ.

Jetzt haben die siegreichen Engländer die Buren ihrem Weltreich als ein neues Glied einfügen wollen. Es wäre eine seltsame Rache, wenn die Besiegten den Sieger mit den friedlichen Mitteln der Verfassung, die ihnen in die Hand gegeben sind, unterjochten und sich so ihre Selbständigkeit und Freiheit sicherten, um die sie so lange mit den Waffen gekämpft haben.

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Zwölfte Fortsetzung)

12.

Außer den alten, nichtfrommen Jungfern, die bei den Geschwistern Holtner das Gnadenbrot haben, ist niemand im Hause. Sie sitzen im Garten, der hinterm Hause liegt und warm und sonnig ist, in dem kein Wind pfauchen und die alten Weiblein ärgern kann, weil ringsum die nachbarlichen Scheuern mit den hohen, eingesattelten Dächern stehen. Sie hocken nah und dicht beisammen, denn ihre ausgetrockneten Pergamentleiberchen können viel Wärme brauchen. „'s Holtners drei Hutzelcher" heißen sie im ganzen Dorfe. Sie sind sehr verwundert, als sie Karl in den Pferdestall gehen sehen, denn sonst kommt doch der Karl immer erst um halb neun Uhr heim an den Sonntagabenden. Sie winken und rufen und werfen die dürren Altweibleinsärmchen in die Höhe: Hähla, hähla, der Karl solle einmal herkommen. Die dünnen Stimmchen zirpen und quietschen, fast hört es sich an, als gäckerten ein paar Hühner.

Die Altweiblein sind neugierig und möchten gerne wissen, wie das ist mit der Tante Sette, die das erste aus dem Dorfe ausgewanderte Weibsbild sei. Hinausheiraten, das könnten sie ja verstehen, denn dann habe doch so ein Weibsbild sein Auskommen. Aber ein ledig Weibsbild in der Fremde? Die Spelzheimer seien doch auch nicht wie die armen Odenwälder darauf angewiesen, ihre Töchter als Mägde in die Welt zu schicken, und jetzt gehe auf einmal die Sette auswärts.

Eine ganze Revolution ist in den Seelchen der Altweiberchen über diese Tatsache, und Karl ist voller Erstaunen über die Hutzelchen. Ob sie denn auch auswandern wollten, weil sie alles so genau ausfragten? Hui jui, wie da die Drei in Aufregung geraten! Sie auswandern, wo sie es doch so gut hätten? Ganz leichte Arbeit hätten sie zu tun und bekämen so gut und so reichlich zu essen dafür!

Nein, nein, die Hutzelchen wollen gewiß nicht fort. Die Auswanderung der Sette ist wie ein riesiger schwarzer Meteorstein in die siebenzigjährigen, schon halb wieder in Kindheit gesunkenen Seelen gefallen, und nun stehen sie davor und wissen ihn nicht mehr fortzubringen daraus, wiewohl ihr ganzes Sinnen und Denken sich dagegenstemmt.

In die Unterhaltung der Viere poltert eine Stimme:

„Na, ich hab gemeint, da tät einer beim Pfarrer hocken und tät dem einen Vortrag halten, und jetzert schwatzt er da mit den Hutzelcher, hä?"

Hannes Holtner ist aus dem Wirtshaus heimgekehrt. Als Karl ihn hört, springt er auf. Hannes Holtner aber sagt:

„Na, geh mal gleich mit herein und verzähl mir mal, was es mit dem Pfarrer geben hat!"

Im Zimmer drückt er den Jungen wieder in den alten Lehnsessel und läßt ihn sprechen und hört seinem Schützling aufmerksam zu.

„Hmhmhmmmm, hmhmhmmm, sosososo, ttttttt!" macht er zwischendurch manchmal.

Als Karl seine Erzählung beendet und auch von dem guten Rate des Pfarrers gesprochen hat, fragt er:

„Unkel Hannes, wie stellt Ihr Euch dazu?"

„Da muß man jetzert mal abwarten. Gehst morgen mal nauf zu der Hungels-Gret. Mal sehen, was du für Erfahrungen machst. Ich bin jetzt selber gespannt, wie sich dem Herr Pfarrer seine Quisselgarde verhält, bin kolossal gespannt!"

„Unkel Hannes!" klagt der Bursche, „ich bin jetzert garnet mehr so zufrieden wie sonst!"

„Weißt du, lieber Bub, da kann dir auch kein Mensch helfen!" entgegnet der Alte. „Du mußt dir vorstellen, daß dein Herz noch ist wie ein klein ungezogen Kind. Wenn die Mutter einmal nicht ist wie sonst aller Tag, wenn sie dem Kind mal kein Liedchen singt, macht's Kind ein verdrießlich Gesicht, läuft herum und nangelt. So geht's deinem Herz, wenn's aus dem Gleichgewicht kommt. Nur Geduld, wenn du mal noch ein bißchen älter bist, wird sich das alles schon finden. Jetzert geh naus und besorg die Gäul! In der Arbeit vergißt sich der Kummer. Geh hin!"

Karl geht aus dem Zimmer und über den Hof durch den Pferdestall in seine Kammer und zieht sich um; hernach füttert er die Tiere.

Nach dem Nachtessen begibt er sich gleich zur Ruhe, aber er kann nicht schlafen. Sonst freute er sich beim Ausziehen auf den kommenden Morgen. Ein wenig erholt von den Strapazen des verflossenen Tages, sehnte er sich schon wieder nach dem Duft des Ackers, der aus den vom Pfluge aufgerissenen Schollen kraftweckend aufquillt. Heute Abend freut er sich auch nicht auf die Säearbeit. In der Kirchweihwoche macht man das Korn unter. Unkel Hannes hat ihn bei der Aussaat der Stoppelrüben den richtigen Säeschwung des Armes gelehrt und ihm damals gesagt, das wäre doch noch ein viel köstlicheres Gefühl, wenn statt des rauhen Rübensamens das glatte feste Korn zwischen den Fingern hindurchsause. Wie das ein wunderbares Prickeln sei in Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger, das müsse er fühlen! Ihm zuliebe wolle er, der Unkel Hannes, einen ganzen Acker Korn mit der Hand untermachen, obwohl es mit der Sämaschine viel schneller ginge. Aber sie wollten es von jetzt ab immer so einhalten, nämlich ein paar Äcker stets mit der Hand bestellen zum persönlichen Genusse.

Und morgen soll der Säetag sein, auf den Karl sich so sehr gefreut hat, der ihm aber nun nach den Erfahrungen des heutigen Tages ganz gleichgültig ist.

Doch der Schlaf ist ein guter Doktor, und in der frischen Kraft des Morgens schämt man sich der müden Mutlosigkeit des verwichenen Abends. Wenn man erwacht, springt man als tüchtiger Ackersbursche mit gleichen Füßen aus dem Nest, hängt's vor's Fenster und füttert seine Gäule, die Montags nach der Ruhe des Sonntags schon erwartungsvoll mit den Hufen stampfen.

Es hat sich ja da gleich wieder ein Unmutsgedanke in dem Burschen aufmachen wollen, denn er mußte sich so unwillkürlich darüber ärgern, daß er seinen ersten Kornsäetag nicht in ganz ungetrübter Freude und in voller Sorglosigkeit begehen konnte. Aber das ist jetzt, wo er mit dem Sieb in die Spreukammer geht, schon wieder vorbei. Vor Sonnenaufgang singt man nicht; als Bauer ist man schweigsam in der Frühe des Tages. Es ist, als ob am frühen Morgen die Natur an besonders weihevoller Arbeit schaffe. Um einem herum ist's wie ein geheimnisvolles Weben und Wehen, das fromm und gütig macht und demütig und doch voll starker Hoffnung.

Darum ist man stille in der Frühe des Tages wie in einer Kirche.

Aber so zwischendurch darf man doch einmal trällern: Lalala bumbum hmhmhmhm lalalala!

Das singt man so halblaut zwischen den Zähnen hindurch im gleichen Takt, mit dem die Arme das Sieb schwingen.

So lebt in Karl doch die Freude wieder auf und will erst müde werden, als draußen auf dem Acker auch die Arme von den rastlosen halbrunden Säeschwüngen zu ermatten beginnen. Da stellt auch schon der ärgerliche Gedanke an den Gang, den er am Nachmittag wird machen müssen, sich ein und zupft und zwickt an seinem Herzen.

Nach dem Mittagessen schirrt er zusammen mit Unkel Hannes den Leiterwagen ab, den man jetzt, nachdem die Getreide- und auch die Grummeternte eingetan ist, nicht mehr braucht, und sie befestigen statt der Leitern die einzelnen

Teile des Kastenwagens auf dem Rädergestelle. Als diese Arbeit getan ist, verändern sie die Spurweite der Säerinnen an der Saatmaschine, denn sie sind noch auf Rübensamen eingestellt aus der Zeit der Stoppelrübenaussaat. Danach ordnen sie noch verschiedenes in Scheuer und Schuppen, in den Sparren und im Kelterhaus.

Es düstert schon, als sie endlich so weit sind, und der Unkel Hannes sagt:

„So, Karl, jetzert sind wir fertig. 's hat doch länger gedauert, als ich gemeint hab, daß es dauern tät. Na, kommst doch noch früh genug zu dem Polizeidiener des Herrn. Aber laß dir's gesagt sein: Bei der Hungels-Gret darfst du net blöd sein, denn das Aas hat Haar auf der Zung. Wenn sie kreischt, schreist du auch; wenn sie grob wird, wirst du's auch! Net erst warten, bis sie dir ein paar herunter gerissen hat!"

Dann gehen sie zusammen fort, der Hannes Holtner und der Karl Salzer.

Hannes Holtner hat eine leichte Hacke auf der Schulter. Er will vor dem Nachtessen noch einmal rasch hinaus in das Pflanzfeldchen springen, ein paar Salatpflanzen setzen; das kann man noch machen zwischen Tag und Dunkel.

An der Roßgasse trennen sich die beiden. Karl geht geradeaus die berganstrebende Wingertsgasse hinauf, an deren oberen Ende die Hungels-Gret wohnt. Hannes Holtner biegt in die Roßgasse ein; er ruft dem Burschen nach, auf dem Heimweg solle er am Schreiner Kling vorbeigehen und ihm den Auftrag geben, das Täfelchen am Kreuze wieder zu beschreiben.

Am Untertor begegnet ihm der Pfarrer, der von seinem Spaziergange zurückkehrt. Hannes Holtner nimmt die Hacke von der Schulter und hält sie dem Pfarrer quer in den Weg. Ein akademischer Bauersmann darf sich das dem Pfarrer gegenüber erlauben.

„Gn' Owend, Herr Pfarrer!"

„Grüß Gott, Herr Holtner!"

Zu einem akademischen Bauersmann sagt auch der Pfarrer in der Anrede Herr.

„Herr Pfarrer, unter uns, damit es kein Mensch sonst weis wird: gelt, am Sonntag war die Logik aus dem Pfarrhaus ausquartiert?"

„Spötter, Spötter!" sagt der Pfarrer, der stehen geblieben ist, sich mit der einen Hand auf den Spazierstock stützt und die andere hinter das schäbige grün gewordene Zingulum steckt, das um seinen behäbigen Leib liegt.

Hannes Holtner aber redet jetzt ernst zu ihm:

„Fissematenten beiseit: Konsequenz war das wirklich net. Der Bub hält viel aus unter der Geschicht, und Ihne Ihre Bauern wären net besser und net schlechter worden, wenn Sie ihnen das verboten hätten. Und daß ich aus dem junge Kerl einen tüchtigen Menschen mache, dürfen Sie mir glauben. Ich wär' Ihnen sehr dankbar gewesen, wenn Sie dem Bub den Gefallen getan hätten, zumal er's Ihnen begründet hat wie ein Professor. Jetzt bin ich gespannt, was aus Ihrem guten Rat wird. Konsequenz war das net!"

„Theologische Konsequenz, mein Lieber, theologische Konsequenz!" erwidert der Pfarrer harmlos.

Da lacht Hannes Holtner auf und spottet:

„Ausgezeichnet, Herr Pfarrer, theologische Konsequenz!"

„Immer noch ein bißchen Freigeisterei im Blut!" sagt der Pfarrer, indem er mit dem Stocke droht, „ja, ja, Freigeisterei. Unter der Bauernjuppe guckt's immer noch heraus: Schwarz-Rot-Gold. Ja, ja, Freigeisterei, Schwarz-Rot-Gold. Wird aber alles schon gut ausgehen, die Gret ist ein willig und gehorsam Schäfchen. Karl Salzer ist ein jung Füllchen, rennt sich die Hörner schon noch ab, jung Füllchen!"

„Herr Pfarrer, Sie haben heut kein Glück: ein Füllchen hat keine Hörner, ein Füllchen kann nur die Beine oder das Genick brechen, und das wär' schad' auf alle Fälle!"

Dem Pfarrer wird das Gespräch ungemütlich, und er gibt ihm eine andere Wendung:

„Eine Bitte meinerseits, Herr Holtner! Die Schwestern sind mal wieder übel dran mit ihrem Küchenvorrat; wenig zu essen, sehr wenig zu essen. Bauern denken zu wenig an die Schwestern, denken zu wenig dran. Wollen Sie nicht mal ein bißchen aushelfen, ein bißchen gründlich aushelfen? Ihre Schwester schickt ja alle vierzehn Tag einen Korb voll hinauf; sehr anerkennenswert! Aber alle Bauern, die es können, sollten es so machen, alle!"

„Soso!" sagt Hannes Holtner, „da haben also die armen Nönnchen mal wieder nix zu essen. Bei jedem Dreck rufen die Bauern die Nonnen, aber verhungern täten sie sie lassen. Das wär' auch so ein Predigtthema, Herr Pfarrer, oder haben Sie Angst, die Bauern täten nachher aus Trutz garnix mehr bringen?"

O, da ist der Pfarrer in allen Nöten diesem Freigeist gegenüber. So überhört er denn die Frage Hannes Holtners geflissentlich und bettelt noch einmal:

„Nicht wahr, Herr Holtner, ich hab' keine Fehlbitt getan? Ich selber kann gar nichts mehr tun, gar nichts mehr; auf Wochen hinaus nicht. Ich kann mich nicht ganz entäußern!"

Dabei sieht er an seinem abenscheinigen Talar hinunter, und in seiner Stimme ist ein Weh.

Den Hannes Holtner packt das Mitleid. Denn es ist bekannt, daß der alte Pfarrer von Spelzheim den letzten Bissen aus dem Munde und das letzte Hemd vom Leibe geben würde, und daß er einmal nicht Schätze hinterlassen wird, die der Rost und die Motten verzehren. Er ist sehr mildtätig, der alte Pfarrer, wenn er auch nicht immer konsequent und auch nicht immer feinfühlend ist.

„Gewiß, Herr Pfarrer, es soll net fehlen. Der Bub kann morgen ein paar Körb voll neue Kartoffeln und ein paar Körb voll Kraut hinauffahren. Und wenn bei Ihnen etwas fehlen sollt . . . !"

Da winkt der Pfarrer ab, und die beiden gehen auseinander.

Karl ist unterdessen beim Häuslein der Hungels-Gret angelangt. Es ist ein niedriges Hüttchen. Die Fensterchen sind der Erde so nahe, daß man bequem hineinsehen kann, und auch bequem hineinsteigen könnte, wie Gret immer fürchtet. Denn sie ist doch noch jungfräulich. Eine Jungfrau von dreiundfünfzig Jahren. Sie schließt ihre Läden immer gut zu, wenn es zu dunkeln beginnt. Gott bewahre sie vor einem Angriff.

Karl sieht es von weitem, wie sie die Läden verrammelt. Er überlegt sich, wie er die Gret anreden soll. Es kommt ihm komisch vor, die Unverheiratete Base zu nennen, wie das den verheirateten Weibern gegenüber der Brauch ist. Zu einem Junggesellen kann man ja wohl Vetter sagen, aber zu einer alten Jungfer Base?

Und wie wär's mit Fräulein? Ganz sicher würde die Gret das als Hohn auffassen. Alle Welt ruft ihr eben Gret zu. Aber erstens gehört der Sohn eines Selbstmörders nicht zu aller Welt, und dann will der Karl Salzer wirklich besonders höflich sein. Aber es fällt ihm keine Anrede ein, und so sagt er noch rasch, ehe die Gret den letzten Laden verschließt:

„Kann ich mal hinein zu Euch kommen?"

Huij, reißt da die Gret die Augen auf.

„Was, du zu mir?"

„Der Herr Pfarrer schickt mich!"

„Was, dich schickt der Herr Pfarrer, dich? Dich?"

„Ja, ich war gestern lang bei ihm und hab mit ihm geschwätzt und hab auch Euch was zu sagen!"

„So, mir hast du was zu sagen? Na, dann komm mal 'rein, ich will dir's schon verkaufen!"

Zwar hätte die Gret den Burschen am liebsten sofort zum Kuckuck gejagt, aber wenn der Herr Pfarrer den Kerl geschickt hat . . .!

Sie setzt sich parat, schiebt die Brille auf die Nase und nimmt den Strickstrumpf zur Hand. Die Nadeln klappern. Es klopft an.

„Nur herein!"

„Gn' Owend auch!" sagt Karl und denkt daran, daß auch die Hungels-Gret ihm an dem schrecklichen Tage ein böses Wort nachgerufen hat.

„Da geh mal her, stell dich da hin und sag kurz und bündig, was du willst, und was der Herr Pfarrer will!" sagt die Gret, indem sie dabei über die Brillengläser glotzt. Dann sieht sie wieder auf ihren Strickstrumpf, strickt die angefangene Nadel aus, rollt den Wollknäuel in die schon fertige Röhre des Strumpfes, steckt die leer gewordene Nadel hindurch, legt das Strickzeug beiseite, setzt die Brille ab und fixiert den in einiger Entfernung von ihr in dem hellen Lichtkreis der Lampe stehenden Burschen. Ihre Nase ist stark gebogen, und der Rücken scheint scharf wie ein Messer. Grelle graue Augen stehen daneben.

Karl hat seine Kappe in der Hand und wartet, bis die Gret so weit ist, um zuzuhören; dann sagt er:

„Ich weiß net, ob's Euch bekannt ist, daß meinem Vater sein Grab schon ein paarmal geschändet worden ist, oder vielmehr nur das Kreuz!"

Karl wartet auf Antwort, aber er bekommt keine. Die Gret kneift nur ihre dünnen Lippen ein und macht:

„Mm!"

„Nun war ich gestern beim Herrn Pfarrer gewesen," fährt Karl fort, „und hab's ihm gesagt und hab gemeint, er sollt von der Kanzel herunter sagen, daß das ungehörig wär'; die Leut sollten das lassen."

Wieder hält der Sprecher inne und schaut die Zuhörende an. Die aber läßt nur ihre Augen kreisen und funkeln; man kann nicht erraten, was sie denkt. Das will den Burschen ein wenig unsicher machen; er fragt:

„Ist so was net unrecht?"

„Nur mal weiter, nur mal weiter, auf daß ich hör', was ich mit der Geschicht zu schaffen hab!" drängt die alte Jungfer mit einem scharfen Lauerblick.

Jedoch noch ehe Karl sein Sprechen wieder aufnehmen kann, wird die Tür aufgerissen und ein mit ihm etwa in gleichem Alter stehender Bursche kommt herein. Die Hände in den Hosentaschen, mustert er den Besuch mit frechen Blicken von oben bis unten und fragt dann, sich an die Sitzende wendend, mit bedeutsamem Augenzwinkern:

„Na, Tante, was will dann der do?"

Aber die Tante ist nicht gut aufgelegt; sie schnarrt den Neffen an:

„Halt dein dumm Maul und pack dich fort aweil; ich kann dich heunt Owend net brauche!"

„Warum willst du denn heut keine Kippe (Gemeinschaft) mit mir halten?" schnarrt der Neffe grob und aufbegehrend dagegen. „Ich will wissen, warum ich fortgeschustert soll werden!"

Da steht die Gret auf, öffnet die Tür, zerrt ihren Neffen am Arm hinaus, indem sie dazu sagt:

„Morgen, Alter, kannst du wieder kommen!"

Dann nimmt sie ihren alten Platz ein und wendet sich mit einem Kopfschnicken an Karl:

„So, du, jetzert mach mal deinen Vers fertig, ich hab net viel Zeit zu verlieren. Ich weiß jetzert immer noch net, was ich mit eurer Geschicht zu schaffen haben soll!"

Karl kommt es vor, als sei die Jungfer jetzt nicht mehr so sicher wie vorhin, ehe der Bursche, der Hinklers-Seppel, der mit ihm in der gleichen Schulklasse gewesen ist, dazwischen gepoltert war.

Nun sagt er kurz und bündig:

„Der Herr Pfarrer hält's vorläufig net für geraten, von der Kanzel herunter schon etwas zu sagen, und hat gemeint, ich sollt' Euch bitten, Ihr sollt' so unter den Leut 'rumplaudern, daß es doch net recht wär', sich an meinem Vater seinem Kreuz so zu versündigen. Er könnt' ja seine Sünden noch vollkommen bereut haben und so vor der Hölle gerettet sein. Das hat der Herr Pfarrer gemeint, und hat sich auch sicher viel davon versprochen, sonst hätt' er mich net zu Euch geschickt!"

Schon während der letzten Worte des jungen Menschen ist die Alte von ihrem Stuhle aufgestanden, hat die Knöchel der geballten Fäuste auf den Tisch gestemmt und ihre funkelnden Blicke in die Augen Karls gebohrt. Der muß denken, daß die Hungels-Gret nun aussehe wie die Weiber, die in den Märchen als Hexen gezeichnet werden. Sie hat die dünnen Lippen so scharf eingezogen, daß man nur noch zwei ganz schmale blaßrote Streifen sieht. Es ist, als sei ihr die Mundöffnung durch einen Messerschnitt beigebracht worden. Diese zusammengepreßten Lippen öffnen sich jetzt, und Worte sprühen heraus, die der Haß gekocht und vergiftet hat:

„So, das meint der Herr Pfarrer? Und so weit kann ein Pfarrer seine Pflicht vergessen??"

Bis dahin waren die Worte mehr gezischt wie gesprochen, aber jetzt kreischt die Fromme in hohen Fisteltönen:

„Was ich mein, will ich dir jetzert sagen: das Kreuz sollt' man aus deinem Vater seinem Grab ausreißen und mit dem Beil in Stücke hacken. Und hundert

Menschen sollten auf deinem Vater seinem Grab herumtrampeln und sollten's verstampfen, auf daß man net mehr sieht, daß das überhaupt einmal ein Grab war. Stein auf Stein sollten die Leut zudem noch drauf aufhäufen, wie die Juden des Alten Testaments es dem Absalon gemacht henn. Und unser Herrgott sollt' zu guter Letzt deinem Vater seinem Grab den Regen versagen, die Sonn' und den Schnee. Brottrocken müßt's sein und immerdar müßt' ein Schatten drüber liegen über deinem Vater seinem Grab, daß auf ewige Zeiten sichtbar wär': da ist ein gottvergessener Selbstmörder verscharrt. So sollt's ein Kainsmal geben für die Gräber von den Selbstmördern. Das sollt' der Herr Pfarrer von der Kanzel herunter sagen und net mir zumuten, über deinem Vater seinem Grab den Schutzengel zu spielen!"

Sie muß nach Luft schnappen, die Hungels-Gret. Ihre platte Brust, über die sich die geblümte Jacke strafft, arbeitet heftig. Der Atem rasselt. Sie beißt den Mund zusammen, kneift die Lippen scharf ein und stößt ihn wieder auf.

Karl aber sagt:

„Na, wenn das so ist, kann ich ja wieder gehen. 's gibt ein alt Sprichwort: „Je krümmer, um so schlimmer. Man sollt aber sagen: Je frömmer, um so schlimmer. Das heißt, man kann's net sagen; denn wenn man so einen Haß hat wie Ihr, ist man mindestens ein halber Teufel!"

„Wü jäh!" schreit dünn und spitz die Wut aus dem Weib. Sie krallt das Strickzeug auf und macht eine Bewegung, als wolle sie es dem Burschen an den Kopf werfen.

Doch da ruckt dieser aus seiner zusammengesunkenen Haltung auf, und es ist, als wolle er durch die Decke des niederen Zimmers hindurchwachsen. Er ballt die Faust, geht einen Schritt auf die Wütende zu und sagt mit harter, metallischer Stimme:

„Vergeßt Euch net, auf daß ich mich net vergeß, sonst gibt's ein schlimm End!"

Er wendet sich um und geht zur Tür hinaus. Das Weib schrillt ihm nach:

„Hinaus aus meinem ehrbare Haus, Kerl; an dir hängt ja noch der Gestank von deinem Vater seinen Sünden!"

Als Karl wieder auf der Straße ist, spuckt er einmal kräftig aus.

Aber in der Hütte der Frommen hat er eine gewaltige Revolution des Gemüts verursacht. Allmählich kehrt die kühle Überlegung bei der Hungels-Gret zurück. Sie schlägt sich vor den Kopf und sagt:

„Herrgott, hätt ich doch mein dumm Maul gehalten! Hätt ich doch nur so getan, als ob ich auf alles eingehen wollt. Da hätt doch kein Mensch gemerkt ... Hätt kein Mensch gemerkt ..., daß ...! Was mach ich jetzert dem Lausbub weis, warum dem Salzer seiner da gewesen wär? Am End geht der mir jetzert net mehr naus auf den Kirchhof, im Fall die das ‚In Gott' wieder draufmalen lassen!"

Karl Salzer aber geht über den Lindenplatz zum Schreiner Kling, um ihm zu sagen, er möge das Kreuz wieder in Ordnung bringen und fragt den Mann, ob das nicht eine schmachvolle Tat wäre, auf dem Friedhof ein Grab zu schänden. Da nickt der Schreiner und sagt, man solle doch die Toten ruhen lassen; und da habe der Karl ganz Recht, was hinter dem Vorhang des ewigen Jenseits von

unserem Herrgott gemacht werde, das wisse ja niemand. Er möchte nur mal wissen, wer eigentlich so boshaft wäre; ob der Karl denn gar keinen Anhaltspunkt zur Ermittelung des Täters habe. Nein, der Karl habe keinen Anhaltspunkt; er wäre schon bei dem Herrn Pfarrer gewesen und dies und das und so und so. Wie aber der Schreiner Kling die Meinung des Herrn Pfarrers hört, wird auch er ein wenig zurückhaltender, aber er verläßt doch wenigstens seinen Grundsatz nicht, und das befriedigt den gequälten jungen Menschen einigermaßen. Dann sagt der Schreiner Kling noch, daß er die Sache noch vor Kerb (Kirchweih) wieder in Ordnung bringen würde, und er tät hoffen und es dem Karl wünschen, daß es dann auch bleibe und nicht wieder ausgekratzt werde. Und eine Gute Nacht hin und her.

Dann geht der Karl Salzer heim und erzählt dem Unkel Hannes, was es gegeben.

Als Karl seinen Bericht beendet hat, ruckt Hannes Holtner zu seiner Hünengröße auf und sagt:

„Jetzert will ich dir mal einen Vorschlag machen! Bittgäng haben wir nun genug getan, das hat jetzert ein End, und wir verlassen uns auf unsere Fäuste. Auf die Kerb hockst du dich mir net daheim hin, auf Kerb gehst du mir ins Wirtshaus wie die anderen jungen Leut auch. Da hört man mancherlei. Das sollt mir denn doch mit komischen Dingen zugehen, wenn kein einziger unter den jungen Kerls wüßt, wer der Grabschänder ist. Und wenn du's herausgebracht hast, wer's war, mußt halt sehen, was du dagegen machst. Ist's ein arm erbärmlich Mottchen, drohst du ihm einmal mit einer Anzeige. Ist's ein Kerl, der sich damit net einschüchtern läßt, schmeißt du ihm mal die Knochen halb entzwei. Verstanden?!"

Da ist der Karl Salzer mit diesem Vorschlage einverstanden. Wenn halt der Herr Pfarrer mit seiner Leibgarde, wie der Unkel Hannes sagt, in diesem Falle nicht imstande ist, Ordnung zu schaffen, dann muß man sich eben selbst helfen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Ein polnischer Bauernroman. Immer wieder und nicht zuletzt in diesen Blättern ist auf die Schicksalsbedeutung der polnischen Zustände und der polnischen Entwicklung für den Bestand Preußens, des Reiches und des Deutschtums hingewiesen worden. Dankbar ist alles zu begrüßen, was uns die Polen tiefer verstehen und besser kennen lehrt; und dazu gehört selbstverständlich auch der beste und ernsteste Teil ihres Schrifttums. Wir wissen davon in Deutschland im allgemeinen sehr wenig. Von den neueren polnischen Dichtern etwa, die Otto Hauser in seiner „Weltgeschichte der Literatur" (vgl. meine Besprechung Grenzboten, Jahrg. 70, 10) aufführt, sind bei uns nur Mickiewicz, Julius Slowacki, J. J. Kraszewski und Henryk Sienkiewicz mit einigen Werken bekannt geworden. Und wir würden es gewiß überflüssig und bedauerlich finden, wenn man uns, wie aus Rußland und Skandinavien und Frankreich, auch mit allen polnischen Begabungen von zweitem und drittem Wert bekannt machen würde. Bei dem Werk „Die

polnischen Bauern" von dem Dichter **Wladislaw Stanislaw Reymont** aber ist diese Einführung ein nicht bestreitbares Verdienst. Gewiß ist es viel verlangt, diese vier starken Bände dem alljährlich mit einem Übermaß von Büchern beschenkten deutschen Leserkreise zuzumuten, aber der Übersetzer Jean Paul d'Ardeschah und der Verleger Eugen Diederichs verdienen dafür wärmsten Dank. Denn dieser vierteilige Roman „Die polnischen Bauern" ist ein Lebensbild von zwingender Gegenständlichkeit, handgreiflicher Echtheit und dichterischer Gewalt. Er ist das Werk eines lyrisch empfindenden Menschen, der doch zugleich die dem unbefangenen Erzähler eigene epische Kraft jugendlicher Völker besitzt, die ihnen später häufig abwelkt. Und das Werk eröffnet uns Blicke ins polnische Volkstum, die wir sonst kaum irgendwo haben, und entschleiert uns insbesondere mit der Selbstverständlichkeit des mitlebenden Volksgenossen Empfindungen, die der deutsche Dichter niemals ganz verstehen und gestalten können wird.

Reymont führt in das Dorf Lipce im russischen Polen und da insbesondere in das Haus des Hofbauern Matthäus Boryna; er geleitet uns in jedem der vier Bände durch eine Jahreszeit, deren Äußerungen in der Natur und in der menschlichen Arbeit breit und mit Behagen am Kleinen, aber doch mit jener zusammenhaltenden Kraft vorgeführt werden, die den echten Erzähler auszeichnet, ja, eigentlich erst macht. Da erleben wir die unendliche Regenzeit des Spätherbstes, in der das ganze Dorf zu ertrinken scheint, bis dann der Winter mit klingendem und klirrendem Frost einzieht, Frost, der nicht nur Bäume und Bäche und den Dorfweiher erstarren macht, sondern auch die Häuser durchkältet, zumal die Häuser der Armen, wo „die Kälte mit eisernen Klauen alles zusammenpreßt". „Kein Schrei," so heißt es da von der Öde des Winters, „zerriß das starre Schweigen der Felder, keine lebendige Stimme zuckte auf. Nicht einmal ein Windstoß ließ den trockenen, glitzernden Schnee aufrascheln, nur selten kam von den im Schneewehen versunkenen Wegen ein klagendes Schellengeläut oder das Knarren der Schlittenkufen hereingeirrt, aber so schwach und fern, daß, ehe man noch erfassen und erkennen konnte, von woher und wo, alles schon wieder verklungen war, als hätte es die Stille verschlungen."

Dann erwacht der Frühling, spät, hier in der großen Ebene des Ostens, und mit ihm erwacht das schlafende Dorf, in dem man im Winter so wenig hat schaffen und manchmal, wenn alles verweht war, nicht einmal in den Spinnstuben hat zusammenkommen können. Nun ziehen fahrende Bettler wieder ein, nun kommt der wandernde, geheimnisvolle Volksfreund wieder, der alte Rochus, der die Kinder im Polnischen unterweist und überall mit Rat und gutem Wort und heiliger Erzählung zur Hand ist. Bis dann der Sommer mit glühender, sengender, alles zum Reifen bringender Hitze einherzieht und die goldenen Saaten von Himmelsrand zu Himmelsrand das Gelände überwogen.

Mit sehr geschickter Steigerung steht am Schluß jedes der vier Bücher eine Art Höhepunkt: am Ende des ersten wird die Hochzeit zwischen dem Hofbauern Boryna und der schönen Jagna gefeiert, diese Hochzeit, derentwegen Unfriede zwischen Vater und Sohn in den Hof kommt, denn der Vater benachteiligt nun die Kinder erster Ehe, und der Sohn selbst liebt die Stiefmutter. Da tanzen sie in der Schenke: „Die zappelnden, schäkernden Krakowiaks mit der abgerissenen, klirrenden Melodie, die wie mit Ziernäglein beschlagene Gürtel mit tanzfrohen Liedlein aufgeputzt war; die Krakowiaks voll Lachen und Mutwillen, voll fröhlichen Sanges und üppiger, starker, kecker Jugend und zugleich voll lustiger Possen, voll Haschen und Greifen, und voll Glut des jungen, liebeshungrigen Blutes. Heil

... Mazurkas langgedehnt, wie Feldraine, breitgestreckt wie die Mathiasbirnbäume, rauschend, und wie die unabsehbaren Ebenen so breit, voll Schwergewicht und schlank aufstrebend, sehnsüchtig und verwegen, gleitend und dräuend gepackt, würdevoll und draufgängerisch und steifnackig dazu, wie jene Mannsleute, die zu einem Haufen zusammengeschart, wie ein Wald aufragend, sich in den Tanz werfen mit Juchzern und solcher Macht, als ob es zu hundert gegen Tausende angehen sollte, und wenn man dabei die ganze Welt zerreißen, verprügeln, zerstampfen, zu Splittern zerschlagen, auf den Absätzen aus-

einandertragen müßte und selbst zugrunde gehen, um dann noch nach dem Tode zu tanzen, mit den Hacken aufzutrampeln und forsch auf mazurische Art aufzujuchzen: ‚Dabana!'

. . . Und mächtige Obereks tanzten sie, ruckweise Springetänze, schwindelnde, tolle, rasende, herausfordernde und wehmütige, sengende und versonnene, mit Klageliedern durchwobene, im Siebetakt des feurigen Blutes pulsende und doch voll Güte und Lieben, plötzlich niedersausende, wie eine Hagelwolke und voll herzlicher Stimmen, voll himmelblauer Blicke, voll lenzverheißender Lüfte, voll düfteschwangeren Zweigerauschens, das aus blütenschweren Obstgärten kommt. Tänze, die wie jene sangerfüllten Frühlingsfelder sind, Tänze, wo auch die Tränen noch durch Lachen fließen, und das Herz Freudelieder singt, und die Seele sich sehnsüchtig losreißt, den fernen Weiten, den entlegenen Wäldern entgegen und in die große Welt hinausfliegt, ahnender Träume voll, vor sich her singend: ‚Oj Da-dana!'

Solche unsagbare Tänze folgten einer dem andern.

Denn also freut sich das Bauernvolk zur gelegenen Zeit."

Am Schluß des zweiten Bandes hat sich das ganze Dorf aufgemacht, um die Holzfäller des Gutsherrn an der unberechtigten Niederlegung des Gemeindewaldes zu hindern; wie ein entfesselter, bislang aufgestauter Waldfluß selbst bricht die Wut des Dorfes über die anderen her, und verwundet, zerrissen, aber doch siegreich kehren die Ausgezogenen zurück.

Am tiefsten ergreift der Abschluß des dritten Bandes, der Tod Borynas, der bei jenem Kampf unheilbar verletzt worden ist. In der Nacht erhebt sich der Bauer, der monatelang ans Lager gefesselt war, noch einmal. Im Hemd stolpert er über die Schollen, taumelt über die Regenrisse des Ackers, und dann sammelt er Erde ins Hemd und geht, sie aussäend, als wäre es Saatkorn aus einem bereit gestellten Sack, über sein Gebreite. „Und dann, als die Nacht sich schon ein bißchen zu trüben begann, die Sterne verblaßten und die Hähne das Morgengrauen auszukrähen anfingen, verlangsamte er sein Tun, blieb häufiger stehen, und schon ganz vergessend, Erde wieder aufzunehmen, säte er aus der leeren Hand — als müßte er sich selbst bis zum letzten Rest auf die seit Ahn und Urahn zugehörigen Felder aussäen, als gäbe er alle gelebten Tage, sein ganzes Menschenleben, das er einst erhalten hatte, diesem Land und dem urewigen Gott zurück." Und während die Felder ihn noch einmal anzurufen scheinen, stürzt er zu Boden und stirbt.

Nur ein Jahr und nur die Geschicke eines Dorfes umfaßt das Werk. Aber dafür lernen wir diese Menschen auch in ihrem ganzen Leben und in ihrer ganzen Tätigkeit kennen, ohne daß mit übertriebener Peinlichkeit lediglich äußere Vollständigkeit angestrebt wäre. Denn die eigentliche Romanhandlung: der Kampf um Borynas Hof, die Schicksale des Hausssohns und der schönen Jagna, der Kampf der Gemeinde um Boden und Wald — das alles verknüpft erst durchaus künstlerisch die breiten Bilder, die niemals von der eigentlichen Handlung fortführen, niemals bloß Hintergrund, sondern immer notwendiger Bestandteil der Vorgänge sind. Ganz katholisch ist diese Dorfschaft, selbstverständlich katholisch, dem ländlich derben Geistlichen tief ergeben und noch in Roheit und Geldgier immer wieder gebändigt durch die Liebe zur Scholle und die Liebe zur Kirche. Und es lebt in allen ein urtümliches Volksgefühl. Das zeigt sich nun besonders stark und für uns besonders nachdenklich in der Abwehr der russischen Beamten und der russischen Sprache, die sie bringen — beides wird als völlig fremd und unzugehörig empfunden. Und ebenso als fremd und feindlich empfinden diese Polen die Deutschen, die sich als Ansiedler in ihrer Nähe festsetzen wollen. Wieder ziehen sie alle aus und künden jenen, daß sie nicht mit ihnen hausen und hofen wollen, und zwingen sie zum Abzug. „Hale, die Deutschen, das ist ein anderes Volk, gelehrt und vermögend, die handeln mit den Juden zusammen und ziehen ihren Gewinn aus Menschennot" — so spricht einer dem anderen ganz aus der Seele, und es spricht daraus der Haß des Slawen überhaupt gegen die Ordnung und Sicherheit, die Bildung und Überlegenheit der Deutschen, jener

Haß, den jeder Kenner des Ostens dort immer wieder finden wird.

Eine tiefe Liebe zum Boden der Väter erfüllt das ganze Buch, jenes bäuerliche Denken und Sein, das bei uns Jeremias Gotthelf wohl am stärksten verkörpert hat, und wovon in dem großen Bauernroman „Judas" unserer Lulu von Strauß und Torney ein gutes Stück Gegenwart künstlerisch lebendig geworden ist. Aber auch der herben Art, mit der die großen französischen Realisten, Flaubert vor allen, Bodenmenschen schildern, ist das Buch verwandt. Nur ist alles gewissermaßen jugendlicher, als ob der Erzähler noch in der Zeit einer erst frisch erwachenden Kultur stände. Das spürt man nicht nur an den nach Art alter Volksepen eingefügten Zwischengliedern, erzählten Legenden und Sagen, sondern in der ganzen Art, wie sich der Erzähler mit seinen Gestalten eins fühlt. Nirgends spricht der Volkserzieher, der Volksbelehrer, der von außen schauende Künstler, überall der Mensch, der mitten drin steckt, der zu einem guten Teil *seine* Geschichte schreibt. Und es erhöht die Achtung vor der Begabung von Wladislaw Stanislaw Reymont, daß er dabei doch die ordnende Hand des wirklichen Dichters bewährt und uns bei der Rückschau die volle Einheit eines wesenhaften Kunstwerks sehen läßt.

Die Übersetzung des umfangreichen Werks ist sehr gut; die leicht hamburgische Färbung läßt erkennen, daß Jean Paul d'Ardeschah, von Geburt wohl Pole, jetzt in der Nähe Hamburgs angesessen ist.

Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

In unserer großen Erinnerungszeit begrüßen wir ein Unternehmen mit besonderer Freude, das in Gust. Schloeßmanns Verlag, Hamburg, unter dem Titel **„Als Deutschland erwachte"** in zwanzig in sich abgeschlossenen Bändchen (zum Preise von 75 Pf., geb. 1 M., bei etwa hundert Druckseiten) vorliegt. Es wendet sich an Jugend und Volk und bringt in jedem Bande einen packenden Ausschnitt aus der Franzosenzeit und den Freiheitskriegen, in dessen Mitte eine hervorragende Persönlichkeit oder Begebenheit steht, von Kennern der Zeit auf Grund reichen Quellenmaterials dargestellt und mit interessanten Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen geschmückt. Schon die Titel zeigen, wie weit die Sammlung spannt: Königin Luise (Oskar Brüssau), Blücher (Eilh. Erich Pauls), Stein (Paul G. A. Sydow), Hofer (Rich. Weitbrecht), Schill (Ernst Evers), Jahn (Karsten Brandt), Scharnhorst (E. von Wangenheim), Gneisenau (derselbe), Arndt (Sydow), Napoleon I. (Pauls), Körner (Brandt), Weimar (Adolf Bartels), Aus Hamburgs Schreckenstagen (Jul. Hahn), Das Elend der Fremdherrschaft (H. Bechtolsheimer), Mit Leier und Schwert (Gotth. Boetticher), Mit der großen Armee 1812 (Jul. Hahn), Heldenmädchen und -Frauen (Otto Karstädt), Die Völkerschlacht bei Leipzig (Ernst Schäfer), Belle-Alliance (Pauls). Zu Vorträgen wie zum Vorlesen in der Familie ist hier ein reicher Stoff übersichtlich aufgespeichert, den sich patriotische Kreise nicht entgehen lassen sollten. Die vom selben Verlage gratis abgegebene Übersicht „Die Befreiungskriege in Literatur und Kunst" dürfte mit ihren viele Hunderte von Titeln umfassenden Angaben jedem willkommen sein, der tiefer in die Literatur über die Zeit von 1806 bis 1815 eindringen will. S.

Eduard Stilgebauer: „Das Liebesnest." Roman. (Berlin, bei Rich. Bong.)

Wir zeigen dies Buch an, nicht weil wir ihm eine große Verbreitung wünschen, sondern lediglich, um im Namen des guten Geschmacks gegen eine unsaubere Sache zu protestieren. Denn kein Zweifel: das Stilgebauersche „Liebesnest" ist eine unsaubere Sache. Es arbeitet mit den übelsten Mitteln des Kolportageromans. Es paradiert von Anfang bis Ende mit peinlich unwahren Gefühlen. Es sucht die Erfindungsarmut und die schriftstellerische Talentlosigkeit seines Verfassers hinter einer schlecht verhehlten Lüsternheit zu verstecken, die um so häßlicher wirkt, weil sie ausschließlich auf den Geschmack halbwüchsiger Kommis und Ladenmamsells eingestellt scheint. Im Mittelpunkt steht ein erbärmlicher Schwächling, der dem Leser nur die Wahl läßt, ihn als Idioten zu bemitleiden oder als Schurken zu verachten. Und um diesen sogenannten Helden schart sich ein so liebliches Durcheinander von verlogenen Situationen, von

anrüchigen Gesinnungen und von sentimentalen Unmöglichkeiten, daß man das Buch mit einem herzlich schlechten Geschmack auf der Zunge fortlegt. Man braucht ganz gewiß nicht prüde zu sein, um den Stilgebauerschen Roman als beträchtliche Herausforderung zu empfinden. Er ist so skrupellos in der Wahl seiner Mittel, so durchsichtig in der Art seiner verderblichen Spekulation, daß man ihn ebensogut aus ästhetischen wie aus moralischen Gründen verwerfen muß. Die deutsche Literatur hat auf keinen Fall mit Dingen dieser Art zu schaffen. Sie wird es ganz entschieden ablehnen, mit den Ausgeburten einer Phantasie behelligt zu werden, die unverkennbar auf der Hintertreppe zu Hause ist. Und sie wird ferner, schon aus Selbsterhaltungstrieb, unerbittlich darauf dringen, daß Bücher dieser Art möglichst weithin sichtbar mit der warnenden Aufschrift „Gift!" versehen werden.

Dr. Arthur Westphal-Berlin

Kunst

L. Potpeschnigg. „Aus der Kindheit bildender Kunst." (Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht. Heft 2) Leipzig, Teubner. 1912. 1,60 M.

Eins der Hauptprobleme der modernen Kunstwissenschaft ist die heiß umstrittene Frage nach der Entstehung und Bedeutung des Ornaments bei den Naturvölkern. Kunsthistoriker, Ästhetiker, Psychologen und Ethnologen haben an der Beantwortung gleiches Interesse und die Schlachtrufe „Hie Abstraktion!" „Hie Schematisierung!" werden sobald nicht verstummen. Sie deuten an, daß es sich im wesentlichen um zwei Richtungen handelt; die eine, als deren Hauptvertreter Riegl und Worringer genannt seien, ist der Meinung, daß das geometrische Ornament am Anfang aller bildenden Kunst steht und frei und selbständig aus Gefallen am Formschönen entstanden ist, die andere, zu der hauptsächlich die Ethnologen (E. Grosse, K. von den Steinen u. a.) gehören, macht geltend, daß es eine durch lange Übung chematisierte Darstellung eines Naturgegenstandes, also erst das Endprodukt einer Entwicklung ist, auch sprachlich nicht als Ornament, sondern als der konkrete Gegenstand, den es nachbildet, empfunden wird. Die letztere Meinung erhält nun eine höchst beachtenswerte Stütze in der vorliegenden, sorgfältig gearbeiteten kleinen Schrift einer Zeichenlehrerin. Sie betont nachdrücklich, daß kein Kind aus sich selbst heraus darauf kommt, ein Ornament zu zeichnen, daß vielmehr Darstellung eines Objektes stets der Ausgangspunkt der Zeichnung ist. „Kein Kind bringt an seiner Zeichnung Verbesserungen im Sinne einer genaueren Symmetrie oder dergleichen an. — Rhythmus und Symmetrie, ‚die ewigen Postulate alles Kunstschaffens', sind den Menschen gar nicht angeboren, müssen mühsam erworben werden", und zwar nicht innerhalb bildnerischer Tätigkeit, sondern im Handwerk. Und ohne zu verkennen, daß bei Kindern und bei Naturvölkern nicht die gleichen Verhältnisse gegeben sind, schließt sie: „Die Absicht auf Dekoration oder Schmuck gehört gewiß nicht dem Anfange einer Entwicklung darstellender Kunst an." Sehr interessant sind auch die mitgeteilten Beobachtungen über die Entwicklung kindlicher Darstellung, über Behandlung der Plastik und die daraus sich ergebenden Forderungen für den Zeichenunterricht. Wer sich mit den berührten Fragen beschäftigt, aber auch, wer Verständnis gewinnen will für Kinderzeichnungen, sei auf das mit vielen Reproduktionen ausgestattete Büchlein nachdrücklich hingewiesen.

Dr. R. Schacht-Berlin

Reichsspiegel

(vom 10. November bis 16. November)

Bank, Geld und Wirtschaft

Die Verluste der Börse infolge des Balkankrieges — Friedenshoffnungen und Optimismus — Die Geldteuerung und die Konjunktur — Kapitalbedarf der Industrie — Das Postscheckgesetz — Die Präsidentenwahl in Amerika und ihre wirtschaftlichen Folgen

Die erfreuliche Nachricht, daß die Türkei um einen Waffenstillstand nachgesucht hat, der wohl als Einleitung der Friedensverhandlungen zu betrachten ist, hat die Überzeugung befestigt, daß das Ende der Balkanwirren bevorsteht. Nachdem die Gefahr eines offenen Konfliktes zwischen Österreich und Serbien, die einen Augenblick lang nahe genug gerückt schien, als beseitigt anzusehen ist, herrscht die ungeteilteste Befriedigung darüber, daß es gelungen ist, jenen gefährlichen Brand auf seinen Herd zu beschränken und sein Übergreifen auf die Großstaaten zu verhindern. Obwohl nun noch längst nicht alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt sind, betrachtet doch die Börse die Angelegenheit als praktisch erledigt und hat sich beeilt, dieser Auffassung durch eine kräftige Erhöhung des Kursniveaus Ausdruck zu verleihen. Das mag etwas vorschnell erscheinen und die nächsten Tage werden uns darüber belehren, ob nicht wieder etwas Wasser in den Wein der freudigen Hoffnungen getan werden muß. Ohne über eine friedliche Erledigung der schwierigen Fragen pessimistisch zu denken, wird man annehmen dürfen, daß im Laufe der diplomatischen Verhandlungen sich noch kritische Augenblicke einstellen werden, in denen der Börse weniger behaglich zumute sein wird als heute. Aber gleichviel, ob uns nun die nächsten Tage noch mehr oder weniger erhebliche Kursschwankungen bringen werden, soviel ist wohl sicher, daß die Episode des Balkankrieges in ihrer unmittelbaren Wirkung auf die Effektenbörsen als abgeschlossen gelten kann und daß es daher möglich ist, heute schon einen Rückblick auf diese bewegte Zeit zu werfen. Die kritische Periode umfaßt genau den Monat Oktober; aus einem Vergleich der Kurse am Ende September mit denen Ende Oktober läßt sich daher ziemlich genau erkennen, was für Einbußen und Verluste diese verhältnismäßig kurze Spanne Zeit verursacht hat. Der Kurswert der Effekten, welche an der Berliner Börse gehandelt werden, ist Ende Oktober derart gesunken, daß man über zwei Jahre zurückgehen muß, um ein gleiches Niveau zu finden. Mit den Septemberkursen verglichen, berechnet sich der Minderwert der Papiere des Berliner Kurszettels auf nicht weniger als zwei Milliarden Mark. Natürlich handelt es sich dabei nur zum allergeringsten Teil um realisierte Verluste, da die Berechnung das gesamte emittierte Kapital erfaßt. Aber ob

realisiert oder nicht, jedenfalls liegt zunächst eine Entwertung vor, die sich auch dem solidesten Effektenbesitzer fühlbar machen muß. Sind doch gerade auch die Rentenwerte äußerst empfindlich von dem Kursrückgang betroffen worden. Die deutschen Staatsanleihen haben, obwohl von den politischen Ereignissen direkt nicht berührt, allein 0,71 Prozent durchschnittlich eingebüßt. Aber auch die direkten Verluste sind außergewöhnlich hohe gewesen. Sie lassen sich natürlich nur schätzungsweise angeben. Man kann aber aus dem starken Minderbedarf bei der Monatsregulierung den Schluß ziehen, daß allein bei den Ultimopapieren die Verluste sich auf etwa 50 Millionen Mark belaufen haben. Dazu treten dann die wahrscheinlich nicht geringfügigeren Einbußen an den Kassawerten, so daß man hinter der Wahrheit eher zurückbleibt, wenn man den effektiven Verlust der Berliner Börse auf 100 Millionen Mark schätzt. Das ist eine gewaltige Ziffer und es ist erstaunlich, daß bei so enormen Verlusten nicht in weit größerem Umfang Zahlungseinstellungen vorgekommen sind. Freilich hat man alles getan, um der Schwierigkeit Herr zu werden; es mag sich manches schwach gedeckte Konto jetzt in den Büchern der Banken finden, das in der Hoffnung auf bessere Zeiten durchgehalten und nicht der börsenmäßigen Exekution überliefert wurde. Aber jedenfalls ist der Beweis erbracht, daß der Markt auch einer so schweren Erschütterung standzuhalten vermochte, daß mithin von einer die Grenzen der Leistungsfähigkeit übersteigenden Überspekulation nicht wohl geredet werden konnte.

Es erhebt sich nun die Frage, ob nach einer Klärung der politischen Verhältnisse die Börse mit einiger Berechtigung auf eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand rechnen darf.

Die verschiedenen Anläufe, welche gemacht wurden, bei der geringsten Aussicht auf Besserung, das Kursniveau nach oben zu revidieren, lassen darauf schließen, daß man in dieser Hinsicht sehr optimistisch denkt. Hat doch nicht einmal die inzwischen erfolgte Erhöhung des Reichsbanksatzes irgendeine abschreckende Wirkung ausgeübt! Trotz eines Diskontes von 6 Prozent hält man es für richtig, die Kurse der Industriewerte energisch zu steigern. Um volle 10 Prozent sind die hauptsächlichsten Montanaktien binnen weniger Tage in die Höhe geschnellt! Demgegenüber muß mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen werden, daß nach der gegenwärtigen Lage des Geldmarktes ein Mißverhältnis zwischen Zinsfuß und Aktienrente besteht, welches früher oder später eine energische Korrektur erheischt. Der Durchschnittskurs der an der Berliner Börse gehandelten Montanaktien belief sich Ende Oktober auf 192,45 Prozent gegen 208,34 Prozent Ende September. Trotz dieser bedeutenden Kursermäßigung gewährten diese Papiere Ende Oktober nur eine Verzinsung von 5,6 Prozent auf das investierte Kapital. Durch die in der ersten Hälfte des November eingetretene starke Kurssteigerung ist dieses Erträgnis noch kleiner geworden. Eine solche Verzinsung einer starken Kursschwankungen unterworfenen Aktie ist, wie hier schon des öfteren betont worden ist, auch bei einem normalen Stand des Zinsfußes ungenügend, sie ist aber vollkommen anormal, wenn der Reichsbankdiskont auf 6 Prozent steht und die allgemeinen Verhältnisse darauf hindeuten, daß mit einer längeren Periode teuern Geldes gerechnet werden muß.

Dieses letztere ist nun aber gegenwärtig durchaus der Fall. Das Anziehen der Geldsätze, das freilich durch die Kriegsläufte begünstigt worden ist, stellt sich

als eine durchaus internationale Erscheinung dar. Wohin wir blicken, haben die Zentralnotenbanken ihre Sätze erhöht und das scharfe Steigen der Devisenkurse beweist, daß der bei solcher Gestaltung der Geldverhältnisse übliche Kampf um das Gold lebhaft eingesetzt hat. Es kann auch gar kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Geldteuerung eine Folge der äußerst lebhaften industriellen Konjunktur ist, welche rundum, wo nur auf dem Erdball die Essen rauchen, gegenwärtig das Zepter führt. In allen industriellen Ländern sehen wir eine auf das äußerste angespannte Produktion im Bergbau, wie im Eisen- und Stahlgewerbe. Allenthalben begegnen wir daher auch den gleichen Erscheinungen: steigende Preise, Erweiterung des Produktionsapparates, Überlastung der Verkehrsmittel, dringenden Kapitalbedarf. Für Deutschland geht dieser Kapitalbedarf der Industrie deutlich aus dem Mehrbetrag der Neuinvestitionen bei den Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung hervor. In den ersten zehn Monaten des laufenden Jahres ist die Summe des in Neugründungen und Erhöhungen angelegten Kapitals auf rund 130 Millionen angewachsen gegen 68 Millionen im Vorjahr. Nur das Jahr 1906, also das Jahr der letzten Hochkonjunktur, hatte noch eine höhere Ziffer aufzuweisen: 204 Millionen. Dabei hat sich bekanntlich die Industrie infolge der Kreditbeschränkungen im Laufe des Sommers besondere Beschränkungen auferlegen müssen und ist auch in den Herbstmonaten durch die politischen Schwierigkeiten vielfach in der Durchführung ihrer Pläne gestört worden. Es ist also ganz offenbar, daß die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse eine ganz parallele Entwicklung zu denen des Jahres 1906 aufweisen. Der starke, durch die Konjunktur bedingte Geldbedarf der Industrie läßt sich nur mit geringem Erfolg zurückdämmen, denn man kann das in vollem Gang befindliche Schwungrad nicht plötzlich zum Stillstand bringen. Weil aber die Entwicklung einen so gleichartigen Verlauf nimmt, ist es lehrreich, sich die Etappen des damaligen Aufstieges und Zusammenbruches vor Augen zu halten, um nicht wieder von den Ereignissen überrascht zu werden.

Allerdings darf man nicht übersehen: wir sind heute in unserer Geld- und Bankorganisation besser gerüstet als vor sechs Jahren. Wir haben durch die schmerzliche Krisis gelernt und manche Mängel abgestellt. Dies gilt insbesondere von der Pflege des bargeldlosen Zahlungsausgleichs. Der jetzt vorgelegte Entwurf des Postscheckgesetzes bringt dies zur rechten Zeit in Erinnerung. Der Postscheckverkehr war von der Regierung zunächst als ein Provisorium, als ein Versuch, nicht ohne gewichtige Bedenken und zum Teil gegen eine lebhafte Opposition eingeführt. Die Regelung war auch insofern nicht ganz glücklich, als ein seltsam verklausuliertes und unbegreiflich schwerfälliges Gebührenwesen die Wirksamkeit der Einrichtung hemmte. Trotzdem ist die in dem dreijährigen Zeitraum eingetretene Entwicklung dieses neuen Überweisungsverkehrs eine wahrhaft glänzende gewesen. Am Ende des ersten Jahres bestanden etwa dreiundvierzigtausend Konten; diese haben sich bis heute mehr als verdoppelt; die Monatsumsätze belaufen sich auf annähernd 3 Milliarden, die Guthaben der Kontoinhaber auf beinahe 150 Millionen.

Nunmehr will das Postscheckgesetz die Einrichtung zu einer dauernden gestalten und die Mängel der ursprünglichen Einrichtung abstellen. Die Gebührensätze werden vereinheitlicht und ermäßigt, die besonders anfechtbare Strafgebühr

für lebhafte Umsätze auf dem Konto kommt in Wegfall, der so naheliegende Gedanke, die Gebühren durch Freimarken statt durch lästige Buchungen zu erheben, wird in Wirksamkeit umgesetzt, und endlich werden die Pflichtguthaben der Kontoinhaber auf die Hälfte, nämlich auf 50 Mark ermäßigt.

Alle diese Vorschläge verdienen uneingeschränkten Beifall. Es darf mit Sicherheit erwartet werden, daß im Laufe weniger Jahre der Postscheckverkehr sich zur weitaus wichtigsten Einrichtung des Zahlungswesens ausbilden wird, weil er auf viel breiterer Grundlage beruht, als der Giroverkehr der Reichsbank und der Abrechnungsverkehr der Banken. So dürfen wir hoffen, daß mit seiner Hilfe es allmählich gelingen wird, dem Grundübel unseres Geldwesens, dem zu starken Bargeldumlauf zu steuern.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten hat den Demokraten Wilson an das Ruder gebracht. Damit wird aller Wahrscheinlichkeit nach ein Umschwung in der Wirtschaftspolitik Amerikas eingeleitet, der, wenn er auch zunächst noch unsicher und seinem Umfange nach unbestimmt sein mag, doch für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Union und der nach Amerika importierenden Länder, vor allem also auch Deutschland, große Bedeutung gewinnen kann. Es handelt sich zunächst um eine Änderung in der Tarifpolitik. Das Hochschutzzollsystem der Republikaner weicht jetzt dem Programm der Demokraten, welche nur Fiskalzölle wollen. Indessen wird man kaum auf eine sofortige grundstürzende Änderung rechnen können. Zölle von so exorbitanter Höhe, wie sie Amerika eingeführt hat, lassen sich nicht durch einen Federstrich beseitigen, ohne das ganze Wirtschaftsleben der Gefahr der Zerstörung auszusetzen. Nur ein all-

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.
Bei allen Optikern vorrätig.
Kataloge kostenlos durch
Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.
Gegründet 1800. Gegründet 1800.

mählicher Abbau kann in Frage kommen. Aber es werden doch wohl Ermäßigungen, namentlich für die Textilindustrie sowie für die Eisen- und Stahlindustrie, eintreten, die eine bedeutende Rückwirkung auf unseren Export ausüben können, nicht sowohl in Zeiten einer Hochkonjunktur, in der diesseits wie jenseits des Ozeans die Werke der Nachfrage nicht gerecht werden können, als in den kommenden Zeiten einer wirtschaftlichen Depression. Im Hintergrunde warten des Präsidenten aber auch noch andere wirtschaftliche Aufgaben von kaum minderer Bedeutung. Die Trustfrage, deren Lösung Roosevelt wie Taft mißlungen ist, verlangt einen Angriff von anderer Seite, nämlich von der einer Revision des Aktienrechts. Nur auf diese Weise dürfte es gelingen, der Willkürherrschaft der Finanzmagnaten in den Kapitalgesellschaften die Spitze zu bieten. Und endlich harrt auch noch die Organisation des Bankwesens einer Neuordnung. Von allen Kulturstaaten besitzt Amerika die verfehlteste Bankverfassung. Sie ist so eingerichtet, daß sie gerade dann versagen muß, wenn die kritisch gewordenen Verhältnisse auf dem Geldmarkte und im Wirtschaftsleben die Unterstützung durch eine leistungsfähige Zentralnotenbank dringend erfordern. Die fürchterliche Geldkrise des Jahres 1907 hat einen für Amerika selbst sehr schmerzlichen Beweis von der Unzulänglichkeit der dortigen Bankverfassung geliefert. Gleichwohl ist es bisher nicht gelungen, das Projekt einer Zentralnotenbank auf gesunder Grundlage durchzusetzen. Möge dem neuen Präsidenten ein besserer Erfolg beschieden sein. Bei der bekannten Solidarität der Geldmärkte der Welt haben auch wir das dringendste Interesse daran, daß jenes für die Weltherrschaft so wichtige Zentrum seine Bankverfassung derart regelt, daß nicht durch ein Versagen derselben Europa wie im Jahre 1907 mit in den Strudel gerissen wird.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Für das Erbrecht des Reiches!

Nach geltendem Recht wird ein Verſtorbener, der keine letztwillige Verfügung hinterläßt, nicht nur von ſeinen nächſten Angehörigen, ſondern in Ermangelung ſolcher auch von dem entfernteſten Verwandten beerbt. Das Geſetz ſtammt aus dem römiſchen Recht des ſechſten Jahrhunderts. Sollte eine ſo ſchrankenloſe Verwandtenerbfolge zu irgendeiner Zeit dem Gemeinwohl förderlich geweſen ſein, ſo iſt ſie in ihrer heutigen Geltung unvereinbar mit den Bedürfniſſen und dem Rechtsbewußtſein der Gegenwart. Nach dem Rechtsbewußtſein der Gegenwart haben die entfernten Verwandten kein größeres moraliſches Recht auf die Erbſchaft als jeder Fremde, als die Geſamtheit. Es erſcheint deswegen im Hinblick auf die wachſende Ausdehnung der Aufgaben des Deutſchen Reiches recht und billig, wenn ſolche im Grunde herrenloſe Erbſchaften nicht mehr als ein unverdienter Gewinn lachenden Erben, ſondern dem Reiche zugewieſen werden. Unter ſeinem mächtigen Schutze wird jedes Vermögen in Deutſchland erworben und erhalten; ſeine Leiſtungen für die Geſamtheit und damit für den einzelnen haben ſich außerordentlich vermehrt und erhöht, während der weitere Familienkreis ſich aller Pflichten entledigt hat, auf die er ſich früher zur Begründung eines Erbanſpruches berufen konnte. Die Beſtrebungen der verbündeten Regierungen, das Erbrecht nach dieſer Richtung fortzubilden, ſtehen im Einklang mit längſt gewonnenen Ergebniſſen der Volkswirtſchafts- und Staatsrechtslehre und im Einklang mit der Volksüberzeugung, wie ſie ſich in zahlreichen Kundgebungen hervorragender Mitglieder aller politiſchen Parteien ausgeſprochen hat. Was die Verwendung der Einkünfte aus dem öffentlichen Erbrecht anlangt, ſo ſollten heimfallende Erbſchaften nicht zur Deckung von laufenden Ausgaben, ſondern zur Erhöhung des Stammvermögens des Reiches verwandt werden,

also zur Tilgung der Schuld oder zur Verstärkung des Schatzes. Wir treten für ein Erbrecht des Reiches auf dieser Grundlage ein. Wir erwarten von einer Änderung der testamentslosen Erbfolge zugunsten der Gesamtheit an Stelle der entfernteren Verwandten eine Entlastung der unteren Klassen der Bevölkerung, eine gerechtere Verteilung der materiellen Glücksgüter für den Todesfall, Stärkung der vaterländischen Gesinnung und eine beträchtliche, stetig fortschreitende Besserung der Reichsfinanzen.

Bamberger-Aschersleben, Justizrat, Dr. E. J. Bekker-Heidelberg, Professor, Wirklicher Geh. Rat, von Bernhardi-Kunersdorf i. Schl., General d. Kavallerie z. D., Dr. Bernhöft-Rostock, Professor, Geh. Justizrat, Dr. Binding-Leipzig, Professor, Wirklicher Geh. Rat, Dr. von Blume-Tübingen, Professor, Dr. Börngen-Jena, Oberlandesgerichtspräsident, Dr. Bornhak-Berlin, Professor, Dr. Lujo Brentano-München, Professor, Geh. Hofrat, Bozi-Bielefeld, Amtsgerichtsrat, Oberlandesgerichtsrat a. D., Dr. Bunde-Aschersleben, Erster Bürgermeister, George Cleinow-Berlin, Herausgeber der Grenzboten, Dr. J. Conrad-Halle a. S., Professor, Geh. Justizrat, Herausgeber der Jahrb. f. Nat. u. Stat., Adolf Damaschke-Berlin, Herausgeber der Bodenreform, Dr. Hans Delbrück-Berlin, Professor, Geh. Regierungsrat, Herausgeber der Preuß. Jahrbücher, Dr. Düringer-Leipzig, Reichsgerichtsrat, Ermel-Altona, z. Z. am Kgl. Oberlandesgericht Kiel, Landrichter, Falckenthal-Stettin, Landgerichtspräsident, Geh. Oberjustizrat, Dr. Freiherr von Gamp-Massauen, Geh. Oberregierungsrat, Dr. Harms-Kiel, Professor, Heynacher-Leipzig, Reichsgerichtsrat, Dr. Ludwig Hoffmann-Berlin, Geh. Baurat und Stadtbaurat, Johnson-Leipzig, Landgerichtsrat, Keim-Berlin, Generalmajor, Koch-Stettin, Amtgerichtsrat, Dr. Krause-Berlin, Geheimer Justizrat, Dr. Köppe-Marburg, Professor, von Köster-Berlin, Großadmiral z. D., Dr. Laband-Straßburg i. E., Professor, Wirkl. Geh. Rat, Dr. Liebmann-Berlin, Herausgeber der Deutschen Juristen-Zeitung, Macco-Duisburg, Landrichter, Dr. Marwitz-Kiel, Oberlandesgerichtsrat, Dr. Mönckeberg-Hamburg, Rechtsanwalt, Dr. Ernst Müller-München, Oberlandesgerichtsrat, Dr. H. Neumann-Berlin, Justizrat, Schriftl. der Jur. Woch., Dr. Örtmann-Erlangen, Professor, Pfahler-Reichenhall, Rechtsanwalt, Dr. Pappenheim-Kiel, Professor, Geh. Justizrat, von Prittwitz u. Gaffron-Naumburg a. S., Oberstaatsanwalt, Geh. Oberjustizrat, Rohne-Wilmersdorf, Generalleutnant z. D., Dr. Sering-Berlin, Professor, Dr. Schiffer-Berlin, Oberverwaltungsgerichtsrat, Dr. von Schwerin-Obersteinbach, Kais. Legationsrat, Dr. G. von Schmoller-Berlin, Professor, Wirkl. Geh. Rat, Dr. Stier-Somlo-Köln, Professor, Dr. h. c. Wilh. Schmidt-Wilhelmshöhe, Ingenieur, Westphal-Halle a. S., Landgerichtspräsident, Geh. Oberjustizrat, Dr. Adolf Wagner-Berlin, Professor, Wirkl. Geh. Rat, Dr. Witting-Berlin, Geh. Regierungsrat, Weber-Berlin, Konteradmiral a. D., Dr. Zorn-Bonn a. Rh., Professor, Geh. Justizrat.

Heeresvermehrung oder Heeresverstärkung?

In den letzten Wochen ist wieder mehr als es gut ist von der deutschen Armee die Rede gewesen. Unsere Neider und Feinde außerhalb haben versucht die Prinzipien, die die deutsche Armee beherrschen, für den Zusammenbruch des türkischen Heeres verantwortlich zu machen und haben damit natürlich auch jene deutschen Offiziere treffen wollen, die im Osmanenreich als Instrukteure tätig sind und waren. Die Tagespresse hat die Nichtswürdigkeiten mit gebührender Schärfe zurückgewiesen. Was hat, in der Tat, unser ehrliches Mühen mit dem politischen Geiste zu tun, der das ehedem so ruhmreiche Heer der Osmanen vernichtete?! Wenn man uns durchaus tadeln will, so könnte man es doch nur dafür, das wir dem Nimbus des Islam noch soviel vertrauten, um an eine Erneuerung der Türkei ernsthaft glauben zu können.

Nun gibt es eine nicht geringe Zahl von guten Patrioten, die sich von der Agitation unserer Gegner gegen die deutsche Armee eine Wirkung versprechen, die den europäischen Frieden bedroht; die Furcht vor Deutschland sei hin, und um so größer sei die Neigung es herauszufordern. Wir wollen darüber nicht rechten, ob die Beobachtung zutrifft oder nicht, es erscheint uns vielmehr natürlich, wenn die unverbesserlichen revanchards kein Mittel unversucht lassen, um die bei den Franzosen hier und da einziehende Friedensliebe gegen Deutschland zurückzudrängen und den kriegerischen Sinn jenseits der Vogesen von neuem anzufachen und sei es selbst auf Kosten der Wahrheit. Die Besorgnis unserer Vaterlandsfreunde läßt sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Die Gefahr, daß die leicht entzündlichen Franzosen glauben könnten, die deutsche Armee sei nicht mehr auf der Höhe, ist vorhanden, und somit ist auch die Notwendigkeit gegeben, ihr zu begegnen.

Unsere Aufwendungen für Heer und Flotte stellen eine Versicherungsprämie auf den Frieden dar. Diese Prämie ist naturgemäß um so höher, je höher der Wert der zu versichernden Güter steigt und je größer die Gefahren sind, denen jene ausgesetzt werden. Die deutschen Patrioten, die eine Erhöhung der Versicherungsprämie fordern, sind somit im Recht, sie passen sich lediglich einer neuen Situation an, für deren Zustandekommen niemand die Armee wird verantwortlich machen dürfen. Die Frage ist nur, wie die Prämiensumme im einzelnen angelegt werden soll.

Die Ansichten hierüber gehen gerade bei den berufenen Spezialisten weit auseinander. Rein militärische, politische, wirtschaftliche, historische und persönliche Momente beeinflussen die verschiedenen Ansichten ebenso wie auch lediglich tief eingefressene Vorurteile. Daneben vermissen wir sowohl an den verantwortlichen Stellen wie in der unverantwortlichen Publizistik eine gewisse Unbefangenheit des Urteils, ohne die es in Fragen des Gemeinwohls — und Heeresfragen sind Fragen des Gemeinwohls — nun einmal nicht geht. Jeder fürchtet die Tradition anzutasten und doch versteht jeder unter der Tradition etwas anderes. Jeder, der etwas über militärische Dinge zu sagen weiß, hält mit seiner Auffassung gern zurück, wenn sie nicht peinlich genau parallel mit der von der Armeeleitung befohlenen läuft, um nicht in den Verdacht zu geraten, daß er an die Rechte der obersten Kommandogewalt rühre und damit zugleich der antimonarchischen Presse Stoff zur Agitation gebe. So kommt es, daß es eine allgemeine sachliche Erörterung von prinzipiellen Armeefragen eigentlich nicht gibt und daß die öffentlichen Kundgebungen dauernd zusammenlaufen in einer einzigen Forderung: Vermehrung! Für Vermehrung des Heeres kann und darf jeder öffentlich eintreten, gleichgültig, ob es sich um neue Bataillone, neue Batterien, Bespannungen, Flieger oder Telegraphendrähte handelt. Die Sache ändert sich schon, wenn es sich um Spezialfragen handelt: schwere oder leichte Geschütze? Einzelfeuer oder Salven? Zeppelin oder Parseval? Dann wird der berufene Kritiker, der mit den Ansichten des Kriegsministers nicht übereinstimmt, bald an die Schranken gelangen, die die oberste Kommandogewalt ihm gezogen hat. Fast unmöglich aber ist es dem Offizier gemacht, sich über die inneren Einrichtungen und Verhältnisse der Armee auszusprechen. Welches Thema er auch in Angriff nehmen wollte: Beförderung, Verpflegung, Train, Ausbildung, Alter der Offiziere oder Ehrengerichte, — immer wird ihm wie Papageno in der „Zauberflöte" ein energisches „Zurück!" entgegenschallen und: „Sie tasten an die Kommandogewalt!" oder „Sie gefährden die Sicherheit des Staates!" hinterdreingrollen.*)

* * *

Gegenwärtig geht wieder der Ruf nach einer Vermehrung des Heeres durch die Lande. Er schallt um so lauter, als die verantwortlichen Stellen nicht geneigt scheinen, die Unterlassungen wieder gut zu machen, die bei der Aufstellung des letzten Armeevermehrungsplanes begangen wurden. Wir stehen wohl zum erstenmal seit der Reichsgründung vor der Tatsache, daß das Kriegs-

*) Ich möchte die Gelegenheit nicht versäumen, auf eine Schrift staatsrechtlichen Charakters hinzuweisen, auf die dickleibige (XXVIII + 605 Seiten!), streng wissenschaftliche Untersuchung von Dr. jur. F. Freiherrn Marschall von Bieberstein-Heidelberg „Verantwortlichkeit und Gegenzeichnung bei Anordnungen des Obersten Kriegsherrn" (Verlag von Franz Vahlen, Berlin), die auch dem Militärschriftsteller zeigt, bis zu welchem Grade er militärische Fragen öffentlich behandeln kann, ohne sich quasi in Angelegenheiten der Kommandogewalt zu mischen.

ministerium vom Reichstag gebilligte Heeresergänzungen nicht nur nicht so weit vorbereitet hat, daß die neuen Formationen innerhalb vierundzwanzig Stunden aufgestellt werden können, wir erleben es, daß z. B. die Maschinengewehrabteilungen erst länger als ein Jahr nach der Bewilligung durch den Reichstag aktiv werden können!

Unter diesen Umständen verdient eine Broschüre „Die Andern und wir" von Hermann Hochwart, (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1912) Beachtung, die zu dem für manchen Leser wohl überraschenden Ergebnis kommt, daß im Falle eines europäischen Krieges Frankreichs Überlegenheit über Deutschland vierzehn Infanterie- und vier Kavalleriedivisionen ausmache, während Rußland den verbündeten Deutschen und Österreich-Ungarn um sechs Infanterie- und elf Kavalleriedivisionen überlegen sei. Eine große Zahl von Einzelberechnungen für die verschiedenen Waffen belegt die Behauptung im einzelnen, soweit das Verhältnis Deutschland-Frankreich in Frage kommt. In einem Kapitel „Was soll geschehen?" zieht der Verfasser die Konsequenzen seiner Feststellung. Er fordert eine Heeresverstärkung zugunsten der Infanterie um rund achtzigtausend Mann, indem er sich auf alle die militärischen Autoritäten beruft, die den Sieg immer nur dort mit Gewißheit erwarten, wo die Überlegenheit der Zahl steht. Auch ich teile durchaus den Standpunkt, daß schon zu Friedenszeiten die Sicherheit des kriegerischen Erfolges gewährleistet werden muß. Ebenso gebe ich ohne weiteres zu, daß in der numerischen Überlegenheit eine gewisse Garantie liegt. Aber doch nur eine gewisse. Denn der Geist der Truppe und ihre Ausbildung sind die unerläßliche Voraussetzung für ihre praktische Tüchtigkeit, und gute Ausbildung und kriegerischer Sinn werden, wie Friedrichs des Großen „Wachtparade" bewiesen hat, den Mangel an Zahlen eher ausgleichen können, als große Zahlen kriegerischen Sinn und Ausbildung ersetzen dürften. — Diese Zusammenhänge und Wechselwirkungen berücksichtigt Hermann Hochwart nicht genügend. Vielleicht legt er sich aus den oben angegebenen Gründen Zurückhaltung auf, vielleicht schätzt er die Wechselwirkung nicht hoch genug ein. Und doch wäre in dem Abschnitt Offiziere und Unteroffiziere die Stelle gewesen, wo das Problem „Einwirkung des Friedens auf die Armee" wenigstens hätte berührt werden müssen. Denn die Offiziere und Unteroffiziere bilden für die Heeresleitung den allein zuverlässigen Maßstab dafür, was sie an kriegerischen Leistungen von der Nation erwarten darf, nicht etwa die Hetzreden sozialdemokratischer Agitatoren oder die Tiraden der pazifistischen Presse. Und gerade in dieser Beziehung sind in den letzten Jahren sporadisch Erscheinungen an die Oberfläche gekommen, die jedem ernsten Patrioten doch Veranlassung geben sollten, zu prüfen, ob unter den bestehenden Friedensverhältnissen jede Heeresvermehrung auch ohne weiteres eine Heeresverstärkung wäre, und ob nicht Fragen der inneren Heeresorganisation heute größere Berücksichtigung erheischen, als man allgemein glaubt. Es soll und kann auch in diesen Worten keine Herabsetzung der Heeresleitung liegen; erinnern wir uns allein der Tatsache,

daß wir die Mobilmachung Roons als eine außerordentliche Leistung feiern. Und doch hatte dieser Paladin nur acht Armeekorps aufzustellen und kriegsbereit zu machen, während der heutige Kriegsminister dreimal soviel und obendrein noch Waffen marschieren lassen müßte, an die man vor fünfzig Jahren überhaupt noch nicht gedacht hatte.

Eine diese Fragen sachlich angreifende Literatur steht der Öffentlichkeit aus den früher erwähnten Gründen so gut wie garnicht zur Verfügung. Neuerdings fangen Offiziere an, sich um die finanzielle Rüstung des Reichs zu kümmern, aber über das ihnen zunächstliegende müssen sie schweigen. Nur die Frage der Überalterung des Offizierkorps ist einigermaßen häufig erörtert worden, aber — und das ist das Unerfreuliche daran — unter viel zu starker Betonung des dabei mitspielenden finanziellen Momentes und ohne zu praktisch brauchbaren Vorschlägen zu gelangen. Und doch ist gerade die Überalterung des Offizierkorps die Wurzel allen Übels: mangelhafte oder in den verschiedenen Teilen der Armee von einander abweichende Ausbildung, Byzantinismus, Springertum mit dem notwendig daranhängenden Nepotismus und der Untergrabung der Kameradschaft, Verletzung der gerichtlichen und ehrengerichtlichen Bestimmungen, allmähliche Zweiteilung des Offizierkorps — alles das hängt innig zusammen mit der Überalterung der Offiziere. In einem bösen Zirkel zieht eine unerfreuliche Erscheinung die andere nach: die Aussichtslosigkeit für die Mehrzahl, in jungen Jahren zu halbwegs selbständigen Stellungen zu gelangen, hindert viele Tüchtige, überhaupt zur Armee zu gehen; die Notwendigkeit, sich gegen eine zahlreiche Konkurrenz zu behaupten, veranlaßt die Untergebenen, auch da ihre Überzeugung zu opfern, wo sie durch Vorschrift und Gesetz gestützt wird, während die Vorgesetzten absolut gefügige Untergebene bevorzugen, um ja nicht „oben" unliebsam aufzufallen. Wo sind die wundervoll klaren Verhältnisse und Auffassungen, die noch in den 1870er Jahren keine Kompromisse aufkommen ließen!? Aber nicht das Offizierskorps kann dafür verantwortlich gemacht werden! Aus dem Offizierkorps muß sich unter solchen Umständen, und würden die schärfsten nnd besten Verordnungen erlassen um der Tendenz zu begegnen, nach und nach das Verantwortungsgefühl zurückziehen, die absolute Zuverlässigkeit muß verkümmern, denn nicht mehr *höchste Leistungsfähigkeit* bleibt maßgebend, sondern tausend Rücksichten, die sich aus der Verfassung der überalterten Vorgesetzten unmerklich von selbst ergeben, erzwingen sich Anerkennung. Und sollte nicht gerade diese Perspektive alle die auf den Plan rufen, die da wissen, welch einen ungeheuren Kulturwert gerade ein gesundes Heer für *die* Nation darstellt, die es besitzt?! Wer darum für die Stärkung der Armee eintritt, muß in erster Linie hier den Hebel einsetzen. Gelingt es nämlich, hier gesunde Verhältnisse zu schaffen, dann wird man mit Leichtigkeit auch eine andere angebliche Folgeerscheinung des Friedens beseitigen: die sogenannte Abneigung gegen das Heer.

Es ist merkwürdig, daß es gerade verabschiedete Offiziere sind, die an allen Orten glauben, einen Rückgang der Achtung vor der Armee feststellen zu

müssen. Dieser Auffassung widerspricht die einfache Tatsache, daß sich die politischen und gewerblichen Unternehmungen um Offiziere geradezu reißen. Freilich müssen es mindestens ehemalige Regimentskommandeure sein. Alles, was darunter liegt, wird glatt abgelehnt; nur der ganz junge Leutnant hat wieder Chancen. Hierin wird zum Ausdruck gebracht, daß man den erfolgreichen Offizier gern nimmt, nicht aber den Durchschnittsoffizier, denn nach Auffassung der communis opinio steht der Durchschnittsoffizier unter dem Durchschnitt der Anforderungen, die die fortgeschrittene Zeit gegenwärtig an alle Mitglieder der tätigen Gesellschaft stellt. Die oft beklagten schlechten Erfahrungen, die Privatunternehmer mit ehemaligen Offizieren in den letzten zwanzig Jahren gemacht haben, sind es, die rückwirkend auch die im Lande herrschenden Auffassungen über die Armee in ungünstigem Sinne beeinflußt haben, und die Antimilitaristen halten hier eine Ernte, wo nicht sie gesät haben. Es ist Sache der Armeeleitung, die Ursachen zu beseitigen, und diese Ursachen liegen vorwiegend in der Überalterung des Offizierkorps, nicht im Nachlassen kriegerischen Geistes bei der Nation, nicht im Mangel an gutem Willen bei den Offizieren selbst.

Es ist selbstverständlich, daß die Überalterung und ihre Folgeerscheinungen nicht von heute auf morgen behoben werden können; ein Zeitraum von sechs bis acht Jahren wäre schon erforderlich, um Kompagnie- und Batteriechefs von durchschnittlich dreißig Jahren, Bataillons- und Abteilungskommandeure von sechsunddreißig und Regimentskommandeure von vierundvierzig Jahren zu gewinnen. In dieser Zeit dürfen die sonstigen Heeresergänzungen und -verbesserungen nicht ruhen. Aber einer Heeresvermehrung von rund achtzigtausend Mann, wie Hochwart sie anstrebt, möchte ich doch nicht ohne weiteres das Wort reden.

Im gegenwärtigen Augenblick würde sie überdies im In- und Auslande berechtigtes Aufsehen erregen und Deutschland in den Verdacht bringen, einen Angriffskrieg vorzuhaben, ohne daß es doch der Fall ist. Derartige Dinge können unseren Welthandel ohne Grund empfindlich schädigen, — wenn auch nur vorübergehend. Was aber nach meiner Auffassung angestrebt werden sollte, das ist die jährliche selbsttätige Steigerung der Heeresstärke in einem bestimmten Verhältnis zur Steigerung des Volkswachstums. Es sollte endlich damit gebrochen werden, daß die Heeresverwaltung um jeden Mann mehr mit den Parteien feilschen muß. Nur neue Formationen, die sich aus der allmählichen Vermehrung des Heerespersonals in gewissen Zeitabständen notwendig machen, sollten fortab noch besonders bewilligt werden müssen. Daß die Quinquennatswirtschaft auf die Dauer unhaltbar ist, haben die letzten Heeresergänzungen deutlich genug erwiesen.

Aber auch bei dem jetzigen Zustande könnte manches getan werden ohne große finanzielle Aufwendungen, um die nicht zum Heeresdienst eingezogenen Mannschaften wenigstens teilweise für den Krieg vorzubilden. Ich denke da hauptsächlich an den Ausbau der Kriegervereine zu Schützenvereinen, in denen

auch Nichtsoldaten, etwa die Söhne von den Vätern selbst in der Handhabung des Gewehrs und im Schießen unterwiesen werden könnten. Gewehre, Karabiner und Revolver sowie Patronen sollten von der Heeresverwaltung unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Wo militärische oder private Schießstände vorhanden sind, dürften sich Schwierigkeiten kaum ergeben. Ähnlich könnte auch mit Richtübungen an Geschützen vorgegangen werden. Preisschießen und -richten, Auszeichnungen aller Art und last not least die größte Duldsamkeit allen Personen gegenüber, die den Wunsch haben, als Schützen ausgebildet zu werden, müßten doch jährlich tausende Jünglinge zu guten Schützen machen. Aber auch hierbei wird die conditio sine qua non sein: Verjüngung des Offizierskorps. Denn die mit den militärischen Schießvereinen verbundene Mehrbelastung würde vornehmlich die Bezirkskommandos treffen. Nur junge, elastische Kommandeure und Bezirksoffiziere werden aber glänzende Leistungen aufzuweisen haben.

G. Cleinow

Gleiches Wahlrecht?

Eine Studie mit besonderer Berücksichtigung des Wahlrechts zum Deutschen Reichstag und zur Bremischen Bürgerschaft

Von Dr. B. Noltenius-Arosa

Das Verlangen nach gleichem Wahlrecht für alle Staatsbürger wird im Namen der Gerechtigkeit erhoben. Ideal genommen hat solche Forderung nicht weniger zur Voraussetzung als gleiche politische Befähigung und gleiche Leistungen jedes Bürgers für die Aufrechterhaltung des Staates nach außen und innen (politisch) und seine materielle Förderung (wirtschaftlich und sozial.)

Der erste Teil der Voraussetzung fällt in sich zusammen, selbst bei denkbar gleichmäßiger Vorbildung auf geschichtlichem und staatswissenschaftlichem Gebiet und ähnlicher praktischer Schulung.

Es wird stets neben der Menge apolitischer Naturen, also neben solchen, denen das Organ für die Staatsnotwendigkeit überhaupt zu fehlen scheint, zwei Hauptgruppen geben, die der politischen Köpfe und der antipolitischen Elemente. Erstere zeichnen sich durch eine mehr oder minder glückliche Vereinigung von Intelligenz und praktischem Blick aus. Die gegnerische Gruppe weist zwei Haupttypen auf, je nachdem ein starker seelischer Defekt überwiegt (Schwachbegabte, Minderwertige, Gewohnheitsverbrecher) oder infolge Übermaßes an Phantasie ein mangelhafter Sinn für das Reale, das praktisch Erreichbare besonders hervortritt. (Fanatiker, Utopisten, Zukunftsstaatler.)

Von gleicher politischer Befähigung kann da wohl kaum die Rede sein. Um so nachdrücklicher aber wird die Forderung gleichen Wahlrechts von ihren Vertretern mit dem Satze: „Gleiche Pflichten, gleiche Rechte!“ begründet.

Als allgemeine Pflichten gegenüber dem Staat, für deren Erfüllung politische Rechte verlangt werden, kommen wesentlich nur die Entrichtung von Steuern und die Leistung des Heeresdienstes in Betracht. Hat man aber schon jemals von den leidenschaftlichen Freunden der Gleichheit und Gerechtigkeit verlangen hören, daß den vom Heeresdienst und von direkten Steuern Befreiten ihr politisches Mitbestimmungsrecht genommen oder auch nur gekürzt werde?

Mehr noch! Es ist vom staatlichen Gesichtspunkt aus keineswegs gleichgültig, aus welchem Geist die Ableistung politischer Pflichten erfolgt. Oder besteht kein Unterschied zwischen dem Bürger, der einmal über unbequemen staatlichen Zwang schilt, den aber im gleichen Augenblick die Einsicht eines besseren belehrt, und dem anderen, der den Widerstand gegen die Pflichterfüllung zielbewußt zur antimilitaristischen Organisation oder zur Aufreizung eines Steuerstreiks ausdehnt?

Man darf auch nicht vergessen — und das soll sich gegen eine mechanische Gleichwertung steuerlicher Leistungen wenden — mit wie verschieden großen persönlichen Opfern die Erfüllung staatlicher Pflichten bezahlt wird. Wie mühelos entrichtet der Rentner seine Steuern, und wie viel schlaflose Nächte, welchen Verbrauch an Nervenkraft mag dieselbe Summe dem Großindustriellen und Ingenieur, dem genialen Forscher und rastlos hilfreichen Arzte kosten, die in ganz besonders hervortretender Weise dem Staat und seinen Gliedern noch weit höhere Dienste als Steuern leisten!

Bei der allgemeinen Wehrpflicht ist anderseits nicht gut zu übersehen, daß sie den ihr Unterliegenden wesentlich verschiedene Vorteile bringt. So gut dem Einjährigen auch körperliche Strapazen und nahe Berührung mit den Kameraden aus anderen Volksschichten sein mögen, das Dienstjahr macht keinen unerläßlichen Bestandteil seiner Erziehung aus. Wogegen der Angehörige des Arbeiterstandes, meist auch in jüngerem Alter dienend, abgesehen von der für Handarbeiter besonders wichtigen gesundheitlichen Kräftigung, eine Reihe von Eigenschaften, verstärkt oder neu erworben, mit ins Leben hinausnimmt, die seinen sozialen Wert erheblich steigern. Wären die Wunder unserer riesigen gewerkschaftlichen Organisationen denkbar ohne die erziehliche Wirkung altpreußischen Drills?

So muß der Satz von gleichen Pflichten und Rechten, im Kern analysiert, zu der Auffassung führen: die Pflichterfüllung ist nur ein Minimum positiver Leistungen im staatlichen Interesse.

Wie nun, wenn jemand über dies Mindestmaß hinaus das politische, wirtschaftliche oder kulturelle Ansehen des Staates erheblich fördert, durch politische Tätigkeit, soziale Fürsorge, künstlerische Höchstleistungen, durch Entdeckungen und Erfindungen, durch großkaufmännische Unternehmungen, die Brot für Tausende schaffen? Dies Mehr, das ein Vielfaches der Mindestforderung sein mag, sollte

bei einem — vom staatlichen Gesichtspunkt aus — ideal gerechten Wahlrecht niemals vernachlässigt werden.

So kommt man von selbst zu dem vernünftigeren und gesunderen Grundsatz: für gleiche Leistungen gleiches Recht, bei ungleichen Leistungen aber auch Abstufung des politischen Einflusses.

Dieser kritischen allgemeinen Erörterung soll zur besseren Veranschaulichung ein Vergleich aus der deutschen politischen Gegenwart folgen. Für den, der in großen Zügen mit obigen Darlegungen einverstanden ist, wird die Entscheidung nicht schwer fallen, welches der beiden hier herangezogenen Wahlrechte einer vertieften Auffassung von Gerechtigkeit mehr genügt. Ob das Reichswahlrecht, das allgemein, geheim, direkt und gleich, scheinbar alle Forderungen der Gerechtigkeitsfreunde befriedigt, oder das Wahlrecht zur Bremer Bürgerschaft, das zwar auch geheim und bis auf einen Fall direkt ist, aber, statt alle Bürger gleich zu werten, ständische Bevorzugung mit dem Grundsatz allgemeiner Berechtigung verbindet.

Jedes direkte Wahlrecht, dessen Ergebnis, ob gewollt oder ungewollt, die Rechte der Wähler ungleich verteilt, läßt sich als ein Plural-(Mehrstimmen-) Wahlrecht auffassen. Der folgenden vergleichenden Umrechnung sind als statistisches Zahlenmaterial zugrunde gelegt: die amtlichen Veröffentlichungen über die Reichstagswahl 1907 und die Wahl zur Bremer Bürgerschaft 1905 (Jahrbuch für Bremische Statistik 1907). Beim Reichswahlrecht kommen die Abstufungen des politischen Einflusses nur durch die Bevölkerungsziffern der Kreise zur Anschauung. Setzen wir nämlich das Wahlrecht eines Wählers in dem am dichtesten bevölkerten Kreise Potsdam 10 (Teltow-Beeskow-Charlottenburg) = 1, so hat ein Wähler des Kreises Schaumburg-Lippe gewissermaßen 25 Stimmen. Denn in Charlottenburg kommt ein Abgeordneter erst auf 248000 Wahlberechtigte, in Bückeburg schon auf nicht einmal 10000. Von den hanseatischen Kreisen ist Hamburg III mit nur 2 und Bremen mit nur 4 Pluralstimmen erheblich benachteiligt. Hamburg I und II mit je 6 Pluralstimmen kommen dem Durchschnitt von 8 Pluralstimmen schon näher, der allein von Lübeck als dem kleinsten hanseatischen Wahlkreis mit nur 25000 Wahlberechtigten und daher mit 10fachem Wahlrecht übertroffen wird. Die Beispiele mögen genügen.*)

*) Durch die Reichstagswahlen von 1912 und die letzten statistisch bearbeiteten Bürgerschaftswahlen (1908) ist die zahlenmäßige Ungleichheit im Reich noch deutlicher geworden:

Reich:		Bremen:	
Schaumburg-Lippe	33fach	Industrielle	28fach
Charlottenburg	1fach	Kaufleute	25fach
		Gelehrte	17fach
		Landwirte Vegesack (allg. Wahl) . .	8fach
		Bremerhaven Handwerker	5fach
		Bremen Land u. Stadt .	1- u. 2fach

Aus der nebenstehenden statistischen Zusammenstellung erhellt, wieviel Prozent der Wähler auf jede Ziffernstufe des Pluralwahlrechts entfallen. Ein ganz deutliches Anschwellen der Anteile mittleren Grades, ein Maximum der Wähler in den Wahlbezirken durchschnittlicher Größe ist noch von dem Gedanken übrig geblieben, das Reich in gleiche Bezirke von annähernd 25000 Wählern zu gliedern. Die in den verflossenen vierzig Jahren entstandenen Extreme erklären sich aus dem Zurückbleiben des agrarischen Ostens, dem plötzlichen Wachstum der Industriegegenden und dem Vorhandensein der kleinen Kreise Schaumburg-Lippe und Waldeck, denen als Bundesstaaten mindestens ein Abgeordneter zufallen mußte.

Die gewaltigen Größenunterschiede unserer Reichswahlkreise sind wiederholt betont, aber, so viel ich sehe, noch niemals so lebendig veranschaulicht worden, wie es mit dem Ausdruck in Pluralstimmen geschieht.

Pluralstimmen	haben von den Wählern in Prozenten		und erlangen damit Anteil am politischen Einfluß in Prozenten	
	im Reich	in Bremen	im Reich	in Bremen
1	3,3	55,3	0,5	22,7
2	8,1	17,7	2,3	8,7
3	3,5	—	1,5	—
4	6,7	—	3,5	—
5	6,5	17,8	4,5	25,3
6	10,1	1,2	8,0	2,0
7	10,5	2,5	9,8	5,3
8	11,8	—	12,5	—
9	11,8	—	14,0	—
10	13,3	—	17,8	—
11	4,7	—	7,0	—
12	4,6	—	7,5	—
13	1,8	—	3,3	—
14	0,8	—	1,5	—
15	0,3	—	0,5	—
16	1,0	—	2,0	—
17	0,4	—	1,0	—
18	0,4	1,7	1,0	9,3
19	0,4	—	1,0	—
20	—	—	—	—
21	—	—	—	—
22	—	—	—	—
23	—	—	—	—
24	—	3,5	—	24,0
25	0,1	—	0,3	—
26	—	—	—	—
27	—	0,3	—	2,7

Ebenso meines Wissens neu wie reizvoll ist dagegen der Versuch, ein ausgesprochenes Klassenwahlrecht in seinen Wirkungen als Pluralwahlrecht zu beleuchten. Das Wahlrecht zur bremischen Bürgerschaft ist hierfür ein ausgezeichnetes Objekt, weil es mit seiner ständischen Bevorzugung (selbständige Förderung ideeller und materieller Kulturgüter) besondere soziale Eigenschaften und Fähigkeiten unterstreicht, ohne die Wähler des allgemeinen Wahlrechts ihrer Mitbestimmung zu berauben.

Wer von der mittelalterlich anmutenden Schale abzusehen vermag, wird einen gesunden, im guten Sinne modernen Kern finden. Denn Bildung, Besitz und Masse, Produzenten und Konsumenten, jeder Teil kommt zu seinem Rechte.

Von den acht Klassen, die das bremische Wahlsystem (Bürgerschaftsgesetz §§ 4 bis 9) kennt, entfällt die Hälfte auf die Sondergruppen.

In der	I. Klasse	wählen die	893	„Gelehrten"	14 Vertreter,
„ „	II. „	„ „	860	Teilnehmer des Kaufmannskonvents	40 „
„ „	III. „	„ „	237	Mitglieder des Gewerbekonvents . .	20 „
„ „	VII. „	„ „		zur Kammer für Landwirtschaft wahlberechtigten Bürger	8 „

die Privilegierten insgesamt also 82, von denen entsprechend der wirtschaftlichen Bedeutung der Hansestadt, 60 (d. i. 40 Prozent aller Abgeordneten) auf Handel und Gewerbe beziehungsweise Industrie entfallen.

„Die Bedeutung der Abgliederung der Gelehrten, Kaufleute, Gewerbetreibenden und Landwirte in besonderen Wahlklassen mit bestimmten Vertreterstellen für die Gegenwart liegt darin, daß sie eine Gewähr gibt, daß in der Bürgerschaft stets in hinreichender Zahl jene Berufsstände vertreten sind und Mitglieder, deren Fähigkeiten und Erfahrungen eine ersprießliche Mitarbeit besonders auch an den Verwaltungsaufgaben der Bürgerschaft sichern" (Bollmann, „Verfassung und Verwaltung der freien Hansestadt Bremen", 13. Band der Bibliothek des öffentlichen Rechts).

Die IV., V., VI. und VIII. Klasse sind die des allgemeinen gleichen Wahlrechts, mit Ausschluß der in den ständischen Klassen wahlberechtigten Bürger. Ihrer Gliederung liegt nur der Wohnsitz des Wählers zugrunde. So wählt

in der	IV. Klasse	die Stadt Bremen . . .	52	Vertreter,
„ „	V. „	„ „ Vegesack . . .	4	„
„ „	VI. „	„ „ Bremerhaven .	8	„
„ „	VIII. „	das Landgebiet	4	„
		Zusammen	68	Abgeordnete.

An der Hand des Jahrbuchs für bremische Statistik läßt sich nun leicht die Umrechnung in Pluralstimmen vollziehen, so daß ein Vergleich mit der Wirkung des Reichswahlrechts möglich wird.

Das mindeste Wahlrecht haben die Bürger im 1. Bezirk der VIII. Klasse, wo 992 Wahlberechtigte auf 2 Abgeordnete kommen, also 1 : 496. Dagegen werden 393 Gelehrte durch 14 Abgeordnete vertreten = 1 : 28. Das Wahlrecht des Gelehrten ist demnach $\frac{1}{28} : \frac{1}{496} = 496 : 28 =$ ein 18faches. Innerhalb der Klassen des allgemeinen Wahlrechts schneidet die V. am besten ab, die mit $\frac{1}{78}$ ein 6faches (496 : 78) Wahlrecht besitzt. Die Spannung von 1 : 6 ist groß, aber was will sie besagen gegen 1 : 25 im Reich?

Ein staatsrechtliches Kuriosum bildet das scheinbar ungeheuerliche Übergewicht der III. Klasse: auf 12 Wähler ein Abgeordneter, das hieße ein 41faches $\left(\frac{496}{12}\right)$ Wahlrecht. Solche Annahme wäre ein Trugschluß, da das Wahlrecht zur III. Klasse, die die Vertretung aller Gewerbetreibenden umfaßt, den Charakter des indirekten trägt. Man bemerke wohl, daß in der VII. Klasse die zur Kammer für Landwirtschaft wahlberechtigten Bürger direkt ihre Vertreter wählen. Dem-

nach müßten in der III. Klasse die zum Gewerbekonvent Wahlberechtigten ihre Abgeordneten unmittelbar bestimmen. Sei es nun, daß dieser Wahlkörper untunlich groß erschien, sei es anders, genug, die Verfassung legte fest, daß die Abgeordneten III. Klasse nicht von allen Gewerbetreibenden, sondern nur von ihrer Berufsvertretung, dem Gewerbekonvent (180 Handwerker, 90 Fabrikanten) gewählt werden sollen. Damit werden die Gewerbetreibenden aber zu Urwählern, die Gewerbekonventsmitglieder zu Wahlmännern III. Klasse. In solcher Eigenschaft verlieren die letzteren natürlich den Nimbus einer unverständlichen Bevorzugung.

Nur der „Urwähler" III. Klasse kann, was sein Wahlrecht betrifft, mit dem Wähler anderer Klassen verglichen werden!

Jetzt ergibt sich eine eigenartige Komplikation, die in dem Wahlverfahren begründet ist. Wird dies auch formal mit vollem Recht als indirekt angesprochen, so fehlt doch jede materielle Konsequenz. Sowohl in dem Bewußtsein der Wähler, denn die Wahlen zum Gewerbekonvent gehen mit geringer Beteiligung, ohne politische Kämpfe vor sich, da sie nur als Wahlen der Berufsvertreter, nicht als Urwahlen zur Bürgerschaft betrachtet werden, als nicht minder nach der Auslegung des Bürgerschaftsgesetzes: die Gewerbetreibenden, die Urwähler III. Klasse, sind in jeder anderen wahlberechtigt, soweit sie nicht eben als Gewerbekonventsmitglieder Wahlmänner der III. Klasse sind. An Beispielen erläutert: der Direktor einer chemischen Fabrik, Dr. phil., wählt in der I. Klasse, ein Zigarrenfabrikant als Teilnehmer des Kaufmannskonvents in der II., ein Handwerker in den Klassen des allgemeinen Wahlrechts.

Bei Berechnung der Pluralstimmen müssen der Vereinfachung halber die paar Gelehrten der Gewerbetreibenden unberücksichtigt bleiben. Dann zerfallen die Urwähler III. Klasse in zwei verschieden berechtigte Gruppen, in die Fabrikanten, die Wähler II. Klasse sind (etwa 75 als Teilnehmer des Kaufmannskonvents) und in die übrigen Fabrikanten (325) und sämtliche Handwerker (rund 3000), die in der IV., V., VI. oder VIII. Klasse wählen.

Beider Wahlrecht setzt sich aus zwei Anteilen zusammen,

dem Urwählerwahlrecht III. Klasse $\frac{20}{3400} = \frac{1}{170}$, das sind drei Pluralstimmen $\left(\frac{496}{170}\right)$ und

dem direkten Wahlrecht der II. bzw. IV. + V. + VI. + VIII. Klasse.

Das Wahlrecht der II. Klasse (Kaufleute) ist $\frac{40}{860} = \frac{1}{21}$, in Pluralstimmen ausgedrückt: $\frac{496}{21} = 24$.

Fabrikanten, die Mitglieder des Kaufmannskonvents sind, haben demnach mit 27 (24 + 3) Pluralstimmen den stärksten politischen Einfluß.

Die übrigen Gewerbetreibenden aber müssen, in der Voraussetzung, daß sie sich ähnlich über Stadt und Land verteilen, wie die sonstigen Glieder der IV., V., VI., VIII. Klasse auch das durchschnittliche Stimmrecht aller Klassen des allgemeinen Wahlrechts angerechnet werden, d. i. $\frac{68}{20500} = \frac{1}{301}$. Das sind $\frac{496}{301}$ = 1,65 oder rund zwei Pluralstimmen.

Handwerker und nicht kaufmannskonventberechtigte Fabrikanten haben demnach gleich viel Wahlrecht wie die VI. Klasse (allgemeine Wahlen in Bremerhaven) 3 + 2 = 5 Stimmen.

Dem Stimmwert nach ergeben sich folgende Gruppen:

27fach:	75	Fabrikanten (Teilnehmer des Kaufmannskonvents)
24fach:	785	Kaufleute („ „ „)
18fach:	393	„Gelehrte"
7fach:	558	Landwirte (Wähler zur Kammer für Landwirtschaft)
6fach:	265	allgemeine Wahl in Vegesack
5fach:	680	„ „ „ Bremerhaven
	3325	Handwerker und Fabrikanten
2fach:	3993	allgemeine Wahl in Bremen Stadt
1fach:	12474	„ „ „ Bremen Land und Stadt.

Die prozentuale Verteilung der Wähler auf die acht Stimmwertgruppen ist aus der angefügten Tabelle leicht zu ersehen.

Interessanter ist die rechte Hälfte der Tafel, welche die eigentliche Machtverteilung unter den Ständen darstellen soll.

Weil grundsätzlich jeder Bürger wählt und durch Steuersatz keiner ausgeschlossen ist, kann man die Bezirke allgemeiner Wahl, vorzüglich die dichtbevölkerten (1- und 2faches Wahlrecht) als die Domäne der Lohnarbeiter betrachten. (Die nicht geringen Ausnahmen dieser Voraussetzung beruhen auf der Tatsache, daß die im allgemeinen kleineren altstädtischen Bezirke heute noch von Handwerkern und Kleinbürgern beherrscht werden.)

Damit hat diese Klasse, dank ihrer Zahl — theoretisch betrachtet — den verhältnismäßig stärksten Einfluß.

Es entfallen nämlich auf die Vertretung:

		Mandate	Prozent des Einflusses	rund
der Arbeiter		47*)	31,8	1/3
Mittelstand	des Handwerks . .	28*)	18,8	1/5
	der Landwirtschaft .	8	5,8	1/20
	der akadem. Berufe .	14	9,3	1/10
des Handels		36**)	24,0	1/4
der Industrie		7**)	4,7	1/20
[Hafenorte]		[10]*)	[6,7]	

*) Verrechnung von 1/6 der Bezirke allgemeiner Wahl auf die Vertretung der Gewerbetreibenden.

**) Desgl. von 1/10 der II. Klasse auf die Industrie.

Der oben entwickelte Satz: für gleiche Leistungen gleiche Rechte usw. ist hier trefflich beleuchtet. Während in einem reinen Pluralwahlrecht jedes Individuum nach bestimmten Merkmalen gewertet wird, liegt dem ständischen Prinzip die Bedeutung eines ganzen Erwerbszweiges zugrunde. Und diese Bedeutung muß das Ergebnis der Menge der Individuen sein, malgenommen mit dem Interesse des Staats an dem einzelnen Glied des betreffenden Berufs.

Als eine Probe auf geschickte Machtverteilung in Bremen mag die Tatsache gelten, daß es weder zum Terrorismus des Großkapitals noch zu dem des Proletariats kommen kann, dank der Einschiebung einer kräftigen Mittelstandsvertretung. Es ist so verhütet, daß die Vermögenden die Rechte der Minderbemittelten außer acht lassen, wie auch daß die Masse der Wenigergebildeten sich über die soziale Bedeutung der Kulturträger hinwegsetze.

Die ausführliche Behandlung des Bremer Wahlrechts ist ja von dem Gesichtspunkt aus erfolgt, daß es dem ideal gleichen Wahlrecht zweifellos näher kommt als die gleiche Wahl communi sensu: Denn ziehen wir abschließend den Vergleich:

1. Das Reichswahlrecht hat im Laufe einer Entwicklung, die schlechterdings nicht alle zehn Jahre durch Neueinteilung berichtigt werden kann, zu einer ganz erheblichen Ungleichheit der Kreise geführt, und damit zu einer Wahlrechtsminderung auf der einen, Wahlrechtsmehrung auf der anderen Seite. Die Spannung zwischen den auf diese Weise Meist- und Mindestbegünstigten beträgt 25 : 1. Sie ist kaum geringer als die bei einem ständischen Klassenwahlrecht, wie dem zur Bremer Bürgerschaft mit 27 : 1.

2. Während aber in Bremen die Privilegierung bestimmter Bildungs- und Erwerbsgruppen in staatlichem Interesse beabsichtigt ist und wohl mit Vernunftgründen verteidigt werden kann, ist im Reich die Bevorzugung und Entrechtung einzelner Gegenden gänzlich sinnlos.

3. Nun mag immerhin zugunsten des Reichs das Überwiegen der Kreise mittlerer Größe betont werden: 57,5 Prozent der Reichswähler haben ein mittleres, das heißt 6- bis 10faches Wahlrecht, während in Bremen sich 55,3 Prozent mit der niedersten Stufe dem einfachen Stimmrecht begnügen müssen.

4. Doch lehrt ein Blick auf die Mandatsverteilung der Bürgerschaft, daß der Gefahr jedes Klassenwahlrechts, der Erdrückung der Minderbemittelten durch die Rücksichtslosigkeit des Kapitalismus wirksam vorgebeugt ist.

Wo aber sind die Bürgschaften unseres Reichstagswahlrechts, dessen Gleichheit doch Gerechtigkeit bedeuten soll oder wenigstens sollte — die Bürgschaften dafür, daß nicht eines Tages der letzte Kulturträger im Reichstag von den Vertretern der großen unschöpferischen Masse verdrängt wird?

Maßregeln zur Verbesserung der Gesetzessprache

Von Amtsgerichtsrat a. D. P. Sommer-Köln a. Rh.

Was nützen die schönsten Abhandlungen über unsere Gesetzessprache, wenn alles beim alten bleibt? Zwei Punkte muß man bei dem Bestreben, die Gesetzessprache zu verbessern, im Auge behalten. Einmal, daß sich soziale Gebilde, und dazu rechne ich hier auch die Sprache, nur langsam und allmählich und nur innerhalb gewisser Grenzen durch Maßnahmen irgendwelcher Art beeinflussen lassen, daß man also niemals in kurzer Zeit große und in jedem Falle nur begrenzte Erfolge erwarten kann. Sodann zweitens, daß man nicht von einer einzigen Maßnahme Besserung erwarten darf, sondern nur von einer Vereinigung einer ganzen Reihe verschiedener Mittel. So wie es falsch ist, bei einer Krankheit zu glauben, daß man nur ein bestimmtes Heilmittel anzuwenden brauche, um sofort die Gesundheit wiederzuerlangen, wie vielmehr nur ein planmäßiges, gesundheitförderndes Gesamtverhalten allmählich zur Genesung führen kann, so ist auch für die Heilung der Gebrechen unserer Gesetzessprache eine planmäßige sprachliche Erziehung die Hauptsache. Daß fast alles, was bisher zur Hebung unserer Gesetzessprache geschehen ist, ein Verdienst des Sprachvereins ist, und daß ihm auch bei den nachfolgenden Vorschlägen die Führerrolle zugedacht ist, brauche ich nicht erst zu betonen.

Bei der Prüfung der einzelnen Vorschläge ist wohl zu unterscheiden zwischen solchen Maßregeln, die der deutschen Sprachwissenschaft zugute kommen würden, und solchen, die geeignet erscheinen, das Gefühl für die Schönheit unserer Gesetzessprache in die breiten Massen des Volkes zu tragen. Diesen Gesichtspunkt hat man meines Erachtens bei einigen bisher gemachten Vorschlägen nicht genügend berücksichtigt. So wird z. B. von verschiedenen Seiten (Trautmann: „Der Staat und die deutsche Sprache", 1911, S. 21) die Forderung erhoben, ein Reichssprachamt einzurichten, das in ähnlicher Weise wie in Frankreich die französische Akademie für die deutsche Sprache zu wirken habe. Nach den Erörterungen über den Gegenstand auf den Hauptversammlungen des Sprachvereins 1887 in Dresden und 1903 in Breslau hat dieser Vorschlag keine Aussicht, die Unterstützung des Sprachvereins zu finden. Ich kann mich dieser ablehnenden Haltung, auch soweit die Hebung der Gesetzessprache in Frage kommt, nur anschließen. Wie Behaghel mit Recht hervorgehoben hat, mag eine derartige Körperschaft

für die Sprachwissenschaft und die Sprachforschung in Frage kommen, aber nicht für das praktische Leben. Auch Eduard Engel spricht sich in seinem kürzlich erschienenen Werke „Deutsche Stilkunst" (S. 15) gegen die Errichtung einer derartigen Behörde aus, indem er witzig meint, wenn sie errichtet würde, würde sie jedenfalls die Bezeichnung „germanistisches Reichsinstitut" führen. Noch entschiedener muß man sich gegen die ebenfalls von Trautmann und anderen empfohlene Maßregel wenden, daß ein Reichssprachgesetz erlassen werde, um zwangsweise für alle Anzeigen und Benennungen deutschen Wortlaut einzuführen. Es könnte da leicht kommen, daß man dem Gesetzgeber empfehlen müßte, zunächst einmal vor der eigenen Tür zu kehren.

Eine weit empfehlenswertere Maßregel besteht darin, Gesetzentwürfe durch Sprachkenner überarbeiten zu lassen. Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hat bekanntlich diesen Weg bereits wiederholt eingeschlagen und die Entwürfe für das Zolltarifgesetz, die Eisenbahnverkehrsordnung, die Strafprozeßordnung und zuletzt die Reichsversicherungsordnung umarbeiten lassen. Ich bin weit entfernt, eine derartige Maßregel grundsätzlich zu verwerfen oder das zu verkleinern, was auf diesem Gebiete von den Mitgliedern des Sprachvereins, die mit dieser schwierigen Aufgabe betraut worden waren, geleistet worden ist. Aber ich halte ein derartiges Vorgehen doch nur in Ermangelung eines Besseren für angebracht und kann meine Bedenken dagegen nicht unterdrücken. Zunächst wird man ein derartiges Verfahren nicht für die gesamte Gesetzessprache, sondern nur für einige wenige Gesetzentwürfe anwenden können. Die große Menge der kleineren Gesetze bleibt also davon unberührt. Sodann aber ist es nicht unbedenklich, die Sprache eines Entwurfes nachträglich zu ändern, wenn dies nicht durch den Schöpfer des Entwurfs selbst geschieht. Nur zu leicht kann durch sprachliche Änderungen etwas ganz anderes gesagt werden als das, was der Gesetzgeber hat sagen wollen, ohne daß man hieraus dem mit den sprachlichen Verbesserungen Beauftragten einen Vorwurf machen kann. Oft stellt sich erst bei der Anwendung und Auslegung eines Gesetzes durch die Gerichte heraus, welche Rechtswirkungen eine bestimmte sprachliche Fassung nach sich zieht. Dazu kommt, daß der mit der sprachlichen Überarbeitung eines Entwurfs Betraute an seinem Inhalt nicht rühren darf, sondern genau sprachlich das wiedergeben muß, was in den einzelnen Paragraphen steht. Dadurch werden aber dem freien Flug der Gedanken, wie er für eine Meisterung der Sprache notwendig ist, starke Fesseln angelegt. Zum Schlusse möchte ich noch darauf hinweisen, daß man durch ein derartiges Verfahren dem Verfasser eines Gesetzentwurfs ja geradezu ein sprachliches Armutszeugnis ausstellt und ihn zur Sprachfaulheit erzieht. Was würde ein Professor, was würde ein Richter sagen, wenn man ihm zumutete, seine Arbeiten erst von einem Sprachsachverständigen überarbeiten zu lassen! Der Gesetzgeber aber läßt sich das ruhig gefallen. Im übrigen kann man meines Erachtens auf sprachlichem Gebiete wohl zwischen Meistern und Stümpern, aber nicht, wie die Kölnische Zeitung und die Deutsche Juristenzeitung meinen,

zwischen „Sachverständigen" und „Laien" unterscheiden. (Vgl. Zeitschrift des Sprachvereins November 1909.)

Wenn ich nun im folgenden mit eigenen Vorschlägen hervortrete, so gehe ich hierbei von der Erwägung aus, daß die Frage der Gesetzessprache in erster Linie eine Frage der Juristensprache ist. Denn Juristen verfassen fast ausnahmslos unsere Gesetzentwürfe, wenn auch oft unter Beihilfe sachkundiger Fachleute. Das Gesetzesdeutsch kann sich nicht bessern, wenn sich nicht zuvor das Juristendeutsch bessert; wenn nicht die Sprache der Rechtspflege, namentlich der Rechtsprechung und der Rechtswissenschaft, vollkommener wird. Die zahlreichen Anregungen, die der Sprachverein auf diesem Gebiete den Behörden gegeben hat, sind durchweg sehr wohlwollend aufgenommen worden, aber wenn man die Sache bei Lichte besieht, so ist dieses Wohlwollen mehr platonischer als werktätiger Art. Gewiß ist manches erreicht worden, aber in der Hauptsache wird man finden, daß die Vorgesetzten Verfügungen über Verfügungen erlassen zur Pflege unserer Muttersprache, daß aber wenig oder gar nichts geschieht, um die Durchführung dieser Verfügungen zu sichern. Fast ausnahmslos beziehen sich übrigens diese Verfügungen auf die Schriftsprache, während die mündliche Ausdrucksweise meines Wissens kaum je Erwähnung findet. Die eingehendsten Vorschriften werden darüber gegeben, wie unsere jungen Juristen für ihren künftigen Beruf herangebildet werden sollen, aber nirgends finden wir Anweisungen darüber, was geschehen soll, damit ihr Sprachgefühl geläutert werde. Die Zeugnisse sprechen sich über die Fortschritte in jedem noch so unbedeutenden Dienstzweig aus, aber nur selten findet sich eine Äußerung darüber, welche Sprachgewandtheit der Referendar sich erworben hat. Es werden besondere Übungen abgehalten, in denen die kunstvollsten Urteilsentwürfe angefertigt werden, aber ich habe noch niemals gehört, daß einer der Leiter derartiger Übungen statt eines Urteilsentwurfs den Referendaren die Aufgabe gestellt habe, sich über die Sprache eines Gesetzes zu äußern und etwa das Gesetz oder einen Teil desselben in einer sprachlich besseren Form niederzuschreiben. Ich glaube, daß mancher Referendar, der in seinen Personalakten die üblichen glänzenden Zeugnisse hat, sehr in Verlegenheit wäre, wenn ihm eine solche Aufgabe gestellt würde. Selbst die sprachliche Fassung der Urteilsentwürfe bildet recht selten den Gegenstand von Besprechungen zwischen Richter und Referendar. Ich schlage daher vor, daß der Sprachverein bei den Justizverwaltungen der Bundesstaaten vorstellig werde, daß Verfügungen erlassen werden, die etwa folgenden Inhalt haben sollen:

1. Die Zeugnisse der Vorgesetzten müssen sich darüber aussprechen, ob der Referendar Sprachgefühl besitzt und ob er sich hinreichende Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck angeeignet hat.

2. Es sollen neben der Anfertigung von Urteilsentwürfen den Referendaren auch Aufgaben gestellt werden aus dem Gebiete der Gesetzessprache und der Sprache der Rechtspflege.

Es ist möglich, daß in den Bestimmungen über den Vorbereitungsdienst der Referendare bereits Vorschriften der unter Nr. 1 gedachten Art enthalten sind; gehandhabt werden sie jedenfalls in Preußen nicht.

Ebenso müßte für die Befähigungszeugnisse, die die Landgerichtspräsidenten und die höheren Vorgesetzten über die ihnen unterstellten höheren Justizbeamten alle zwei Jahre zu erstatten haben, vorgeschrieben werden, daß darin der Fähigkeit des Beamten, sich in seiner Muttersprache auszudrücken, ausdrücklich Erwähnung getan würde. Natürlich müßten derartige Zeugnisse individuell gehalten sein und nicht, wie man das jetzt häufig findet, in einer starren und darum nichtssagenden Formel bestehen. Wenn auch für die Beförderung in höhere Stellen, namentlich für die Berufung ins Ministerium, immer in erster Linie juristische Fähigkeiten den Ausschlag geben werden, so müßte doch gezeigt werden, daß man höheren Orts daneben Wert auf Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck legt, was bis jetzt leider ganz und gar nicht der Fall ist.

Was nun die Gesetzentwürfe anlangt, so wäre — ebenfalls durch Vorstellungen bei den Justizverwaltungen — anzustreben, daß in der Begründung jedes Gesetzes ein besonderer Abschnitt der sprachlichen Ausgestaltung des Entwurfs gewidmet würde; daß der Verfasser seine Ziele und seine Absichten nach dieser Richtung darzulegen hätte. Es ist auffallend, daß sich, soviel mir wenigstens bekannt geworden ist, bis jetzt in keinem einzigen Gesetz eine derartige sprachliche Begründung findet, nicht einmal beim Bürgerlichen Gesetzbuche. Überall, wo die Motive desselben die sprachliche Ausdrucksweise erwähnen, ist lediglich die rechtliche Bedeutung eines Wortes oder einer Redewendung Gegenstand der Erörterung, aber nicht die sprachliche Richtigkeit oder Schönheit. So finden wir z. B. im vierten Bande der Motive Auslassungen darüber, weshalb der Ausdruck „Abkömmlinge" gebraucht worden ist (S. 31); ebenso (S. 161) darüber, weshalb man „Güterverwaltungsgemeinschaft" und nicht „Gütereinheit", „Gütervereinigung" oder „Güterverbindung" gesagt hat; ferner (S. 874) darüber, weshalb man den unehelichen Vater mit diesem Namen bezeichnet und ihn nicht „Erzeuger" oder „Schwängerer" genannt hat*). Oft ist von dem Sprachgebrauche des Gesetzbuches die Rede, aber stets hat diese Bezeichnung nur den obenerwähnten, auf die rechtliche Seite sich beziehenden Sinn.

Ein großer Teil der sprachlichen Unebenheiten in unseren Reichsgesetzen ist weniger auf mangelndes Können als auf Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen den sprachlichen Ausdruck zurückzuführen. Es sei gestattet, nachstehend einige Beispiele anzuführen, wie längst veraltete Ausdrücke immer wieder von Gesetz zu Gesetz weitergeschleppt werden, obwohl es bei einiger Aufmerksamkeit ein Leichtes wäre, sie durch sprachlich richtigere oder reinere Wortfassungen zu ersetzen. Das recht entbehrliche Fremdwort „Register" findet sich in unserer Gesetzessprache an zahlreichen Stellen. Wir haben ein Handels-

*) Weitere Äußerungen über sprachliche Wendungen finden sich Band IV S. 34, 36, 96, 296, 335, 1124.

register, ein Prokurenregister, ein Firmenregister, ein Genossenschaftsregister, ein Vormundschaftsregister, ein Schiffsregister, ein Börsenregister. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat uns schließlich noch ein paar weitere Register dazu beschert. Für alle diese Bezeichnungen hätte man ebensogut „Buch" sagen können. Selbst die Bezeichnungen „Handelsbuch" und „Schiffsbuch" wären verwendbar gewesen, obwohl diese Ausdrücke bekanntlich auch noch einen anderen Sinn haben. Das österreichische Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch sagt „Vormundschaftsbuch" oder „Waisenbuch" (§§ 207 und 208). Unsere Gesetzgebung kennt ja auch ein „Staatsschuldbuch" und ein „Reichsschuldbuch". Daß es sich bei diesem ganzen Registerunfug lediglich um ein gedankenloses Forttraben in den ausgefahrenen sprachlichen Geleisen der Vergangenheit handelt, zeigt die Verwendung, die der Ausdruck im Hypothekenbankgesetz vom 13. Juli 1899 (§§ 22 und 30) gefunden hat. Nach diesen Paragraphen haben die Banken die Hypothekendarlehen, die sie ausgeben, in ein Verzeichnis einzutragen. Was hätte nun näher gelegen, als dieses Verzeichnis „Hypothekenbuch" oder eben „Hypothekenverzeichnis" zu nennen? zumal der erstere Ausdruck sich schon im Preußischen Berggesetz vom 24. Juni 1865 (§ 45) findet. Aber unsere Gesetzessprache kennt von früher her den Ausdruck „Hypothekenregister", und obwohl er eine rechtsgeschichtliche Bedeutung hat, die in dieses Gesetz gar nicht hineinpaßt, spricht der Gesetzgeber doch von einem „Hypothekenregister" der Hypothekenbanken. In die Zivilprozeßordnung, deren Verfasser so sehr bestrebt waren, die Sprache von Fremdwörtern reinzuhalten, hat man bei einer nachträglichen Abänderung das scheußliche Wort „Prozeßagent" eingeschmuggelt, obwohl es doch wahrlich ein Leichtes gewesen wäre, eine passende Verdeutschung dafür zu finden, etwa Sachwalter, Rechtsvertreter, Gerichtsvertreter, Rechtsbeistand, Gerichtsbeistand, Fürsprech (schweizerisch) oder Ratsmann (niederländisch). Daß das längst aus unserer Gesetzessprache verschwundene Wort „Kollegium" in dem preußischen (evangelischen) Kirchengesetz, betreffend die Beanstandung der Lehre von Geistlichen vom 16. März 1910 wieder aufgetaucht ist, habe ich bereits im zweiten Abschnitt erwähnt.

Auch sonst finden sich in bezug auf den Inhalt mitunter Vorschriften, die erkennen lassen, daß der Gesetzgeber wenig darüber nachgedacht hat, wie er sich am kürzesten ausdrücken könne. Als die Zivilprozeßordnung den Grundsatz der freien Beweiswürdigung einführte, war es durchaus angebracht, daß man im § 259 (jetzt § 286) bestimmte:

> „Das Gericht hat unter Berücksichtigung des gesamten Inhalts der Verhandlungen und des Ergebnisses einer etwaigen Beweisaufnahme nach freier Überzeugung zu entscheiden, ob eine tatsächliche Behauptung für wahr oder für nicht wahr zu erachten sei."

Denn bis dahin galt vielfach der Grundsatz der freien Beweiswürdigung nicht, vielmehr war das Gericht bei seiner Entscheidung an ganz bestimmte Beweisregeln gebunden. Hätte man den erwähnten Grundsatz also nicht ausdrücklich

ausgesprochen, dann hätten vielleicht Zweifel darüber auftauchen können, wie das Gericht bei der Urteilsfindung zu verfahren habe. Nachdem aber der Grundsatz der freien Beweiswürdigung über ein Menschenalter lang in unserer Gesetzgebung eingeführt ist, ist es höchst überflüssig, daß uns der Gesetzgeber in jedem neuen Gesetze, das ein Gerichtsverfahren behandelt, wieder versichert, daß das Gericht nur nach seiner freien Überzeugung zu entscheiden habe. Ähnliches gilt von der Bestimmung des § 260 der St. P. O. (Vgl. Gewerbegerichtsgesetz § 41; Gesetz über die Kaufmannsgerichte vom 4. Juli 1904 § 16; Militärstrafgerichtsordnung § 315, Kirchengesetz vom 16. März 1910 § 11 u. a.). Über die zahlreichen lediglich auf Nachlässigkeit beruhenden Verstöße gegen die Sprachregeln, die sich in unseren Gesetzen finden, ist so viel geschrieben worden, daß ich mir füglich die Anführung von Beispielen ersparen kann. Alles dies würde nicht vorkommen, wenn der Verfasser eines Gesetzentwurfes in der Begründung Rechenschaft geben müßte über die sprachliche Behandlung seiner Arbeit.

Von größter Bedeutung würde ich sodann ein Wörterbuch der Gesetzessprache halten, in dem nicht nur gute Verdeutschungen der Fremdwörter der Gesetzessprache enthalten wären, sondern auch die hauptsächlichsten Redewendungen, die in unseren Gesetzen öfter wiederkehren, berücksichtigt würden*). Dadurch würde den Verfassern von Gesetzentwürfen die Arbeit außerordentlich erleichtert und vor allem würde die Aufmerksamkeit ständig darauf gerichtet, daß die Sprache des Gesetzgebers musterhaft sein muß. Die Abfassung eines derartigen Wörterbuches stößt aber, wie ich mich durch einen Versuch überzeugt habe, auf erhebliche Schwierigkeiten.

Es wäre sodann weiter anzustreben, daß in den Volksvertretungen, in den Kommissionen und in der Presse die Sprache des Entwurfes eines Gesetzes, mehr als das bisher geschehen ist, zum Gegenstand der Erörterung gemacht würde. Aber auch ohne daß bestimmte Gesetzentwürfe vorliegen, wäre nach Möglichkeit anzustreben, daß in der Presse und zwar sowohl in der Fachpresse wie in der Tagespresse und in den gesetzgebenden Körperschaften unsere Gesetzessprache öfter untersucht und die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gelenkt würde. Auch hier brauche ich das Lob des Sprachvereins nicht zu singen. Trotz aller Anstrengungen sind die Fachzeitschriften, die zuweilen Aufsätze über unsere Gesetzessprache bringen, recht spärlich gesät, und die Haupttätigkeit nach dieser Richtung entfaltet immer noch die Zeitschrift des Sprachvereins. Namentlich aber ist es eine Zeitschrift, die einen großen Einfluß vermöge ihres Leserkreises ausüben könnte, die sich aber bisher mit Sprachfragen gar nicht befaßt. Es ist die Deutsche Richterzeitung, die wir sogar in der Zeitschrift des Sprachvereins (November 1909) als abschreckendes Beispiel in sprachlicher Hinsicht aufgeführt finden. Es wäre meines Erachtens eine dankbare Aufgabe für den Sprachverein, sich mit der Schriftleitung der Deutschen Richterzeitung in Ver-

*) Vgl. darüber Erler in der Zeitschrift des Sprachvereins 1911 Januar- und Februarnummer.

bindung zu setzen und ihr klar zu machen, daß zu den Standesinteressen der Richter, deren Wahrung die Deutsche Richterzeitung sich so sehr angelegen sein läßt, auch die Standespflicht gehört gutes Deutsch zu sprechen und zu schreiben*). Die Erreichung dieses Zieles würde aber sehr gefördert, wenn die Deutsche Richterzeitung nicht nur von Zeit zu Zeit sprachliche Aufsätze aus dem Gebiete der Gesetzgebung und der Rechtspflege brächte, sondern wenn sie außerdem eine regelmäßige erscheinende „Juristische Sprachecke" einrichtete, wo zur Schärfung des juristischen Sprachgefühls mangelhafte Sätze aus der Gesetzessprache und aus Urteilen besprochen und verbessert würden. Der Sprachverein müßte aber auch weiter anstreben, daß eine derartige „Juristische Sprachecke" möglichst bei allen juristischen Zeitschriften eingerichtet würde. Dadurch würde meines Erachtens zehnmal mehr genützt als durch ein Reichssprachamt. Den leicht vorauszusehenden Einwand der Schriftleitungen der Fachblätter, daß es ihnen an Raum für derartige Sprachecken fehle, müßte man dadurch begegnen, daß man wenigstens die Zusicherung zu erreichen strebte, daß gelegentlich ein kleiner Beitrag zur Schärfung des juristischen Sprachgefühls Aufnahme fände. Auch den Tageszeitungen, die so oft unter der Spitzmarke „Juristendeutsch" zur Erheiterung ihrer Leser Satzungetüme aus Urteilen veröffentlichen, müßte klar gemacht werden, daß es leicht ist, zu tadeln, daß aber bessermachen hier wie überall schwerer ist, und daß es daher eine der Presse würdige Aufgabe wäre, wenn sie gleichzeitig mit den als sprachlich schlecht beanstandeten Sätzen auch deren Verbesserung veröffentlichte.

* * *

Schlußwort. Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich, daß es auch heute noch berechtigt ist, daß die Gesetzessprache eine eigenartige Prägung und besonderen Stil aufweist, daß aber unsere heutige Gesetzessprache den an sie zu stellenden Anforderungen nicht entspricht und daß sie daher verbesserungsbedürftig erscheint. Wenn nun aber weiter gefragt wird, welchen Einfluß eine Verbesserung der Gesetzessprache auf unser ganzes Volkstum haben würde, so kann ich darauf nur erwidern, daß sich nicht voraussagen läßt, wie sich Lebendiges in der Flucht der Zeiten entwickeln wird. Ich will deshalb mich bescheiden und nur ein paar Bemerkungen wagen.

Wenn die Sprache unserer Gesetzgebung sich ändert, wieder einfacher, kräftiger, kerniger wird, so wird zweifellos die Amtssprache hiervon in starkem Maße beeinflußt werden. Die Behörden werden in ihren Verfügungen und Erlassen, ihren Urteilen und Entscheidungen der Ausdrucksweise des Gesetzgebers folgen. Die billigen Witze über das Juristendeutsch werden dann wohl aus unseren Zeitungen und Zeitschriften verschwinden. Aber auch die Rechtsprechung dürfte nicht unbeeinflußt bleiben von einer Änderung in der sprach-

*) Diese Anregung scheint auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein; denn mittlerweile hat sich die D. R. Z. mit der Frage der Gesetzessprache und der Juristensprache befaßt.

lichen Fassung der Gesetzesvorschriften. Manche Umgehung unserer so fein ausgeklügelten Gesetze wird heute nur dadurch ermöglicht, daß sich der Gesetzgeber zu kasuistisch ausgedrückt und dadurch den Richter gehindert hat, die Vorschriften verständnisvoll auf die vielgestaltigen Lebensverhältnisse anzuwenden, während er dem Gesetzesübertreter sein Vorhaben erleichtert hat. Außerdem wird die Tätigkeit des Richters in ganz anderer Weise angeregt werden, wenn er einfache Gesetzesvorschriften, wie z. B. den oben erwähnten Artikel 1382 des Code civil, vor sich hat, als wenn er, wie in den §§ 14 bis 17 des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb, eine Reihe von Einzelbestimmungen im Gesetze findet, und seine Tätigkeit nun darauf beschränken muß, nachzurechnen, ob alle Voraussetzungen, die der Gesetzgeber erwähnt, vorhanden sind. Jemehr Einzelbestimmungen der Gesetzgeber in seine Paragraphen hineinpackt, desto einförmiger und geistloser gestaltet sich die Urteilsfindung, und deshalb ist dringend zu wünschen, daß die Gesetzessprache wieder einfacher und natürlicher werde.*)

An der Wiege des Königreichs Rumänien

Berichte des preußischen Spezialgesandten Freiherrn von Richthofen an König Friedrich Wilhelm den Vierten

Die früher veröffentlichten Berichte befinden sich in Heft 28, 31 und 42 der Grenzboten von diesem Jahre.

Konstantinopel, den 15. Januar 1857.

Die Absendung nach Konstantinopel der von Euer K. K. und Allerhöchstdero Mitkontrahenten des Pariser Friedens Allerhöchst ernannten Kommissäre zur Begründung von Vorschlägen über die künftige Organisation der beiden Donaufürstentümer hat nach Inhalt des Friedensvertrags und der in demselben vereinbarten Generalinstruktion zu dem Zwecke stattgehabt, um durch diese Kommissäre die Expedition und die Absendung desjenigen Firmans konstatieren zu lassen, welchen die bei der Pforte beglaubigten Repräsentanten der an jenem Friedens-

*) Verschiedenen Wünschen Rechnung tragend wird der vorstehende Aufsatz zusammen mit den in Heft 45 und 47 erschienenen: „Von den Erfordernissen unserer Gesetzessprache“ beziehungsweise „Die Sprache unserer Reichsgesetze“ als Broschüre zum Preise von sechzig Pfennigen im Verlage der Grenzboten, Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35a, erschienen. Die ganze Arbeit ist vom Deutschen Sprachverein mit dem dritten Preise gekrönt worden. Die Schriftleitung.

schluß beteiligten hohen Mächte mit dieser zur Konvokation der Diwans ad hoc vereinbaren sollten, welche in den gedachten Ländern den Wünschen aller Klassen des Volks einen genauen und gesetzlichen Ausdruck geben sollen.

Euer Königlichen Majestät hiesiger Gesandter hat Allerhöchstdenselben über die Umstände, welche dieses Werk verzögert haben, alleruntertänigste Meldung gemacht, und das Bedürfnis einer Übereinkunft über den Firman schien insofern auch nicht dringend, als die eingangs erwähnten Stipulationen vorschreiben, daß vor der Evakuation jener Länder von den österreichischen Truppen ohnehin weder die Berufung jener Diwans, noch der Abgang der Kommissäre nach den Fürstentümern statthaben solle, Bedingungen, die ihrerseits wieder an die Grenzregulierung geknüpft wurden, so daß vermöge eines viziösen Zirkels, in dem sich die Angelegenheit zu drehen schien, jene wohlwollenden Absichten des Pariser Kongresses für die Fürstentümer im Laufe der ganzen Zeit und bis auf die letzten Wochen auch nicht um einen Schritt weiter kamen.

In den letzten Wochen jedoch hat die Angelegenheit, um derentwillen die sechs Kommissäre der Mächte, unter deren Garantie die Fürstentümer gestellt sind, nun schon seit nahezu sechs Monaten hier weilen, einen doppelten Anstoß erhalten, einmal indem die in Paris neu eröffneten Konferenzen auch einen Abschluß der obgedachten Hindernisse in Aussicht stellen, und es danach nötig schien, den Firman für den Fall fertig zu haben, daß seine Exekution möglich würde, und anderseits und hauptsächlich, indem der englische Ambassadeur Lord Stratford de Retcliffe, in dessen Politik jene Verzögerung lag, Ursache zu dem Wunsche haben mochte, sich des von seiner Regierung hier gesendeten Kommissärs Sir Henry Bulwer baldmöglichst zu entledigen, dessen Anwesenheit ihm um so unbequemer wurde, je weniger es ihm unbekannt bleiben konnte, daß zwischen ihm und Sir Henry Bulwer eine prinzipielle Meinungsverschiedenheit stattfand, die sich nicht bloß auf die Angelegenheit der Donaufürstentümer bezog, sondern einer schon vorhandenen Opposition gegen die Politik Lord Stratfords in der orientalischen Frage überhaupt in England eine stärkere Nahrung geben konnte. Dieses persönliche Verhalten Lord Stratfords zu Sir Henry Bulwer ließ ersteren demnach die baldige Entfernung des letzteren wünschen, und Euer Königlichen Majestät Gesandter und die übrigen Repräsentanten der beteiligten Mächte benutzen diese Dispositionen Lord Stratfords auf das glücklichste, um den Firman mit der Pforte zustande zu bringen, und zwar in der Weise, daß bereits nach wenigen Konferenzen, über welche Euer Königlichen Majestät die erschöpfendsten Berichte Allerhöchstdero Gesandten vorliegen, das mannigfache Schwierigkeiten bietende Werk definitiv redigiert worden war, und es sich nun nur noch darum handelte, es zur Kenntnis der Kommissäre zu bringen, die es zu exekutieren haben, bevor die Publikation in den Fürstentümern erfolgt.

Nach Inhalt des Pariser Friedensvertrages sowohl als nach Inhalt der den Kommissären vom Pariser Kongreß erteilten Generalinstruktion ist derselben auf die Redaktion jenes Firmans nicht der mindeste Einfluß eingeräumt worden;

die ganze Angelegenheit ist lediglich der Vereinbarung der Repräsentanten mit der Pforte vorbehalten worden, und es hätte daher im Sinne der Vertragsbestimmungen vollkommen genügt, wenn den Kommissären eine einfache offizielle Mitteilung von kompetenter Stelle über die erfolgte Redaktion des Firmans und seine Absendung nach den Fürstentümern behufs der Konstatierung derselben zuteil geworden wären.

Eine Teilnahme der Kommissäre an den Beratungen über den Gegenstand schien in der Tat auch nicht im sächlichen Bedürfnis zu liegen. Die Natur der Sache brachte es vielmehr schon an und für sich mit sich, einerseits daß die Repräsentanten den Kommissären ihrer eigenen Regierung eine genaue Einsicht in die Motive ihrer Wirksamkeit bei der Redaktion jenes Firmans boten, und anderseits, daß diese Motive auf einer gleichartigen Anschauung des durch gleichartige Interessen bedingten Bedürfnisses beruhten. So schien auch der Gegenstand allseitig aufgefaßt zu werden, bis gegen den Schluß hin eine Schwankung eintrat, und französischer- und österreichischerseits infolge, wie es scheint, eines von der russischen Regierung geäußerten Wunsches eine nähere, wenn auch nur passive und informatorische Teilnahme der Kommissäre an den Konferenzen in Frage gestellt wurde, infolge deren man sich dahin vereinigte, die Kommissäre zu einer Schlußkonferenz zu berufen. Der Zweck dieser Berufung war nicht ganz deutlich ausgedrückt, denn in dem gleichlautenden Einladungsschreiben des Großvezirs an mich und meine Kollegen vom 10. d. M. zu der am 13. d. M. bei demselben auf seinem Landsitze zu Emirghen am Bosporus anberaumten Konferenz hieß es: „pour la rédaction du projet du Firman", während offenbar die Absicht nur dahin ging, in gewissen Grenzen den Kommissären informatorische Erläuterungen über den Inhalt zu geben, was für mich und die Mehrzahl meiner Kollegen insofern überflüssig war, als wir diese Erläuterungen schon durch die Mitteilungen der Gesandten erhalten hatten. Indes schien es immerhin wünschenswert, daß die Interpretation, die der Großvezir selbst einzelnen Stellen des Firmans in einem für die Türkei günstigen Sinne mündlich gegeben hatte, auch vor den Kommissären, insonderheit vor dem eigenen Pforten-Kommissär, wiederholt würden, und um diese Erläuterungen zu ordnen und zu formulieren, vereinigten sich daher die Kommissäre mit Ausschluß desjenigen der Pforte, dessen Anwesenheit hierbei nicht nötig schien, am Tage vor jener Sitzung zu einer näheren vertraulichen Besprechung.

Bei dieser Gelegenheit eröffnete uns Sir Henry Bulwer, daß Lord Stratford nicht nur jede mündliche Besprechung mit ihm über den Firman und die Angelegenheit der Türkei überhaupt abgelehnt und vermieden, sondern ihm auch nicht die mindeste Einsicht in die Motive zum Firman, in seine Berichte und sonstigen Schriftstücke gestattet habe, und daß er das Projekt zum Firman selbst, um es doch vor der Konferenz zu kennen, soeben erst von Lord Stratford durch eine amtliche, schriftliche Requisition herausgepreßt habe, so daß er in der ganzen Angelegenheit als ein homo novus erscheinen müsse, und deshalb auch gezwungen

sein werde, vielfache Fragen zu stellen, welche seinen Kollegen überflüssig scheinen könnten. Er hob dabei insonderheit hervor, daß nach Spezialinstruktion, die seine Regierung ihm erteilt, auf ihm eine Verantwortlichkeit für den Inhalt des Firmans selbst ruhen könne, und er daher entschiedener Erklärungen bedürfen werde, daß ihm keine Gelegenheit und kein Recht zugestanden worden sei, seine Stimme hierbei geltend zu machen.

In dieser Hinsicht hatte mir Sir Henry Bulwer allerdings vertraulich und im allgemeinen schon vorher eröffnet, daß seine Regierung Lord Stratford angewiesen hatte, dafür zu sorgen, daß der britische Kommissär und mit ihm die übrigen Kommissäre der Mächte zur Teilnahme an der Diskussion des Firmans zugezogen würden, und daß seine Regierung gegen ihn selbst vorausgesetzt habe, daß man den Firman nicht ohne Zuziehung und Anhörung der Kommissäre redigieren werde, und jetzt hat mir derselbe die ihm in Abschrift mitgeteilte Depesche der englischen Regierung an Lord Stratford zu lesen gegeben, welche in dieser Hinsicht allerdings die positivsten Befehle und eine weitläufige Auseinandersetzung der Gründe enthält, weshalb die englische Regierung dieses für wünschenswert halten müsse.

Wie die Sache hiernach lag, und da ähnliche vertrauliche Mitteilungen von Sir Henry Bulwer in mehr oder weniger umfassender Weise bereits auch meinen Kollegen gemacht worden waren, so konnten wir ihm nur sagen, daß wir uns in dieser Hinsicht insofern auf einem anderen Standpunkt befänden, als unsere Regierungen uns eine Mitverantwortung für den Inhalt des Firmans nicht aufgelegt hätten, und daß wir uns daher auch nicht berechtigt glaubten, andere als einige erläuternde Auskünfte zu verlangen, die im ganzen nur auf eine Wiederholung der Erklärungen hinausliefen, welche die Pforte bereits den Repräsentanten selbst gegeben habe, z. B. über die Zulässigkeit der Diskussion der Unionsfrage in den Diwans und über diejenige von Wahlprogrammen und deren Druck, sowie über einige mehr untergeordnete Punkte. Er könne daher bei weitergehenden Observationen und bei einer etwa seinerseits zu verlangenden Diskussion der Fundamente, auf denen die Redaktion des Firmans und die Komposition der darin angeordneten Volksversammlung beruht, um so weniger auf unsere Teilnahme rechnen, als wir, die wir von dem Gange der Verhandlungen, den Motiven und dabei sonst zur Berücksichtigung gekommenen Umständen von unserem Gesandten unterrichtet seien, die ihrerseits auch den Ansichten und Meinungen der Kommissäre jede zulässige Berücksichtigung geschenkt und solche zur Geltung zu bringen gesucht hätten, die Überzeugung aussprechen müßten, daß der Firman in der projektierten Redaktion trotz aller unvermeidlich gewesenen vagen Stellen die instruktionsmäßige Aktion der Kommission nicht behindern werde, und daß überhaupt bei so verschiedenen entgegengesetzten Interessen etwas Besseres nicht zustande zu bringen gewesen sei.

Diese im Schoße der Kommission stattgehabten Äußerungen werden vielleicht einiges Licht auf die skandalösen Vorgänge werfen, welche daraufhin in der

vorgestrigen Konferenz bei dem Großvesir Reschid Pascha bei den Erörterungen zwischen Lord Stratford und Sir Henry Bulwer stattgehabt haben, und in welchen, wie mir scheint, besonders von des edlen Lords Seite jede Rücksicht aus den Augen gesetzt wurde, die er der Versammlung selbst, seiner Regierung und deren Abgeordneten, einem Mitgliede des Rats der Königin, schuldig war, und die nicht verfehlen werden, ihren Widerhall im englischen Parlamente zu finden.*)

*) Der Vorfall, auf den Richthofen hier anspielt, ist in seinen Berichten an den König nicht enthalten, da darüber der ständige preußische Gesandte bereits an das Auswärtige Amt berichtet hatte. Wir finden aber in der schon zitierten „Geschichte der Familie Praetorius von Richthofen" folgende amüsante Darstellung, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Zur Feststellung der Schlußredaktion des Firmans ließ der Großwesir Reschid Pascha eine Einladung in sein Sommerpalais zu Emirghan zum 13. Januar (1857) an sämtliche beteiligte Botschafter und Gesandten und an sämtliche Kommissäre der Mächte ergehen, an letztere, um, wenn von ihrer Seite Einwendungen gegen die Ausführbarkeit der Bestimmungen erhoben werden sollten, ihnen Gelegenheit zu geben, solche jetzt zur Sprache zu bringen.

Niemals wohl hat eine Konferenz von Diplomaten ein so abnormes Schauspiel dargeboten, als diese, zu welcher unter des Großvesirs Vorsitz die Botschafter von England, Frankreich und Rußland, der Internuntius von Österreich, die Gesandten von Preußen und Piemont und mit mir meine vorgedachten Kollegen von der noch immer zu keiner Tätigkeit gelangten europäischen Kommission erschienen waren.

Die Gesellschaft hatte sich kaum bei dem Großwesir versammelt, als auch eine auffallende Bewegung der Subalternbeamten und Diener stattfand. Es wies schon auf eine sehr absichtliche Unterscheidung hin, daß die Bernsteinspitzen der den Botschaftern und Gesandten überreichten Tschibuks viel kostbarere Brillantbuketts zeigten, als die den Bevollmächtigten zur Kommission präsentierten; diese Tschibuks wurden daher von den letzteren refüsiert. Auch hatte man zwei Tische, einen höheren und einen niedrigen mit entsprechenden Stühlen aufgestellt; der höhere sollte für die Botschafter und Gesandten, der niedere für die Mitglieder der Kommission bestimmt sein. Als diese ihr Befremden über diese Einrichtung laut werden ließen, entschuldigte sich Reschid Pascha damit, daß diese Einrichtung auf Verlangen Lord Stratfords und des Baron Prokesch getroffen worden sei. Ehe indes der Konflikt hierüber zum Ausbruch kam, wurde auf Einsprache der Botschafter von Frankreich und Rußland, sowie der Gesandten von Preußen und Sardinien, welchen der Großvesir beistimmte, das Separat-Tischarrangement beseitigt und durch ein gleichartiges ersetzt. Die Botschafter und Gesandten nahmen nun auf der einen Seite, die Bevollmächtigten auf der anderen Seite des präsidierenden Großvesirs Platz. Als der letztere die Voraussetzung aussprach, daß jeder der Bevollmächtigten durch den betreffenden Botschafter oder Gesandten bereits von dem Inhalte des Firmansentwurfes sowie von den Erläuterungen und Motiven zu demselben unterrichtet sein würde, sowie die Frage daran knüpfte, ob deshalb die Vorlesung des Entwurfes unterlassen und gleich in die Diskussion etwaiger Bedenken und Einwürfe eingetreten werden könne, erhob sich Sir Henry Bulwer und trug auf langsame Vorlesung jedes einzelnen Artikels an. Er begründete diese Forderung damit, daß er sich im Vergleich zu seinen Kollegen in einer durchaus exzeptionellen Lage befinde. Ihm habe nämlich Lord Stratford im Laufe der Verhandlungen keinerlei Mitteilung gemacht, so daß er, wenn ihm auch kurz vor dieser Konferenz eine Abschrift des Firmansprojektes zu Händen gekommen sei, doch dem Inhalte und mehr noch der Begründung desselben gegenüber durchaus ein homo novus sei und daher darauf halten müsse, daß hier Artikel für Artikel mit den etwa erforderlich erachteten Erläuterungen vorgelesen werde.

Nach der Erklärung des Großvesirs wird der Firman sofort der Bestätigung des Sultans unterbreitet werden; diese wird in wenigen Tagen erfolgen, und der Firman mit der Bestätigungsformel den Repräsentanten mitgeteilt werden. Ebenso wird der Firman demnächst an die Caimakame der Donaufürstentümer abgesandt werden, um die statistischen Vorarbeiten behufs der Wahllisten in die Wege zu leiten. Das eigentliche Wahlgeschäft soll demnächst erst beginnen, wenn die Kommissäre daselbst eintreffen, was nicht vor Ende März dieses Jahres stattfinden kann, nachdem in den letzten Pariser Nachkonferenzen dieser Zeitpunkt als Termin für die Beendigung der Grenzregulierung und der österreichischen Okkupation festgesetzt worden ist.

Die Mission der Kommissäre, soweit sie sich auf ihre Wirksamkeit in Konstantinopel bezieht, ist somit zu Ende und nach der bei dem Sultan erbetenen

---

Die gegenseitige Animosität der beiden englischen Staatsmänner hatte, wie hier bemerkt werden muß, noch seinen besonderen Grund in der demnächst tatsächlich gewordenen Vorahnung Lord Stratfords, daß Sir Henry Bulwer bestimmt sei, ihn in dem Botschafterposten bei der Pforte abzulösen.

Nun gab es eine Szene ganz seltener Art zwischen den beiden Bevollmächtigten einer und derselben Regierung.

Lord Stratford sprang auf und erklärte: Was Sir Henry Bulwer hier über sein Ver-Verhältnis zu ihm anführe, habe keine Berechtigung und müsse als durchaus ‚inconvenable' bezeichnet werden, da der Botschafter und nur dieser allein der Vertreter Ihrer Majestät der Königin sei, so geböte er ihm Schweigen. Sir Henry erwiderte hierauf, dies sei mit einer Ausnahme richtig, nämlich soweit es sich nicht um die Fürstentümer Moldau und Wallachei und um das alles handle, was das englische Interesse bei der politischen Gestaltung derselben im Sinne des Pariser Friedens betreffe; dafür sei er ausersehen und verantwortlich, und er allein, und darum handle es sich hier allein ausschließlich; dem Lord Stratford stehe überhaupt keine Kritik über sein Verhalten zu und es sei ganz unqualifizierbar, ihn hier untergeordnet erscheinen zu lassen; er bestehe daher auf der Vorlesung des Firmansentwurfes Punkt für Punkt.

Diese Erklärung setzte den englischen Botschafter so in Erregung, daß er seinen Stuhl ergriff und man kaum zweifelhaft sein konnte, welche Direktion er ihm zu geben geneigt war. Er hielt sich jedoch noch zurück; alle Mitglieder der Konferenz sprangen auf, und die Sitzung wurde unterbrochen. Die beiden englischen Gegner eilten zu der innerhalb des Palais des Großvesirs angebrachten Telegraphenleitung, um sofort gegenseitige Beschwerden telegraphisch nach London gelangen zu lassen. Für $1^1/_2$ Stunde schien es, daß die ganze Konferenz vereitelt, der Firman und somit die endliche Abreise der Kommissare nach den Donaufürstentümern aufs neue in Frage gestellt sei. Endlich war es aber insbesondere der Intervention des französischen Botschafters und des preußischen Gesandten, sowie der Einsprache der Kommissäre gelungen, die beiden Kombattanten zu beschwichtigen und sie zu überzeugen, daß die Sache selbst unter ihrem häuslichen Streit nicht leiden dürfe. Die Sitzung wurde nun wieder aufgenommen, die Vorlesung des Projektes begann und nach einigen Stunden wurde dasselbe mit von mir proponierten Redaktionsänderungen allseitig angenommen.

Man wird sich leicht denken können, daß bei dem folgenden Diner eine gedrückte und penible Stimmung herrschte. Indessen war doch ein bedeutsamer Schritt geschehen, und der Abreise der Kommission nach den Fürstentümern stand von dieser Seite kein Hindernis mehr im Wege."

Abschiedsaudienz der Kommission werden sich die Mitglieder derselben in beliebiger Weise und nach den Instruktionen ihrer Regierung von hier wegbegeben, um sich demnächst zum 30. März d. J. in Bukarest wieder zusammenzufinden.

Euer p. Präsidenten habe ich daher durch eine telegraphische Depesche vom heutigen Tage ebenfalls um Verhaltungsbefehle hinsichtlich meiner Abreise gebeten.

Hiermit ist der erste, man kann nicht einmal sagen Vorakt, sondern nur ein Vorspiel zum Vorakt der Wahlen für die Diwans in den Fürstentümern vollendet worden. Es hat etwa sechs Monate gekostet, und wäre sicherlich heute noch nicht zustande gebracht, wenn Lord Stratford nicht seine Zögerungspolitik aus den eingangs gedachten Gründen aufgegeben hätte.

Euer Königliche Majestät werden daher die Schwierigkeiten allergnädigst ermessen, die der Aufgabe an sich und an Ort und Stelle entgegenstehen werden, und wenn die Erfüllung derselben nicht zu rasch und in der Weise vorwärtsgeht, als Allerhöchstdieselben im Interesse der Sache selbst es wünschen, dies in Allerhöchster Nachsicht auf Rechnung dieser Schwierigkeiten setzen.

Nachdem Sir Henry Bulwer erklärt hat, daß er den Inhalt des Firmans, besonders soweit derselbe sich auf die Form der Zusammensetzung der Klassen bezieht, in denen die verschiedenen Stände der Fürstentümer zum Ausdruck ihrer Wünsche gelangen sollen, nicht für zweckmäßig erachte, und er in dieser Hinsicht viele Schwierigkeiten voraussehe, ist zu fürchten, daß er selbst dahinneigen werde, diese seine Voraussicht wahrzumachen. Es wäre daher wünschenswert, wenn die englische Regierung ihn durch eine andere Persönlichkeit ersetzte, obwohl nicht zu leugnen ist, daß die Kommission dadurch eines geistreichen Mitgliedes verlustig ginge, freilich eines solchen, dessen diplomatisches Genie unproduktive Seite überall mehr in der Schaffung von Hindernissen und Schwierigkeiten, als in deren Überwindung Geltung gefunden hat. Sir Henry Bulwer selbst hat sich hierüber noch nicht ausgesprochen, er hat aber mir und seinen übrigen Kollegen von dem Inhalt einer telegraphischen Depesche Kenntnis gegeben, die er seiner Regierung über die Vorgänge in der Konferenz vom 13. d. M. gesendet und deren Inhalt vollkommen der Wahrheit entspricht. Es wäre zu erwarten, daß die britische Regierung selbst die Inkonvenienz fühlen müßte, Sir Henry Bulwer in der Kommission zu belassen, wenn an die Auffassungen dieser Regierung selbst immer der gewöhnliche Maßstab des Schicklichen und Angemessenen, und nicht oft der des Außergewöhnlichen und manchmal selbst des Unnatürlichen anzulegen wäre." (Weitere Berichte folgen)

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Dreizehnte Fortsetzung)

13.

Die Tage bis zur Kirchweihe vergehen rasch.

Aus Pfeddersheim kommt einmal ein Brief, in dem Tante Settchen anfragt, warum der Karl am verflossenen Sonntag nicht herübergewandert sei, ob er krank wäre oder was sonst; sie sei voller Unruhe. Er solle doch gleich eines schreiben, und viel Vergnügen auf die Kerb.

Da setzt Karl sich noch am selben Abend in seine Kammer und schreibt die Antwort. Soundso wäre die Sache und an krank sei gar nicht zu denken. Auch solle Tante Settchen an Kerb wieder einmal nach Spelzheim kommen; freundlichst sei sie von Holtners dazu eingeladen, womit unter den herzlichsten Grüßen schließe ihr dankbarer Neffe Karl Salzer.

An schöner Arbeit auf dem Felde fehlt es auch nicht. Die Äcker, in die noch Winterkorn soll, werden geeggt und dies und das. Und zwischendurch besucht Karl auch einmal den Friedhof und überzeugt sich, daß das Kreuz wieder in Ordnung ist.

Freitags vor der Kerb ist die Versteigerung der Salzerschen Liegenschaften. Außer dem Haus steigert der Hannes Holtner so ziemlich alles zu gar nicht niedrigen Sätzen an. Denn als die Bauern merken, daß Hannes Holtner, der reiche Mann, Liebhaber ist, bieten sie ihn gewaltig in die Höhe; der kann schon zur Deckung der veruntreuten Summen einen fetten Brocken beitragen, denken sie. Aber bei Äckern in nicht gerade guter Lage spielt der Hannes den Boshaften einen Schabernack. Wenn sie ihn recht in die Höhe geschraubt haben, ist er still und bietet nichts mehr darauf, und der Acker wird dem Quertreiber zugeschlagen. Da werden sie vorsichtiger, und Hannes Holtner kommt bei den letzten Äckern wieder auf seine Kosten. Und wie er dann abends heimkommt und erzählt, was er alles angesteigert, da ist ein anderer voller Freude.

Die Bauern aber sagen, daß sie gar nicht begreifen könnten, wie so ein alter Junggeselle, der den anderen Menschen immer konträr wäre, auf einmal so den Narren an dem Schmied Salzer seinem rotzigen Lausbub gefressen haben könnte. Und dann rechnen sie nach, ob der Erlös aus der Versteigerung hinreiche, die Unterschleife des Schmiedes zu decken. Es bleibt eine Differenz. Da bedauern

sie, den Hannes Holtner nicht noch mehr hinaufgeboten zu haben und schimpfen auf den Bürgermeister und das Gericht. Das würde nun wohl so kommen, wie man es bei Kassenunterschleifen gewöhnlich in der Zeitung lese, daß nämlich die Mitglieder die Kosten decken müßten, oder daß der Reservefonds angegriffen werden müßte.

Aber nächsten Tages, am Kuche-backe-kerwe-Samstag, läßt der Bürgermeister durch die Ortsschelle bekannt machen, daß der Herr Baron habe den fehlenden Betrag der Kasse überwiesen, um die weniger bemittelten Mitglieder der Spar- und Darlehnskasse vor Schaden zu bewahren. Da lassen die Bauern den Baron, der ihnen auch den Bauplatz für ein neues Schulhaus geschenkt hat, hoch leben und schmunzeln stillvergnügt. Im Winter aber schimpfen sie auf denselben Baron, weil er ihnen nicht genug Wildschaden bezahlt.

Am Kuche-backe-kerwe-Samstagnachmittag geht der Karl mit einem Korb voll Blumen auf den Friedhof, um das Grab seines Vaters für die Kirchweihe zu schmücken. Es sind lauter blutrot blühende Geraniumstöcke, die er pflanzen will.

Es ist ein geschäftiges Leben im Dorfe. Die Bauern kommen früher vom Felde heim als sonst. In der Graben Gasse werden die Verkaufsbuden aufgeschlagen. Da ist ein Hämmern und Schieben und Scharren. Neugierige Kinder stehen dabei, um einstweilen schon irgendeine der Herrlichkeiten, die eben aus den großwürfeligen Kisten ausgepackt und morgen in den Buden ausgebreitet liegen werden, zu erspähen.

Das meiste Interesse hat aber doch das Karussell, oder, wie sie es nennen: die Reitschul. In einer regelrecht viereckigen Seitenausbuchtung der Graben Gasse wird sie errichtet. Dieser kleine rechteckige Platz heißt denn auch das Reitschuleck. Wagen mit Balken, Brettern und Stangen stehen herum. In einem Wohnwagen wird die Drehorgel probiert, die Drehorgel, die zur Kirchweihe so viel schmutzige Gassenlieder aus der Stadt in das Dorf verschleppt und mit ihrem Geleier das kleine stille liebe Volkslied vertreibt. Und so schrillt es aus dem Wagen, und die Knechte, die gerade beim Vieruhressen sind, summen mit:

„Ja das Studium der Weiber ist schwer, lalala!"

Und:

„Schenk mir doch so'n kleines bissel Liebe, Liebe, sei doch nicht so schlecht zu mir!"

Karl beeilt sich, durch das Getriebe zu kommen. An der Gasse, die zum Friedhof führt, wird es stiller. Das Eckhaus dort bewohnt der Bäcker Reges. Es duftet nach Kuchen; die Weiber schleppen sie heim: Zwetschenkuchen, Apfelkuchen, Zimtkuchen, Krümelkuchen, dicke Kuchen und den König der Kuchen, den Bunt, in dessen Teig besonders viel Butter, viele Eier, viel Rosinen gemehrt werden.

Auf dem Friedhof macht der Bursche sich emsig an die Arbeit. Die Erde des Grabes hat sich gesetzt, und es hat das Hügelmäßige verloren. Karl schürft mit der Hacke, die er mitgebracht hat, den hellgelben Lehmboden tief auf, und streut dann die schwarze Erde, die er aus der Klauer, dem sumpfigen Waldland in der Nähe des Dorfes, geholt hat, darüber. Die Blumenstöcke wühlt er in den Boden ein und drückt ihre Wurzeln fest an. Und wie das Werk getan ist, springt er vom Boden auf, tritt ein wenig zurück und betrachtet, was er geschafft.

So, nun sieht das schön aus, nicht mehr öde und trostlos wie vorher. Jetzt ist des Vaters Grab kein Schandgrab mehr, kein Stiefkind mehr unter den anderen Gräbern, die im Blumenschmucke liegen.

Eine so große Freude über die bescheidene Schönheit ist in dem Burschen. Aber neben der Freude über die Schönheit eines Grabes blüht so rasch auf die dunkle Blüte der Melancholie. Man möchte weinen, weil es so schön ist. Man möchte dem Toten da unten rufen: Komm heraus, und sieh dein schönes Grab!

Dem Sohne des Selbstmörders steigt eine brennende Beize in die Augen. Scheu schaut er sich um, ob ihn auch keiner beobachte in der Trauer um seinen Vater. Aber in unmittelbarer Nähe haben die Gräber keinen Besuch und an den weiter entfernten ist man emsig bei der Arbeit.

Karl bückt sich wieder, um noch allerlei zu ordnen, zerdrückt ein Erdschöllchen, liest ein Steinchen ab, richtet ein geknicktes Blatt auf. Es ist ihm, als könne er sich von der Herrlichkeit, die er da geschaffen, gar nicht mehr trennen.

Doch je länger er bleibt, um so größer wird die Sehnsucht nach seinem Vater, die ihn noch nie so heftig gepackt hat wie gerade heut. Er faltet die Hände und reckt sie abwärts nach dem Boden, sein Kopf aber bückt sich nach hinten, damit die Augen den blauen Himmel sehen. Man weiß den Toten da unten liegen in dem engen Grab, aber trotzdem sucht man ihn in der Unendlichkeit. Wenn man an den Tod und die Toten denkt, dann wittert die Seele Ewigkeitsrauschen und Gottesnähe. Sie wird klein und demütig, sie streckt die Hand aus nach Gott, wie Kinderhändchen nach des Vaters Mantel haschen, und das ist dann der Drang zum Gebet und die Stunde des Gebets.

Karl macht das Kreuzzeichen und betet ein Vaterunser, und danach spricht er in einer aus tiefster Seele schauernden Requiemszerknirschung die Bitte:

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm. Amen."

Und dann springen seine Gedanken zurück in die Schulzeit. Er erinnert sich einer Legende, die ihnen der Pfarrer erzählte, aus der er jetzt weichen Trost für seine Trauer schöpft.

War da ein reicher Mann, dessen Herz in großer Schwermut hing, weil sein Vater gestorben war. Er konnte sich genug tun, für die Seelenruhe des toten Sünders zu beten. So ging er denn auch einmal in ein großes Kloster, gab dem Abte einen Beutel mit Geld und bat ihn, ein recht starkes Gebet für den Verstorbenen zum Himmel zu senden. Da schickte der Abt den Mann in die Klosterkirche und hieß ihn warten. Das tat der Mann und sah, wie der Chor der Kirche sich mit Mönchen füllte. Zuletzt kam der Abt. Eine Weile war es ganz still, bis auf einmal alle Mönche laut sprachen: Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm. Amen. Nach diesen Worten erhoben sie sich von ihren Knien und verließen die Kirche wieder. Darüber geriet der Mann in großes Erstaunen. Er ging noch einmal zu dem Abte und beklagte sich darüber, daß man für das viele Geld nur so wenig gebetet habe. Der Abt gab ihm keine Antwort, sondern befahl, daß jeder einzelne Mönch das kurze Gebet auf einen Zettel schriebe. Als alle Zettel eingesammelt waren, band er sie zusammen, legte das Gebund auf die eine Schale einer Wage und das Geld des Reichen auf die andere, und siehe, das Gebund der Gebetszettel zog das Geld tief herab. Damit beschied der reiche Mann sich und war getröstet.

Ein warmer Troſt und ein inniges Gutſein kommt auch in Karl. Vom Vater denkt er nun auch an die Mutter. Die iſt ſchon lange tot und liegt in einer der älteren Reihen. Er ſucht das Grab auf und betet auch für ſie das kurze kräftige Gebet. Zwiſchen dem Efeu, mit dem das ganze Grab bewachſen, ſind einige Halme Gras hervorgeſchoſſen. Es war ſchon lange kein Karl und kein Tante Settchen dageweſen. Wie merkwürdig, daß man ſo wenig an ſeine Mutter denkt! Weil ſie ſchon ſo lange tot iſt und er ſich ihrer kaum erinnern kann! Ob er wohl weniger Leid hätte, wenn der Vater ſeine grauſige Tat ſchon viel früher begangen, zu einer Zeit etwa, wo ſeine Kinder noch nicht unterſcheiden konnten zwiſchen Gut und Böſe?

Nein, es iſt beſſer, nicht darüber nachzudenken. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen und nicht zu ändern. Herr, gib ihm die ewige Ruhe!

Karl geht auf dem Rückweg an dem großen Kruzifix vorbei, das in der Mitte des Hauptweges ſteht. Auf dem hohen Sockel iſt zu leſen, daß ein Herzoglich Dalbergſcher Jäger dieſes Kreuz geſtiftet. Iſt ein feiner Meiſter geweſen, der Anno Domini MDCCLXI das Kruzifix gemeißelt hat! Ein mächtiger Gottesleib hängt da an den wuchtigen Balken. Grauſamer Schmerz iſt in die Züge des Geſichts gegraben, in dem aber doch auch wieder die Verklärung des Sieges und der göttlichen Gewißheit leuchtet.

Karl ſtellt ſich unter dieſes Kreuz, ſetzt die Kappe ab, ſchaut mit ſcheuen Blicken hinauf. Aber man braucht keine Scheu zu haben. Wirklich nicht! Dieſer Gott iſt barmherzig. Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!

Der Burſche geht nach Hauſe.

„Haſt du alles ſchön in Ordnung gebracht?“ fragt ihn Hannes Holtner.

„Ja, 's iſt alles ſchön in der Reih jetzert, Unkel Hannes!“

„Biſt du jetzt auch zufriedener, ruhiger?“

„Ganz ruhig und zufrieden, Unkel Hannes!“

Karl möchte dem Unkel Hannes auch ſagen, daß er ſo recht von Herzen gebetet habe. Aber er folgert aus dem Charakter des verſchloſſenen Mannes, es müſſe dem peinlich ſein, davon, was man in tiefſter Seele tut, ſprechen zu hören, zumal, wenn die Lippen noch warm von den Worten des Gebets.

So ſchweigt er und denkt, daß er mit dem Unkel Hannes ſpäter einmal über das Beten ſich unterhalten könne.

Zufrieden ſchläft er dem Kirchweihſonntag entgegen.

Wie er ſich's vorgenommen, geht er an dieſem Tage in das Hochamt, zum erſtenmal wieder ſeit dem Tode des Vaters. Er macht ſich zeitig auf den Weg, um ſich einen Platz zu ſichern. Es könnte ſchon ſein, daß ſeine Kameraden boshaft ſind und ihm den Eintritt in die Bank verwehren.

Die Kirche iſt noch leer, als er kommt. Auf der Seite, die dem Frauengeſchlecht angewieſen iſt, knien ein paar alte Weiber, vorn im Chor einige Kinder, denen der Glöckner gerade das Schwatzen verbietet. Er ſteckt die Nummern des Amtes und der Lieder im Diözeſangeſangbuche, die dem heutigen Gottesdienſte beſtimmt ſind, auf die dazu an verſchiedenen Stellen der Kirche angebrachten Täfelchen.

Karl kniet ſich in eine Bank, die mit dem unteren Ende wider einen Pfeiler ſtößt; ſo hat er wenigſtens nur einen Nachbarn.

Nach einer Weile füllen sich die Bänke.

Ohne großen Anstand kommen die jungen Kerle herein, knien sich, legen das Gesangbuch auf das schmale Bankbrett und flegeln mit den Armen darüber.

Als sie Karl sehen, stoßen sie sich an und schnicken die Köpfe. Was will denn der da auf einmal wieder? Sie erheben sich von dem niederen Kniestuhl der Bänke und setzen sich, strecken die Köpfe zusammen und tuscheln. Vielleicht habe der nun wieder das Herz, zu kommen, weil seinem Vater seine Angelegenheiten geregelt wären.

Bisweilen dringt ein Wort an Karls Ohr. Er gibt sich Mühe, nicht zu hören, was da geschwatzt wird, aber es gelingt ihm schwer. Immer wieder ertappt er sich dabei, daß er den Burschen doch Aufmerksamkeit schenkt. Er ist froh, als der Glöckner endlich an der neben der Sakristeitür angebrachten Schelle zieht, das Zeichen zum Beginne des Amtes.

Ein großes Geräusch geht durch das weite Gotteshaus, ein Scharren, Rascheln und Rauschen. Man erhebt sich von den Sitzen und läßt sich auf die Knie nieder.

Die Orgel fängt zu spielen an.

Der Pfarrer kommt aus der Sakristei und geht hinauf an den Altar. Vier Meßdiener schreiten ihm voraus, die zwei vorderen die Hände vor der Brust gefaltet. Von den anderen schwingt der eine leise das silberne Weihrauchfaß, der andere trägt das Silberschiffchen, das die Weihrauchkörner enthält, zwischen den ebenfalls gefalteten Händen. Der Priester hat in der linken Hand den mit dem weißseidenen Velum verhüllten Kelch, die rechte liegt leicht darauf, damit die darüber gedeckte goldene Opferschale, die Patene, nicht herunterfalle.

Am Altare teilt sich der Zug der Meßdiener; zweie knien sich auf die rechte, zweie auf die linke Seite des Altares, während der Pfarrer in der Mitte die Stufen hinaufgeht, den Kelch auf den Tisch niederstellt und dann das Tabernakel aufschließt. Es ist sakramentalischer Sonntag, an dem der Segen mit dem Allerheiligsten gegeben wird.

Dem Burschen kommt es vor, als habe er das alles schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen, so neu mutet es ihn an. Aufmerksam verfolgt er alle Vorgänge am Altare.

Nachdem der Priester die gold- und edelsteinfunkelnde Monstranz dem Tabernakel entnommen und sie auf die Platte des Altars gestellt, kommt er gemessenen Schrittes, die priesterlichen Gewänder schleifen ihm würdevoll nach, die Stufen wieder herunter, und zwei der Meßdiener treten an seine Seite. Der eine zieht den Deckel des Weihrauchfasses in die Höhe und hält es dem Pfarrer handlich entgegen; der andere öffnet das Schiffchen und legt das Löffelchen darin handgerecht. Der Priester schöpft damit die goldgelben und weißen Harzkörner auf die rotglühenden Holzkohlen.

Der duftende Rauch steigt empor. Die Sonnenstrahlen streuen die bunten Farben der Glasgemälde auf den hohen gotischen Fenstern in das blaue Rauchgequirle.

Die Altarschellen rasseln. Der Pfarrer steigt wieder die Altarstufen hinauf, umfaßt die Monstranz und hält sie dem Volke entgegen. Die Orgel stimmt an und die Gläubigen singen:

Laß uns zu dir in tiefster Demut nah'n;
Wir beten dich mit Furcht und Zittern an.
Heilig, heilig, heilig, unaussprechlich heilig
Bist du, Jesus, ohne End
Im hochheiligen Sakrament!

Bei den Worten heilig, heilig, heilig macht der Priester mit der Monstranz in Kreuzesform den Segen über die Gemeinde, und wieder rasseln die Altarschellen. Da klopfen die Singenden auf die Brust.

Wir beten dich in Demut, mit Furcht und Zittern an.

Die kleine weiße Hostie in der Monstranz schwebt wie eine schimmernde Taube.

Heilig, heilig, heilig, unaussprechlich heilig bist du, Jesus, ohne End im hochheiligen Sakrament!

Der Ministrant schwenkt heftiger und rascher das Weihrauchfaß. Dichte Duftwolken quirlen zu den hohen Gewölben empor, kaum daß der Priester zu sehen ist, und der sakramentale Gott ist verborgen wie Jehova in der zwischen den Flügeln der Engel auf der Bundeslade hängenden Wolke.

Karl singt scheu mit, ganz scheu und mit halber Stimme. Es ist ihm, als würden sie ihm das Singen verbieten, wenn er zu laut würde.

Nach dem Segen setzt die eigentliche feierliche Messe ein. An den Stufen des Altars beginnt der Priester mit den Ministranten die Wechselgebete.

Introibo ad altare Dei!

Ad Deum qui laetificat juventutem meam!

Und die Gläubigen singen:

Hier liegt vor deiner Majestät
Im Staub die Christenschar.
Das Herz zu dir, o Gott, erhöht,
Die Augen zum Altar.
Schenk uns, o Vater, deine Huld,
Vergib uns unsre Sündenschuld.
O Gott, vor deinem Angesicht
Verstoß uns arme Sünder nicht,
Verstoß uns nicht, verstoß uns Sünder nicht!

Danach stimmt der Pfarrer den Jubelhymnus des Gloria in excelsis Deo an.

Und wieder der Gesang der Gemeinde.

Darauf das Evangelium, dem der Predigtgesang zum heiligen Geiste folgt.

Wie der Pfarrer, nur mehr mit der langen, schimmernden weißen Albe bekleidet, die Kanzel ersteigt, kommt dem Karl Salzer plötzlich eine scharfe Röte ins Gesicht; er wird unruhig. Am liebsten möchte er sich unter die Bänke verkriechen.

O, daß er nicht daran dachte, als es noch Zeit war, nicht in das Hochamt zu gehen, dann wäre ihm diese Schande erspart geblieben!

Es ist dem Burschen ganz plötzlich eingefallen, daß am Kirchweihsonntag die Namen der während des Jahres gestorbenen Gemeindemitglieder verlesen werden, weil für sie am zweiten Kirchweihtage ein feierliches Totenamt gehalten wird. Seinen Vater, den Schmied Salzer, wird der Pfarrer wohl nicht verlesen; der ist kein Gestorbener, der ist ein Selbstmörder.

Als der Pfarrer hinter der Brüstung der Kanzel auftaucht, richtet der Bursche sofort den Blick zu ihm auf; er möchte, daß der ihn bemerke. Wenn er will, kann er dann in seinem flehentlichen Blicke eine Bitte lesen. Wenn er will. Aber er wird nicht wollen. Starr stehen Karls Blicke.

Der Pfarrer schlägt ohne einen Blick auf seine Seelsorgekinder das schwarze Verkündigungsbuch auf. Zuerst verliest er die bestellten Messen und sagt dann:

„Morgen früh um sieben Uhr findet ein feierliches Requiem für die während des verflossenen Jahres im Herrn verstorbenen Gemeindeangehörigen statt. Das sind . . . !"

Er zählt die Namen auf, der Reihe nach, wie ihre Träger die Welt verlassen haben. Johannes Hartung ist der Zweitletzte gewesen; er starb einige Wochen vor dem Schmied. Der Pfarrer aber läßt ihn den Letzten sein.

Den Namen des Schmieds nennt er nicht.

Es gibt eine Bewegung unter den Leuten. Sie strecken die Köpfe zusammen. Die Burschen in Karls Nähe stoßen sich an und beobachten den Sohn des Selbstmörders scharf, welchen Eindruck der Schimpf auf ihn mache.

Karl hält die Blicke noch ein kleines Weilchen auf den Pfarrer gerichtet, und dann senkt er sie und erhebt sie nicht mehr. Er hört nicht mehr, was um ihn vorgeht. Erst als es ein großes Scharren in der Kirche gibt, schaut er auf.

Der Pfarrer hat das Evangelium in deutscher Sprache verlesen und schließt nun seine Predigt daran, während die Gläubigen sich setzen.

Auch Karl tut das, aber er kann dem Prediger keine Aufmerksamkeit schenken. Seine Gedanken tosen durcheinander, und eine Sehnsucht nach Tante Settchen durchschüttelt ihn. Er ist froh, als der Gottesdienst beendet ist.

Ite, missa est!

In langen Schleifen und Schnörkeln voller Jubel gesungen vom Priester.

Gehet, die Messe ist gefeiert!

Deo gratias!

Die Antwort der Ministranten und des Volkes in der gleichen Tonfolge.

Gott sei Dank!

Karl begleitet das Wechselgebet mit seinem Hohn. Für die empfangenen Gnaden soll er danken, er aber dankt für das Ende der erduldeten Qual.

Heftiger wird seine Sehnsucht nach der Tante, die leidmildernde, fromme Worte zu sprechen weiß. Da fällt ihm die Mahnung ein, sich nicht verbittern zu lassen; er sucht, sich der trüben Gedanken zu entschlagen. Nachdem er heimgekommen, gelingt es ihm ein wenig beim Pferdefüttern. So merken sie ihm beim Mittagessen nichts an. Er freut sich, das ihm das gelungen ist.

Nach Tisch liest er ein bißchen in der Wormser Zeitung, sieht nach, wer von den Spelzheimer Wirten ein Kirchweihinserat eingerückt habe, und was es sonst noch Schönes in der Zeitung zu lesen gibt, bis Tante Male zum Kaffee ruft.

Während sie dabei sitzen, schallt es plötzlich von der Straße herein:

Taratatta bumba, mba, mba . . .

Kaum ist die Nachmittagsandacht beendet und der Kirchweihkaffee getrunken, da schmettern schon die Trompeten, die große Trommel radaut und die kleine wirbelt. Wenn sie das hören in den Stuben, springen sie von den Tischen auf und eilen an die Fenster. In die Herzen und in die Beine der Bauernmädchen

kommt die zappelnde Tanzungeduld. Sie wiegen sich nach dem Takte der auf der Straße vorbeiziehenden Musik der „Kerweburschen". Jeder Wirt, bei dem Tanzmusik stattfindet, hat einen „Kerwebursch" oder deren auch gleich zwei, drei. Sie tragen den geschmückten „Kerwebaum" und den „Kerwekranz" unter den Klängen der Musik durchs Dorf und stecken zuletzt beide auf den eisernen Arm, der eigens dazu am Wirtshaus angebracht ist.

Karl bleibt mit den Geschwistern Holtner am Kaffeetische sitzen, als der Zug der Kerweburschen vorbeijodelt. Aber er zuckt zusammen bei den dumpf prallenden Schlägen auf das Fell der großen Trommel; heute soll er ausgehen, zum ersten Male die Wirtschaft besuchen nach so langer Zeit. Und das nach dem Schimpf, der heute morgen seinem Vater und somit auch ihm widerfahren ist. Wie werden sich die Kameraden zu ihm stellen?

Da sagt der Unkel Hannes:

„Hörst du's, Karl, das sind sie! Allo, mach, daß du fertig wirst mit deiner Kaffeebrüh und nauskommst zu den jungen Leut!"

Aber Karl, der ein Grauen in sich spürt, wenn er daran denkt, daß man ihn um des Vaters verspotten und höhnen könnte, möchte nun doch lieber daheim bleiben und antwortet ausweichend:

„Unkel Hannes, heut auf den ersten Kerwetag gehen doch die besseren Leut net aus!"

Allein Hannes Holtner merkt wohl, was sich hinter diesen Worten verbirgt.

„Ist das deine ganze Courage? Wenn aber nachher auf dem Kirchhof wieder was durcheinander ist, hältst du mir auch fein dein Maul. Sacre Dieu noch mal, Kerl, wie kommst du mir denn vor? Ist dir deine Hitz ganz verflogen?"

„Unkel Hannes, Ihr wißt net, was mir das ein Greuel ist, mich mit den dummen Buben herumzudisputieren. Die lachen ja doch nur, wenn ich ihnen alles so auseinandersetz wie Euch und dem Herrn Pfarrer!"

„Du sollst denen ja auch garnix auseinandersetzen!" erwidert Hannes Holtner, „das weiß ich auch, daß die Rindvieher das net begreifen. Achtung sollst du geben, ob net der eine oder der andere sich verrät. Auf Kerb wird viel Wein gesoffen, das macht die Zungen locker!"

Hannes Holtner greift in die Tasche und holt die Börse heraus. Es ist noch eine altmodische Strippbörse. Er strippt die Ringe zurück und schüttelt das Geld vor den Schlitz. Gold, Silber, Nickel und Kupfer blinkt. Er fingert ein Zehnmarkstück auf und gibt es seinem Schützling:

„Da! Wenn's all ist, gibt's neues. Nix sparen auf Kerb! Die sollen sehen, daß sich des Holtners Ackersbursch net lumpen läßt!"

Der Karl Salzer betrachtet das Goldstück mit großen Augen und sagt:

„... All ist ...? Da bleibt noch übrig davon! So viel Kerwegeld hab ich ja meiner Lebtag noch net gehabt!"

Noch ehe der Unkel Hannes etwas erwidern kann, greift auch Vinzenz Holtner in die Tasche und holt sein Portemonnaie hervor, wühlt darin herum und entnimmt ihm ein Zehnmarkstück:

„Da, Karl, ist auch von mir ein bißjen was. Da hat der Hannes recht: Nur net lumpen lassen auf die Kerb. Mußt den andern bezahlen, bringst sie auf deine Seit. Könnt ihr den Kerl, der das Kreuz immer verdirbt, gehörig verbelzen!"

Da rinnt in alle Runzeln, die Male Holtner im Gesichte hat, ein gütiges Lachen, und sie sagt:

„Nein, auf Kerb darf man sich net lumpen lassen. Ich auch net!“

Sie greift in die Tasche des Rockes. Es klimpert darin. Male hat kein Portemonnaie und keine Börse; sie trägt das Geld lose in der Tasche. Indem sie den Rock nach hinten spannt, trabscht sie es zusammen und streicht es auf der flachen Hand auseinander:

„So reich wie unsere zwei Herrn bin ich jo net, Karl, aber für 5 Mark langt's doch noch! Da!“

Karl ist sprachlos. Er guckt die Dreie der Reihe nach an. Die Lippen stehen ihm leise auseinander. Nach einer Weile aber sagt er:

„Mercé auch, mercé auch! Aber ich weiß wirklich net, wie ich das alles ausgeben soll!“

„Na, geh nur mal!“ meint Hannes Holtner, „das wird sich schon finden! So ein paar Flaschen Wein reißen ins Geld. Brauchst keinen Rachenputzer zu trinken, das ist net nötig. Jetzert allo, zieh dein Säckchen an und mach dich fertig!“

Karl fährt in seinen Rock, wischt den Mund ab, an dem noch einige Kuchenkrümchen hängen, setzt den Hut auf und geht:

„Na, dann abscheh beisammen!“ Sieben Uhr komm ich heim und fütter die Gäul!“

„Das ist net notwendig!“ entgegnet Hannes Holtner. „Amesier du dich nur! Ich mach die Gäul heut selber! Laß dir von der Tante Male den Torschlüssel geben, kannst du heimkommen, wann du willst. Allo, Male, geb dem Bub den Torschlüssel!“ (Fortsetzung folgt)

Goethe der Weise

Von Houston Stewart Chamberlain-Bayreuth

Wir entnehmen diesen Aufsatz dem soeben erschienenen umfangreichen Werk Chamberlains über Goethe. (Verlag von F. Bruckmann A.-G. München 1912. Preis brosch. 16 M.) Die Schriftltg.

Goethe ist, glaube ich, der weiseste Mensch, von dem wir Kunde besitzen; jedenfalls bildet der Besitz wahrer Weisheit ein hervorragendes Kennzeichen dieses Mannes unter anderen bedeutendsten Männern. Er ist nicht Religionsstifter, nicht Verkünder einer philosophischen Doktrin, nicht stupender Gelehrter, noch träumt er von sozialpolitischer Allbeglückung; vielmehr steht er zu allen derartigen Geistesrichtungen in einem Widerspruch, der ihn solchen Männern gegenüber

leicht in die Stimmung des Widersachers treibt. Seine Unfähigkeit, einer jener Kategorien anzugehören, ermöglicht es ihm, vollendete Weisheit zu erlangen; denn jede übermäßige Leistung setzt Einseitigkeit voraus, und diese schränkt das Urteil ein, das eigentliche Werkzeug der Weisheit; und was den göttlichen Wahn betrifft, so mögen wir ihn in seinen verschiedenen Äußerungen noch so hoch stellen, ihn mit Plato als Schöpferkraft besingen, ihn mit Carlyle als Erzeuger des Heroischen preisen, sicher ist, daß mit dem Worte Weisheit eine feste Grenze gegen das Wahnvolle gezogen wird. Weisheit besitzt nach Goethe jener Geist, der „die Zustände mit Freiheit und Klugheit überschaut"; sie ist also zugleich kühn und selbstbeherrscht. Ein Mann, der an den praktischen Aufgaben, die das Leben ihm stellt, allen Hindernissen und Bitternissen zum Trotze freudevoll sein eigenes Können und Sein auferbaut, kann nie mit einem Buddha oder einem Schopenhauer die Verneinung des Willens zum Leben als Weisheit verkünden; vielmehr lautet sein erstes Bekenntnis: „Gedenke zu leben!" und er macht uns auf die „Wichtigkeit" jedes noch so gering und flüchtig erscheinenden Lebensgenusses aufmerksam (S. 448). Aller Überspannung der ethisch-religiösen Ansprüche gegenüber ruft Goethe aus: „Wie süß ist es, mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehen, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Lebens anmutig zu genießen, keine superlunarische Aufschwünge nötig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt." So kräftig bejahend weiß er den Wahn zu bändigen! Mehr Verbindungsstege scheinen zum Philosophen und zum Gelehrten hinüberzuführen, doch handelt es sich immer nur um ein bedingtes Nehmen und Geben, begleitet von Abneigung gegen die besondere Gemütsart, die aus der ausschließlichen Hingabe an das Denken oder an das Wissen zu entspringen pflegt. Zu einer Philosophie, welche die letzten Geheimnisse des Daseins aufzudecken unternimmt, fehlt dem wahrhaft Weisen der Glaube an die hinreichende Befähigung des Menschengeistes; schon in jungen Jahren, nach verschiedenen Irrwanderungen, hatte er „eingesehen, daß es besser sei, den Gedanken von dem Ungeheuren, Unfaßlichen abzuwenden"; gern nennt er sich einen „Menschenverständler" und verlangt das Spekulative „gleich fürs Haus brauchen zu können". Zum Gelehrten ist die Leidenschaft zu feurig, der Genius unfähig, auf den Gebrauch seiner Flügel zu verzichten; außerdem lehrt ihn seine Erfahrung, nicht die Pfaffen allein zögen den Obskurantismus groß, vielmehr läge es in der Tendenz aller Gelehrten, „barbarische Obskuranten" zu werden. Bei der Wissenschaft der Natur schreckt ihn der plumpe Realismus unserer Forscher ab; seine auferbauende Phantasie zersprengt „die Sklavenfessel der — doch nur von Menschen aufoktroyierten — Wirklichkeit"; an Forschern hat er bemerkt, wie gar leicht man dazu gelangt, „zuletzt für lauter Wissenschaft gar nichts zu sehen;" ist doch „eine Wissenschaft, wie jede menschliche Anstalt und Einrichtung, eine ungeheure Contignation*) von Wahrem und Falschem, von Freiwilligem

*) Gebälke, Sparrenwerk.

und Notwendigem, von Gesundem und Krankhaftem". Dieselbe Neigung zur Ablehnung bemerken wir auf sozialem Gebiet: die hochfliegenden Weltverbesserungspläne Saint Simons und anderer nennt er kurzweg „allgemeine Unverschämtheiten", und über das noch heute so gepriesene Humanitätsideal seines Freundes Herder spottet er: „Die Welt wird Ein großes Hospital und Einer des Anderen humaner Krankenwärter werden." Was die Politik im allgemeinen betrifft, so weist er sie möglichst von sich ab und bekennt: „Ich mag mich sehr gern regieren und besteuern lassen, wenn man mir nur an der Öffnung meines Fasses die Sonne läßt," und: „Wenn nur Ordnung gehalten wird, so ist es ganz einerlei, durch welche Mittel." Auch hier haben wir also seine Weisheit nicht in theoretischen Doktrinen, in umgestaltenden Regenerationsgedanken und dergleichen zu suchen, noch weniger in dem üblichen Rausch über die herrliche Beschaffenheit unserer Gegenwart und die goldenen Verheißungen der Zukunft; vielmehr kündet er von dieser voraus, ihre gerühmten Vorzüge — „die Fazilitäten der Kommunikation", die Ausbreitung von Bildung und Überbildung, die Machtentfaltung der Presse usw. — würden nur ein „Verharren in der Mittelmäßigkeit" zur Folge haben, ja, in manchen Stunden glaubte er schon „die Wogen und Brandungen der zu befürchtenden Barbarei" zu vernehmen.

Von Goethes Weisheit können wir demnach vorausschicken, sie sei weder historisch noch prophetisch, weder visionär noch schematisch; sie fußt im Erlebnis und lehnt jegliches Dogma ab. Im Gegensatz zu allen Schimären lautet ihre Hauptmaxime: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst;" was aber nicht materiell utilitaristisch, vielmehr im Sinne eines „ideellen Utilitariers" gemeint ist. Wie es an jener Stelle weiter heißt: „Wenn wir nach innen das Unsrige getan haben, so wird sich das Nachaußen von selbst geben." Die Grundannahme dieser Weisheit steht uns hiermit schon deutlich vor Augen: die Gegenwart enthalte das Mögliche. Ein jeder besitzt die Gegenwart; an ihm nur liegt es:

Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

Alle Sehnsucht nach früheren oder späteren Zeiten ist Torheit, Vergangenes und Künftiges, beides

Schließt an heute sich rein, an ein Vollendetes, an.

Wissenschaftlich wird die ursächliche Erklärung dessen, was ist, aus dem, was war, abgewiesen, weil sie alles tiefere Erschauen des Gegenwärtigen und dadurch zugleich alle wahre Erkenntnis des Ewigen vernichtet; mythisch-religiös kann der Gott-Schöpfer, der „nur von außen stieße", nicht zugestanden werden, und der Glaube ist zwar „ein heiliges Gefäß", nicht aber für ein überkommenes Bekenntnis, vielmehr ein Gefäß, in welches jede Gegenwart und jeder Gegenwärtige eigenes Gefühl, eigenen Verstand, eigene Einbildungskraft zu opfern hat. Es ist genau der gleiche Grundton wie in dem evangelischen Worte von dem Himmelreich, das in dem Acker zu unseren Füßen begraben liegt: Jeder

kann ihn heben, heute ebenso wie gestern und morgen. „Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben . . .“ Und sind wir nur weise, und verhindern es nicht, daß „Leben sich des Lebens freue“:

Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Daher die Goethen eigene Art von milder Ironie, welche in derselben Weise über religiösen wie über wissenschaftlichen, ästhetischen und politisch-sozialen Wahn lächelt, keinen von allen jedoch unbeachtet und ungenutzt von sich abweist. „Schauen, wissen, ahnen, glauben und wie die Fühlhörner alle heißen, mit denen der Mensch ins Universum tastet, müssen denn doch eigentlich zusammenwirken . . .“ Dies ist zugleich Realismus und Mystik: nur ist es der Realismus eines die Wirklichkeit schöpferisch frei gestaltenden Geistes, und es ist die Mystik des offenen, nicht diejenige des geschlossenen Auges; außerdem steht beides im Dienste eines durch und durch praktisch tätigen Gemeinsinns.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Die jungen Schweizer. Als die Schweizer Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zum erstenmal als solche auf der Bildfläche der deutschen Dichtung erschienen, da meinten die Leipziger Literaturpäpste, ein Schweizer könne überhaupt kein großer deutscher Dichter werden, weil ihm die Reinheit der Sprache abginge. Der bescheidene Albrecht Haller hat sich diese Meinung gar sehr zu Herzen genommen. Tatsächlich weisen sowohl der politische wie der kulturelle Nisus des deutschen Strebens bis zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach Norden. Die siebenziger Jahre haben ja — unter anderen Räuschen — auch einen kulturellen Einheitsrausch entfesselt, und es schien fast, als würde die politisch so segensreiche Zentralisation die blühende Mannigfaltigkeit, die üppige Landschaftlichkeit deutscher Dichtung mit einem einheitlichen Reichsgrau verheerend übertünchen. Die zwei Klassiker, die die Schweiz entsandt, Gottfried Keller und C. F. Meyer, stehen im Zeichen dieser Zeit. Nicht als wären sie weniger schweizerisch gesinnt als irgendeiner der heutigen, aber ihre Werke waren sprachlich doch mehr von Weimar als von Zürich bedingt, nicht stofflich, nicht in ihren Anschauungen und Tendenzen, worin sie jegliche Nahrung von der Heimat zogen, sondern nur sprachlich. Das Alemannische spielt bei beiden eine untergeordnete Rolle und sie beweisen ungefähr die Unhaltbarkeit des Leipziger Richtspruches, sie beweisen, daß auch ein Schweizer die Fülle und Reinheit erreichen kann, die den großen deutschen Dichter kennzeichnet. Je mehr das neunzehnte Jahrhundert zur Neige ging, desto stärker trat die Liebe zur landschaftlichen Mannigfaltigkeit zutage, desto lauter erscholl der Ruf, die Sehnsucht nach stammesmäßiger Ursprünglichkeit: der Heimatschutz, der kulturelle Partikularismus. Jeremias Gotthelf, der bis dahin fast nur von örtlicher Bedeutung war, wurde entdeckt und Fritz Reuter an die Seite gestellt. Doch konnte Gotthelf niemals deutsches Gemeingut werden, denn er blieb — gerade in den Perlen seiner Leistung — durchaus im Dialekt stecken. Der erste, der aus seinem alemannischen Sprachgefühl heraus eine gemeindeutsche Dichtersprache schuf, der die ungeschliffenen Edelsteine,

die wie Kiesel zahlreich im Flußbett des Dialektes liegen, zum Strahlen bringen konnte, war Karl Spitteler, der Schöpfer des „Olympischen Frühlings", des einzigen großen, modernen Epos, das unsere Literatur seit „Hermann und Dorothea" aufzuweisen hat. Dies hier, am Eingang der Betrachtungen über schweizerische Literatur festzustellen, sei mir als eine Huldigung an Spittelers Adresse erlaubt, um so mehr, da die besten der Moderne in der Schweiz eben in der sprachlichen Handhabung seine Schuldner sind und da ich bei den Neuerscheinungen zufällig keine Gelegenheit habe Spittelers zu gedenken. Ihn unterscheidet von Keller und Meyer, daß er nicht, wie jene, ein deutscher Klassiker geworden, obwohl er ein Schweizer ist, sondern zum Teil weil er das ist. Spitteler schrieb zu allererst aus dem Geiste der alemannischen Sprache jenes berg- und heuduftige Deutsch, das aus der landschaftlich bedingten Mundart hervorgehend, kraft seiner zwingenden Bildlichkeit jedem Deutschen sofort verständlich, wie ein frisches Blut einen alternden Körper belebt hat.

Die Schweizer sind heute Mode geworden, dessen kann uns jeder Verlagskatalog überzeugen, und man hat allen Grund, sich dieser Mode herzlich zu freuen, denn sie bedeutet eine unversiegbare Quelle reinsten, klarsten Deutschtums, eine gesunde, vornehme Tradition bedeutet sie, deren wir in unserer Zeit allgemeiner Ratlosigkeit wie der Blinde des Stabs bedürfen. Allein mit der Freude ist es nicht getan: eben weil die Schweizer Mode sind — wir wollen den etwaigen verwerflichen Beigeschmack des Wortes Mode unbetont lassen — ist es geboten, den Strom, der von den Alpen her befruchtend sich über die deutschen Lande ergießt, beizeiten auf seinen Gehalt zu prüfen. Er ist kräftig und reich genug, so daß bei noch so dichter Schleuse nur Beiwässer und Geröll aufgehalten werden, während alle Fluten, die nichts Unaufgelöstes mit sich führen, ungehindert ihren Weg finden sollen. Dies ist wenigstens das Ziel, das wir uns gesteckt, indem wir uns vorgenommen, unter dem obigen Titel die moderne schweizerische Literatur von Zeit zu Zeit einer einheitlichen Betrachtung zu unterziehen, wobei der Tatsache, daß die innere Entwicklung der Schweiz über die sprachliche Dreiteilung hinaus einem einheitlichen, starken Nationalsinn entgegenstrebt, dadurch Rechnung getragen werden soll, daß wir den hervorragendsten Leistungen der romanischen Schweiz unsere Aufmerksamkeit nicht versagen.

* * *

Alfred Huggenbergers*), des „Bauerndichters", Ruhm ist laut durch die Zeitschriften und Zeitungen gegangen. Wie schön, daß die Fährte ausnahmsweise richtig, daß der Lärm nicht ein blinder gewesen. In ihm ist der deutschen Dichtung wahrhaftig ein Großer erstanden und eben darum ist es fast komisch, daß die Kritik der Nebensächlichkeit seines Bauerntums eine so übertriebene Wichtigkeit beimißt. Der Bauer wurde mit all der Rührung, die Naivität, Natureinfalt, Freiheit von jeder literarischen Erbbelastung dem Städter einflößt, in den Vordergrund gestellt. Dem kann nicht zeitig genug widersprochen werden: Huggenberger ist ein großer Dichter, der des Anziehungsmittels eines Kuriosums einfach nicht bedarf. Dann aber ist diese ganze Rührung auch falsch und beruht auf der Unkenntnis des Landes und der Sitten, wie ja tatsächlich die vielbereiste Schweiz zu den am wenigsten bekannten Ländern in Europa gehört. Ich meine natürlich die schweizerische Schweiz, nicht die Hotelschweiz. Nun ist Huggenberger wohl ein waschechter Bauer, aber weder naiv, noch ohne literarische Erbschaft, sondern im Gegenteil von äußerst verfeinerter, komplizierter Gemütsart und durchaus belesen. Das ist weiter gar nicht verwunderlich. Wer die hohe Stufe deutschschweizerischer Volksbildung kennt, wem es bekannt, daß es hier durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört, daß junge Leute vom Lande nach Absolvierung des halben oder auch des ganzen Gymnasiums auf den väterlichen Hof zurückkehren und weiterbauern, einfach aus freier Berufswahl so gut wie aus angestammter Schollenliebe, den wird es wenig überraschen, daß der Bauer an den Kulturgütern der Nation und der Menschheit nicht weniger teilnimmt als der Kaufmann oder der Arzt auf dem Lande, eher mehr.

*) Huggenberger, Alfred: „Hinterm Pflug, Verse eines Bauern." Dritte, durchgesehene Auflage. Huber u. Co., Frauenfeld. 1,80 M.

Ein solcher Bauer und Gebirgshumanist ist Alfred Huggenberger, und seine Lyrik — gemäß dem starken Traditionsbewußtsein des Bauern — steht durchaus auf der gesicherten Grundlage guter Überlieferung. Das Volkslied, wie es aus Goethes formender Hand hervorging, Schiller, Heine und Conrad F. Meyer sind die erkennbaren Nährsalze seines poetischen Humus.

„Sei mir gegrüßt du frischer Morgen,
Der mir der Arbeit Segen bringt!"

oder:

„Ich grüße dich, du klarer Morgen,
Der mir der Scholle Frieden beut",

wird wohl jeden an Schiller mahnen; das schöne Lied „Hochzeit" hat den kraftvollen Balladenaufbau Meyers, das süße Wiegenliedchen „Tine, tine, Wickelkind" oder „Heimfahrt" sind in der Art, das Volkslied zu verarbeiten, ganz Goethe angeschlossen. Nichtsdestoweniger ist Huggenberger ein Lyriker von stärkster Eigenart und tiefster Innerlichkeit, was niemals sagen will, daß er keine Meister gehabt hätte. Seine Sprache, sein Rhythmus erklingt in einer zarten Selbstverständlichkeit, himmelweit entfernt von jeglicher gesuchten Einfachheit des Stils. Seine Gefühlswelt ist uns längst geläufig, nur daß sie sich so wesenseins mit den Pflichten, Schmerzen und Freuden bäuerlicher Alltagsereignisse gibt, daß sie so erdenfest verwachsen mit dem Allzumenschlichen gerade dieser Lebensart erscheint, erklärt die Neuheit des Zaubers, die beglückende Greifbarkeit seines Wortes. Mit seinem Pferd, dem Stier, dem Kälblein, dem unfruchtbaren Baum und seiner Mähmaschine kann sich Huggenberger in seltenem Maße einen: er fühlt ihr Sein, spricht ihre Sprache und wandelt gesenkten Hauptes als Mensch und schicksalsnotwendige Gewalt über diese Welt hin, und sein einziger Vorteil über seine Leidensgenossen, daß er sich seiner Tragik bewußt ist. Der herrschende Gefühlskreis Spittelers klingt in seinem Humor häufig an, der eben in der poetischen Erfassung der Notwendigkeit besteht. Das hindert die Kritik nicht, ihn „naiv" zu finden, er ist ja ein Bauer! Ein Schweizer Bauer! Natürlich muß er „naiv" sein, es steht doch im „Fremdenführer", und wenn er die Gebrochenheit des Weltenschicksals in leicht lächelndem Rhythmus besiegt, — die Kritik fand ihn naiv.

Huggenberger verflicht seine Verse gerne in seine Novellen*), und mich dünkt, er hat guten Grund, das zu tun. Seine Gedichte und Erzählungen stehen sich recht nahe. „Daniel Pfund", „Der Hofbauer" und andere lesen sich wie die prosaische Ausbreitung der Gedichte „Die Waise" oder „Froschballade". Ein Bursch, ein Mädchen, ein Bauer, das Kälblein und der unfruchtbare Baum, sie alle können bei Huggenberger zuweilen ihr ganzes Leben mit dem ganzen bisherigen Inhalt in einem einzigen Seufzer, einem kleinen Gedicht entbinden, von sich geben, sich dessen entledigen. Die Novelle Huggenbergers steigt dann den Rain zurück, wächst sozusagen von der Frucht zur Knospe zurück.

„Daniel Pfund kam mit zwölf Jahren als Dienstknabe nach dem Dörfchen Kalkacker, oberhalb Reichenberg. Im vierundfünfzigsten starb er daselbst als lediger Güterknecht." Wie alles so absonderlich sich zutrug, trotz der Alwine Merck und der Näni Spinner, das vermag eben nur die ganze, treffliche Erzählung „Daniel Pfund" begreiflich zu machen.

Auch C. F. Meyer liebt es („Gustav Adolfs Page"), das Ergebnis der Handlung voranzustellen und so das Werden rückgreifend zu entwickeln. Das sind natürlich Handgriffe der Erzählungskunst, die das echte, seiner Selbständigkeit bewußte Talent stets ruhig der guten Tradition entnehmen wird. Die Furcht davor ist ein Schwächezeichen. Huggenberger aber ist gesund wie eine junge Eiche.

Dr. Richard Meszlény-Genf

Wenn wir aus historischen Werken große Zeiten oder interessante Persönlichkeiten uns verlebendigen, so werden wir bald das Verlangen empfinden, über das Urteil der Historiker hinaus uns selbst ein Bild von den Triebfedern der Zeit, von den handelnden Personen und ihren Motiven, von ihren persönlichen Kämpfen und Leiden zu bilden, wie es am besten in ihren eigenen Schriften, in Aussprüchen und vertrauten Briefen uns entgegentritt. Doch ist es nicht immer leicht, an die Quellen zu gelangen. Sind sie doch zu

*) „Von den kleinen Leuten." Huber u. Co., Frauenfeld 1910.

oft in vielen dickleibigen und seltenen Büchern verstreut, deren Beschaffung mit vielen Umständen und großem Zeit- und Geldaufwand verknüpft ist. Da kommen uns zwei Unternehmungen entgegen, die die nötige Auswahl und Beschränkung vorgenommen und alles Wissenswerte in einem oder zwei Bänden oder Bändchen vereinigt haben. Ich nenne an erster Stelle die „**Deutschen Charakterköpfe**, Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften", herausgegeben im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig von **Wilhelm Capelle**. Die Ausstattung ist eine würdige, wie sie einem solchen für unsere nationale Kultur wertvollen Unternehmen geziemt, das in ganz besonderer Weise zur Erweckung wahrhaft vaterländischen Sinnes und zur Vertiefung historischer Bildung beitragen kann. Die Bände (zu je 2 M. in Leinen gebunden) enthalten eingehende Einleitungen von hervorragenden Kennern der Zeiten und Persönlichkeiten, eine durchweg vorzüglich getroffene Auswahl aus Briefen und Schriften und, um das Bild der Zeit vollständig zu machen, eine Anzahl Abbildungen nach gleichzeitigen Vorlagen. Die Wiederkehr der großen Gedenktage von 1813 läßt uns zuerst nach dem Bande „Gneisenau" greifen, dessen Briefe und Denkschriften W. Capelle herausgegeben hat, und in denen die Zeit der Not und Trübsal, wie der endgültigen Befreiung wieder vor uns aufsteht, gezeichnet von einem der Edelsten, der nie selbständig eine eigene Armee führen durfte und doch als wahrer Besieger des Korsen erscheint. Das Bild eines echten Patrioten und aufrechten Mannes gewinnen wir aus der Autobiographie Nettelbecks, die Max Schmitt-Hartlieb nach der Hakenschen Ausgabe besorgt hat. Mit feinem Takt hat J. Wille eine Auswahl der köstlichen Briefe der Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, gegeben; Markus Zucker läßt Albrecht Dürer und seine Zeit in Dürers Briefen vor uns aufleben; Heinrich Pestalozzi, der liebenswerte, wird uns von Hermann Walsemann in einer Auswahl von Briefen und kleinen Schriften vorgeführt; in den Reigen der Frauen um Goethe führt uns Gertrud Bäumer in den Briefen von „Goethes Freundinnen", die einen stattlichen Doppelband (zu 3 M.) füllen; und den großen Staatsmann und Freund Goethes und Schillers, „Wilhelm von Humboldt" läßt uns in seinen Briefen Karl Sell näher treten. Wenn sich auch die Sammlung an alle Kreise unseres Volkes wendet, so ist sie besonders ein Schatz der heranwachsenden Jugend, die wir durch sie über seichte Lektüre hinweg an die Gründe unserer nationalen Kultur führen können. — Ein ähnliches Unternehmen bringt R. Voigtländers Verlag in Leipzig in seinen „**Quellenbüchern**", die in kleinerem Format und zu wechselndem Preis (kartonniert, je nach Umfang 60 Pf. bis 1 M.) erscheinen und schon eine stattliche Reihe von Nummern aufweisen. Doch ziehen sie ihre Kreise weiter, und neben hervorragenden deutschen Persönlichkeiten (wie „Blücher" in seinen Briefen) bringen sie kulturhistorische und fachwissenschaftliche Monographien („Die ersten deutschen Eisenbahnen", Rob. Mayer, „Erhaltung der Kraft"), Kriegsschilderungen von Augenzeugen (Guericke, „Belagerung Magdeburgs", 1864, 1866, Kämpfe mit Witboi usw.) und über Deutschland hinaus hervorragende Vertreter der Wissenschaft (wie Celsus, „Über Grundfragen der Medizin", Mela, „Geographie des Erdkreises"). Sie dienen gleichermaßen gediegener Unterhaltung wie der Vertiefung des Studiums, und da sie in rascher Folge fortgesetzt werden, dürfte jeder etwas für sich Geeignetes darin finden. Ihr billiger Preis wird sie namentlich in Schüler- und Studentenkreisen schnell einbürgern. Dr. S.

Hermann Lingg. Eine Lebensgeschichte von **Frieda Port.** C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1912. Frieda Port hat Hermann Lingg und seinem Hause viele Jahre hindurch nahe gestanden und auch das Werden Linggscher Werke teilnehmend begleiten dürfen. Aus herzlicher Liebe und mannigfacher Kenntnis heraus schildert sie hier das Leben des Dichters. Es wird vor diesem Buch manchen geben, der erstaunt die tiefe Problematik erkennt, die Lingg durchkämpfen mußte, bis er menschlich zur Ruhe und dichterisch zum großen Kunstwerk kam; und es wird auf den viel verkannten Teilnehmer des viel verkannten Münchener Dichterkreises mehr als ein neues Licht aus dieser niemals übertreibenden und sicherlich getreuen

Schilderung fallen. Insbesondere die Darstellung von Linggs Jahren als Militärarzt, von dem fürchterlichen Eindruck der Ereignisse des Jahres 1848 eröffnet eine weite Aussicht, die uns den Meister der geschichtlichen Lyrik und den Verfasser der „Völkerwanderung" besser begreifen lehrt. Ein literarhistorisch irgendwie abschließendes Urteil hat Frieda Port in dem an dichterischen Empfindungen reichen Buche nicht geben wollen, sie hat aber auch dem künftigen ästhetischen Darsteller Linggs außerordentlich reichen Stoff in seiner Darlegung geboten. Hoffentlich erleben wir nun auch einen Neudruck der völlig vergriffenen „Völkerwanderung".

Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Lenaus Werke. Herausgegeben von **Carl Schaeffer.** (Meyers Klassikerausgaben.) Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Das wilde, ungezügelte und unruhvolle slawische Temperament Nikolaus Lenaus und sein weiches, gemütreiches deutsches Wesen, dem wiederum eine starke Dosis slawischer Schwermut beigemischt war — diese wunderliche Mischung hat seltsam gestaltete, herrlich duftende poetische Blüten hervorgebracht, die ihrem Dichter den Ruhm des größten österreichischen Lyrikers eingetragen haben. Seine Werke werden stets im deutschen Volke, in dessen Herz er sich tief und dauernd hineingesungen hat, ein großes und dankbares Publikum finden. In Meyers bekannten Klassikerausgaben hat Carl Schaeffer Lenaus poetische Werke neu herausgegeben. Außer den lyrischen und größeren lyrisch-epischen Dichtungen bringt er den „Faust", den „Savonarola", die „Albigenser" und das dramatische Gedicht „Don Juan". Die von ihm für die Einleitungen und knappen Anmerkungen sorgfältig benutzten Forschungsergebnisse (über die er allerdings nicht hinauskommt) beruhen zu einem erheblichen Teile auf den Untersuchungen Eduard Castles. A.

Tagesfragen

Über die Ursachen des Zusammenbruches der türkischen Armee schreibt uns ein Freund:

„... Es sind jetzt fast genau zwei Jahre her, daß die türkische Armee aus den großen Manövern zurückkehrte, die unter der Leitung des Generalfeldmarschalls von der Goltz auf dem Gelände der blutigen Schlachten des gegenwärtigen Krieges abgehalten wurden. Ungefähr sechzigtausend Mann waren an diesen Manövern beteiligt. Es war das erste Mal seit dem Krieg mit Griechenland, daß die türkischen Truppen in einem so großen Verband versammelt waren. Unter Abdul Hamid hat es überhaupt keine Manöver gegeben; nach der Einführung der Verfassung waren im Jahre 1909 zum erstenmal Manöver in kleineren Verbänden ausgeführt worden. Die Befriedigung über den glänzenden Verlauf der großen Korpsmanöver von 1910 war in den türkischen Militärkreisen eine große und allgemeine.

Nach der Rückkehr vom Manöverschauplatz gab der Generalissimus Mahmud Schefket Pascha zu Ehren des Generalfeldmarschalls von der Goltz im Hotel Tokatlian in Konstantinopel ein großes Diner, bei dem die gesamte Generalität anwesend war. Während der Tafel brachte Mahmud Schefket Pascha in deutscher Sprache, die er gut beherrscht, einen Trinkspruch auf den Generalfeldmarschall von der Goltz aus. Er rühmte die Verdienste des Generalfeldmarschalls um die Reorganisation der türkischen Armee, von deren Erfolgen die soeben beendeten Manöver Zeugnis ablegten, und dankte ihm mit bewegten Worten für seine aufopfernde Arbeit an der Vervollkommnung des türkischen Heeres. Das Hoch auf von der Goltz wurde mit Begeisterung aufgenommen, und mein Tischnachbar, ein alter General, sagte zu mir, gleichfalls auf deutsch: „Wir verehren diesen Mann wie" — er suchte das Wort — „wie einen Heiligen."

Von der Goltz erhob sich zu einer Erwiderung. Er wehrte den Dank Mahmud Schefkets mit der Bemerkung ab, daß das Meiste noch zu tun sei, und daran anknüpfend gab er, Scherz und Ernst vermischend, eine kleine Manöverkritik. Er lobte die strategischen und taktischen Dispositionen, die im ganzen zweckmäßig und glücklich angelegt gewesen seien. Dagegen sei in der Ausbildung der Stabsoffiziere und Subalternoffiziere noch außerordentlich viel zu tun; es fehle hier noch nahezu vollkommen an jeder Selbständigkeit und Initiative, ja an verständnisvollem Auf-

nehmen der von der Gefechtsleitung ausgehenden Befehle. Der Glanzpunkt der türkischen Armee sei der gemeine Mann. An Ausdauer, Leistungsfähigkeit und Genügsamkeit habe die Welt diesem prächtigen Material kaum etwas Gleichwertiges gegenüberzustellen. Er sei Bataillonen begegnet, die zwei Tagemärsche von nicht weniger als je 50 Kilometer hinter sich gehabt hätten, ohne dabei irgendetwas zu essen zu bekommen, und die trotzdem pünktlich in die vorgeschriebenen Stellungen eingerückt seien. Auf diese Genügsamkeit des türkischen Soldaten scheine man aber allzuviel zu rechnen, denn der wundeste Punkt des türkischen Heeres sei die Intendanz, der Nachschub von Proviant und auch von Munition. In diesem für den Erfolg im Ernstfall überaus wichtigen Punkte sei nahezu noch alles zu leisten.

Das Hoch auf die türkische Armee, der von der Goltz ein rasches und gesundes Fortschreiten auf der betretenen Bahn der Reorganisation wünschte, fand ebenso lauten Beifall wie der Toast Mahmud Schefkets auf den Generalfeldmarschall. Aber leider ist seit jener Zeit nicht allzuviel geschehen, um die Mängel, auf die von der Goltz damals sogar in fröhlicher Tafelrunde hinzuweisen für nötig hielt, zu beseitigen. Von der Goltz ist in den seither verflossenen zwei Jahren nicht wieder nach der Türkei zurückgekehrt. Man hat ihn nicht mehr aufgefordert, sei es, weil man glaubte, ihn nicht mehr nötig zu haben, sei es, weil man seine Kritik unliebsam empfand. Er hat, soviel mir bekannt ist, sein Urteil über die großen Manöver des Jahres 1910 nicht nur in jener Tischrede niedergelegt, sondern in einem ausführlichen Bericht an den türkischen Generalissimus, der wohl irgendwo in den Archiven des Seraskierats oder des Generalstabs schlummern mag.

Die letzten Ereignisse haben von der Goltz Recht gegeben. Die mangelnde Selbständigkeit und Initiative des mittleren Offiziers und das Fehlen jeder ausreichenden Intendantur haben in erster Linie den Zusammenbruch der türkischen Armee verschuldet.

Erschwerend kamen hinzu gewisse Schäden im türkischen Offizierkorps, die sich gerade im Laufe der letzten zwei Jahre zu einem wahren Verhängnis entwickelt haben.

Früher bestand ein großer Teil des türkischen Offizierkorps aus den sogenannten „Alailis“ (von Alai-Regiment), aus Offizieren, die aus dem gemeinen Stand hervorgegangen waren. Der andere Teil des Offizierkorps war gebildet aus den „Mekteblis“, das ist den aus der Kriegsschule hervorgegangenen Offizieren. Die mit dem Regiment aufgewachsenen Alailis bildeten gewissermaßen den Kitt der türkischen Armee. Sie verkörperten die Verbindung zwischen der Truppe und den höheren Kommandoinstanzen. Ein Gegensatz zwischen den Alailis und Mekteblis war in früheren Zeiten überhaupt nicht oder doch nur in beschränktem Maße vorhanden. Ein solcher Gegensatz hat sich jedoch im Laufe der letzten Jahrzehnte mit dem Eindringen europäischer Einflüsse, die sich bei den Mekteblis sehr stark, bei den Alailis überhaupt nicht geltend machten, herausgebildet. Die Revolution des Jahres 1908, die zur Proklamation der Verfassung führte, wird häufig als die Revolution der Armee gegen den Despotismus Abdul Hamids bezeichnet. In Wirklichkeit war diese Bewegung nur die Revolution der zum großen Teil für das jungtürkische Komitee gewonnenen Mekteblis, deren Herrschaft über die Armee für den Augenblick ausreichte. Neun Monate später, im April 1909, kam es in Konstantinopel zu der bekannten Gegenrevolution: der bis auf die Knochen mohammedanisch gebliebene gemeine Mann, geführt von dem demselben Kulturkreis angehörenden Alaili, lehnte sich auf gegen den europäisch und freigeistig angehauchten Mektebli, und machte den Versuch, den Sultan von der Herrschaft des jungtürkischen Komitees, das in den Mekteblis seine Hauptstütze hatte, zu befreien. Eine große Anzahl von Mekteblis wurde damals in Konstantinopel von den eigenen Leuten ermordet, die anderen flohen, und zehn Tage lang stand Konstantinopel unter der Herrschaft der nur von den Alailis geführten Truppen. Aber die Komiteeoffiziere holten zum Gegenschlag aus. Unter der Führung Mahmud Schefkets rückten die mazedonischen Truppen, in denen die Mekteblis das Übergewicht besaßen, in einer Stärke von etwa dreißigtausend Mann mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit nach Konstantinopel heran, besetzten in

der Nacht vom 23. auf den 24. April alle wichtigen Punkte der Stadt und zwangen am Vormittag des 24. April die von den sogenannten Meuterern besetzten und verteidigten Kasernen nach heftiger Kanonade zur Übergabe. Abdul Hamid wurde abgesetzt und Mohammed der Fünfte zu seinem Nachfolger proklamiert. Die Rädelsführer der Meuterei wurden festgenommen, abgeurteilt und zum großen Teil auf den öffentlichen Plätzen Konstantinopels aufgehängt. Unter den also Hingerichteten befanden sich zahlreiche Alailis. Auch nach diesem Strafgericht blieb der tiefe Gegensatz zwischen dem Mektebli und dem Alaili und das unüberbrückbare Mißtrauen des jetzt unbeschränkt die Herrschaft ausübenden jungtürkischen Komitees gegen den reaktionärer Gesinnung verdächtigen Alaili bestehen. Man glaubte der Herrschaft über die Armee nur dann auf die Dauer sicher zu sein, wenn es gelänge, die Alailis möglichst radikal aus der Armee zu beseitigen. Infolgedessen wurden die Alailis massenhaft mit oder ohne Pension aus der Armee entfernt. Je prekärer die Stellung des jungtürkischen Komitees in den letzten zwei Jahren wurde, desto mehr suchte es durch solche Maßnahmen seine Position zu sichern. Durch die Entfernung des Alaili verschwand aber das notwendige Bindeglied zwischen Kommando und Truppe; und dieses Bindeglied verschwand ohne Ersatz. Denn der Mektibli war sich zu gut, um wie der Alaili mit der Truppe zu leben. Er fühlte sich in der Hauptsache als Generalstäbler und vernachlässigte den Dienst in der Kaserne und in der Front. Es soll vorgekommen sein, daß Offiziere monatelang ihre Truppe nicht zu Gesicht bekamen.

Die Ausrottung der Alailis erklärt einmal die ungenügende Anzahl von Offizieren, die sich bei den zuerst ins Gefecht kommenden Truppenteilen befanden, außerdem auch den absoluten Mangel an Fühlung zwischen Offizieren und Truppe, der sich in den ersten Gefechten herausstellte.

Verschärft wurden diese Verhältnisse, die an sich schon ihre Wurzel in der Politik hatten, durch die Tatsache, daß das mehr und mehr sich aus Mekteblis zusammensetzende Offizierkorps, nachdem es sich einmal in die Politik gestürzt hatte, die Beschäftigung mit der Politik nicht wieder aufgab, sondern im Gegenteil sich immer mehr mit der Politik und immer weniger mit dem Dienst befaßte. Namentlich die Offiziere der mazedonischen Garnisonen brachten einen unverhältnismäßig großen Teil ihrer Zeit im Parlament und in den politischen Klubs von Konstantinopel und Saloniki zu. Die Bemühungen Mahmud Schefkets, das Offizierkorps von der Politik abzubringen, sind bekannt.

Mahmud Schefket hatte ein deutliches Gefühl für die Gefahren, die hier vorlagen. Er sagte mir bald nach dem Einzug in Konstantinopel im April 1909, die wichtigste Aufgabe für ihn sei die Wiederherstellung der Disziplin in der Armee und vor allem auch im Offizierkorps. Ereignisse, wie diejenigen, welche sich jetzt vollzogen hätten, könnten nicht vorübergehen, ohne die Disziplin schwer zu erschüttern, und es komme alles darauf an, über diese Wirkungen Herr zu werden. Man hat an Mahmud Schefket oft genug getadelt, daß er nicht die nötige Konsequenz besitze und sich scheue, bis zum letzten Ende für seine Ideen einzutreten. Die Erklärung liegt zum großen Teil darin, daß Mahmud Schefket sich nicht stark genug fühlte, mit Gewalt gegen die nach wie vor Politik treibenden Offiziere der mittleren und niederen Grade vorzugehen; ein scharfes Zugreifen hätte blutige Konflikte innerhalb des Offizierkorps selbst ausgelöst. Mahmud Schefket wollte solche Konflikte vermeiden und hoffte, daß es einer beharrlichen und geduldigen Arbeit gelingen werde, allmählich wieder die Zügel in die Hand zu bekommen, das Offizierkorps seiner eigenen Aufgabe wieder zuzuführen und die Disziplin wieder aufzurichten. Er ist an dieser Aufgabe gescheitert.

Das jungtürkische Komitee war, nachdem es sich die unbeschränkte Herrschaft gesichert hatte, natürlich nicht entfernt in der Lage, alle Wünsche auch nur innerhalb des Kreises der Mekteblis zu befriedigen, und so erwuchs ihm die Opposition in den Reihen der Mekteblis selbst, auf die es sich bisher vor allem gestützt hatte. Der Konflikt erreichte seinen Höhepunkt im Frühling dieses Jahres mit dem Abfall des größeren Teils des Offizierkorps vom Komitee zu der sogenannten Liberalen Union, der den Sturz des jungtürkischen

Kabinetts und seinen Ersatz durch das Kabinett Mahmud Mukthar und Kiamil herbeiführte.

Diese politischen Gegensätze im Offizierkorps selbst, die sich schließlich zu erbitterten Kämpfen zuspitzten, haben in der letzten Zeit die Zersetzung im Offizierkorps auf das Höchste gesteigert. Der sich häufig wiederholende Fall, daß Offiziere niederen Grades in ihrer Eigenschaft als Komiteemitglieder ihren Vorgesetzten bis hinauf zu den höchsten Rangstufen ihren Willen aufzwangen, hat der Disziplin im Offizierkorps den letzten Rest gegeben. Das schlechte Beispiel der Offiziere mußte auch auf die Mannschaft zurückwirken, der ohnedies die immer wiederholten Phrasen von Verfassung und Freiheit zu Kopf gestiegen waren. Die Auflösung der militärischen Organisation hatte bei Ausbruch des Krieges einen gefährlichen Höhepunkt erreicht.

Dies gilt insbesondere für die in der Hauptstadt und ihrer unmittelbaren Umgebung, sowie überhaupt für die in der europäischen Türkei stehenden Truppen. Die Regimenter, die im Innern der asiatischen Türkei standen, wurden von den verhängnisvollen Einflüssen weniger berührt.

Neben diesen Verhältnissen allgemeiner Natur wirkten noch einige besonderen Ursachen mit, um den Zusammenbruch der türkischen Armee in den ersten Kämpfen herbeizuführen.

Weitaus der größte Teil der in der europäischen Türkei stehenden Truppen hat seine Heimat in Anatolien und diese Truppen waren allmählich europamüde geworden. Das fortgesetzte Hin- und Herschieben infolge der Bandenkämpfe und der albanesischen Aufstände, das Zurückhalten der Leute lange über die Dienstzeit hinaus, hatte ihre Geduld und ihre Kampfesfreudigkeit auf das äußerste erschöpft.

Diesem Umstand suchte das neue Kabinett Achmet Mukthar—Kiamil Rechnung zu tragen, indem es wenige Wochen vor Kriegsausbruch einen großen Teil der in Mazedonien und Thrazien stehenden geschulten Truppen — man spricht von mehr als hunderttausend Mann — in ihre Heimat entließ. Die Maßnahme soll insbesondere erfolgt sein, weil man hoffte, auf diesem Wege die bevorstehenden Neuwahlen zur Kammer in einem für die neue Regierung günstigen Sinn beeinflussen zu können. Über die großen Bedenken, die sich aus der politischen Konstellation ergaben, setzte sich Kiamil in seinem unbedingten Vertrauen auf die Freundschaft und den Schutz Englands hinweg. Bis zum letzten Augenblick, auch nachdem die Mobilmachung der Balkanstaaten bereits erfolgt war, hat Kiamil an der Zuversicht festgehalten, daß England durch ein Machtwort den Krieg verhindern und sich schützend vor die Türkei stellen werde. Als sich diese Hoffnung als nichtig erwies und die Kriegserklärungen erfolgten, wurden die gelichteten Kadres in aller Eile ausgefüllt, zum Teil durch Mannschaften, die nie einen militärischen Dienst durchgemacht hatten, die mit den Waffen nicht umzugehen wußten und die man förmlich auf den Straßen von Konstantinopel aufgelesen hat. War vorher schon durch die Zulassung der Christen zum Militärdienst die Einheitlichkeit der Truppen beeinträchtigt worden, so war diese Art der Ergänzung der zunächst mit den Bulgaren ins Gefecht kommenden Regimenter geradezu ruinös. Die auf den ersten Blick ganz unerklärliche und alle Welt überraschende Panik, die erst bei Kirkkilisse und dann bei Bunar-Hussar die türkischen Truppen nach mehrtägigem erfolgreichen Widerstand erfaßt hat, ist auf dieses unerhörte Verfahren zurückzuführen.

Jetzt endlich, nachdem die Türken bis zur Tschataldschalinie zurückgeworfen sind, ist es gelungen, die relativ gut ausgebildeten und disziplinierten Truppen aus Kleinasien und Syrien heranzubringen, die ihre Widerstandsfähigkeit in den Kämpfen der letzten Woche bereits bewiesen haben und die vielleicht noch in der allerletzten Stunde die Ehre der türkischen Armee zu retten und einen annehmbaren Frieden zu sichern vermögen. — —“

Reichsspiegel

(vom 18. November bis 25. November)

Deutschland und der österreichisch-serbische Konflikt

Dieser Tage setzte mir ein Freund der Grenzboten die Aufgaben Deutschlands im Angesicht der Balkankrise wie folgt auseinander: Kleinasien sei das letzte Stück Erde, um das die europäischen Großmächte zu kämpfen haben, das infolgedessen auch noch in den Besitz Deutschlands gebracht werden könnte; daher sei es Deutschlands Pflicht, Österreich auf allen seinen Wegen im Orient zu folgen und ihm besonders in seinem Streit mit Serbien den Rücken zu stärken; Österreich werde zur Durchsetzung seiner Interessen auf der Balkanhalbinsel vor dem Kriege nicht zurückschrecken, wenn es Deutschlands militärischer Unterstützung sicher sei; in Anerkennung dieser Unterstützung würde Österreich uns helfen, Kleinasien zu gewinnen. Die Auffassung unseres Freundes steht nicht allein da; sie stellt vielmehr die Auffassung weiter Kreise in Deutschland dar. In ihrer einfachen Gradlinigkeit hat sie zweifellos etwas sehr Bestechendes an sich. Eine nähere Überlegung zeigt indessen, daß die Auffassung vor den Aufgaben der Praxis nicht standhält. Was gefordert wird ist nicht mehr und nicht weniger, als daß Deutschland sein Selbstbestimmungsrecht ohne weiteres in die Hände der österreichischen Staatsmänner legen solle. Aber noch mehr: die hier Deutschland zugedachte Aufgabe steht im gegenwärtigen kritischen Augenblick gar nicht zur Erörterung.

Wie ist denn die Lage?

Österreich hat in Albanien und an der Adria politische und territoriale Interessen, die durch die siegreichen Serben bedroht sind. Im übrigen sind Deutschland und Österreich als Exportländer von Industrieprodukten im nahen Orient Konkurrenten. Im Vertrauen auf die Tüchtigkeit des türkischen Heeres und auch in der Hoffnung, den Balkanbund von einem Kriege zurückzuhalten, hat sich die Diplomatie der Großmächte auf die Formel des Status quo geeinigt, wonach selbst ein siegreicher Balkanbund auf keinerlei territoriale Erwerbungen auf Kosten der Türkei rechnen sollte. Die unerwartet großen Erfolge Bulgariens und die scheinbar vollständige Auflösung der türkischen

Armee in Albanien und im Sandschak, beides in den Augen der Welt durch eine weniger geschickte als rücksichtslose Handhabung der Zensur ins Unendliche gesteigert, verblüfften die öffentliche Meinung Europas derart, daß kaum noch jemand daran zweifelte, die Türkei liege am Boden; weder dürften die Mächte die christlichen Balkanstaaten um die Früchte ihrer Siege bringen, noch könnten die Großmächte selbst zurückgehalten werden, den türkischen Braten in Kleinasien zu zerlegen. Mit diesem Wandel der Kräfteverhältnisse und Meinungen bekam auch die Stellung Österreich-Ungarns zum Sandschak- und zum Adriaproblem ein anderes Gesicht, nachdem es sich herausstellte, daß Serbien das von ihm besetzte Gebiet behalten wollte.

Die Erwerbsgesellschaft des Balkanbundes hatte nämlich die europäische Türkei — zunächst freilich nur auf dem Papier — unter sich wie folgt geteilt: Bulgarien sollte das Gebiet südlich seiner bisherigen Grenzen bis ans Meer ohne Konstantinopel erhalten; Griechenland Mazedonien ohne Saloniki; Montenegro einige Gebiete südlich und östlich; Serbien den Sandschak und Albanien mit einem verhältnismäßig breiten Küstenstreifen an der Adria. Gerade hinter den Absichten Serbiens steht Rußland, das ein möglichst starkes Serbien an der Südgrenze Ungarns haben möchte, einmal um in einem Kriege die Kräfte der habsburgischen Monarchie zu zersplittern, und ferner um neben Montenegro noch einen zweiten Schutzmann an der Adria zu besitzen, der Italien und Österreich-Ungarn kontrollieren könnte. Speziell gegen die Aufstellung dieses zweiten russischen Schutzmannspostens sind die Ansichten Österreich-Ungarns und Italiens geeint.

Aus dem Widerspruch der Interessen, der sich durch den knappen Satz ausdrücken läßt: soll Serbien an die Adria gelangen? ist der Konflikt entstanden, der über Europa so plötzlich die Sorge des Krieges zusammengezogen hat. Also nicht das Wohl und Wehe der europäischen Türkei steht zur Erörterung. Österreich und Italien schlagen nun vor, Serbien solle sich einen Ausgang zum ägäischen Meer suchen. Davon will Serbien nichts wissen, aus Furcht mit Bulgarien und Griechenland in Verdruß zu kommen, da deren Anteil an der Beute geschmälert werden müßte. Aber auch Rußland will nichts davon hören, denn das, was es den heutigen Adriamächten leichten Herzens zumutet weist es am ägäischen Meer mit Entrüstung zurück: es will neben Türken, Bulgaren und Griechen nicht noch die Serben in der Nähe der Dardanellen haben.

Die vermittelnden Vorschläge Österreich-Ungarns, die auch seitens Italiens und Deutschlands unterstützt werden und seitens der Türkei nicht zurückgewiesen werden dürften, zielen nun auf folgendes: Serbien bekommt einige Gebietserweiterungen an seinen Südwestgrenzen; Albanien wird aber als autonomer Staat unter Herrschaft eines von der Türkei ziemlich lose abhängigen Emirs organisiert; den wirtschaftlichen Interessen Serbiens wird durch den Bau einer Eisenbahn zur Adria Rechnung getragen. Serbien will von allen dem nichts hören und

hofft das große Österreich zur Nachgiebigkeit zu zwingen, indem es durch die Eroberung von Durazzo ein fait accompli schafft. Österreich-Ungarn seinerseits kann im Hinblick auf die künftige Entwicklung seiner Machtstellung an der Adria nicht nachgeben und wird es auch nicht tun.

Soweit scheint die Lage ganz klar, wenn Rußland nicht wäre; ein Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien ohne Rußlands Mitwirkung brauchte niemanden in Deutschland zu beunruhigen. Rußland hat aber nicht nur das oben gekennzeichnete Interesse an Serbien, es ist durch die Entwicklung der Sandschakfrage seit dem Jahre 1909 auch noch ganz persönlich in Mitleidenschaft gezogen. Rußland hat damals vor den Waffen Österreich-Ungarns und Deutschlands zurückweichen müssen, weil es die Niederlagen im fernen Osten noch nicht verwunden hatte. Heute fühlt es sich in seinem Landheer wieder stark oder tut doch wenigstens so. Und selbst wenn es sich nicht so stark fühlte, hat der serbisch-österreichische Konflikt für das offizielle Rußland eine Bedeutung gewonnen, die sich durchaus nicht allein in dem Stärkerwerden seines serbischen Bundesgenossen erschöpft. Der 1909 vor Österreich-Ungarn angetretene Rückzug lastet auf der inneren Politik Rußlands wie eine schwere Niederlage; die panslawistischen Elemente in der Presse und im Heer haben unermüdlich daran gearbeitet, den Krieg gegen Österreich populär zu machen und, wenn man den Angaben der Russen trauen darf, so ist er es, freilich mit ganz besonders scharfer Spitze gegen das Deutschtum. Daneben

Einbanddecken für die Grenzboten

Ausgabe A: Halbfranz. Dunkelgrüner Lederrücken und Ecken, gekörnter Bezug, Schrift in Goldpressung. **M. 1.75.**
Ausgabe B: Leinen. Dunkelgrünes Rohleinen, Pressung in Schwarz mit Gold. **M. 1.—.**

Vielfach geäußerten Wünschen aus unserm Leserkreise entsprechend haben wir eine Original-Einbanddecke für die Grenzboten in geschmackvoller, solider Ausführung herstellen lassen. Für jeden Jahrgang sind vier Decken erforderlich. Die Decken für 1912 sind sofort komplett lieferbar, für 1913 und die folgenden Jahrgänge jemalig am Schlusse des betr. Vierteljahrs. Gegen einen entsprechenden Aufschlag sind wir bereit, einzelne Decken mit den Jahres- und Bandzahlen älterer Jahrgänge zu versehen.

Einen Prospekt mit Abbildungen der beiden Ausgaben nebst Bestellschein sendet auf Wunsch der Verlag.

Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35a **Verlag der Grenzboten,** G. m. b. H.

wird dem Zaren klar zu machen verſucht, daß er aller inneren Schwierigkeiten durch einen ſiegreichen Krieg Herr werden könnte — übrigens ein Argument, das leider auch bei uns immer häufiger zugunſten eines Krieges ins Feld geführt wird. Dieſer Nebenumſtände muß man ſich erinnern, will man ſich ein Bild vom Ernſt der Lage machen. Nicht bei Öſterreich-Ungarn, oder gar bei Deutſchland liegt die Entſcheidung darüber, ob Krieg oder Frieden ſein ſoll, ſondern allein bei Rußland. Rußland hat es heute noch in der Hand Serbien zurückzurufen, Rußland kann es verhindern, daß Öſterreich gezwungen wird, das von Truppen entblößte Belgrad zu beſetzen. Es ſteht bei Rußland, ob es bereit iſt, den Einmarſch der Schwarzgelben in Novibazar mit dem Einfall in Galizien zu beantworten. Und allein durch dieſe Zuſammenhänge und nicht durch mehr oder minder wahrſcheinliche Ausſichten in Kleinaſien wird Deutſchlands Stellung in dem Konflikt beſtimmt. Wird Öſterreich-Ungarn von Rußland angegriffen, dann tritt für Deutſchland der casus foederis in Kraft und weder in der deutſchen Diplomatie noch im Großen Generalſtabe dürfte jemand auf den Gedanken kommen, dieſer Verpflichtung auszuweichen, auch wenn durch den Krieg für Deutſchland eine Erweiterung ſeines Länderbeſitzes nicht abfiele. Ein ſiegreicher Krieg Schulter an Schulter mit Öſterreich gegen Rußland würde große ſichtbare Ergebniſſe nicht zeitigen, wohl aber ſolche, auf die wir dennoch ſtolz ſein könnten und die am beſten zuſammenzufaſſen wären in den Satz: engere Verbindung mit Öſterreich in Mitteleuropa. In der Weltwirtſchaft würden diejenigen die meiſten Vorteile von dem Kriege haben, die ſich an ihm nicht beteiligten!

G. Cl.

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Hemmniſſe innerer Koloniſation

Von Juſtizrat Dr. Baumert-Spandau

Im Anſchluß an die Rede, die der Herr Reichskanzler in der Zweiten Kammer des Preußiſchen Landtages über die Fleiſchnot und innere Koloniſation gehalten hat, wird in den Grenzboten vom 30. Oktober d. J. (S. 244) der Erlaß von Geſetzen gefordert, die den Zweck verfolgen, die Latifundienbildung zu beſchränken bezw. die vorhandenen Latifundien zu verkleinern. Man braucht einſtweilen noch nicht ſo weit zu gehen. Andere Geſetze, und zwar ſolche, die die Anſiedlung auf dem Lande geradenwegs erleichtern, erſcheinen mir viel notwendiger. Wir haben kein Geſetz, das das Bauen erlaubt, aber ſehr viele Geſetze, die das Bauen von Wohnhäuſern mit ſo vielen Kautelen umgeben, daß ſie dem Bauverbot gleichkommen.

So erging am 2. Juli 1875 das Fluchtliniengeſetz, das ein abſolutes Bauverbot an unregulierten Straßen ſchafft. Auf dem Lande iſt aber faſt keine Straße — ſofern es ſich nicht gerade um den bebauten Dorfkern handelt — den heutigen Anforderungen gemäß hergeſtellt. Der Geſetzgeber hatte hier das Intereſſe der Gemeindefinanzen in erſter Linie im Auge; er wollte die Gemeinden vor der Anlage eines zu weit verzweigten Straßennetzes bewahren, das entſtehen mußte, wenn jeder Bürger hätte nach Belieben bauen dürfen. Doch iſt man hierbei viel zu weit gegangen. Das Finanzintereſſe der Gemeinden kann auch dadurch gewahrt werden, daß jede Gemeinde verpflichtet wird, entweder für die ganze Gemeinde allgemein oder für jede Straße ihres Gemeindebezirks ortsſtatutariſch feſtzuſetzen, wie viel an Pflaſterungskoſten ſeitens der Anlieger ein- für allemal zu zahlen iſt, wenn ſie bauen wollen. Jetzt haben die Gemeinden ein allgemeines Bauverbot, infolgedeſſen geſtatten ſie das Bauen überhaupt nicht. Dies geht, wie geſagt, zu weit, — ganz abgeſehen davon, daß man auch in den Anforderungen, die an neue Straßen geſtellt werden, meiſt zu weit geht.

Sodann schuf das Ansiedlungsgesetz vom 10. August 1904 ein weiteres Bauverbot. Wer ein Haus errichten will, das sich nicht unmittelbar an den schon bebauten Dorfkern anschließt, bedarf zuvor einer besonderen, durch den Kreisausschuß zu erteilenden Ansiedlungsgenehmigung. Nun tagt der Kreisausschuß höchstens alle Monate einmal; ferner befragt er, ehe er sich entscheidet, gemäß § 17 des Ansiedlungsgesetzes die Gemeinde, wie viel an Kapital sie für Kirche und Schule fordert, um die ihr zwar nicht durch den Neubau, aber durch die voraussichtlich darin wohnenden Menschen erwachsenden Mehrausgaben decken zu können. Zu der Antwort hat die Gemeinde einundzwanzig Tage Zeit. Der Gemeindevorsteher fordert, um keine Nackenschläge in der Gemeinde zu bekommen, für Kirche und Schule möglichst viel. Der Kreisausschuß verhandelt hierüber und setzt dann den Betrag fest, den der Bauluftige zu hinterlegen oder richtiger zu zahlen hat, bevor er die Baugenehmigung erhält. Daß alles dies viel Zeit erfordert, erschwert das Bauen ungemein, ganz abgesehen davon, daß der, welcher bauen will, meist nicht an Überfluß an Geld leidet. Jedenfalls werden ihm dadurch seine Barmittel in etwas, manchmal ganz erheblich beschnitten.

Allerdings ist die Ansiedlungsgenehmigung nicht erforderlich, wenn ein behördlich festgestellter Bebauungsplan besteht und der Bau innerhalb des Gebiets des Bebauungsplans erfolgt. Indes dies weiß man zu umgehen. In einer aufblühenden Dorfgemeinde ist vor mehr als zehn Jahren ein Bebauungsplan zeichnerisch hergestellt worden, jedermann richtet sich danach, er wird aber nicht ausgelegt und nicht behördlich festgestellt, damit — wie schlechte Menschen glauben annehmen zu müssen — vor jeder Baugenehmigung ein großer Geldbetrag infolge des unfertigen Bebauungsplans als Ansiedlungsgenehmigung erhoben werden kann. An derartige böswillige Umgehungen des Gesetzes mag man bei Abfassung desselben nicht gedacht haben. Indes braucht auch gar nicht immer Absicht vorzuliegen. Ein Bebauungsplan bleibt auch manchmal schon deshalb liegen, weil die beteiligten Behörden und Privatpersonen sich darüber nicht einigen können, und das Einspruchsverfahren gescheut wird.

Auch ohne böse Absicht wirkt Bummelei und Unbeholfenheit eines weder juristisch noch technisch gebildeten Gemeindevorstehers dahin, daß die förmliche Feststellung des Bebauungsplanes entweder überhaupt oder doch recht lange unterbleibt. Dabei läuft die Gemeinde auch kaum eine Gefahr. Denn die Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts geht dahin, daß die Baupolizei einen auch noch nicht fertiggestellten Bebauungsplan berücksichtigen muß. Gesetz und Rechtsprechung haben sich eben dahin geeinigt, den Gemeinden das Leben möglichst leicht und dem Bauluftigen das Bauen möglichst schwer zu machen.

Wie kann nun ein kleiner Mann auf dem Lande, der sich etwas erspart hat, um sich ein eigenes Häuschen zu errichten, alle diese Schlingen, die das Gesetz dem Bauluftigen gelegt hat, vorher klar erkennen, um sie zu vermeiden.

In einer von ihnen wird er sicher hängen bleiben und zwar recht lange dann, wenn er gerade keinen ihm wohlwollenden Amtsvorsteher trifft. Bei einem solchen Gesetzeszustand gibt es für die private aus eigener Initiative betriebene Ansiedlung des kleinen Mannes auf dem Lande keinen Raum. Da ist das Bauen in größeren Städten erheblich leichter: da gibt es einen Bebauungsplan — also ist die Ansiedlungsgenehmigung überflüssig —, da sind ganze Straßensysteme von weitblickenden, nach Vergrößerung strebenden Städten schon im voraus fertiggestellt, so daß man ohne weiteres daran sich aufbauen kann. Angesichts dieses gesetzlichen Zustandes braucht man sich auch nicht über die Tatsache zu wundern, daß Neubauten vorzüglich in unseren Städten erfolgen, wenn nicht auch noch andere Gründe für die Erscheinung vorhanden wären.

Noch nachteiliger für Neuansiedlungen auf dem Lande wirkt der Umstand, daß unsere Grundstücke auch auf dem Lande meist reich an Hypotheken sind und der Gutsbesitzer einen Morgen seinem Kutscher, der sich anbauen will, nicht zu eigen auflassen kann, weil er die Genehmigung seiner Hypothekengläubiger dazu nicht zu erlangen vermag. Dazu kommt, daß, wenn eine solche Entpfändungserklärung von einem Hypothekengläubiger abgegeben werden soll, zuvor der Katasterbeamte aus der Kreisstadt kommen und für den Morgen eine besondere Handzeichnung fertigen oder richtiger ihn in das Kataster aufnehmen und an Ort und Stelle vermessen und versteinen muß. Alles dies erfordert recht viel Zeit, Verdruß und Umstände, ganz abgesehen von den Kosten. Auch hier muß Wandel geschaffen werden. Es ginge sehr wohl an, die Genehmigung der Hypothekengläubiger durch ein Unschädlichkeitsatteſt seitens der Behörde zu ersetzen. Es fragt sich nur, wie dies zu bewerkstelligen wäre, ohne daß die Sicherheit der Hypothekengläubiger darunter litte.

Dr. Schiele-Naumburg, der für die Erleichterung von Neuansiedlungen unermüdlich tätig ist, schlägt vor, jedem Gutsbesitzer die Abschreibung von einem Fünfzigstel seiner Gutsfläche ohne Befragung der Hypothekengläubiger zu genehmigen, sofern auf der abgeschriebenen Fläche eine Ansiedlung erfolgt. Denn durch diese Neuansiedlung und die dort wohnenden Menschen (Arbeitskraft) würde das Restgut im Wert gesteigert, so daß eine Gefahr für die Hypothekengläubiger nicht bestehe.*)

Ich gehe soweit nicht. Ich meine, man könnte die Rechte der Hypothekengläubiger noch besser dadurch wahren, daß man die pfandfreie Abschreibung überhaupt nur bei einem Rentenkauf zuläßt. Wenn also der Gutsbesitzer sich für die Parzelle kein Kapital, sondern nur eine Rente ausbedingt, die als Rentenlast auf der abgeschriebenen Parzelle an erster Stelle eingetragen wird und auf dem Gute auf dem Titel des Grundbuchblattes als Zubehör vermerkt wird, so werden die Hypothekengläubiger voraussichtlich von da ab sogar ein besseres Pfand besitzen, denn die Rente wird meist mehr betragen, als der

*) Schriften des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine 3. Heft, 16. Band.

Reinertrag der abgeschriebenen Parzelle und das Restgut würde außerdem durch die Neuansiedlung an Wert gewinnen. Allerdings würde man noch eine Prüfung fordern müssen, ob der Gutsbesitzer sich auch wirklich nicht mehr als die Rente ausbedungen hat. Da über jeden Grundstückskauf eine gerichtliche und notarielle Urkunde aufgenommen werden muß, so kann zweckmäßig in derselben vom Verkäufer und Käufer versichert werden, daß Verkäufer sich nicht mehr als die Rente ausbedungen hat und daß Käufer nicht mehr als die Rente gibt. Der Gemeindevorsteher und Amtsvorsteher wird dies auch leicht nachprüfen können. In diesem Falle könnte daher das Unschädlichkeitsattest sehr wohl durch eine Bescheinigung des Amtsvorstehers oder des Gemeindevorstehers ersetzt werden. Diese Bescheinigung wird dahin zu lauten haben, daß die ausbedungene Rente den Jahreszinsen des ortsüblichen Wertes der Parzelle entspricht.

Verlangt man diese Bescheinigung, die leicht zu beschaffen wäre, und jene Versicherung beider Teile im Kaufvertrage, so werden schwerlich die Hypothekengläubiger jemals geschädigt werden können. Schließlich erhalten sie ja auch von jeder Abschreibung Mitteilung vom Gericht und können, wenn sie wollen, alles nachprüfen.

* * *

Ähnliches habe ich auf der Versammlung des Vereins für exakte Wirtschaftsforschung (5. Ergänzungsheft S. 12) und auf dem zweiten Internationalen Hausbesitzerkongreß ausgeführt (Stenogr. Bericht Bd. II, S. 159).

Jüngst fragte ein Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses bei mir an, ob ich meine in jenen Versammlungen gemachten Vorschläge bereits formuliert hätte. Dies ist die Ursache, daß ich folgenden Gesetzesvorschlag der Öffentlichkeit unterbreite:

Gesetzentwurf
zur Förderung von kleinen Ansiedlungen

§ 1.

§ 13a des Ansiedlungsgesetzes vom 10. August 1904 wird aufgehoben und erhält dafür folgende Fassung:

Die Ansiedlungsgenehmigung ist ferner nicht erforderlich zu Wohnhäusern, die nicht mehr als fünf heizbare Zimmer haben und höchstens zwei Familien Wohnung gewähren.

§ 2.

§ 15 des Gesetzes betreffend die Anlegung und Veränderung von Straßen und Plätzen in Städten und ländlichen Ortschaften (Fluchtliniengesetzes) vom 2. Juli 1875 erhält folgenden Zusatz:

In Dorf- und Stadtgemeinden sowie Gutsbezirken von weniger als zehntausend Einwohnern ist durch Ortsstatut ein für allemal festzusetzen, wieviel für den laufenden Meter Frontlänge einer Baustelle bei einem Bau an unregulierten Straßen an Straßenregulierungskosten zu zahlen ist, und daß die Abbürdung dieses Betrages auch durch Eintragung einer Rente von dreißig- bis fünfzigjähriger Dauer gestattet ist. Kommt der Baulustige diesem nach, so darf die Baugenehmigung auf Grund von § 12 des Fluchtliniengesetzes nicht versagt werden.

§ 3.

In Dorf- und Stadtgemeinden sowie Gutsbezirken von weniger als zehntausend Einwohnern können Parzellen bis zu 50 Ar Größe zum Zwecke der Errichtung von kleinen Wohnhäusern mit nicht mehr als fünf heizbaren Zimmern und die nicht mehr als zwei Familien Wohnung gewähren, pfandfrei abgeschrieben werden, sofern für die Parzelle eine jährliche (ewige) Rente als Kaufpreis ausbedungen ist, welche bei der Abschreibung auf der Parzelle an erster Stelle zur Eintragung zu bringen und auf dem Titelblatt des Hauptgrundstückes zu vermerken ist. Diese Abschreibung darf erst dann vorgenommen werden, wenn der Verkäufer und Käufer in einer gerichtlichen oder notariellen Urkunde versichert haben, daß eine weitere Gegenleistung als die Rente nicht ausbedungen bzw. geleistet ist und der Orts- oder Amtsvorsteher bescheinigt hat, daß die Rente einem Jahreszinse des ortsüblichen Wertes der Parzelle entspricht. Diese Bescheinigung ist ein Unschädlichkeitszeugnis im Sinne von Art. 120 des Einführungsgesetzes zum B. G. B.

In diesem Gesetzesvorschlag kann selbstverständlich das eine oder andere anders gefaßt werden. So braucht sich das Gesetz nicht von vornherein auf Orte von weniger als zehntausend Einwohner zu beschränken, ebenso nicht auf Abschreibung von Flächen von 50 Ar, sondern es können Flächen von 100 Ar oder noch größere zugelassen werden. Mir scheint es angebracht, zunächst nur ein Gesetz mit solcher Beschränkung zu erlassen, um erst Erfahrungen zu sammeln und erst, wenn sich die Vorschriften praktisch bewährt haben, kann man sie dann leichter weiter ausdehnen.

Die Größe der Wohnhäuser ist auf fünf heizbare Zimmer beschränkt. Als Einfamilienhaus würde dasselbe schon ein größeres sein. Als Zweifamilienhaus würde die Wohnung (im Erdgeschoß) zwei heizbare Zimmer und die im ersten Stock drei solche Zimmer haben, was in Rücksicht auf das Getrenntschlafen der beiden Geschlechter nicht zu viel erscheint. Häuser für zwei Familien muß man schon zulassen, weil dadurch nicht bloß eine erhebliche Ersparung eintritt, sondern weil alle kleinen Leute nicht imstande sind, sich ein Eigenhaus zu erwerben. Der kleine Mann will aber vom Arbeitgeber unabhängig wohnen und bezieht eine Deputatwohnung nicht immer so gern wie eine Mietswohnung.

Daß es sehr hart ist, daß die Pflasterkosten und Kanalisationsbeiträge auf einmal erhoben werden und nicht durch eine Rente getilgt werden dürfen, ist näher ausgeführt in Heft 67 der Mitteilungen des preußischen Landesverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine. Es ist erforderlich, daß die Gemeinden veranlaßt werden, die Tilgung solcher Beiträge durch Jahreszahlungen zuzulassen.

Vielleicht ist es möglich, da unser Reichskanzler die Ansiedlung fördern will, daß unsere preußische Behörde ein derartiges oder ähnliches Gesetz zur Beförderung von Ansiedlungen auf dem Lande ausarbeitet, das die jetzt bestehenden rechtlichen Schwierigkeiten auf ein erträgliches Maß zurückführt. Sind die gesetzlichen Beschränkungen und Schwierigkeiten, die für Kleinansiedlungen auf dem Lande bestehen, beseitigt, so wird sich auch ein anderer Vorschlag der Grenzboten leichter realisieren lassen, der darauf hinzielt, den verkleinerten Großbetrieben einschließlich der Fideikommißherrschaften aufzugeben, zuverlässige

Diener und Beamte sowie die erforderliche Zahl von Arbeitern, gegen Auferlegung einer jährlichen Grundrente, auf eigener Scholle sich ansiedeln zu lassen. Eventuell kann ihnen dies bezüglich ihrer Arbeiter durch Gesetz vorgeschrieben werden. Sie werden voraussichtlich dadurch mehr Einnahmen haben, als durch den Reinertrag, den ihnen diese abgeschriebenen Flächen vorher gebracht haben. Ja, ich halte es für wahrscheinlich, daß, wenn man obiges Gesetz auch auf die Abschreibung von Kossätenstellen, also Wirtschaften von vielleicht bis 10 Hektar Umfang, ausdehnen wollte, dann die einzelnen Fideikommißherrschaften Teile ihrer Güter in derartige Wirtschaften umwandeln werden; sie erhielten dann viel leichter und zuverlässiger die jährlichen Einkünfte als jetzt. Sind doch die Landlords, denen das Gebiet von London gehört, ähnlich vorgegangen. Sie haben die in der Stadt gelegenen Flächen in Erbbaurecht gegeben und ziehen ihre Grundrenten von den Erbbauberechtigten ein. Meine Vorschläge unterscheiden sich allerdings von dem englischen Rechtszustand dadurch, daß nach meiner Ansicht der Ansiedler ein volles Eigentum erlangen muß, nicht bloß ein solches, welches nach Ablauf von bestimmten Jahren (in England nach neunundneunzig Jahren) wieder an den Grundherrn zurückfällt. Wie die Geschichte uns lehrt, wird dieser Rückfall an den Grundherrn doch auf die Dauer nicht durchgeführt. Er führt allmählich zum vollen Eigentum. Jedenfalls sind die Erbpachtverhältnisse, die in früheren Jahrhunderten in Preußen geschaffen worden sind, durch die seit 1848 einsetzende Gesetzgebung in volles Eigentum verwandelt worden. Ähnliches ist in anderen Ländern geschehen. Nimmt man also die Lehren der Geschichte sich zur Richtschnur, so kann es sich, wenn man die Ansiedlungen fördern will, nur um Überlassung zu freiem vollen Eigentum handeln und darf nur die Auferlegung einer Grundrente zugelassen werden, die, wie das Bürgerliche Gesetzbuch in § 1202 Abs. 2 vorschreibt, seitens des Verpflichteten nach längstens dreißig Jahren gegen eine Kapitalzahlung abgelöst werden kann. Diese Frist ist für Preußen auf zwanzig Jahre herabgesetzt. — —

Im vorstehenden ist nur die Beseitigung der für Ansiedlungen zurzeit noch bestehenden rechtlichen Hindernisse erörtert. Daß daneben noch vielfache Schritte zu unternehmen sind, um die Ansiedlungen ganz allgemein zu fördern, ist selbstverständlich. Es ist eine ungeheure mosaikartige Kleinarbeit zu leisten, — an hundert Punkten sind die Hebel anzusetzen, soll etwas Ersprießliches, Dauerndes geleistet werden. Insbesondere dürften zur Kapitalbeschaffung in jeder Provinz Pfandbriefinstitute für Häuser nach dem Vorbilde des Berliner Pfandbriefamts ins Leben zu rufen sein.

Grimmelshausen und der Simplizius Simplizissimus

Von Dr. W. E. Oeftering-Karlsruhe

In einem Brief vom 5. November 1670 an ihren Bruder, den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, bat die Herzogin Sophie von Hannover, er möge ihr den „Simplizius Simplizissimus“ in Frankfurt besorgen, da man ihr diesen Roman angelegentlich empfohlen habe. Sie erhielt auch den gewünschten Band zusammen mit der Geschichte von der „Landstörzerin Courage“ und einer Sendung pfälzischen Weines, wofür sie sich am 10. Dezember bedankte und lustig bemerkte, die „Courage“ sei noch nie so stattlich beritten gewesen als diesmal, da sie auf einem Faß daher gekommen sei. Über den Autor der beiden Erzählungen zerbricht sie sich freilich vergebens den Kopf. Der blieb ihr so gut wie dem großen Universal-Lexikon von Zedler aus dem Jahre 1735 und späteren Lesern fremd, so daß z. B. noch Gervinus 1838 einen fiktiven Samuel Greifenson von Hirschfeld als Verfasser des „Simplizius“ behandelte, bis eben um diese Zeit der wahre Urheber hinter dem Pseudonym erkannt und unter dem vorher bedeutungslosen Namen Grimmelshausen dem Bewußtsein der Zeit eingeprägt wurde.

Sein Hauptwerk war freilich nie vergessen gewesen — Lessing hatte zu seinen Verehrern gezählt —, und es mutet wie ein schicksalvoller Zug an, daß es wie ein Volksbuch ohne Zusammenhang mit dem Autor seine Lebenskraft erprobte und daß sein Held ohne eigentlichen Personennamen, nur mit einem inhaltsreichen Sinnamen begabt, durch die Jahrhunderte schritt.

Auch jetzt haben wir noch nicht allzu deutliche Kunde vom Menschen Grimmelshausen. Sein Werk ist das Überragende und seine Person empfängt ihr Licht von ihm. Und wenn wir schon den Spuren seiner Erdentage nachgehen, wird uns doch erspart bleiben, daß er in absoluter Klarheit sich hinderlich zwischen uns und seine Schöpfung stelle, die zwar aus dem Zeitlich-Gebundenen emporwuchs, sich aber zum Ausdruck der spezifisch deutschen Gemütsart entwickelte und also mit der Kraft eines Symbols in die Zukunft hinein fortwirkt.

* * *

Im Thüringerland begegnen wir zuerst den adligen Ahnen unseres Schriftstellers, die sich nach dem heute sachsen-meiningenschen Dorfe Grymaltshusen

nannten. Im Jahre 1327 verkaufte dort Heinrich von Grymaltshusen seine Güter und Fischereigerechtsame an ein benachbartes Kloster.

Dann tauchen Namensverwandte dieses Stammes in Hessen auf und zwar in dem Städtchen Gelnhausen an der Kinzig. Hier erwirbt sich zufolge einem Eintrag von 1571 in einem Gelnhausener Kopialbuch Jorg Christof von Grimmelshausen, Zentgraf zu Reichenbach, eine Wohnung in der Haytzergasse. Die adligen Herren von Grimmelshausen hatten sich inzwischen bürgerlichen Berufen zugewandt, und Melchior von Grimmelshausen, der Großvater unseres Schriftstellers — der Simplizius heißt wohl nach ihm Melchior —, war als ehrsamer Bäcker in Gelnhausen tätig. Der Vater Johannes erwarb sich als Bauersmann seinen Lebensunterhalt, und der Humor, mit dem Simplizius gleich im ersten Kapitel von seiner Herkunft berichtet, wo der Bauernhof zum Palast und die rauchgeschwärzte Kammer zum Prunksaal wird, mag wohl aus dem Kontrast zwischen dem rittermäßigen Namen und den dürftigen äußeren Verhältnissen geflossen sein.

Hier also kam Jakob Christoph von Grimmelshausen zur Welt. Für das Jahr seiner Geburt fehlen einwandfreie Angaben; man setzt es um 1622 oder 1625 fest.

Die frühen Jahre seiner Jugend verbrachte er noch in einem Frieden, in den die Kriegstrompete nur von ferne ihre beunruhigenden Töne warf. In seiner Vaterstadt genoß er den ersten Schulunterricht, der ihm kaum mehr als Lesen und Schreiben beibrachte. Da fuhr der Soldatenlärm auch über die Wälder des Spessart und Vogelsberges und wälzte sich in das Tal der Kinzig. Anno 1634 wurde Gelnhausen eingenommen und geplündert, die Einwohner vertrieben oder getötet, und unser Knabe ward dem Troß einer kaiserlichen Abteilung einverleibt. Am 25. März 1635 ward er von den Hessen gefangen und nach Cassel geführt. Nun befand er sich mitten in dem Getriebe von Soldaten, Offizieren, Troßbuben, Weibern, Marodebrüdern und Landstörzern, deren Schicksale und Gestalten ihm den Stoff zu seinen späteren Schriftwerken liefern sollten.*)

Wir müssen annehmen, daß der junge Grimmelshausen in den nächsten Jahren als Musketier durch verschiedene Gegenden Deutschlands gezogen sei und an manchem Gefecht teilgenommen habe. In einer vielzitierten Stelle seines „Satirischen Pilgram", wo er deutlich von sich spricht, heißt es: „Ohne Ruhm zu melden, ich bin ehemalen auch dabei gewesen, da man einander das Weiße im Auge beschaute." Vermutlich hat er unter anderem auch an der Schlacht bei Wittstock am 24. September 1636 (alten Datums) teilgenommen, die er im zweiten Buch des Simplizissimus, Kap. 27, außerordentlich lebendig zu malen weiß.

*) Auch sein Bruder Caspar Christoph geriet unter die Fahne, denn wir treffen ihn 1640 als Capitain d'armes zu Hanau.

Ende 1638 finden wir ihn als jungen Musketier in Offenburg, und von da an datiert ein bedeutungsvoller Abschnitt seines Lebens, indem er von nun an ständig in Mittelbaden bleibt und sich hier eine neue Heimat erwirbt.

Durch einen Zufall scheint es ihm gelungen zu sein, die Aufmerksamkeit des Stadtkommandanten auf sich zu lenken. Ende 1638 war es, als Herzog Bernhard von Weimar sich nach der Eroberung von Breisach anschickte, auch Offenburg zu belagern, worin damals Johann Reinhard Freiherr von Schauenburg als kaiserlicher Oberst kommandierte. Daselbst fing man just um diese Zeit im Mühlbach ein Platteißlein, d. i. eine Steinbutte, was in jenen Gegenden ein ungewöhnlicher Fang ist, den die Fischer eben darum dem besagten Obristen zum Präsent machten; und dieser ließ sich den raren Fisch schmecken. Der junge Musketier Grimmelshausen aber wurde durch den merkwürdigen Vorgang zu der Prophezeiung veranlaßt: die Stadt Offenburg werde nicht eingenommen werden, solange der Oberst Schauenburg lebe und darin kommandiere. — Der Erfolg hat ihm recht gegeben. Jener Überfall Bernhards von Weimar wurde glücklich abgewehrt, und Offenburg entwickelte sich unter Johann Reinhard von Schauenburgs Leitung zu einer starken Festung, die während der folgenden Kriegsjahre standhaft allen Stürmen trotzte.

Grimmelshausen aber scheint sich durch seinen Ausspruch die Gunst des Kommandanten erworben zu haben, der sich wohl, wie die ganze Soldateska jener Zeit, dem Zauber der Wahrsagungen, Sterndeuterei usw. nicht entzog. Zunächst wurde er dessen Regimentssekretär und schrieb von da an manchen Brief an den obersten Kriegsherrn der katholischen Partei, Herzog Maximilian von Bayern, nach München, wo diese Schriftstücke im Reichsarchiv noch der Bearbeitung harren. Als Schauenburg daran ging, Offenburg zu befestigen, war Grimmelshausen wiederum ein geschickter Helfer. Unter anderem hatte er sich offenbar auch mit dem Fortifikationswesen befaßt und war dadurch instand gesetzt, einen Plan der Stadt Offenburg mit ihren Werken und Gräben zu zeichnen, der ebenfalls noch in München bewahrt wird.

Schauenburg verließ 1647 den Ort seiner bisherigen Wirksamkeit, und Grimmelshausen trat in das Regiment des Oberstleutnants Joh. Burkard von Elter ein, und zwar wiederum als Regimentssekretär oder Musterschreiber.

Damals ist er, der Sprößling eines lutherischen Geschlechts, zum Katholizismus übergetreten, jedoch ohne dadurch seinen freien Blick und seine tolerante Stellungnahme in religiösen Dingen aufzugeben. Unter die äußeren Gründe, welche ihn zu diesem Konfessionswechsel veranlaßt haben, gehörten wohl auch seine Beziehungen zu der im Jahre 1628 geborenen Wachtmeisterstochter Katharina Henninger, deren Vater ebenfalls zur Offenburger Besatzung zählte. Am 30. August 1649 wurde zwischen den beiden jungen Leuten die Ehe vollzogen, welcher im Laufe der Jahre zehn Kinder entsproßten.

Inzwischen war der westfälische Friede geschlossen und bald danach das Elterische Regiment aufgelöst worden, wodurch Grimmelshausen für eine andere

Berufsmöglichkeit frei wurde. Da erinnerte sich sein alter Gönner Hans Reinhard von Schauenburg an ihn und holte ihn zu sich.

Nur wenige Meilen nördlich von Offenburg liegt, zum Renchtal herniederblickend, der Stammsitz der Schauenburgs, auf einem Bergvorsprung über dem kleinen Dorf Gaisbach; und dahin kam Grimmelshausen sozusagen als Militäranwärter in die Zivilstellung eines freiherrlichen Schaffners oder Verwalters, als welcher er sich seinem freundschaftlich gesinnten Herrn auf vielfältige Weise nützlich zu machen wußte. Für die guten Beziehungen zwischen ihm und seiner Herrschaft spricht der Umstand, daß das Fräulein von Schauenburg im Jahre 1652 Patinstelle bei einer Tochter Grimmelshausens übernahm, die nach ihr Anna Dorothea getauft wurde.

Im Jahre 1662 übernahm er für drei Jahre ein ähnliches Verwalteramt auf der nahen, jetzt verschwundenen Ulenburg, welche dem Straßburger Arzt Dr. Joh. Küffer gehörte. Dann kehrte er wieder nach Gaisbach zurück und führte von 1665 an die Schauenburgische Wirtschaft „Zum silbernen Stern"; in dieser Stellung wie vorher nützte er alle Gelegenheit, in der neuen Umgebung festen Fuß zu fassen. Es gelang ihm auch, sich Grundbesitz zu erwerben, wie beispielsweise das Gaisbacher Spitalgut in seine Hände kam.

So trat er in immer engere Fühlung mit der einheimischen Landbevölkerung. Er lernte ihre Sitten und Bräuche kennen und lauschte voll Aufmerksamkeit ihren Erzählungen, ihren Schwänken, Sagen und Märchen. Auch die umgebende Bergwelt blieb ihm nicht stumm. Er stieg — damals ein selten Ding — zu ihren Höhen hinauf und weitete sich den Blick im großen Rundumschauen. Auf der hohen Mooß ist er gewesen und den Mummelsee im Gebiet der Hornisgrinde hat er um seiner Merkwürdigkeit willen sicher besucht.

Als Anno 1667 die bischöflich Straßburgische Regierung, zu deren Gebiet das Städtlein Renchen gehörte, der Kündigung ihres damaligen Schultheißen Elias Goll willfahrte, erwählte sie Grimmelshausen auf dessen Bewerbung hin zum Nachfolger. Es mag sein, daß Reinhard von Schauenburg, der zu den elsässischen Freiherrn von Fleckenstein in verwandtschaftlichen Beziehungen stand, dabei ein günstiges Wort für ihn einlegte; jedenfalls erwies sich der Schwiegervater Grimmelshausens als Empfehlung, der Zaberner Spitalschaffner und Ratsherr Henninger, welcher sich bereit erklärte, Bürge für seinen Eidam zu sein, da dieser vor Antritt des neuen Amtes seinen Gaisbacher Grundbesitz als Kaution verpfänden mußte.

So wurde also Grimmelshausen im Juli 1667 Schultheiß, oder wie es lateinisch hieß „Prätor" der Stadt Renchen. Aus seiner Amtszeit ist eine Mühlenordnung erhalten, vom 13. Okt. 1667 datiert, von der eine Kopie im Renchener Rathaus behütet wird. In Renchen ist später noch einer seiner Söhne als kaiserlicher Postmeister nachweisbar. Doch erlosch das Geschlecht in der männlichen Linie, während von der weiblichen jetzt noch Nachkommen im Badischen leben.

Leider wurde Grimmelshausen in seinem Amte nicht alt. Im Jahre 1676 — er war erst in den Fünfzigern — trat der Tod an ihn heran. Als damals die Franzosen ins Breisgau und die Schwarzwaldtäler einbrachen, litt es den Grimmelshauser nicht hinterm Tintenfaß und in der Stube. Seine Familie flüchtete gleich vielen anderen in die Berge; er aber ließ sich als Soldat in die Liste schreiben, um nochmals wie in der Jugend ins Feld zu ziehen. Da schlug ihm, wohl rasch und unerwartet, der harte Ritter Tod das Schwert aus der Hand. Aus der Verborgenheit eilten die Söhne ans Sterbelager des Vaters, der mit den Sakramenten der katholischen Kirche versehen, am 16. August 1676 von dieser Welt ging.

* * *

Wir haben gelegentlich erwähnt, daß Grimmelshausen immerdar Gelegenheit genommen hat, seine Bildung zu erweitern und zu vertiefen. In den wilden Zeitläuften seiner Jugend hatte er den Schulsack nicht schwer mit Kenntnissen bepacken können. Aber nachdem ihm Krieg und Frieden vielerlei menschliche Situationen vor Augen geführt hatten, drängte es ihn, auch den inneren Zusammenhang der Dinge zu erfassen und sich ein geistiges Weltbild zu erwerben. Von diesem Trieb beseelt gelang es ihm, sich einen Standpunkt zu verschaffen, von dem aus er alles Menschliche ohne richtenden Eifer voll Verständnis betrachtete.

Das gibt auch seiner Satire einen Einschlag von Toleranz und führte ihn dazu, selbst das Grauenvolle noch mit dem Schimmer seines Humors zu umstrahlen. Auf Grund dieser persönlichen Sicherheit und Geschlossenheit, die auch dem Schmerzlichen die Stirne bietet und keine feigen Ausflüchte sucht, durfte er dem Simplizius das Motto voransetzen: „Es hat mir so wollen behagen, Mit Lachen die Wahrheit zu sagen." Ein süß-sentimentaler sogenannter Humor kommt dabei freilich nicht heraus, sondern ein geistiges Überwinden der Lebensnot, welche als solche anerkannt und durchaus nicht hinweggeweint oder -gelächelt wird.

Eines freilich ging ihm wie seiner Zeit ab: die verehrende Erhöhung des Weibes. Die Frau wird für ihn kein Gegenstand erhabener Gefühle, kein Ziel und keine Erfüllung innerer Wünsche. Sie ist häufig ein Objekt des Spottes und derber Scherze, oft die Verkörperung des Leichtfertigen und Unbeständigen, und im besten Falle bloß die Gehilfin des Mannes und die Befriedigung seiner Lust.

Aus diesem Mangel an weiblicher Weichheit erklärt sich auch die im allgemeinen scharfe und unzimperliche Luft, welche im ganzen Buche weht, die Freude am kräftigen Witz, an der rohen Gebärde, an der hanebüchenen Situation, aber auch die starke Männlichkeit, das gesunde und urkräftige Lachen und im letzten Ende der ungebrochene Humor.

Dabei nehmen im „Simplizissimus" die innersten Gedankengänge zuletzt eine religiöse Wendung, ähnlich wie später im „Wilhelm Meister" Goethes die Unrast eines strebenden Wanderlebens in den Frieden einer mystisch verklärten Erlösung ausschwingt.

Für Grimmelshausen wie für seine ganze Zeit gipfelt die Frage nach dem Sinn des Lebens schließlich in der Kardinalfrage nach dem Verhältnis des Menschen zu Gott, wobei Gott als ein der Welt Entgegengesetztes aufgefaßt wird; denn die Welt ist das Ungöttliche, das Gottfeindliche, kurzum der Teufel.

Vom Glauben an den Teufel kann sich auch Grimmelshausen trotz seiner Aufgeklärtheit und mancher Zweifel, nicht völlig frei machen. Und mit dem Höllenfürsten zieht das ganze Heer abergläubischer Vorstellungen in die Erzählung ein, die auch nach dieser Seite hin die Anschauungen jener Zeit ausgiebig zur Darstellung bringt. Aber als positives Gegenspiel all dieser Gedankengänge kommt der ethisch-religiöse Zug in den letzten Partien des „Simplizius" ungebrochen zum Ausdruck, während der Roman vorher seinen eigentlichen moralischen Gehalt im Kampf zwischen Gut und Böse und in dem Zurechtfinden aus der Verirrung erweist. Dabei tut sich der Autor unter dem Druck seiner moralischen Absichten in der Gestaltung von derben und brutalen Vorgängen keinen Zwang an. Der ihm innewohnende Drang zu bessern erlaubt ihm, kräftig ad oculos zu demonstrieren und den Maßstab ästhetischer Forderungen zugunsten seiner Tendenz zu ignorieren. Er kann grobe Dinge nicht mit feinen Worten sagen, und das Bewußtsein seiner inneren Gesundheit und Lauterkeit gibt ihm anderseits ein Recht, das Rohe und Niedrige seiner Zeit und seiner Menschen nicht nur ungeschminkt darzustellen, sondern es mit einem gewissen Behagen auszumalen und humoristisch-satirisch zu akzentuieren.

Die theologischen Gedankengänge, wie sie Grimmelshausen bei seinem Simplizius aufdeckt, können deutlich auf die Einwirkung gewisser Schriften zurückgeführt werden, während ihm sonst in allen Verhältnissen das Leben als oberste Lehrmeisterin für sich und seine schriftstellerische Produktion gegolten hat. Daneben war seine Lektüre ausgebreitet und erstreckte sich auf die verschiedensten Gebiete.

Aber vor allen Dingen begegnete er den Fragen der Zeit voll Anteilnahme. Als Soldat hatten ihn all die technischen Mittel des Befestigungswesens, der Pulverfabrikation usw. interessiert. Unter den Bauern lebend reizten ihn national-ökonomische Probleme, und er sah den Weg zur Beförderung des Wohls der Gesamtheit in einer kommunistischen Verwaltung, wie er sie den Simplizissimus bei den widertäuferischen Kolonisten bewundern läßt (Buch V, Kap. 19). — In politischen und nationalen Dingen hoffte er alle Gesundung von einem Parlament, in welches jede Stadt ihre zwei klügsten Männer abordnen sollte. Zur Förderung und Erhaltung der religiösen Eintracht war er für die Aufhebung aller konfessionellen Zänkereien zugunsten einer christlichen Einheitsreligion. Den Bestrebungen der Sprachgesellschaften wandte er sich

miteifernd zu, ohne in die Übertreibungen Zesens zu verfallen, und er verfocht ihre Anschauungen in gesunder und natürlicher Weise in seiner Schrift „Der teutsche Michel". Der zeitgenössischen Literaturströmung machte er seine Reverenz mit einigen heroischen Romanen, welche freilich mit der gesamten Kunstgattung das Schicksal teilten, vergessen zu werden, und er focht (im „Vogelnest") mit seinem Nebenbuhler Zesen einen kritischen Kampf aus, bei dem er seine Einsicht in psychologische und romantechnische Fragen offenbart.

Die Geschichte seiner Zeit studierte er in den Bänden des „Theatrum Europäum" und im „Erneuerten teutschen Florus" des Eberhard Wassenberg von Emmerich. Kunde von fernen Ländern, von allerhand Merkwürdigkeiten, von mythologischen, astrologischen und sonstigen Materien schöpfte er aus den Sammelwerken, welche zu seiner Zeit so beliebt waren und die allerlei Wissenskram bunt durcheinander in wechselnder Mannigfaltigkeit boten. Ein derartiges Opus war des Th. Garzonus „Allg. Schawplatz" und des Spaniers Petrus Mexia „Historischer Geschicht-, Natur- und Wunderwald", von dessen deutscher Übersetzung die Karlsruher Hof- und Landesbibliothek ein Exemplar von 1668 besitzt, das Grimmelshausens Namen auf dem Titelblatt trägt. Aus solchen derartigen Blütenlesen ließen sich Zitate, Anspielungen, Exempel und wissenschaftliche Verbrämungen holen, die gelegentlich den eigenen Ausführungen ein besonderes Gewicht verleihen sollten.

Daneben war Grimmelshausen mit deutschen und fremden Literaturerzeugnissen aufs beste vertraut. Er kannte unsere Volksbücher, dazu die Schwänke Bebels und Paulis, die Schriften des Fischart, Hans Sachs, Logau, Schupp und Moscherosch, des Boccaccio und wahrscheinlich auch die des Bandello; ferner die Heiligenlegende, die Werke Luthers (welche er nach der Jenenser Ausgabe zitiert), den Theophrastus Paracelsus, die Wunderchronik des Prätorius, die Amadisromane, die „Arcadia" des Ph. Sidney, welche Opitz 1629 übersetzt hatte, die „Assenat" Philipps von Zesen, endlich die Erbauungsschriften des Spaniers Guevara und die Schelmenromane, welche einst durch die Verbindung Spaniens mit Deutschland unter Kaiser Karl dem Fünften leicht und schnell Eingang bei uns gefunden hatten.

Seit der Entdeckung Amerikas hatte der Abenteurerdrang die weitesten Kreise ergriffen; er schuf nicht nur den leichtlebigen Glücksritter, sondern erzeugte auch eine geneigte Stimmung für literarische Produkte, welche derartige Schicksale und Gestalten zum Vorwurf wählten. Und begreiflicherweise nahm diese Literaturbewegung ihren Ausgang von Spanien, wo man zuerst von dem goldenen Strom aus der Neuen Welt überflutet und von jener fiebrigen Erregung gepackt wurde, welche die ganze leichtfertige, heimatlose, glückshungrige Schar der Picaros und Landstörzer erzeugte.

Infolge einer ähnlich gearteten, aber in ihrem Ziel unentwegt auf künstlerische Betätigung gerichteten Unruhe war der junge Callot im Jahre 1604 seinen Eltern in Nancy entlaufen und mit wandernden Zigeunern zum erstenmal

in das heiß ersehnte Italien gekommen. Den Eindrücken unterwegs und bei seinen Reisegefährten verdanken wir jene Darstellungen aus dem Leben der heimatlosen Vagabunden, die als ausdrucksvollste Illustrationen zu Grimmelshausens „Landstörzerin Courage" betrachtet werden können. Freilich von noch größerer Bedeutung sind seine beiden Zyklen von den „Schrecknissen des Kriegs", welche 1632 bis 1633 entstanden, in denen wir die zeichnerisch vollendete Gestaltung des Milieus besitzen, das wir nirgends lebendiger als bei Grimmelshausen dichterisch festgehalten finden. Zum Landstörzer und Zigeuner war der gewaltsam aus aller Heimat gerissene Waffenbruder und Landsknecht getreten, neben die Schelmen und Picaros die in der Kriegsluft hart gewordenen Abenteurer, Beutesucher, Marodebrüder und Mordbrenner. Mit gleicher Energie und mit gleicher Totalität gab Callot mit dem Stichel, was Grimmelshausen mit der Feder von den Menschen und Schicksalen der kriegerfüllten Welt den Nachfahren überlieferte.

Die literarischen Produkte, welche jene europäische Stimmung erzeugte, die Schelmengeschichten, machten naturgemäß auf einen Menschen wie Grimmelshausen, welcher durch das wilde Hin und Her des Dreißigjährigen Krieges gegangen war, einen ganz besonderen Eindruck; da begegneten ihm verwandte Klänge, bekannte Situationen und vertraute Charaktere. Und gerade bei ihrer Lektüre mag er sich besonnen und voll erregender Betroffenheit gemerkt haben, daß er selber viel mehr als jene Picaros erlebt hatte, bis er vom Gelnhausener Büblein zum Soldaten, und vom Soldaten zum Renchener Schultheiß geworden war, daß er aber auch anders zum Leben stand als sie, freier, ernster und tiefer. Und so kam er dazu und schrieb in manchen Stunden die Geschichte eines Mannes, dem er in vielen Zügen sein Antlitz lieh und sein äußeres Kleid, in den er aber auch sein inneres Wesen hineingoß, bis das Ganze mehr wurde als bloß ein kulturhistorisches Dokument, sondern überdies ein Kunstwerk voll innerer Haltung und Beseeltheit. So schritt der Simplizius Simplizissimus aus seinem engen Tal hinaus in die weite Welt.

Was wollten neben ihm die früheren schriftstellerischen Versuche Grimmelshausens bedeuten, jene „Traumgeschichte von Dir und Mir" und jener „Fliegende Wandersmann nach dem Mond", die er zur Stilübung vor etwa zehn Jahren nach einer französischen Vorlage übersetzt hatte, — oder die „Historia vom keuschen Joseph", welche er als literarisches Produkt mehr aus seinen angelesenen Kenntnissen als aus seinem inneren Schaffensgrund zutage förderte.

Erst im „Simplizissimus" gab er den blutwarmen Niederschlag seines Lebens, seines Entwicklungsganges, seiner inneren Gestaltenfülle und seiner Weltanschauung. Hier rangen sich seine Hoffnung und Sehnsucht, seine Leiden und Freuden vom Herzen. Der „Simplizius" wird sein Bekenntnisbuch, seine „Dichtung und Wahrheit" und darum ein wirkendes Zeugnis auch vom Dichter- und Menschenwert Grimmelshausens. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der eigentliche Name des Helden, Melchior Sternfels von Fuchsheim, ein Anagramm

des Namens Joh. Christoffel von Grimmelshusen ist, genau wie die vielfachen Pseudonyme, hinter denen er sich ehedem verborgen hatte.

* * *

Der Roman führt uns aus der Einsamkeit eines friedlichen Waldlebens durch ein unruhiges und manchmal roh verwildertes Leben abwärts in die Tiefe eines körperlichen und sittlichen Verfalls, bis es wieder zur Höhe eines beschaulichen Einsiedeltums aufsteigt, wo der Held seinen wahren Menschenwert aufs neue erkennt und hervorholt.

Daß er dies als Einsiedel tut, ist im Plan des Ganzen wohl begründet. Und doch muß den Grimmelshausen eine gewisse Unbefriedigung mit diesem Schluß, wie das fünfte Buch ihn bringt, erfüllt haben, dessen Glaubhaftigkeit aus der psychischen Veranlagung des Simplizius heraus bezweifelt werden mochte. Kann dieser Abenteurer, den sein Tatenhunger, sein Fürwitz, man möchte sagen, sein Dämon getrieben hat, eine Irrfahrt durchs Leben zu wagen, der aus der Enge kam und immer mehr die Weite eroberte, — kann der mitten in der tätigen Welt wieder in die Enge zurückkehren und dort seine Bestimmung finden? Grimmelshausen, der Autor, welcher dem Simplizissimus so viel von sich gegeben hatte, lebte ja selbst nicht im Resignationswinkel, er war kein Mönch und kein Einsiedel geworden, sondern ein schaffendes Glied der Menschheit.

Also trieb es ihn, seinen ersten fünf Büchern ein sechstes nachzuschicken, wozu ihm der buchhändlerische Erfolg seines Werkes ein weiterer Ansporn war. Freilich, den einmal angelegten Faden durfte er nicht zerreißen, er konnte ihn nur fester spinnen und stärker drehen. So verläßt der einsiedlerische Simplizius seine Berghütte und wird aus einem Wald- ein Wallbruder. Doch jetzt lenkt er den Drang, in die Welt zu steigen, auf eine fromme Pilgerbahn, die ihn an die heiligen Orte führen soll. Das war immerhin die rechte Fortsetzung seines Lebens, wie er es als Soldat und Abenteurer geführt hatte. Und deshalb stürzt er in neue Unrast, bis er infolge eines Schiffbruchs auf einer menschenleeren Insel landet, wo nun sein Leben in glaubhaft gemachter Einsamkeit verläuft. Seine Sehnsucht kehrt sich nicht zur Heimat, sondern ganz nach innen, und so läutert er sich zur vollkommenen Seelenreinheit. Hier bleibt er als ein ganz Gefestigter, der die Welt entbehren kann, glücklich, daß er mit seiner Hände Arbeit sich die Erde untertan machen und durch inneres Streben das Menschliche in sich zur Vollkommenheit entwickeln darf. Außer an dem inhaltsreichen Gang seiner Erzählung, die uns ein unübertroffen anschauliches und lebenstrotzendes Kulturbild vom Dreißigjährigen Kriege gibt, und die uns zum Schluß noch die erste Robinsonade schenkt, läßt uns also Grimmelshausen an der Entwicklungsgeschichte eines Charakters teilnehmen, der sich geistig über sein Jahrhundert erhebt. Es zeugt von seiner eigenen inneren Selbständigkeit, daß er es fertig bringt, in den Zeiten des tiefsten wirtschaftlichen und nationalen Verfalls einen solchen Charakter zu schaffen, der trotz Schmutz und Greuel

körperlicher und geistiger Art im Innersten gesund und keimstark bleibt. Dabei ist wohl keine Dichterfigur so in allen Zügen vollkommen das Spiegelbild des deutschen Wesens wie der Simplizius Simplizissimus. Moeller van den Bruck hat dies einmal in voller Ausführlichkeit dargetan. Das Harte, Kantige, Eckige, ja selbst das Flegelhafte und Rohe, dann wieder das liebevoll Beschauliche, das Sinnierende und Spekulative, das zeitweilige Sichverlieren und das stete Sichwiederfinden, das Weltschweifende und Heimverlangende, der Wirklichkeitssinn gepaart mit romantisch ungebundener Phantasie, Abenteurerlust und Gedankentiefe, die Frömmigkeit eines gottsuchenden Gemüts, die Herzenseinfalt neben der Verstandesklugheit: all dies, wenn es schon im einzelnen allgemein menschlich ist, gibt sich doch in eins verwoben durchaus als spezifisch deutsch. Und all dies bringt Grimmelshausen im Simplizius als Folge seiner eigenen deutschen Natur und seiner unverdorbenen künstlerischen Naivität zur Darstellung.

Denn er hatte sich trotz alles üppigen und verschnörkelten Deutsch und aller Sprachverwilderung seiner Zeit eine unmittelbar aus dem Volk geschöpfte Erzählungskunst bewahrt, die sich voll Frische und Treffsicherheit zu geben weiß; trotz aller Sittenverwilderung war ihm der Glaube an den unverlierbaren Menschenwert gerettet, und trotz aller Lebensverwilderung verfügte er über die Gabe, in sich selbst die Versöhnung mit allem Feindseligen und Widrigen zu vollziehen und eine heroisch-humoristische Weltanschauung zu behaupten, die es ihm als Mensch und Dichter ermöglicht, im Simplizius einen Helden zu zeichnen, der trotz Greuel und Not den Blick auf die ewigen Richtpunkte nicht verliert, eben weil er seiner eigenen Natur treu bleibt, die im Guten und Bösen die Natur seines Volkes ist.

Deshalb kann auf dem Denkmal, das unserem Grimmelshausen im Jahre 1879 in Renchen, der Stadt seiner Wirksamkeit, gesetzt wurde, mit Recht der Spruch gemeißelt stehen:

Deutsch Volk, belogen und betrogen
Im Streit um hohes Ideal,
Durch Not und Elend durchgezogen,
Aus Wunden blutend ohne Zahl,
Einfält'gen Herzens, tief verwildert,
Berührt doch von der Muse Kuß,
Deutsch Volk, du warst, den er geschildert:
Der arme Simplizissimus.

Die vier Temperamente

Von Ludwig Rieß-Berlin

Diesen Aufsatz entnehmen wir dem soeben erschienenen Werk von Ludwig Rieß „Historik". Ein Organon geschichtlichen Denkens und Forschens. Erster Band. G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H. Berlin und Leipzig 1912. Broschiert 7.50 M.

Sacherklärung

Neben der Verschiedenartigkeit des Gefühls von Lust und Unlust, mit der die Menschen die ihre Existenz berührenden Veränderungen in ihren Vorstellungskomplexen begleiten, haben schon die Alten nach der Neigung des Empfindens und Handelns bei gewöhnlichen Anlässen vier verschiedene Typen von Menschen unterschieden. Nach der Schnelligkeit und dem Stärkegrade, womit einem äußeren Vorgang die Erregbarkeit (Rezeptibilität) folgt, nach der Kraft und Nachhaltigkeit der Gegenwirkung (Reagibilität) lassen sich verschiedene Permutationen zusammenstellen, von denen eine ziemlich genau auf jeden von uns als passende Regel unseres täglichen Verhaltens angewandt werden kann. Bahnsen hat mit Beschränkung auf das wichtigste eine Tabelle von sechzehn Variationen aufgestellt*); wir kommen aber, da nur in seltenen, stark ausgeprägten Fällen für den Historiker ein Anlaß vorliegt, diesen mehr im Alltagsleben wichtigen Grundzug hervorzuheben, mit der populären Zahl aus. Bei den Skizzierungen, die in der psychologischen Literatur von diesen vier Typen gemacht werden, läuft oft der Fehler mit unter, daß vieles, was anderen Erscheinungen des Seelenlebens angehört (z. B. Eukolie und Dyskolie, Affekte und Leidenschaften, Gemütstiefe und Fühllosigkeit, Pflichteifer und Leichtsinn) hineingezogen wird, um das Bild abzurunden. Herbart ist außerdem geneigt, die Temperamente mit physiologischen Eigenschaften in Verbindung zu bringen**). Auch körperliche Signalements werden zuweilen an die Schilderung dieser Besonderheiten ohne Grund angehängt***).

Choleriker

Das sich für den Historiker am leichtesten bemerkbar machende Temperament ist das des Cholerikers, der schnell aufbraust und sich nicht beruhigt, bis er einen seiner tiefen Erregung entsprechenden Gegenschlag ausgeführt hat, der aber auch günstige Eindrücke und Mitgefühl gern durch praktisch wertvolle Gunstbezeigungen

*) Beiträge zur Charakterologie. Bd. I, S. 24. Auch Drobisch § 111.

**) Lehrbuch zur Psychologie. 3. Auflage ed. Hartenstein § 132.

***) So in den beiden Monographien von Bernhard Hellwig. „Die vier Temperamente bei Kindern" (4. Auflage, Paderborn 1889) und „Die vier Temperamente bei Erwachsenen" (Paderborn 1888).

und hochherzige Hilfsleistungen „realisiert". Luther, der sich seinen Ärger über Angriffe auf seine Partei durch noch gröbere Invektiven vom Halse schrieb, der die Bannbulle des Papstes öffentlich verbrannte und den Schwarmgeistern so energisch entgegentrat, der aber auch jedem Getreuen gern ein wertvolles Geschenk machte, den entlaufenen Nonnen Ehemänner verschaffte und im Kreise derer, die an seinen Gesprächen Anteil nahmen, rücksichtslos offen und unerschöpflich mitteilsam war, ist ein klarer Typus des cholerischen Temperaments. Daß Bismarck die Löwenmähnen schütteln konnte und in dem Schleichkampfe der Presse mehr als das Jus talionis übte, auch wo das Staatsinteresse es nicht erforderte, daß er aber anderseits, wo ihm Talent oder Verdienst nahetrat, außergewöhnliche Beförderungen durchzusetzen wußte und seinen Verehrern mit Perlen des Geistes und Humors immer gefällig war, ist auf sein Temperament zurückzuführen. Treitschkes wissenschaftliche Schriften kann man nur richtig verstehen, wenn man bei ihrem Studium die kräftigen Reaktionen dieses Cholerikers auf die von ihm während der Zeit ihres Entstehens rezipierten wechselnden Eindrücke in Anschlag bringt. Das von Schiller Philipp dem Zweiten in den Mund gelegte Wort:

„Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab ich zu fürchten aufgehört."

entspricht ganz der Neigung des Cholerikers, „Zug um Zug" zu leiden und zu handeln; der historische Philipp der Zweite hatte allerdings ein ganz anderes Temperament.

Sanguiniker

Durch lebhaftes Minenspiel und beredte Gebärde verrät der Sanguiniker die Schnelligkeit und Stärke seiner Empfänglichkeit, während er durch Tathandlungen nur schwach und flüchtig reagiert. Mit einem Sarkasmus nimmt er seine Rache, und schnell ist bei ihm eine Beleidigung, eine Nichtswürdigkeit, aber oft auch eine Wohltat vergessen. Blücher konnte mit York auch nach solchen haarsträubenden Szenen, wie an der Katzbach, leicht wieder auf guten Fuß kommen und Wellingtons irreführende Handlungsweise für immer vergessen, weil er Sanguiniker war; dem cholerischen Gneisenau war das nicht so leicht möglich. Friedrich der Große war Sanguiniker, wir haben schon gesehen, mit dyskolischer Grundstimmung. Seine leichte Aussöhnung mit dem Vater, sein Verhalten zu Voltaire, seine Witze über die Kaiserin von Rußland, sein Eingreifen in den Prozeß des Müllers Arnold und seine Nichtbeachtung der indirekten Wirkung, die seine Annäherung an England in Frankreich hervorrufen mußte, hingen zum guten Teil mit seinem Temperament zusammen. Auch an unserem Kaiser Friedrich dem Dritten war der Sanguiniker unverkennbar. Bei Frauen erscheint das sanguinische Temperament, wo es sich mit Eukolie begegnet, wie bei Bettina von Arnim und Goethes Mutter, besonders anziehend. Auf diese bei Staatsmännern gefährliche Kombination, die man am Günstling von Jakob dem Ersten, dem Herzog von Buckingham, studieren kann, hat Goethe seinen Egmont angelegt. „Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war?" und als ihn Oranien gewarnt hatte: „Daß anderer Menschen Gedanken solchen Einfluß auf uns haben! Mir wäre es nie eingekommen; und dieser Mann trägt seine Sorglichkeit auf mich herüber. — Weg! Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute."

Phlegmatiker

Schwache und langsame Rezeptibilität kontrastiert beim Phlegmatiker sehr günstig mit starker und nachhaltiger Rückwirkung. Fabius Cunctator, Tyrenne, Daun und Wellington unter den Kriegshelden, Augustus, Burleigh, Wilhelm der Dritte von England, Hardenberg und Napoleon der Dritte unter den Staatsmännern repräsentieren diesen Typus in der Geschichte am besten. Aus Louis Schneiders Biographie, Roons Aufzeichnungen und den Ereignissen vom 10. bis 15. Juli 1870, geht hervor, daß Kaiser Wilhelm der Erste doch auch ein phlegmatischer δυσκολος war. Mit diesem Temperament hütet man sich am leichtesten vor Übereilungen und wird den Forderungen der Sache am ungestörtesten gerecht; Personen dieser Anlage erscheinen deshalb nicht so „temperamentvoll", wie die vorhergehenden Typen.

Zugleich um zu zeigen, daß auch in einem ganz anderen Kulturkreise die Temperamentsunterschiede ganz gleiche sind, wollen wir eine Anekdote anführen, durch welche die Japaner die drei aufeinanderfolgenden Wiederhersteller friedlicher Ordnung in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, Nobunaga, Hideyoshi und Iyeyas als Vertreter des sanguinischen, cholerischen und phlegmatischen Temperaments kennzeichnen. Sie erzählen, daß es gelungen war, einen Kuckuck zu fangen und daß alle drei sich damit abmühten den Vogel in der Gefangenschaft zum Schreien zu bringen. „Ich schlage ihn tot, wenn er nicht schreien will," drohte der Sanguiniker. „Ich werde ihm das Schreien schon beibringen," beschloß der Choleriker. „Ich werde warten, bis er schreien wird," tröstete sich der Phlegmatiker Iyeyas, der Begründer des Hauses Tokugawa. Er allein soll den Kuckuck haben rufen hören*).

Melancholiker

Als viertes Temperament wird gewöhnlich das melancholische aufgeführt, das aber, da aus dem medizinischen Sprachgebrauche Melancholie als Benennung für krankhafte Seelenzustände in allgemeine Aufnahme gekommen ist, nach Bahnsens Vorschlag besser das „anämatische" heißen sollte. Es verbindet langsame und schwache Rezeptivität mit flüchtiger oder sehr schwacher, wenn auch nachhaltiger Reagibilität. Mit solchem Temperament ist es schwer, durch eigene Taten in leitende Stellungen zu kommen; man findet diese Varietät deshalb in der Geschichte selten in deutlicher Beleuchtung. Von Männern glänzender Karriere wüßte ich nur den preußischen Minister Ançillon und den österreichischen Feldmarschall Grafen Benedeck als Anämatiker in Anspruch zu nehmen. Dagegen macht sich dieses Temperament sehr bemerkbar, wo es nur auf prinzipielle Opposition, auf Nörgelei ankommt. In der Fronde kann man auf die Anämatiker zählen. Bei geborenen Herrschern findet sich dieses Temperament nicht gerade so selten; an dem habsburgischen Kaiser Friedrich dem Dritten, dem preußischen König Friedrich Wilhelm dem Dritten und dem Zaren Alexander dem Dritten haben wir sehr deutliche Vertreter dieser Gattung. Dem höheren Alter gibt die Zurückhaltung

*) Zweifellos sind die altgriechischen Vorstellungen über die verschiedenen Temperamente schon in hellenistischer Zeit in Indien bekannt und dann nach China und Japan weitergegeben worden. Das wäre aber unmöglich gewesen, hätte man nicht überall die Grundwahrheit dieser Unterscheidungen beobachtet.

der Lebensäußerung, die dem Anämatiker eigen ist, um so mehr Ehrwürdigkeit; das Volk erwartet eine dieser Anlage entsprechende Handlungsweise vom Papste, von gealterten Herrschern und großen Philosophen*). Die Geduld des von seiner Xantippe mißhandelten Sokrates und Hiobs Gemütsruhe sind die bekanntesten Vorbilder für solchen ehrenvollen Mangel an Temperament. Der Quietismus der Buddhalehre zielt auf das Extrem in dieser Richtung. Das wird dann aber mehr eine gewollte Unterdrückung der Sensibilität, Rezeptibilität und Reagibilität, als ein innerhalb der Temperamentsunterschiede fallendes Verhältnis des Pulsschlages der Individualität**). Es kommt daher gelegentlich zu Eruptionen, wie dem Amoklaufen.

Bei den meisten Menschen, aber keineswegs bei allen, verringert sich der Einfluß des Temperaments von selbst mit zunehmender Erfahrung und abnehmender Beweglichkeit des Körpers. „Die Schwaben werden mit dem vierzigsten Jahre klug", ist ein Sprichwort, das doch wohl auf die erst dann erworbene Fähigkeit, Temperamentsausbrüche zu beherrschen, zu beziehen ist. Den Versuch dieser Selbstbeherrschung durch Reflexionen macht ja jeder, der die Nachteile der frischen und warmen Impulse wiederholt erfahren hat; aber es gelingt nicht immer. Von dem Sanguiniker Friedrich dem Großen haben wir das schöne Geständnis: „Alles, was ich an Reflexion habe, setze ich in Bewegung, um den ersten Moment zu vermeiden, der bei mir sehr lebhaft ist und, solange diese Lebhaftigkeit des ersten Moments dauert, hüte ich mich sorgfältig, eine Entscheidung zu treffen über das, was ich gesehen habe, und über das, was ich gehört habe und was mich erregt; trotz alles Bemühens vermeide ich ihn nicht immer, diesen ersten Moment, und dann — macht Monsieur Dummheiten und verbrennt sich Monsieur die Finger." Gewöhnliche Sterbliche beißen sich auf die Zunge und verbrennen sich, wenn sie Sanguiniker und Choleriker sind, doch leicht den Mund — bei Gönnern und Vorgesetzten.

*) Von Aristoteles haben wir die Behauptung: „Männer, die sich in der Philosophie, Staatsweisheit, Poesie oder Kunst ausgezeichnet haben, scheinen fast alle melancholischen Temperaments zu sein" (Prob. XXX, 1). Cicero stimmt dem bei: „Aristoteles ait, omnes ingeniosos melancholicos esse" (Tuscul. I, 33).

**) Sehr häufig werden entschiedene Temperamentsausbrüche als Charaktererscheinungen aufgefaßt. So in der folgenden Eintragung Lassalles in sein Tagebuch: „Die Skizzen, die uns R. von dem gab, was er früher auf der Handelsschule erleiden mußte, waren wirklich ergreifend. Die Wirkung, die seine Schilderung hervorbrachte, war unserem Charakter entsprechend. Ich ballte die Fäuste, knirschte mit den Lippen und tat im Innern die schrecklichsten Rachegelübde. Wilhelm stand ruhig da, kein Wort kam über seine Lippen, nur Tränen perlten aus seinen Augen, und dann und wann zuckten seine Lippen schrecklich. Ich kann mir wohl denken, was in seinem Inneren vorging. Nur Moewes war nicht aus seiner Pomade zu bringen, kalt und teilnahmlos wie gewöhnlich." (Lassalles Tagebuch ed. P. Lindau, S. 242.) Man sieht aber ganz deutlich, daß hier ein Choleriker, Anämatiker und ein Phlegmatiker der Erzählung ihres Freundes lauschten.

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Vierzehnte Fortsetzung)

14.

Auf der Straße ist schon ein lebhaftes Treiben. Die Wormser sind schon in Scharen da. Sie machen zuerst einen Spaziergang durch den Park, ehe sie zum Tanze gehen.

Bauernmädchen in weißen Kleidern haben sich am Arme und gehen in breiten Reihen. Kinder drängen sich an die Verkaufsbuden, um ihre Pfennige los zu werden, lutschen farbiges Zuckerzeug, das sie hin und wieder aus dem Munde hervorholen, um zu sehen, wieviel davon schon abgezuckelt sei, und jedes rühmt: „meins schmeckt besser wie deins!“ Trompetchen, Mundharmonikas und Gummiblasen lärmen. Zurufe von hüben und drüben.

Karl kauft sich an einem Stande ein Dütchen Zigarren, steckt eine an und geht hinter dem Zuge der Kerweburschen her, der gerade aus der Roßgasse herauskommt und in die Pfaugasse einbiegt. Es sind die vom Wirte „Zum grünen Baum“.

Vornher ein Bursche, der eine große Fahne schwingt, hinter ihm drein die beiden, die den Kerwebaum tragen; es ist ein mit goldenen und buntfarbigen Bändern geschmücktes kleines Tannenstämmchen. An dem dahinter folgenden, aus Laubzweigen gewundenen Kerwekranz hängen Trauben und Äpfel neuer Ernte. Hinter Kerwebaum und Kerwekranz schmettern die Musikanten. Auch ein Krug mit Wein wird mitgetragen; der Kerwebursch schänkt ihn aus. Die Leute sollen selbst versuchen, wie gut der Wein ist, den die Wirte auf Kerb verzapfen.

Um den ganzen Zug herum hüpft ein Bajazz, der einen Reiserbesen über seinem Kopfe wirbeln läßt, da und dort auch auf die Fensterbrüstungen springt, um sich ein Küßchen zu stehlen, oder er marschiert auf einige zwanzig Schritte vor der Musikkapelle einher, seinen Besen im Takte auf und nieder hebend, als wäre es der Stab eines Tambourmajors.

Zu Karls großem Erstaunen und auch zur Verwunderung der zuschauenden Bauern kommt der Kerwebursch mit dem Weinkrug auf ihn zu, schänkt ihm das Glas voll und bietet's ihm an:

„Prost, Karl, trink und laß alles drin versaufen, was dir Sorgen machen könnt!“

Karl nimmt die Zigarre aus dem Munde und trinkt.

„Bekomms, Willem!“

Es ist der Schmiedegeselle. Er geht einige Schritte neben dem Sohne seines früheren Meisters her und erkundigt sich nach diesem und jenem und auch nach Tante Settchen; ob sie auch auf die Kerb in Spelzheim wäre. Nein, nicht; sie wäre eingeladen worden, aber bis jetzt sei sie noch nicht da, und sie werde wohl auch nicht kommen. In acht Tagen ginge er, der Karl, wieder hinüber nach Pfeddersheim. Da ist der Geselle sehr erstaunt, daß Karl auf einem so hohen Feiertag, wie es die in acht Tagen stattfindende Nachkirchweihe ist, nicht im Dorfe bleiben will.

Vor dem Wirtshaus „Zum Grünen Baum" macht der Zug Halt. Die Kapelle schwenkt seitlich ab und stellt sich auf die andere Straßenseite. Eine Leiter wird herbeigeholt. Der eine Bursche steigt hinauf, steckt den Kerwebaum auf den aus der Mauerecke springenden eisernen Arm, an den er auch den Kerwekranz hängt. In einer fast endlosen Reihe von launigen Versen preist er dann die Kerb, die Kerwegäste, ermahnt die Burschen und die Mädchen, recht brav zu sein und nicht im Dunkeln spazieren zu gehen. Der Refrain einer jeden Strophe heißt:

Kamerad, schenk ein,
Es muß noch eins getrunken sein!

So viel Verse er spricht, so viel Gläser Wein gießt er auch hinunter. Eine erkleckliche Anzahl. Und schließlich das Ende:

Bleib ich hier noch länger, möcht es den Wirt verdrießen,
Drum will ich meine lange Rede jetzt beschließen
Und diesen Kranz mit edlem Wein begießen!

Er läßt sich sein Glas abermals füllen und begießt den Kranz mit dem perlenden Naß. Zuletzt zerschellt er das Glas auf dem Straßenpflaster, und der ganze Zug begibt sich in den Tanzsaal.

Der Geselle nimmt Karl beim Arm und zieht ihn mit, obwohl er sich heftig wehrt:

„Willem, ich tanz net, das mach ich dies Jahr net, wo mein Vater erst so kurz tot ist!"

„Brauchst ja auch net zu tanze, hock dich hin und guck zu!"

Karl läßt sich an einen Tisch niederdrücken und bestellt sich eine Flasche Wein.

Es kommen etliche seiner früheren Kameraden. Aber sie setzen sich an einen anderen Tisch. Willem, der Geselle, sieht es. Als Kerweborsche hat er auch auf Ordnung im Saale zu sehen. Er bedeutet den jungen Kerlen, daß die Tische der Reihe nach gefüllt werden müßten. Da entgegnen sie, zu dem Karl Salzer setzten sie sich nicht. Wenn der Wirt ein Kerl wär, schmisse er den überhaupt hinaus. Willem antwortet, dem Wirte sei es gleichgültig, wem er seinen Wein verkaufe, und zudem, was der Karl Salzer ihnen getan habe? Na, das wär doch eine alte Supp; ob dem sein Vater denn nicht die Kasse bestohlen hätte? Willem dagegen: wenn der Vater das getan hätte, dann brauchte man es doch den Sohn nicht entgelten zu lassen, und jetzert sollten sich mal nicht so lang besinnen. Hopp, marsch, marsch, hinüber!

Karl hat wohl bemerkt und auch aus einigen aufgefangenen Worten gehört, daß sich die Burschen sträuben, seine Gesellschaft zu teilen. Sein Kopf wird

brennend rot. Er zerkaut seine Zigarre. Das garstige, vereinsamende Gefühl von dem fünften Rad am Wagen befällt ihn. Er möchte aufstehen und den Saal verlassen, greift nach dem Hut, der über ihm an einem in die Wand eingelassenen eisernen Haken hängt. Doch er zieht die Hand wieder zurück; warum soll er das Feld räumen? Er setzt sich wieder und flegelt sich breit hin.

Neue Gäste kommen. An der Saaltür bleiben sie stehen und mustern die einzelnen Tische nach den vorteilhaften Plätzen. Zu Karl will sich niemand setzen, bis da ein grober Bauer kommt und gleich auf die Burschen losfährt, die mit dem Gesellen disputieren. Sie haben sich einen sehr guten Platz ausgesucht. Der Bauer sagt ihnen, so ein schöner Platz sei ein Vorrecht für ältere Leute und nicht für rotznäsige Buben. Er packt einen Stuhl und rüttelt und schüttelt ihn so lange, bis der darauf sitzende Bursche herunter auf den Boden purzelt. Ehe der sich von seinem Erstaunen erholt hat, liegt ein zweiter, von dem gleichen Schicksal betroffen, an seiner Seite, und einen Augenblick später torkelt der dritte dazu. Nun wäre schon Anlaß da zu einer schönen Keilerei, aber Willem schlichtet:

„Na, allo, ihr Bursch, hockt euch da nüwwer zu das Salzers Karl!"

„Ich maan awwer aach!" wirft der Bauer dazwischen. „In dere Eck do hinne is grad de richtig Platz for eich junge Kerl. Do könnt ehr aach mache, was ehr wollt!"

Dann macht er eine einladende Handbewegung nach Frau und Tochter zu, die hinter ihm stehen, während die jungen Burschen hinüber an Karls Tisch gehen. Der sagt ihnen:

„Ihr braucht euch vor mir net zu fürchten oder zu ekeln!"

„Tun wir auch net!" antworten sie, „wir wollten ja nur unsern Tisch für uns haben, weil wir zu siebt sind!"

Sie sind ein bißchen klein geworden auf das Rütteln und Schütteln hin.

Der Kellner kommt und fragt, was die Herren trinken. Es ist ein Hilfskellner aus Worms. An gewöhnlichen Sonntagen bedienen der Wirt und sein Sohn allein; auf Kerb aber geht das nicht, da braucht man Hilfskellner. Und die Wormser Kellner reden die Bauernburschen mit Herr an, was diese sehr schmeichelt. Sie sehen sich an und beratschlagen, was sie trinken sollen.

„So nobel wie der Salzer da können wir's net treiben. Unser Vater verdient sein Geld net so leicht wie's dem seiner verdient hat. Bringen Sie jedem einen Schoppen Wein!"

„Laß dir sagen, Alterchen!" fährt Karl auf, „daß das Geld net von meinem Vater ist, das hab' ich vom Unkel Hannes!"

Kaum hat er das gesagt, so reut es ihn auch schon. Was brauchen die zu wissen, wie er zu Hannes Holtner steht!

Aber die Burschen sind schon aufmerksam geworden, sehen sich gegenseitig an und jeder liest aus des anderen verwundertem Gesichte: Was, der sagt zu dem reichen Sonderling Hannes Holtner Unkel? Ihre Achtung vor Karl steigt. Als er in gemütlichem Tone ihnen sein Glas Wein anbietet, hier sollten sie einmal trinken, bis sie ihren Wein hätten, lehnen sie es nicht ab, und im Laufe des Nachmittags wird die Freundschaft wieder so dick, als wäre sie nie gestört gewesen. Karl kommt es mitunter vor, daß er sich in der Gesellschaft der jungen Kerle entwürdige. Wenn er sich bei irgendeiner öden Redensart ertappt, errötet er bis

unter die Haarwurzeln. Mehrmals schon nahm er einen Anlauf, der Unterhaltung einen edleren Schwung zu geben, aber es gelang ihm nicht. Er spürt, daß in den Kameraden Mächte der Gewohnheit stark sind, gegen die er nichts vermag, ja, daß er ihnen unterliegt und in die gleiche geistige Tölpelhaftigkeit gerät, die ihn in den wenigen Augenblicken der Bedachtsamkeit erröten macht.

Der Wein erhitzt die Köpfe. Karl läßt sich überreden, ein Mädchen zum Tanze aufzufordern, aber sie schlägt es ihm ab. Da bleibt er trotzig in seiner Ecke sitzen und trinkt und trinkt. Die anderen, die auf seine Kosten mittrinken, trösten ihn; was brauche ihm an dem dreckigen Weibsvolk zu liegen, wer weiß, wie das noch einmal kommen könne: die Mädels leckten nach ihm vielleicht noch einmal die Finger bis an die Ellenbogen.

Gegen Abend verläßt die Burschengesellschaft den Saal, um frische Luft zu schöpfen. Es geht ein kühler Wind, der dem Karl wohltuend den heißen Kopf umspült. Nun merkt er noch deutlicher, daß es in seinem Hirnkasten schon ein wenig drunter und drüber gegangen war. Wie hätte er sich sonst überreden lassen, ein Mädel zum Tanzen zu engagieren! Und nun besinnt er sich auch darauf, warum er eigentlich die Kerb mitmacht; daß er doch nur gern erfahren möchte, wer das Kreuz auf dem Friedhof schon ein paarmal ruiniert hat. Da sagt er zu den anderen:

„Hört mal, ich will euch mal was sagen! Jetzert ist schon ein paarmal auf meinem Vater seinem Grab Schimpf und Schand getrieben worden; 's hat einer am Kreuz die zwei Wörtchen ‚In Gott' ausgekratzt. War keiner von euch auch mal auf dem Kirchhof, daß er das gesehen hätt'?"

Die Burschen stellen sich täppisch. Freilich haben sie es gesehen und sich auch darüber gefreut. Nun kommen sie in Verlegenheit, und der eine und der andere bereut jetzt, mit Karl getrunken zu haben. Einer sagt:

„Ja, ich hab's auch gesehen; aber was ist denn dabei? Du wirst doch vielleicht dein' Vater net in Schutz nehmen wollen?"

Da möchte Karl anfangen mit seiner Erklärung, warum es ungerechtfertigt ist, die Worte „In Gott" auf dem Kreuze eines Selbstmörders, besonders eines solchen, der nicht gleich tot war, zu entfernen. Zu guter Zeit fällt es ihm noch ein, daß seine Auseinandersetzungen wohl kein Verständnis finden würden, und so sagt er nur:

„In Worms tät' das net passieren. Und wenn's einer tät', und tät' dabei erwischt werden, tät' er geknaßt werden, tüchtig geknaßt wegen Grabschändung. Denn vor Gericht wird net danach gefragt, ob das das Grab von einem Selbstmörder oder von einem anders Gestorbenen ist. Wenn ich den erwische, der sich an meinem Vater seinem Grab vergriffen hat, mach' ich kurzen Prozeß; wird net lang an's Gericht gangen, dem hau ich das Fell voll, daß nix mehr drauf geht!"

Drohend schüttelt er die Fäuste; von den Burschen aber entgegnet ihm einer:

„Der wird aber auch grad so still halten, wenn du ihn vermöbeln willst!"

„Also weiß keiner von euch," fragt Karl noch einmal, „wer's war oder wer's gewesen sein könnt'?"

Sie verneinen es und lügen nicht; sie wissen nichts. Man hat im Dorfe viel Vermutungen angestellt und die Verdächtigen wohl auch gefragt mit einem Ton in der Stimme, der dem Betreffenden recht deutlich die Anerkennung für

die Tat an dem Grabe des verhaßten Schmiedes merken ließ; aber es war nichts zu erfahren gewesen.

Karl sieht seine Kameraden mißtrauisch an.

„Euch kann man net trauen! Aweil steht ihr auf meiner Seit, weil ich euch bezahlt hab'. Wer weiß, wie's morgen ist!"

Da mucken die Burschen auf. Sie brauchten dem Karl seinen Wein nicht, und wenn er anfange zu krakeelen, könnten sie gleich wieder fortgehen. Dann wollten sie einmal sehen, wer sich zn dem Karl Salzer an den Tisch setze!

Nun lenkt Karl wieder ein. Er habe das doch nicht so gemeint, daß er ausgerechnet sie der Tat fähig halte.

Es gibt einen großmäuligen Bubenstreit mit faden Worten herüber und hinüber, und wenn Hannes Holtner dabei gewesen wäre, würde er bei seinem Zögling öfters einen Ausbruch der ihm so verhaßten Menschochslichkeit bemerkt haben. Es war, als ob alles in den letzten Wochen in dem Burschen Gereifte in der Dummjungengesellschaft wieder zerfließe.

Nach vielem unnützen Gerede, und nachdem einige der Burschen erklärt hatten, das sei doch keine Kerweunterhaltung, und wenn der Karl jetzert das Maul nicht halte, gingen sie ihrer eigenen Wege, einigte man sich wieder und versprach sich gegenseitig, nach dem Nachtessen beim Wirt Rembes im Gasthaus Zum Löwen zusammentreffen zu wollen, weil es dort so gemütlich wäre.

Auch Karl geht nach Hause, obwohl man ihn zum Nachtessen nicht erwartet.

Hannes Holtner ist gerade beim Pferdefüttern.

„Wartet, Unkel Hannes, ich helf Euch ein bisjen!"

„Na, na, ich hab' gemeint, du wolltst heunt Nacht mal durchmachen?"

„Die andern sind heim, bin ich auch heim. Was soll ich da so allein herumtorkeln?"

„Na hast du schon was in Erfahrung bringen können?"

Die Frage verwirrt den Burschen. Noch deutlicher als vorhin im Wirtshaus erkennt er, daß er sich eigentlich recht einfältig benommen, daß er sich seinen Kameraden gegenüber gar nicht überlegen gezeigt habe, und er gesteht dem Unkel Hannes:

„Ich weiß net, was das war, aber ich hab' meinen Kameraden gegenüber garnet so sprechen können wie zum Beispiel beim Pfarrer. Wenn ich's so richtig betracht', ist mir die Geschicht' heut garnet so ernsthaft herauskommen wie sonst, und wie ich davon angefangen hab', sind die gleich über mich hergefallen!"

„Jaja!" entgegnet Hannes Holtner, „'s ist net so leicht, sich bei seinesgleichen so zu geben, daß sie die Überlegenheit anerkennen, ohne grob oder spöttisch zu werden. Jetzert gehst du mir heunt Abend noch mal fort und nimmst dich ein bißjen mehr zusammen. Auf jed' Wort, das du in der Angelegenheit redst, mußt du dich gehörig besinnen!"

Dann füttern sie zusammen die Pferde. Es ist kühl im Freien, da empfindet man die warme Stalluft heimelig und behaglich. Die Laterne, leise an dem Draht schaukelnd, an dem sie von der Decke herunterhängt, verbreitet einen matten Lichtkreis; die Helle geht nicht bis in die äußerste Stallecke. Wie ein Winterabendsdämmer ist es, weich und beruhigend, still und friedlich. Die Gäule zermahlen die Haferkörner mit den Zähnen. Bisweilen nüstert auch eines der Tiere

oder stampft mit dem Hufe. In der Scheuer zirpen die Grillen, die mit der Ernte eingefahren worden sind. Drüben im Kuhstall muht hin und wieder ein Rind. Der Lärm von der Gasse klingt nur gedämpft herein, denn die Torfahrt ist überbaut, und das Tor reicht bis an die Decke.

Die beiden Menschen sitzen auf der Bank und lehnen sich an die weißgetünchte Stallwand. Hannes Holtner hat die rauh und rissig gearbeitete Hand über die Augen gelegt, mit der anderen unterstützt er den Ellenbogen. Karl Salzer hat die beiden Ellenbogen auf den Knien und den Kopf in den Händen.

„Unkel Hannes, ich tät' schon lieber da sitzen bleiben als wie auf die Musik gehen!"

„Ja, 's ist schön da!" erwidert Hannes Holtner. „Aber wenn man noch so jung ist wie du, darf man noch nicht gleich dem ersten Ekel vor den Menschen nachgeben und sich daheim hinhocken. Denn grad so schnell wie vorher der Ekel kommt bei euch jungen Leut' auch wieder die Sehnsucht nach der Gesellschaft. Geh du heunt Abend nur mal fort und seh' zu, daß du zu deinem Ziel kommst!"

Und so geht denn Karl Salzer nach dem Nachtessen wieder fort.

(Fortsetzung folgt)

Unterm Weihnachtsbaum

Von Dr. Albert Sergel-Berlin

I. Bilderbücher, Spiele und Beschäftigungsmittel

Wenn St. Nikolaus in den letzten Wochen vor Weihnachten das Land durchzieht, um die Einkäufe und Bestellungen für seinen großen Gabensack zu machen, so kehrt er wohl zuerst in den Buchläden ein. Gilt es doch, deutschen Kindern zu bescheren, und da darf unter der Lichtertanne ein Buch oder mehrere nicht fehlen. Nun — die Auswahl ist auch in diesem Jahre nicht eben klein.

Unter den Bilderbüchern lacht uns zuerst ein alter Bekannter an: C. A. Brendels „Kleine Menschen in der großen Stadt", herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrer-Vereins im Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. War es doch einer der ersten und in der Hauptsache gut gelungenen Versuche, die Großstadt für die künstlerische Verwertung im Bilderbuch heranzuziehen. In farbenfroher, lebendiger Darstellung ist hier alles im Bild festgehalten, was die Welt des Stadtkindes ausmacht. Zu der neuen Ausgabe hat A. Holst eine Reihe Gedichte beigesteuert, die voll dichterischen Schwunges die Bilder für diejenigen unter den Eltern umschreiben, denen die Gabe des eigenen Erklärens und Erzählens mangelt. (M. 2.50, Pappausgabe M. 3.50.) — Ein echter Dichter, Otto Ernst, hat auch die zarten Verse zu dem duftigen Märchen „Im Wunderwald" geschrieben, das Arthur Heyer, ein neuer und vielversprechender Name unter den Kinderbuchillustratoren, im Verlage Etzold u. Co. in München erscheinen ließ. (M. 4.—.)

Eine Fülle von Beobachtung steckt in diesen humorvollen Bildern, die das lustige Treiben der Waldtiere zu König Rieselbarts Fest verkörpern. Haben seine Bilder, wie z. B. die Elfen, auch zuweilen noch etwas Erdenschwere an sich: bald dürfte dieser junge Meister sich Künstlern wie Kreidolf würdig an die Seite stellen. Bei seinem „Niki", einer „drolligen Hundegeschichte" im selben Verlage, zu der F. O. Hildebrand nette Verschen geschrieben hat (M. 3.50), denken wir unwillkürlich an Maeterlincks schönen Essay „Beim Tode eines jungen Hundes", so sehr weiß Heyer uns in seinen großen farbigen Blättern das Innenleben der schönen weißen Bulldogge nahe zu bringen. Das sind Bilder, zu denen wir Erwachsene gern zurückkehren, und die der Jugend ihren Freund in neuem Lichte zeigen werden. Nur sein Denkmal am Schluß des Bandes wird den meisten als verfrüht erscheinen. Derselbe Verlag bringt (ebenfalls zu M. 3.50) noch ein „Katz und Maus-Lust- und Trauerspiel aus dem Märchenlande der Westfälischen Schinken" von Emil Terfloth, dessen manchmal etwas weit ausgesponnenen, aber lustigen und in ihrer drastischen Lebensweisheit an Altmeisters Busch gemahnenden Verse dem „Haffaratz" nicht weniger Freunde gewinnen werden als die vielen köstlichen Illustrationen von Willi Ehringhausen in ihrer bezwingenden Komik. — Ebenfalls eine Mäusegeschichte bietet uns der Verlag von P. Brandt, Berlin-Steglitz, in seinem Buch „Vom Hausmäuschen und Feldmäuschen". Zu zwölf Bildern Otto Speckters, die die ganze Grazie des bekannten Meisters atmen, hat Adalbert Harnisch ein humorvolles Epos geschrieben, das in der Form viel von Kopisch und Rückert hat und, wenn es auch nicht an die Gustav Falkeschen Verse zu den Katzenbildern desselben Meisters (im Verlage Janssen-Hamburg) heranreicht, doch immer amüsant und lustig zu lesen ist. — Die neue Auflage von Band I (Kindheit) der bekannten, vortrefflichen Sammlung „Der deutsche Spielmann", herausgegeben von Ernst Weber, (Verlag Georg D. W. Callwey-München, 40 Bände je M. 1.—), in diesem Zusammenhange zu würdigen, berechtigen die Veränderungen, die der Illustrator Ernst Kreidolf an seinen Bildern vorgenommen hat. Während die Dichter ihre Verse oft wieder einschmelzen und neu erstehen lassen (man denke an Hauptmann, Dehmel, Spitteler), hört man bei Malern seltener von einer Veränderung eines veröffentlichten künstlerischen Gebildes, und bei kleinen Buchillustrationen wohl kaum einmal. Daß Kreidolf hier bessernde Hand angelegt, beweist uns aufs neue, ein wie ernst strebender Künstler er ist. Es ist ein hoher Reiz, die beiden Ausgaben zu vergleichen und den Gründen nachzugehen, aus denen der Maler die Komposition vereinfacht, Einzelheiten verkleinert, das Ganze zusammengerückt, die Farbengebung verändert hat usw. Wie an Bilderschmuck, so ist die Neuausgabe auch in den Versen zu ihrem Vorteil verändert und vermehrt. — Nach Art der kleinen Bücher der Greenaway erschien bei J. F. Schreiber in Eßlingen „Sing Sang!" Allerlei Verschen mit Bildern von Gertrud Römhildt. Trotz des billigen Preises (50 Pf.) hätte die Auswahl sorgfältiger sein und Verse wie „Fällt ein Messer oben herab; schlägts dem Kindle 's Armle ab!" durch andere ersetzt werden können. Die Bilder von Hellmut Eichrodt in Strasburgers „Trali — Trala" desselben Verlages gehören mit zu den schönsten, die uns die moderne Kinderbuchbewegung geschenkt hat. Unter den Versen findet sich manches Gute, doch schaut oft die Reflexion der Großen bedenklich durch. Die Bilder der Sibylle von Olfers (in „Windchen" zum Beispiel) wirken überzart und leicht

puppenhaft. „König Löwes Hochzeitsschmaus“ derselben Autorin (M. 2.40), in dem sie nur Tiere bringt, ohne sie doch lebendig und charakteristisch wiedergeben zu können, endet ohne Abschluß; der ganze Gedankengang ist wenig glücklich. Ein paar Zeilen als Beispiele: „Seht da unsern Igel, den Rittersmann, er bringt Leberwürste aus Schnecken an“, oder „Aus grünem Klee und roten Rübchen Kaninchen macht Gemüsesüppchen“. Da würde sich der Löwe schön bedanken! — In „Für Nesthockerl und flügge Kinderlein“ des Verlages Max Kellerer in München (M. 2.—) sind die Bilder von J. Widenmann das Beste. Die Verse von Josef Weber sind oft ganz unkindlich und alles andere eher als poetisch: es ist so viel von Gesichterl, Patscherl, Zeiserl, Zuckersüßl darin die Rede, daß einem Norddeutschen wenigstens dabei übel wird. Dabei stört der Fettdruck der zu betonenden Worte gräßlich. — „Mit Heidi und Trallala“ nennt sich ein Bilderbuch von R. F. Günther, Bonn a. Rh. (sic!), das im Verlag der Jugendblätter (Carl Schnell) in München „mit vielen Bildern nach Ideen des Verfassers von Harry Schultz“ erscheint (M. 2.80). Ich weiß nicht, ob dabei die grandiose Idee, die auf jedem Bilde wiederkehrt, sei es im Schlaf-, Spiel-, Eßzimmer oder beim Zahnarzt, einem der Buben den Hemdzipfel aus der Hose hängen zu lassen, auch auf Konto des Verfassers zu setzen ist; neuer ist jedenfalls die Anpreisung inmitten der Verse, daß („Mit Heidi und Trallala!“) das kluge Mütterlein schon längst das Buch von Günther über die Zähne besitzt! So wichtig die Zahnpflege ist: als Stoff eines Bilderbuches und zu belanglosen Reimen und Bildern verarbeitet, hat sie wenig Aussicht auf den Erfolg, den der Verlag sich von diesem Buch des Bonner Zahnarztes verspricht, indem er an den (himmelhoch über diesem Machwerk stehenden) „Struwelpeter“ des Arztes Hoffmann erinnert. — Ein modern sein sollendes Bilderbuch legt uns auch der Verlag Gustav Kiepenheuer in Weimar vor: „Tante Krinoline und andere Geschichten“. Ein Bilderbuch mit Versen von Helene Brieslander. Die in der ganzen Art an Kreidolf erinnernden und drucktechnisch vorzüglich herausgekommenen Bilder ließe man sich gefallen, wenn nicht die „Geschichten“ ein aller Poesie bares, im Sujet oft widerliches Gereimsel darstellten, deren faustdick aufgetragene Moral das Ganze noch unleidlicher macht. Ein Beispiel aufs Geratewohl für viele: „Die Moral von der Geschicht': Sind auch Tanten wunderlich, mach dich stets mit ihnen Freund, Wer die kränkt, am End' doch weint.“ — Eine Erholung und Herzstärkung darnach bereitet „Das schwarze Bilderbuch“ von Rolf von Hoerschelmann, München, Martin Moerikes Verlag, (M. 4.—). Da leben alle guten Geister der Silhouettierkunst, die in den letzten Jahren, besonders auch in den mannigfachen Veröffentlichungen des Kunstwarts, eine fröhliche Auferstehung gefeiert hat. Man muß schon an die größten Namen auf diesem Gebiete, wie Fröhlich, denken, wenn man einen Vergleich heranziehen will. Ein graziöser Humor ist in diesen lebenerfüllten, behaglichen Bildern, auf denen Typen der Kleinstadt, wanderndes Volk oder Helden wie die sieben Schwaben besonders gut geraten; nicht minder sind seine Naturbilder von bestrickendem Reiz. Dabei ist alles so ansprechend und verständlich, daß man die Verse von A. von Bernus entbehren möchte, um so mehr, da sie zu viel aufzählen, statt die Bilder zu umschreiben. Hoerschelmann ist ein Künstler, dem wieder zu begegnen wir aufrichtig wünschen. — Der Verlag von Joseph Scholz in Mainz, dessen prächtige Künstler-Bilderbücher nun schon in den kleinsten Ort-

schaften zu finden sind, wie man mit Freuden auf Reisen feststellen kann, bringt wieder eine Reihe trefflicher Neuerscheinungen. Zu den zwölf Grimmschen Märchen, wie sie in den schönen Bilderbüchern von Kunz, Lefler-Urban, Liebermann, Schmidhammer u. a. vorliegen, sind als dreizehnter Band „Die sieben Raben" mit Bildern von Franz Staffen getreten, der sich den schönsten der Sammlung anreiht. Ein willkommeneres billiges Geschenk als diese Märchenserie oder wenigstens der eine oder andere Band daraus (zu je M. 1.—), ist für die Kleinen kaum zu denken. Eugen Oßwald, der treffliche Tierschilderer, ist mit einem neuen Tierbilderbuch „Komm" vertreten, das auf Pappe mit zweiundzwanzig farbigen Tafeln M. 3.— kostet; in einigen seiner Bilder streift er aber diesmal ans Karikaturenhafte. Sein Anschauungsbilderbuch „Mein Spielzeug" (unzerreißbar M. 1.—) wird den kleinen, und „Ringsumher", zu humorvollen Versen von Holst, den größeren Kindern Freude machen. Für die ABC-Schützen hat dann W. Kotzde „Des Kindes Fibel" herausgegeben, zu der Arpad Schmidhammer weit über hundert farbige Bilder beigesteuert hat. Der Übungsstoff baut sich methodisch auf, und die prächtigen Märchen- und Tierbilder, Szenen aus Stadt- und Landleben, den Kindern von kleinauf vertraut, werden die oft so gefürchtete Fibel zum Lieblingsbuch der Jugend machen; man möchte wünschen, daß sie es auch in der Schule benutzen darf. Ist doch das im selben Verlag im vierzehnten Tausend vorliegende ABC-Bilderbuch unseres lieben Meisters Hans Thoma (M. 4.—) seiner ganzen Anlage nach mehr als Bilderbuch oder für den Einzelunterricht gedacht. Besonderen Dank aber verdient der Verlag für die Herausgabe von „Scholz künstlerischen Volksbilderbüchern", die zum Preise von 50 Pf. für acht Vollbilder auf Pappe oder sechzehn auf Karton es nun auch den minder bemittelten Klassen ermöglichen, ihren Kindern echte farbenfrohe Kunst vorzusetzen. Die bekannte Elitetruppe des Scholzschen Verlages hat auch hier die Illustration übernommen, und herzerfreuende Gaben liegen bereits vor: von Schmidhammer „Heiteres Spiel", „Hoppe, Reiter" und die ganz köstlichen „Heinzelmännchen" (ein wahrer Schatz für 50 Pf.), „Fröhlicher Reigen" von H. Schroedter, Rätselbüchlein von Langhein, „Unsere Haustiere" von Kappstein, und eine Anzahl Märchen (je zwei in einem Bande) von Müller-Münster, Gebhardt u. a. m. Mit den „Vaterländischen Bilderbüchern", herausgegeben von Wilh. Kotzde, stellt der Verlag Scholz das Bilderbuch in den Dienst einer der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit. Sie wollen bewußt der Pflege und Stärkung vaterländischen Sinnes unter der deutschen Jugend dienen. Jeder der Bände, im Format des „Deutschen Bilderbuches" und in der Anlage des Jankschen Soldatenbilderbuches, das der Verlag früher veröffentlichte, enthält acht farbige Vollbilder, zahlreiche Textbilder und eine knappe, geschichtliche Übersicht. (Je M. 1.—) Bislang liegen zwei Bände „Friedrich der Große" von Franz Müller-Münster, der hiermit eines seiner besten Werke geschaffen hat, und drei Bände über die Zeit von 1803 bis 1815 von Angelo Jank vor, zu dessen Lobe kaum noch etwas zu sagen ist. Der heranwachsenden Jugend wird damit ein seltenes Bildungsmittel geboten, und in der Schule dürfte die Sammlung zur Belebung des Interesses am geschichtlichen Unterricht von großer Bedeutung sein. — Ein wunderschönes Bilderwerk aus dem Verlag für Volkskunst, Richard Keutel, Stuttgart, schließt sich hier an: „Die Freiheitskriege 1813 in der Kunst", zehn farbige, technisch hervorragend wiedergegebene Kunstblätter nach Originalen von Arthur Kampf, Robert

von Haug, L. Herterich, Karl Marr und Donner von Richter, zu denen Hans W. Singer den begleitenden Text geschrieben hat. (Kart. M. 3.—, Lbd. M. 4.—.) Es sind Bilder darunter, wie „Die Lützower an der Leiche Körners" oder Kampfs „Einsegnung der Freiwilligen", „Mit Mann und Roß und Wagen", die sich der Vorstellungskraft der Jugend stark einprägen und sie ins Leben hineinbegleiten werden. Die vierfarbigen Weihnachtsbilder desselben Verlages auf Karton, wie Leonardos „Abendmahl", Bilder von Richter, Herterichs „Johanna Stegen" und ähnliche, werden bei dem billigen Preis von 20 Pfennigen als kleine Gaben vielen willkommen sein. — „Die Heinzelmännchen", das lebensprühende Gedicht von August Kopisch, haben auch Fritz Gareis jun. zur Illustration begeistert. Sein Werk ist als Bilderbuch großen Formats in Loewes Verlag Ferdinand Carl in Stuttgart erschienen (M. 4.—). Auf zweiundzwanzig großen, meist farbigen Tafeln hat er die helfende Geisterschar und die faulen Menschlein dargestellt und eine Reihe der amüsantesten und humorvollsten Blätter geschaffen. Besonders die Zwerglein mit ihren grünen Laternchen sind ihm prächtig gelungen, weniger gut die Bilder der Gesellen, bei denen die leicht an Schmidhammers Art erinnernde rundliche Pausbäckigkeit zu sehr wiederkehrt. Für eine hoffentlich bald nötig werdende Neuauflage dürfte eine genaue Durchsicht des Textes und Abdruck nach dem Original empfehlenswert sein. Derselbe Verlag legt auch eine mit vielen humoristischen Buntbildern und Silhouetten geschmückte Sammlung „Deutsche Kinderreime und Lieder" vor, deren Auswahl J. Baß übernommen hat, und die auch eine Anzahl hübscher, sonst weniger bekannter Verslein bringt (M. 2.—). — Ihren schönen Gaben für die Kinderstube (ich erinnere nur an die vielverbreiteten Werke „Lustiges Kleinkinderbuch" und „König ist unser Kind", „Kinderland, du Zauberland", „Kinderhumor für Auge und Ohr" und „Frühling, Frühling überall") hat Gertrud Caspari eine neue hinzugefügt: „Für unsere Einjährigen" mit Versen von Adolf Holst, im Verlage von Alfred Hahn in Leipzig; auf Pappe M. 2.80. Da sehen wir den „Nackedei" im Wasser plätschern und erleben fröhlich seinen Tageslauf mit, in dem Milch, Kuchen und die Haustiere die größte Rolle spielen. Aus dem „Kinderland", das mit seinen vierzig Seiten M. 3.— kostet, liegt eine Auswahl von acht Seiten (zu 60 Pf.) und aus dem „Kleinkinderbuch" ebenfalls eine achtseitige Auswahl auf Pappe (zu 80 Pf.) vor, die die Sammlung „Hahns wohlfeile Ausgaben von künstlerischen Bilderbüchern" bestens einleiten und in den wenigen Blättern einen Vorgeschmack von dem Reichtum der Originalausgaben geben können. In Paula Dehmels neuen Kindergedichten „Auf der bunten Wiese" offenbart sich wieder die echte Dichternatur der Schöpferin der „Rumpumpelgedichte". Viele Verse aus diesem Buch, das Else Rehm-Vietor mit reizenden und drolligen bunten Bildern geschmückt hat, werden bald Gemeingut der Kleinen sein und in Anthologien übergehen. Den Preis hat der Hahnsche Verlag mit M. 3.— nicht zu hoch angesetzt. — Nach und neben dem Schauen noch einiges für die kleinen Kehlen und das Hausmütterchen zum Singen. Seinem ersten Band der „Alten, lieben Lieder", „In der Kinderstube" zubenannt, hat Karl Henniger im zweiten Band die Lieder „Im Jahreskranze" folgen lassen (Verlag der Jugendblätter, Carl Schnell, München; M. 3.—). Die Bilder sind wieder von Jos. Mauder, humorvoll und farbenfreudig, wie wir es an diesem Künstler gewohnt sind, die Klavierbegleitung klingend, einfach in Singstimme und Begleitung, von Wilh. Müller. Von „Lenzes Ankunft" bis zu den „Pfänder-

spielen" im Winter leben da altbekannte vertraute Weisen und auch weniger verbreitete Lieder auf, für deren vortreffliche Auswahl der Name des Herausgebers bürgt. Dem dritten, in Vorbereitung befindlichen Bande sehen wir erwartungsvoll entgegen. — Wenigstens die Melodien einer größeren Anzahl Lieder finden wir in der von Maria Kühn ausgewählten Sammlung „Macht auf das Tor, Alte deutsche Kinderlieder, Reime und Singspiele", die in der bekannten Sammlung der „Blauen Bücher" im Verlage von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf zum Preise von M. 1.80 (Lbd. M. 3.—) in veränderter Neuauflage vorliegen. Nur altes Volksgut im strengeren Sinne wurde aufgenommen und eine nach Inhalt und Ausstattung mustergültige Sammlung geschaffen, wie wir sie jeder jungen Mutter in die Hand wünschen, die von den ersten Wiegen- und Koseliedern an bis zu den Spielen älterer Kinder hier reiches Material findet. Die diskreten Zeichnungen von Stefanie Langewiesche fügen sich dem Werke harmonisch ein.

Von den Bilderbüchern zu den Spielen ist nur ein kleiner Schritt. Die Ideen der künstlerischen Bewegung der letzten Jahre auch auf diesem Gebiete zur Anwendung zu bringen, ist dringende Forderung, wie sich hier auch phantasievollen, beobachtenden und denkenden Eltern und Kinderfreunden ein reiches Feld der Betätigung erschließt, da die Verleger neuen Anregungen gern zugängig sind. An der Spitze steht auch hier der Verlag von Joseph Scholz in Mainz. Eine Anzahl seiner schönen Bilderfolgen aus den Märchen- und Kinderbüchern als Legespiele den Kindern zu unterbreiten, die an die vertrauten Bilder mit besonderem Interesse herantreten, lag nahe; man muß den Jubel der Kleinen miterleben, wenn sie z. B. Schmidhammers köstliche Rotkäppchenbilder und die vielen anderen unter ihren Händen Gestalt annehmen sehen. Daß sie gezwungen sind, vorher die Bilder sich auch in den Einzelheiten genau anzusehen und einzuprägen, ist der erzieherische Vorteil dabei. Noch Kleineren wird in dem „Farbendomino" ein leichtes und unterhaltendes Mittel geboten, sich an den Unterschied der Farben zu gewöhnen und ihre Namen zu lernen, während die mit Augen versehene Rückseite der Platten das Spiel auch für Größere geeignet macht (M. 1.20). Sehr beliebt sind ferner die Quartettspiele, deren Scholz eine große Anzahl in künstlerischer Ausstattung vorrätig hat (durchweg M. 1.20 bis M. 1.50). Auch da haben so tüchtige Zeichner wie Cissarz, Mickelait u. a. am Werke mitgeholfen. Das müßte schon ein rechter Griesgram sein, den bei dem „Lustigen Quartett" Schmidhammers nicht ein befreiendes Lachen ankäme. Lehrhaftere Zwecke, im Verfolg eines unterhaltenden Spieles, streben das „Zitatenquartett", „Führer der Menschheit", „Deutsche Städte", „Berühmte Gemälde" und viele andere an. Man staunt, welche Fülle des Anregenden da für billiges Geld geboten ist, und der Schulunterricht wird davon Nutzen ziehen. Auch für die älteren Spielarten hat Scholz beste Namen herangezogen; wir nennen von Oßwald das „Zirkusspiel" (M. 3.—), das „Belagerungsspiel" und ähnliche. Von Oßwald fehlt auch ein „Tierlotto" nicht (M. 3.50); doch hat der Künstler darin nicht immer eine glückliche Hand gezeigt. Bewußt der Belehrung dienstbar macht C. Mickelait das Spiel in seinem „Geschichtlichen" und seinem mit einer übersichtlichen Erdkarte versehenen „Geographischen Frage- und Antwortspiel" (je M. 3.50), wobei auch wirtschaftliche Fragen belebend in den Vordergrund treten. Von den Reisespielen, die sich über Deutschland erstrecken, liegt mir die „Rheinreise" vor, deren farbige Zeichnungen

von Heinsdorff stammen, und die uns ermöglicht, im Familienkreise eine anregende und amüsante Ferientour den schönen Strom entlang zu machen. Wie viel die Kinder dabei profitieren können, liegt auf der Hand. Gerade auf diesem geographischen Gebiet könnte noch viel Schönes entstehen; und wer eine neue Idee hätte, welche an Stelle der immer auftretenden Würfel eine andere zufällige Gewinnart setzte, würde sich den Dank der Kleinen verdienen. In allem aber sehen wir das ernste Streben des Verlages, auf diesem zeitweise vernachlässigten Gebiet Wandel zu schaffen und an Stelle der bisher üblichen geschmacklosen Ausstattung eine künstlerische in edlen Farben zu bringen, die auch verwöhnten Ansprüchen genügt. Bei solchen Leistungen verlohnt es sich nicht, auf die von Gustav Weise, Stuttgart, unter dem Titel „Die Kunst im Leben des Kindes" (!) herausgebrachten Formbogen einzugehen, aus denen die Kinder Tierbilder auszuschneiden und durch allerlei Kniffe zu plastisch wirken sollenden Figuren umzuformen haben (In Karton M. 2.—). Das Ganze bleibt spielerisch papieren und wirkt unwahr.

Dagegen haben wir eine Anzahl anderer guter Beschäftigungsmittel. Von Malbüchern, die den Kindern teils grundierte und vorgezeichnete Vorlagen zum Ausmalen überlassen, oder den fortgeschritteneren und auch den Eltern Anregung geben wollen, selbständig vorzugehen, seien die Zeichen- und Malbücher von Gertrud Caspari genannt (Verlag Alfred Hahn in Leipzig, zwei Hefte zu je M. 1.25), ferner die vielen Malbücher des Scholzschen Verlages und endlich die des Verlages J. F. Schreiber in Eßlingen, insbesondere das schöne „Märchenmalbuch" (M. 1.—), meistens nach Mauderschen Bildern. Eine vorzügliche „Anleitung zum Vorzeichnen" gibt bei Schreiber Th. Göhl heraus. Im Gegensatz zu beliebt gewordenen Schnellmalkunststücken, die aus zufälligen Ähnlichkeiten eines Gegenstandes mit geometrischen Formen, wie Quadrat, Kreis usw., eine Zeichnung erwachsen lassen, legt der Herausgeber auf den inneren Aufbau, das Wachstum des Dinges das Hauptgewicht und betont das Charakteristische, fast übertrieben stark, um auf natürlichem Wege zu seinen einfachen, ausdrucksvollen Formen zu gelangen. Wer die bislang vorliegenden acht Hefte (zu je 80 Pfennig) durchgearbeitet hat, wird keine Schwierigkeit mehr haben, die Natur und die Dinge um uns mit wenigen Strichen zur Freude der Kleinen aufs Blatt zu bannen und den Kindern wieder richtige Anleitung zu geben. Von denselben Grundsätzen geht Göhls „Anleitung zum Formen in Ton und Plastilina" aus, der Kunst, die wie keine andere dem Kind Beobachten, Nachdenken und Geschicklichkeit der Hände anerzieht. Auch hier liegen drei Hefte zu je 80 Pfennig vor, die warme Empfehlung verdienen. Hatte der Verlag schon in seinen „Beschäftigungsbogen", den „Heimatkundlichen Baubogen" und den „Münchner Künstler-Modellierbogen" (zu je 20 Pf.) ein billiges und die Kinder lange beschäftigendes und unterhaltendes Anschauungsmaterial geboten, die seine Hefte „Ausschneide-Arbeiten für Glanzpapier" praktisch ergänzten, so bringt er jetzt in zwei Heften „Bunte Kartonarbeiten" von Göhl und Brethfeld eine Fülle von Vorlagen, und Anregungen zum Verzieren, die alle darauf ausgehen, die schöpferische Phantasie des Kindes anzuregen (je M. 1.40). Wer erst eins der Schreiberschen Beschäftigungsmittel kennen gelernt hat, wird bald auch zu den übrigen greifen. — Ein sehr gefälliges „Ausschneide- und Klebespiel" hat auch Irene Braun (mit Schere, Klebstoff und Pinzette) bei Scholz in Mainz heraus-

gebracht. Sie scheut sich auch nicht, zur Übung für die Kleinsten Blaubogen zum Durchpausen und ähnliche Hilfsmittel beizulegen, und wer einmal beobachtet hat, wie schwer den kleinen Händchen die einfachsten Scheren- und Klebehandgriffe im Anfang werden, wird ihr recht geben. Der Karton mit vielen einfachen Vorlagen dürfte Anfängern willkommen sein. —

Eine Zusammenfassung all dieser der künstlerischen Kultur dienenden Bestrebungen bringt das Albrecht-Dürer-Haus in Berlin W., Kronenstraße 18, in seinem hervorragend gut ausgestatteten „Dürerkasten. Ein Flächenspiel mit Bildern und Farben, mit Schere und Buntpapier." (M. 10.—) Zusammengestellt nach Anregungen von Annemarie Pallat-Hartleben, enthält er neben Schere, Linealen, Zirkel, Klebstoffen eine Sammlung Ölkreidestifte und Tuschkasten, für kleinere zeichnerische Ergänzungen gedacht; das Hauptgewicht ruht auf den in einer Auswahl von weit über hundert Farben beigegebenen Buntpapieren, aus denen die geschickte Hand des Kindes die schönsten Papp- und Klebearbeiten herstellen kann, den Eltern und sich selbst zur Freude. Wie da das Gefühl für wohlproportionierte Flächengestaltung und schöne Farbenzusammenstellung geweckt wird, ist leicht ersichtlich; die beigegebenen Anregungen lassen der Phantasie weitesten Spielraum. Dieselbe Verfasserin hat in ihrem Büchlein „Vereinfachtes Puppenschneidern" (M. 3.—) ihre künstlerischen Ideen auf Puppen- und Kinderkleider übertragen und dürfte damit bei den kleinen Mädchen warme Gegenliebe finden. Auch die lange vergessene Perle hat die künstlerische Bewegung der letzten Jahre wieder hervorgezogen, das Material, das weit mehr noch als Buntpapier schöne Licht- und Farbeneffekte hervorbringt, wenn kunstgeschickte Hände sich liebevoll mit ihnen beschäftigen. Für sie hat Ernst Flemming einen „Perlenwebeapparat" konstruiert, den das Dürerhaus ebenfalls für M. 10.— in den Handel bringt. Die schönsten Gebrauchsgegenstände lassen sich darauf anfertigen, und der künstlerischen Phantasie ist ein weites Gebiet der Betätigung eröffnet. In noch höherem Grade ist das beim Dürer-Weberahmen (M. 45.—) der Fall, der nach einem Modell von Martha Franck ausgeführt ist, im Gegensatz zu den älteren Systemen wenig Raum wegnimmt, da er an jedem Tisch angebracht werden kann, und es ermöglicht, in den verschiedensten Techniken künstlerische farbenprächtige Gebilde von 2 bis 3 Meter Länge herzustellen. Er wird die größeren schwedischen Webstühle in manchem Hause zu ersetzen berufen sein. In der „Modelljacht" endlich gibt Prof. Karl Storch eine Anleitung zum Selbstbauen von Boot- und Jachtmodellen und Kanoes, die besonders unserer reiferen männlichen Jugend, die unserem Schiffswesen so großes Interesse entgegenbringt, willkommen sein wird. Gehört doch schon ein größeres Maß geistiger Einsicht und manueller Geschicklichkeit dazu, auf Grund der ausgezeichneten Anweisung und genauer Pläne die zierlichen Gebilde herzustellen, die nicht nur dem künftigen Schiffsbautechniker Freude bereiten, sondern auch dem neuen Sport des Modelljachtsegelns neue Freunde zuführen werden. Der Preis des ebenfalls im Verlag des Dürerhauses erschienenen Werkes beträgt M. 5.—.

Damit nehmen wir von einem der liebenswürdigsten und anheimelndsten Gebiete der Kindererziehung Abschied, um im nächsten Artikel eine Übersicht neuer „Jugendschriften" zu geben.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Justiz und Verwaltung

Aus der Geschichte der preußischen Einkommensteuer. Eine weit verbreitete Annahme geht dahin, daß die Einkommensteuer in Preußen erst durch Miquel eingeführt worden sei, nachdem Sachsen und Baden schon vorher zu ihr übergegangen waren. Wie aber schon die Miquelsche Denkschrift zur Steuerreform von 1893 erwähnt, hat die preußische Regierung bereits im Jahre 1847 den Versuch unternommen, dieser Steuerform Eingang zu schaffen. Dieser interessante geschichtliche Vorgang bildet den Gegenstand einer soeben veröffentlichten eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung.*)

In dem Existenzkampf, den England zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gegen Napoleon zu führen genötigt war, hatte Pitt im Jahre 1799 die Einkommensteuer als ein finanzielles Hilfsmittel eingeführt, und vier Jahre später erfolgte eine definitive Neuorganisation dieser Einrichtung. Nach diesem Vorbild wurde in Preußen zuerst zur Aufbringung der Kriegskontribution die gleiche Steuer eingeführt, aber schon 1811 von Hardenberg wieder aufgehoben. Da jedoch die Kommunen mittlerweile den Realservis in eine milde Einkommensteuer umgewandelt hatten, blieb auch weiterhin die Tradition in der Praxis erhalten, und der im Jahre 1847 aufgestellte Regierungsentwurf hatte somit vor dem Reglement von 1808 neben der eigenen früheren Erfahrung auch die kommunale Praxis voraus.

Die Stellungnahme der deutschen Nationalökonomie zu dieser Frage war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts unter dem Einfluß Adam Smiths eine durchaus ablehnende. Die politische Theorie des Liberalismus forderte umgekehrt — im Gegensatz zu den Konservativen Stahl und Haller — möglichst als einzige Steuer die Einkommensteuer zur Stärkung der parlamentarischen Machtbefugnisse.

Diese Forderung wurde noch gekräftigt durch den Kampf gegen die kommunale Mahl- und Schlachtsteuer, welche in den Städten gezahlt wurde, die nicht früher zur Klassensteuer übergegangen waren; je mehr die Mahl- und Schlachtsteuer einbrachte, um so schwieriger war es, denselben Betrag durch die Klassensteuer aufzubringen. In denjenigen Städten nun, die den rechtzeitigen Übergang versäumt hatten, wurden besonders die unteren Klassen von der verhaßten Besteuerung der wichtigsten Lebensmittel getroffen. Nur die hohe Bureaukratie und die städtischen Behörden, die einen Zuschlag bis zu fünfzig Prozent erhoben, schätzten diese ergiebige Steuer, während die Beamten der Veranlagungsbehörde sich aus praktischen Gründen den Freunden der Einkommensteuer anschlossen.

Das Jahr 1840 war auch für die Steuerreformbewegung ein Epochenjahr in der preußischen Geschichte; auch diesmal wirkte, wie 1808, das englische Vorbild. Denn 1842 hatte Peel die Einkommensteuer in England wieder eingeführt. Die „Proletariatsfrage" lenkt jetzt gebieterisch die Aufmerksamkeit

*) Die Einkommensteuer und die Revolution in Preußen. Eine finanzwissenschaftliche und allgemeingeschichtliche Studie über das preußische Einkommensteuerprojekt von 1847 von Dr. jur. Hans Teschemacher. Tübingen, Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung. 1912. 2,50 M.

auf sich, und für die vormärzliche Opposition wurde, wie für die französische vor 1789, Sozialreform vielfach identisch mit Steuerreform. Alle Provinziallandtage beschäftigten sich 1845 mit dieser Frage, und, wenn sie auch nicht positiv die Einkommensteuer forderten, so war doch die Verurteilung der Mahl- und Schlachtsteuer in den folgenden Jahren eine ganz allgemeine.

Ebenso überraschend wie die Einberufung des vereinigten Landtags kam der politischen Welt im Februar 1847 der vollendete Einkommensteuerentwurf der preußischen Regierung, den Otto Camphausen, der Bruder Ludolfs, ausgearbeitet hatte. Man vermutete sofort politische Motive, wie sie tatsächlich auch eine Äußerung Leopold von Gerlachs bezeugt, nämlich man müsse durch die incometax die Parteien sprengen und die Reichen um ihre angemaßte Popularität bringen. Auch soziale Gründe werden bei dem großen Notstand der letzten Jahre mitgesprochen haben; vor allem aber die starke Bewegung, die gegen die Mahl- und Schlachtsteuer gerichtet war. Verlieren konnte die Regierung bei der Einführung der schon bewährten Steuer nichts; wurde aber der Entwurf abgelehnt, so fiel auf den Landtag die Verantwortung für den Fortbestand der verhaßten Lebensmittelsteuern. Aus solchen Motiven heraus ließ die Regierung auf das deutlichste die Unannehmlichkeiten hervortreten, die der Einkommensteuerermittlung anhaften würden. Gegen das Reglement von 1808 war immerhin die Vorlage mit ihrer prozentualen Steigerung und Selbsteinschätzung schon ein modernes Gesetz.

Die Presse wandte sich sofort gegen den radikalen Versuch der Regierung, und die Entscheidung des Landtags entsprach dieser öffentlichen Stimme. Die Herrenkurie entschied sich, wie zu erwarten, für die Regierungsvorlage. In der Dreiständekurie war die liberale ostpreußische Ritterschaft und der Adel von Posen aus idealen Gründen, die schlesische Ritterschaft, weil sie die Not der unteren Klassen besonders vor Augen hatten, vorwiegend für die Einkommensteuer. Von den städtischen Abgeordneten dagegen stimmten die meisten wegen des einträglichen Kommunalzuschlags für die Mahl- und Schlachtsteuer; die oppositionelle rheinische Bourgeoisie für die Einkommensteuer. Die Majorität der Landgemeinden war für die Vorlage, die für sie Besteuerung der Reichen bedeutete.

Mit der Ablehnung der Vorlage war die politische Absicht der Regierung erreicht. Die Presse verurteilte zwar diesen Ausgang, nicht aber die im Landtag vertretenen Stände; die Nicht- oder Wenigbesitzenden aber hatten weder Abgeordnete noch Presse.

Die Revolution führte einen der ersten Verteidiger der Einkommensteuer auf den verantwortungsvollen Posten des Finanzministers — David Hansemann. Zugleich zeigte sich in den unteren Klassen aufs neue eine lebhafte Bewegung für die Steuer und kam in zahlreichen Petitionen an die Nationalversammlung zum Ausdruck. Hansemann hatte die doppelte Aufgabe, einmal die Revolution zu finanzieren, was ihm dank des so oft bekämpften Staatsschatzes und einer freiwilligen Anleihe von fünfzehn Millionen Taler gelang, ihm somit das Einbringen einer Zwangsanleihe erübrigte; zweitens eine große allgemeine Finanzreform zu schaffen. Hierzu lag ihm das gründlich durchberatene Projekt von 1847 vor. Aber Hansemann wagte es nicht, seine eigene Partei, die Bourgeoisie, durch die bei ihr unbeliebte Einkommensteuer zu brüskieren, weil er sie im Kampf gegen das Andrängen der radikalen Demokratie und der Reaktion brauchte. Diese Doppelstellung hat ja überhaupt den schnellen Sieg der Reaktion herbeigeführt, die sich nun natürlich mit aller Energie auf die von Hansemann nicht durchgeführten Reformen warf.

Schon am 5. Dezember 1848 wurde ein Entwurf über die Einkommensteuer angekündigt, im Juli 1849 veröffentlicht, und im Herbst in veränderter Gestalt dem durch Dreiklassenwahl geschaffenen Parlament vorgelegt. Erst 1850 kam es infolge der durch die Mobilmachung verursachten Notlage der Staatsfinanzen zur Entscheidung. Die Regierung verzichtete jetzt auf die früher von ihr für notwendig erklärte Steuerreform, und es kam ein Kompromiß zustande, die „klassifizierte Einkommensteuer".

In diesem Übergangsgebilde lagen die Entwicklungskeime der Miquelschen Finanzreform, welche die durch mancherlei politische und materielle Gründe lange verzögerte Ein-

führung jenes Steuersystems zur Verwirklichung brachte. Dr. D. Meyer-Berlin

Strafprozessuale Streitgenossenschaft. Wir brauchen in der künftigen Strafprozeßordnung ein Rechtsinstitut, welches etwa dem entspricht, was man im Zivilprozeß „notwendige Streitgenossenschaft" nennt. Ich will dies an zwei Beispielen klar machen.

Zwei Personen sind, der eine als Dieb, der andere als Hehler angeklagt. Beide werden vom Schöffengericht verurteilt. Der Dieb legt Berufung ein, der Hehler nicht. Der Dieb wird in der zweiten Instanz freigesprochen, das Urteil gegen den Hehler ist inzwischen rechtskräftig geworden. Wir haben dann das Schauspiel, daß der Hehler bestraft worden ist, weil er seines Vorteils wegen Sachen, von denen er wußte, daß sie mittelst einer strafbaren Handlung erlangt seien, verheimlicht oder angekauft hat, während die Strafkammer ausdrücklich bei der Freisprechung des vermeintlichen Diebes festgestellt hat, daß diese Sachen nicht mittelst einer strafbaren Handlung erlangt sind.

Ein anderer Fall.

Zwei Personen sind wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung aus § 223a St. G. B. angeklagt und in der ersten Instanz verurteilt worden. Der eine legt Berufung ein, der andere nicht. Auf die Berufung des Ersten erkennt die zweite Instanz auf Freisprechung mit der Feststellung, daß sich dieser bei der Körperverletzung nicht beteiligt habe. Gegen den zweiten Angeklagten aber, gegen welchen das erstinstanzliche Urteil inzwischen rechtskräftig geworden ist, bleibt die Feststellung bestehen, daß er gemeinschaftlich mit einem anderen in bewußtem und gewolltem Zusammenwirken eine Körperverletzung begangen hat. Danach ist womöglich die Strafe gegen ihn höher bemessen, danach war sogar vielleicht seine Bestrafung überhaupt nur möglich, weil der für die Bestrafung aus § 223 St. G. B. erforderliche Strafantrag nicht gestellt war.

Das sind doch Widersprüche, die so unerfreulich sind, auch den beteiligten Laien von selbst so in die Augen springen und deshalb geeignet sind, das Ansehen der Strafjustiz zu untergraben, daß auf ihre Abstellung bei Reform der Strafprozeßordnung Bedacht genommen werden müßte.

Nach Analogie des § 62 Z. P. O. wäre zu bestimmen:

„Kann der Tatbestand einer strafbaren Handlung mehreren Angeklagten gegenüber nur einheitlich festgestellt werden, oder ist ihre Anklagegemeinschaft aus einem sonstigen Grunde eine notwendige, so wird, wenn ein Anklagegenosse ein Rechtsmittel einlegt, die Sache auch gegen die anderen Anklagegenossen nicht rechtskräftig. Die Strafsache ist aber gegen die anderen Anklagegenossen in der Instanz nur dann erneut zu verhandeln, wenn die Verhandlung gegen den die Instanz anrufenden Genossen zu einem Ergebnis geführt hat, welches jene erneute Verhandlung geboten erscheinen läßt."

Landrichter Dr. Sontag-Berlin

Kommentar zum Automobilgesetz, zur Bundesratsverordnung vom 3. Februar 1910, sowie zum Automobilsteuergesetz von Dr. **Martin Isaac,** 1912, Berlin, Otto Liebmann, 16 M., geb. 17,50 M.

Die Bedeutung, die der Kraftwagen in unserem heutigen Verkehr besitzt, läßt ihn auch im Rechtsleben eine erhebliche Rolle spielen. Gerichts- und Verwaltungsbehörden haben sich in immer gesteigertem Maße mit Rechtsfragen über das Automobil zu befassen. In dem Bureau des Anwalts werden Fragen des Automobilrechts in Straf- und Haftpflichtprozessen erörtert. Bei Automobilunfällen sind Verletzte und Haftpflichtige bestrebt, sich über die Rechtslage zu unterrichten. Diese Information ist in verwickelten Fällen selbst für den geschulten Juristen nicht leicht. Man denke an die entstehenden Rechtsfragen beim Zusammenstoß zwischen Automobil und Fuhrwerk, an die Haftung von Automobilhalter, Chauffeur, Tierhalter und Kutscher zu dritten und untereinander. Der Isaacsche Kommentar geht diesen verwickelten Fragen in mustergültiger Gründlichkeit und Übersichtlichkeit nach. Die Fülle des Materials überrascht. Die angeführten Entscheidungen und die Erläuterungen werden den Praktiker nur selten im Stich lassen. Es sei insbesondere auf die Anmerkungen, die sich auf das Verhalten von Kraftwagenführer und Fuhrwerkslenker beim Scheuen von Pferden beziehen, zu § 9 des Automobilgesetzes und § 20 der

Bundesratsverordnung verwiesen. Die Erläuterungen, insbesondere die zur Bundesratsverordnung, geben in dankenswerter Weise auch Aufschluß über technische Fragen, die dem Nichtfachmann nicht immer geläufig sein werden. Vielleicht empfiehlt es sich bei einer Neuauflage des Werks auch die Vorschriften des Strafgesetzbuchs über fahrlässige Körperverletzung und Tötung zu kommentieren und hierbei die den Automobilverkehr betreffenden strafrechtlichen Entscheidungen über Fahrlässigkeit und ursächlichen Zusammenhang auch unter diesem Gesichtspunkt zusammenzustellen.

Der Kommentar ist geeignet, dem Richter und Verwaltungsbeamten wie dem Anwalt und gebildeten Laien ein zuverlässiger Führer zu sein.

Landrichter Simon-Graudenz

Philosophie

Das Erscheinen der zweiten vervollständigten Auflage der **Reden von Emil Du Bois-Reymond** in zwei Bänden (Verlag von Veit u. Co., Leipzig 1912) rückt die Gestalt des großen Physiologen, der trotz seiner fremdländischen Abstammung unser war, wieder vor die Seele derer, die abseits von der speziellen wissenschaftlichen Arbeit stehend, den Klang der Namen stiller Forscher nur selten vernehmen. Emil Du Bois-Reymond! Wem wäre der Name dieses Mannes fremd geblieben, als er vor vierzig Jahren in der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte sein „Ignorabimus" sprach, das zum geflügelten Worte wurde. Was Materie und Kraft sind, wie sie zu denken vermögen, werden wir niemals erkennen, hatte er damals verkündet und im Anschluß an diese Rede „über die Grenzen des Naturerkennens", die später durch eine andere verwandten Inhalts über „die sieben Welträtsel" ergänzt wurde, hatte sich eine Diskussion entwickelt, die weit über die Gelehrtenkreise hinaus lebhaftes Interesse erregte. Jenes Bekenntnis hatte Du Bois-Reymond vorteilhaft von der dogmatischen Zuversicht der Materialisten unterschieden, und der Materialismus war, da er Unbegreifbarkeit bekannte, von einer Philosophie zu einem naturwissenschaftlichen Prinzip herabgesunken. Das Banner der exakten Forschung, die jeglichen transzendenten Einschlag ablehnt, hochzuhalten, hat Du Bois-Reymond niemals versäumt und wir können uns davon auch aus seinen „Reden" überzeugen. Wir brauchen nur seine Ausführungen über die „Lebenskraft" oder den „Neo-Vitalismus" aufzuschlagen, wo er sogar in recht extremer Weise der mechanischen Naturerklärung das Wort redet. Mag manches von dem, was Du Bois-Reymond in seinen „Reden" niedergelegt hat, von der Wissenschaft des heutigen Tages überholt und widerlegt worden sein, — eins werden wir immer staunend bewundern: die Regsamkeit des Geistes, der zu uns spricht, die Vielseitigkeit und Gründlichkeit der hier geoffenbarten Arbeit. Derselbe Mann, der in das Lebenswerk eines Johannes Müller und eines Hermann Helmholtz eingedrungen ist und es uns lebhaft vor Augen zu führen weiß, sucht auch Voltaire, Lamettrie, Maupertius, Diderot sowie vielen anderen, die seinem eigentlichen Forschungsgebiet fern stehen, gerecht zu werden und schlägt den Leser in seinen Bann. Und derselbe Mann weiß über das Nationalgefühl, oder über die Beziehungen der Naturwissenschaft zur bildenden Kunst, über den deutschen Krieg, über Universitätseinrichtungen, sowie andere Fragen des öffentlichen Lebens und der Geschichte fesselnde Worte in glänzender Form zu sagen.

Die neue Ausgabe der „Reden" ist gegen die erste, die, noch von Du Bois-Reymond selbst besorgt, seit Jahren vergriffen und im Buchhandel kaum erhältlich ist, um sechs Reden und zehn akademische Ansprachen bereichert worden, die aus der Zeit 1887 bis 1896 stammen. Überdies enthält der erste Band die Gedächtnisrede auf Du Bois-Reymond, die der Erlanger Professor Rosenthal in der physikalischen und physiologischen Gesellschaft zu Berlin gehalten hat. Rosenthal feierte Du Bois-Reymond damals als den letzten derer, welche um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der experimentellen Naturwissenschaft neue Bahnen eröffneten.

Es ist dankbar zu begrüßen, daß Du Bois-Reymonds Tochter, Estelle Du Bois-Reymond, die „Reden", die zum großen Teil in der Akademie der Wissenschaften gehalten wurden, in der vorliegenden Ausgabe weiten Kreisen wieder zugänglich gemacht hat und

wir wünschen der wertvollen Publikation die ihr zukommende Beachtung. M. K.

Länder- und Völkerkunde

Zwei Eroberungen. Die letzten Jahre haben dem friedlichen Wettkampfe der Nationen Erfolge beschert, die während mehrerer Jahrhunderte das vergeblich ersehnte und unter ungeheuren Anstrengungen und Opfern zu erreichen gesuchte Ziel vieler unerschrockener Männer waren. Innerhalb einer kurzen Spanne Zeit fiel sowohl der Schleier, der das Geheimnis des nördlichsten Punktes des Erdballs deckte, als auch derjenige seines südlichsten. In die Ehre, ihre Flagge erstmalig am Nord- und am Südpol aufgepflanzt zu haben, teilen sich die Amerikaner und die Norweger. Kleinlicher Neid und häßliche Eifersucht haben die Freude über die Erreichung des Nordpols zu keiner ungetrübten werden lassen. Der unerquickliche Streit zwischen Peary und Cook ist noch in aller Gedächtnis, er wird jetzt von neuem wachgerufen durch das Erscheinen der deutschen Ausgabe von **Fred. A. Cook: „Meine Eroberung des Nordpols"** (Hamburg, Alfred Janssen. Geb. 10 M.). In einem stattlichen Bande gibt Cook einen genauen Bericht über seinen Aufenthalt unter den Eskimos und über seinen Zug nach dem Norden. Für jeden Tag seines Vordringens zum Pol sind die Zahlen der erreichten Breite, der Temperatur usw. angegeben, sowie die Mittel genannt, die er anwandte, um eine möglichst einwandfreie Ortsbestimmung zu erzielen. Interessant ist, daß Cook sich dabei auch auf oft wiederholte Messung der Schattenlänge stützt. Die Erklärungen, die er dazu gibt, sind einleuchtend, sie werden wohl auch wissenschaftlichen Nachprüfungen standhalten. Mag Cook nun den Nordpol erreicht haben oder nicht — nebenbei sei bemerkt, daß Amundsen und mit ihm eine ganze Anzahl Polarforscher daran nicht zweifeln —, so ist sein Buch doch als eine Bereicherung der Literatur über die Arktis zu begrüßen. Noch mehr würde dies der Fall sein, wenn die Polemik gegen Peary nicht so sehr in den Vordergrund träte. — Tobt um den Vorrang als Nordpolsieger der Kampf, des Südpols unbestrittener Bezwinger ist **Roald Amundsen.** Soeben, noch vor dem norwegischen Original, erscheint die deutsche Ausgabe seines Buches: **„Die Eroberung des Südpols"** bei J. F. Lehmann in München (zwei Bände mit über dreihundert Abbildungen, Karten und Plänen, geb. 22 M.). Amundsen wußte sich die Erfahrungen seiner Vorgänger in der Antarktis klug zunutze zu machen. Abweichend von Scott und Shackleton, um nur die letzten zu nennen, wählte er gerade die vielgenannte Eisplatte als Stützpunkt für seinen Vorstoß nach Süden. Er erkannte klar, daß die von Roß 1841 entdeckte und nach ihm benannte ungeheure, feste Eisfläche, die den südlichen Teil des Roßmeeres bedeckt, ein dauerhaftes Gebilde darstellt und vermutete, daß der Weg über sie mit erheblich weniger Anstrengungen und Gefahr verknüpft sein würde, als das Vordringen von irgendeinem anderen Punkte aus. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Bewundernswert ist das Organisationstalent Amundsens. Die in regelmäßigen Etappen vorgeschobenen Lebensmittelniederlagen, die weise Einteilung der Kräfte von Mensch und Tier und nicht zuletzt die Kunst, die Expeditionsteilnehmer während der ganzen Zeit in reger Tätigkeit und vollständig gesund zu erhalten, haben die einzig dastehende Reise und den glänzenden Erfolg ermöglicht. Die Wissenschaft hat durch den kühnen Zug Amundsens und seiner wackeren Begleiter die wertvollsten Aufklärungen über den antarktischen Kontinent erhalten. Während den Nordpol ein 4000 Meter tiefes Meer bedeckt, erhebt sich am Südpol festes Land zu einer über 3000 Meter hoch liegenden großen Ebene, die von Randgebirgen eingeschlossen wird. Äußerst interessant versteht Amundsen seine Reise zu schildern, keinen trockenen Bericht, sondern eine lebensvolle prächtige Darstellung enthält das Buch. Mit plastischer Anschaulichkeit spricht er über das Leben und Treiben im Winterquartier „Framheim", mit unverhüllter Liebe über die erhabene Natur und deren zwei- und vierbeinige Geschöpfe. Letzteren, den treuen Hunden, ist ein nicht geringer Raum im Buche zugebilligt, und mit Recht, denn ohne die Hilfe dieser Tiere wäre der Pol wohl noch nicht sobald erreicht worden. Amundsens Buch stellt sich würdig den besten Werken über Polarreisen an die Seite, es bietet den Lesern,

zu denen auch die reifere Jugend ohne weiteres zu rechnen ist, einen erlesenen Genuß. Sch.

Kulturgeschichte

Vom lustigen Alt-England. Umgibt das Stuartsche Königshaus in der Geschichte ein seltsames Flimmern, oft wie echter Glanz aufleuchtend und doch, genauer besehen, immer ein zehrendes Schwälen, so bringt dieser Umstand vor allem die Schwierigkeit mit sich, jene Reihe auffallender Herrschergestalten zu charakterisieren. Gewiß ist, daß sich kein Fürst und keine Fürstin von wirklicher Größe unter ihnen befand, wohl aber neben plumpen und gemütlosen Narren ein Schlag geborener Bühnenhelden. Zwei davon, Maria Stuart und ihr Enkel Karl der Erste, haben ihr in eine Tragödie auslaufendes Lebensschauspiel unter dem Henkerbeil tapfer beschlossen. Der älteste Urenkel Marias, Karl der Zweite, war nach W. M. Thackeray ein Halunke, aber kein Snob, — was völlig zutrifft, den Fall jedoch keineswegs erschöpft. Mit der Hinrichtung seines Vaters erstand England als Republik, von bibelfesten Spartanern in Harnisch und Sporenstiefeln regiert. Zehn Jahre politischer Machtentfaltung nach außen und innen folgten, dann starb der Zauberer, der dies vermocht hatte, und für seinen Sohn Richard Cromwell war „die Hand des Herrn" offenbar zu schwer. Er lief davon, die frommen Puritaner haderten und ein neuer Bürgerkrieg drohte, als etliche Aristokraten in Befehlshaberstellen kurzerhand den verbannten Stuart zurückholten. Karl der Zweite wurde wie der Messias empfangen, und er allein von allen Königen seines Geschlechts hat, notdürftig aber in beinahe origineller Weise, verstanden, was man von ihm wollte. Eine gute und gerechte oder gar starke Regierung konnte er nicht bieten, dafür war er ein Stuart, aber harte Schicksalsstöße hatten ihm den Hochmut ausgetrieben, der die Gesinnungslosigkeit seiner Vorfahren so unerträglich machte. England, der puritanischen Betstunden unter Kürassierbewachung müde, wollte einmal aus Herzensgrunde dem „cant" ein Schnippchen schlagen und dazu war der restaurierte Monarch wie geschaffen. Seine durch lässige Gutmütigkeit gemilderte Menschenverachtung, seine durch Geist und Witz verdeckte Würdelosigkeit, seine Kunst, den Mangel an Ehrgefühl und Gewissen durch beinahe heroische Liederlichkeit nach jeder Richtung in den Schatten zu stellen, sie haben gleichsam elektrisierend gewirkt und den fünfundzwanzig Jahren dieser Regierung ein Parfüm verliehen, gegen das ihre Schäden, düsteren Kehrseiten und Verderbnisse niemals recht zur Geltung gelangt sind. Das lustige Alt-England hieß nachmals die Zeit, in der bei Hofe zwar bisweilen das Bargeld empfindlich ausging und im Lande noch öfter, wo aber das Paradies Mohammeds sein kräftiges Abbild erreichte. Unter den auf solches Hofleben gestimmten Seelen befand sich Graf Anthony Hamilton; er hat dann in höherem Alter, als die Stuarts und er mit ihnen wieder im Exil saßen, unter Benutzung von Erinnerungen eines Genossen jenes rasenden Treibens, des Chevaliers Philibert von Gramont, sein berühmt gewordenes Buch verfaßt: „Der englische Hof unter König Karl dem Zweiten." Die wohlgefällige Schilderung von unstreitig pikanten Scandalosis wurde schon mehrfach ins Deutsche übertragen, jetzt durch **Paul Friedrich** als **„Die Memoiren des Grafen von Gramont"** (Wilh. Borngräber, Verlag Neues Leben, Berlin W.). Vier Illustrationen von F. von Bayros stellen gewagte Situationen aus Hamiltons Berichten dar, doch mag die Auffassung des Künstlers im ganzen hingehen. Ein Dutzend Porträts wäre natürlich instruktiver gewesen. Allein diese Ausgabe ist von Gramonts kühner Behendigkeit eigentümlich beeinflußt worden. Ihr Bearbeiter hat nach Regeln eigenen Geschmacks, über die er auf Seite 7 in wenig gewinnendem Tone Rechenschaft gibt, darin herumgewirtschaftet. Mag sein, daß die Flüssigkeit der Erzählung — die Verdeutschung ist nicht schlecht — Vorteil davon hatte. Nur bewundert man hier eben ein neues Beispiel des emporwuchernden literarischen m. b. H.-Systems. C. N.

Kunst

Ein nordischer Bildner. 1902 — die Ausstellung bei Keller u. Reiner, in der zum erstenmal sein Lebenswerk umfassend in Berlin vorgeführt wird — und **Stephan Sinding**, der Norweger, ist nicht nur in aller Munde (das will nicht viel sagen in unserer

schnellebigen Zeit, und viel wird in zehn Jahren vergessen) — nein, er ist eingezogen in die Herzen der Deutschen, die ihm ihre Liebe entgegenbringen, seit sie ihn so kennen lernten, und die ihm Treue halten werden in die Jahrhunderte hinein. Denn in dem stammverwandten Künstler spüren wir Blut von unserem Blut und Geist von unserem Geist; da ist ein Ideal erfüllt, das uns von germanischer Kunst vorschwebte; da ist Wahrheit und Schönheit, Tiefe und Phantasie, keusche Lieblichkeit und posenferne Schlichtheit, heraufgeholt aus Ursprünglichkeit und selbstsicherer Kraft, und gemeistert von einer wunderbaren Technik. Als Norweger darf er stolz seinen Namen neben die Ole Bull, Ibsen und Björnson setzen, denen er in Bergen und vor dem Nationaltheater in Christiania die Standbilder schuf; wie sie ist er hinausgegangen in die Welt; und Berlin, dessen Liebe er warm erwidert, darf sich rühmen, ihm, dem Schüler von Albert Wolff, das Rüstzeug seiner Kunst an die Hand gegeben zu haben. Von Berlin ging auch die Popularisierung seiner Kunst aus; von hier aus zogen die Tausende von Reproduktionen nach seinen Hauptwerken in die deutschen Häuser: die holdselige Verkörperung des Schlafes, unter dem Titel „Die Nacht" bekannt; der trotzige „Sklave"; die „Barbarenmutter" in ihrer finsteren Größe; die ergreifende Gestalt der „Gefangenen Mutter", die in Fesseln auf den Knien ihrem Kinde die Brust reicht; die „Älteste ihres Geschlechts", die Seherin an der Grenze der Ewigkeit; die im Sturm daherbrausende „Walküre"; das monumentale Symbol der formenden „Mutter Erde"; die keusche „Anbetung"; und die Gruppe, die seinen Namen über die Erde getragen und so viel Nachahmer gefunden hat: die „Zwei Menschen" in ihrem seligen Umfangen.

Und noch einmal — zehn Jahre später — soll von Berlin aus seine Kunst und jetzt auch nähere Kunde über sein Leben ins deutsche Volk dringen, mehr noch, scheint mir, als es bisher geschehen konnte. Vor mir liegt **M. Rapsilbers** in ehrlicher Begeisterung geschriebene, eingehende und verständnisvolle Biographie und feinsinnige künstlerische Würdigung des Meisters, **„Stephan Sinding"**, ein Band der Serie „Kunst und Schönheit", den der Verlag Marquardt u. Co., Berlin NW. 57, mit 61 (einundsechzig!) Originalreproduktionen und einer Gravüre in größtem Quartformat für den unglaublichen Preis von 1,80 M. (in prächtigem Leinenband 2,80 M.) herausgebracht hat. Ich habe den lebhaftesten Wunsch und hege an dessen Erfüllung keinen Zweifel, daß dieser Band, der alle Hauptwerke Sindings und eine reiche Menge der bislang weniger bekannt gewordenen (darunter die Umarbeitung der „Walküre" und die neue Gruppe der in Frühlingsahnung erschauernden jungen Menschenkinder „Mai") sowie eine Anzahl hochinteressanter Skizzen bringt, eins der beliebtesten und erhofftesten Weihnachtsgeschenke werden und dem Menschen Sinding die Heimstätte noch tiefer im deutschen Herzen begründen wird, die der Künstler Sinding längst inne hat.

Nur eins habe ich zu erinnern. Wenn es Rapsilber auch in der Hauptsache darauf ankam, das Werk des Meisters sprechen zu lassen und biographische Daten nur zum besseren Verständnis der Kunst zu geben: eine hätte er nicht übergehen sollen: des Künstlers Muse, die schöne Frau Elga Sinding, die alle Sorgen und Mühen seines schwer ringenden Lebens mit ihm teilt, deren Urteil er seine Pläne bis ins kleinste unterbreitet und der als Zeugnis seiner innigsten Liebe die Worte auf dem Original der „Zwei Menschen" in Jacobsens Ny-Carlsberg-Glyptothek in Kopenhagen gelten: A ma femme.

Albert Sergel-Berlin

Schöne Literatur

Liliencron- und Falke-Ausgaben. Von der Freundschaftshand Richard Dehmels auf Grund letztwilliger Bestimmung des Dichters gesichtet und neu eingerichtet, liegen jetzt die „Gesammelten Werke" **Detlev von Liliencrons** in acht würdig ausgestatteten Halbkalblederbänden vor, denen sich die schon vorher erschienenen zwei Bände Briefwechsel in gleicher Ausstattung anreihen. Der Preis des gebundenen Bandes beträgt 6 Mark; Verlag von **Schuster u. Löffler** in Berlin.

In dem knappen Vorwort setzt Dehmel Zweck und Ziel des garnicht lange nach der

ersten Gesamtausgabe veröffentlichten Werkes auseinander. „Vor allem mußte der endgültige Wortlaut seiner Bücher gesichert werden. Aus den verschiedenen Handexemplaren, die er bei seinen Vortragsreisen benutzte und in freien Stunden durchzufeilen pflegte, waren die vielen Verbesserungen in vergleichender Sichtung zusammenzutragen; und aus den noch nicht in Buchform veröffentlichten Schriften war das Wertvollste ebenfalls auszusuchen und an passender Stelle einzureihen." Die Reihenfolge der Gedichte ist geblieben, wie sie Liliencron, getreu seiner Maxime „Variatio delectat", angeordnet hatte. Poggfred, das „kunterbunte", nach und nach auf neunundzwanzig Gesänge angewachsene Epos, nimmt seiner Bedeutung gemäß den ersten Band ein (in teilweise veränderter Reihung der „Kantusse"); es folgen zwei Gedichtbände mit den Untertiteln: „Der Heidegänger" (als bezeichnend aus früherer Zeit für „Kämpfe und Ziele" wieder eingesetzt), „Kampf und Spiele", „Nebel und Sonne", „Bunte Beute", „Gute Nacht"; Band 4 und 5 enthält die Dramen; Band 6 die Romane; Band 7 die Novellen (von denen die letzten den Titel „Späte Ernte" bekommen haben); und der 8. Band „Miscellen" bringt neu eine Auswahl Gelegenheitsschriften, meist Rezensionen, „um auch diesen Arbeiten Liliencrons, denen er selber wenig Wert beimaß, die aber manchen köstlichen Satz enthalten, die gebührende Beachtung zu sichern; sie haben in den sogenannten jüngstdeutschen Entwicklungsjahren gute Fürsprecherdienste geleistet."

Was Liliencron uns und insbesondere der modernen Lyrik bedeutet, erübrigt sich an dieser Stelle zu sagen. Seien wir stolz auf dieses würdige Denkmal, das sich der Meister selbst gesetzt, und wünschen wir ihm, daß es in viele Häuser Eingang gewinne.

Als Liliencron seinen sechzigsten Geburtstag feierte, begrüßte ihn sein Freund Falke als

„Hauptmann, General,
der deutschen Lyrik Feldmarschall."

Bleiben wir in diesem Bilde, so nimmt **Gustav Falke** in dem Generalstab eine der ersten Stellen ein. Ihm als einem unserer Besten gilt eine Ehrung zu seinem sechzigsten Geburtstag am 18. Januar 1913. In apartem Seidenband von Prof. Czeschka, der auch die übrige Ausstattung besorgte, liegen seine „Gesammelten Dichtungen" in fünf Bänden im Verlage von **Alfred Janssen** in Hamburg vor (15 M., einzeln 3,50 M.). Die Bände, in denen der Ertrag eines reichen Lebens aufgegangen ist, wie er bislang in acht Gedichtbänden aufgespeichert lag, tragen die Titel „Herddämmerglück", „Tanz und Andacht", „Der Frühlingsreiter", „Der Schnitter" und „Erzählende Dichtungen". Mit seinen ersten, in Zeitschriften veröffentlichten Gedichten gewann er die Freundschaft Liliencrons, Norddeutscher und ein Stück Grandseigneur wie er, wenn ihm auch im Tiefsten das „Herddämmerglück", der Friede einer glücklichen, beseligenden Ehe, ein Sichbescheiden und Zurruhekommen die schönsten seiner Lieder schenkte. Mit seinen ersten Gedichtbänden „Mynher der Tod" und „Tanz und Andacht" hat er sich als reifer Mann seine Stellung in der deutschen Lyrik geschaffen, die die folgenden Bände nur befestigen, aber nicht mehr merklich verändern konnten; eine langsam, aber stetig wachsende Gemeinde scharte sich um ihn; seine zweite Vaterstadt Hamburg ehrte sich und ihn bei Gelegenheit seines fünfzigsten Geburtstages durch einen jährlichen Ehrensold, und Auswahlen aus seinen Werken, die eine Perle an die andere reihen konnten, machten ihn weiter bekannt. Er ist keiner von denen, die als „Neutöner" um jeden Preis von sich reden machen; eine stille Innigkeit und Innerlichkeit wie auf Thomaschen Bildern geht von ihm aus; wo man heute seinen Namen nennt, ist man gewiß, daß ein herzwarmes Verstehen, eine Liebe ohne viele Worte sich ihm entgegenbringt. Seine Jubelausgabe ist ein guter Freund in der Familie, und beschenkt und beglückt; möchte man sich ihrer zum Weihnachtsfeste gern erinnern. Dr. S.

Berthold Litzmann hat die Gesamtausgabe der Werke **Ernst von Wildenbruchs** übernommen und die **G. Grotesche Verlagsbuchhandlung** in Berlin hat nunmehr die zwei ersten Bände in die Welt geschickt. Der Plan der Ausgabe ist die Dramen für sich und die Romane und Novellen für sich in zwei Reihen von je neun und sechs Bänden zu ordnen.

Ferner macht der Herausgeber folgende Angaben über die Anlage seiner Arbeit: „In der Reihe der Romane und Novellen sind die, Motive aus dem Seelenleben des Kindes behandelnden, Erzählungen in einem Bande für sich zusammengestellt. Der letzte Band der Dramen bringt außer den von ihm selbst veröffentlichten Jugendwerken noch einige Dramen und Dramenentwürfe der Frühzeit, die für die Entwicklung des Dramatikers bedeutsam und daher der Aufnahme in die Gesamtausgabe wert erscheinen. Eine dritte Reihe bringt in zwei Schlußbänden außer den beiden Heldengedichten „Vionville“ und „Sedan“ die aus den Handschriften stark vermehrten, nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordneten lyrischen Gedichte, ferner die Humoresken, eine Anzahl von Skizzen in Prosa und ausgewählte Reden und Ansprachen. Für den Text der Ausgabe war maßgebend der Druck der letzten Hand, d. h. die letzten zu seinen Lebzeiten erschienenen und von ihm selbst durchgesehenen Einzeldrucke.“ Der Herausgeber hat nicht versäumt, die erreichbaren Handschriften und die ersten Drucke zum Vergleich heranzuziehen. Zum erstenmal gedruckt erscheint in dieser Ausgabe das nachgelassene Trauerspiel „Ermanarich“. Die beiden erwähnten ersten Bände sind mit einleitenden Bemerkungen versehen, die über die Entstehung der jeweils in einem Bande vereinigten Werke Wildenbruchs einigen Aufschluß geben. Im ganzen tritt das philologische Moment in dieser Ausgabe äußerlich durchaus in den Hintergrund und künstlerische Grundsätze scheinen für den Herausgeber und den Verleger Richtung gebend gewesen zu sein. Die Ausstattung bezeugt guten Geschmack, sie ist schlicht und vornehm. So mag denn Wildenbruch zu seinen alten Freunden, denen zum erstenmal Gelegenheit gegeben wird, die Lebensarbeit des Dichters als Ganzes zu überschauen, neue werben.

Dr. K.

Eine sehr erfreuliche und weiten Kreisen zweifellos hochwillkommene Neuausgabe ist die vom Verlag **S. Fischer**, Berlin, veranstaltete vollständige Volksausgabe der gesammelten Werke von **Gerhart Hauptmann** in sechs Bänden, in Leinen gebunden zum geringen Preise von 20 Mark. Sie enthält außer den chronologisch geordneten Dramen in vier Bänden auch die Prosawerke „Bahnwärter Thiel“, „Der Apostel“, „Der Narr in Christo Emanuel Quint“, „Griechischer Frühling“ und „Atlantis“. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung zu loben. Alle Freunde und Verehrer der Hauptmannschen Muse seien nachdrücklich auf dies neue Unternehmen hingewiesen.

Der **Tempel-Verlag** hat seine Klassikerausgaben um einige wertvolle Bände bereichert. Die zwölfbändige Schillerausgabe ist durch einen dreizehnten Band, einer Darstellung von **Schillers Leben und seinem Werk** aus der Feder **Fritz Stichs**, ergänzt worden, die gewiß vielen, die sich ihres Schillers in dem sorgfältig hergestellten Text des Tempel-Verlags erfreuen, willkommen sein wird. Sie ist ergiebiger als die sonst in den üblichen Einleitungen und Anmerkungen niedergelegten Kommentare.

Im letzten Sommer erschien im gleichen Verlage ein zweibändiger **Körner** und in jüngster Zeit ein sechsbändiger **Lessing**. Für die Freunde unserer klassischen Literatur bedarf es kaum mehr als dieses Hinweises, denn die Tempel-Ausgaben sind längst als inhaltlich gediegen und in der äußeren Form geschmackvoll anerkannt. Die vorliegende Lessing-Ausgabe enthält das poetische Schaffen Lessings vollständig, ferner außer der „Hamburgischen Dramaturgie“ und dem „Laokoon“ die theatergeschichtlichen und theaterästhetischen, sowie die hauptsächlichsten archäologisch-philologischen und rationalistisch-theologischen Schriften.

Jeder Band Tempelklassiker kostet in Leinen 3 M., in Halbleder 3,75 M. K.

Reichsspiegel

(vom 26. November bis 1. Dezember)

Bank, Geld und Wirtschaft

Die Unsicherheit der politischen Lage — Wirtschaftliche Folgen des Krieges — Die Moratorien der Balkanstaaten — Wechselrechtliche Notgesetze — Die Beunruhigung der Sparer — Die Verkehrsstockungen im Ruhrgebiete — Ihre Ursache und Abhilfe — Die Lage des Geldmarktes — Internationale Ansprüche und heimischer Anleihebedarf

Die Voraussicht, daß die Entspannung der politischen Lage sich nicht ohne Rückfälle und erneute Krisen vollziehen werde, hat nur zu bald ihre Bestätigung erfahren. Der Interessengegensatz der an den Balkanfragen meist beteiligten Großmächte schien sich letzter Woche zu offenem Konflikt zuzuspitzen. Nachrichten und Gerüchte über Mobilisierungen in Österreich, Rußland und sogar in Deutschland (!), Sensationsdepeschen über den bedrohlichen Stand der Dinge im europäischen Konzert füllten die Spalten der Tagesblätter und erregten eine tiefgreifende Beunruhigung und Kriegsfurcht. Das Barometer der Börse sank wieder auf Sturm. Eine energisch gehaltene Beschwichtigungsnote der Reichsregierung war notwendig, um der Kopflosigkeit zu steuern und eine größere Gelassenheit gegenüber der zwar ernsten, aber doch nicht unmittelbar bedrohlichen Lage zum Siege zu verhelfen. Die Wolken verzogen sich wieder und heute herrscht — auf wie lange? — wieder die allgemeine Zuversicht, daß die definitive Regelung der Balkanfrage unter den Großmächten in Freundschaft und Frieden erfolgen werde. Indessen hat es mit dieser definitiven Beilegung noch gute Weile —, wir wissen, wie langsam internationale Konferenzen arbeiten. Die Balkanfrage wird also günstigenfalls noch auf Monate hinaus eine ständige Sorge und Quelle der Beunruhigung für das Wirtschaftsleben bilden. Mittlerweile machen sich schon jetzt die wirtschaftlichen Folgen des Krieges in steigendem Maße fühlbar. Noch ist zwar die Kraft der Hochkonjunktur in der schweren Industrie nicht gebrochen, aber auf einzelnen Gebieten zeigen sich doch Stockungen, die unmittelbar durch den Krieg veranlaßt werden. So vor allem im Textilgewerbe, so auch in dem Rückgang des Exports von Weißblech, das vornehmlich für die Petroleumindustrie Südrußlands und der Donauländer bestimmt ist. Aber auch in anderen Industriezweigen zwingt die unsichere politische Lage und die Goldteuerung zur Zurückhaltung, und wenn die Montanindustrie zurzeit auch noch über ihre Leistungsfähigkeit hinaus beschäftigt ist, so fangen doch die Aufträge auf längere Zeit hinaus an spärlich zu werden. Am unmittelbarsten spürt die Wirkung des Krieges Österreich-Ungarn: die Liste der Zahlungseinstellungen und Bankrotte beweist es deutlich. Die von den Balkanstaaten dekretierten Moratorien und die faktische Uneinziehbarkeit von Ausständen in der Türkei, hat für viele Exporteure Verlegenheiten und Zahlungsstockungen zur Folge. Besonders nachteilig macht sich fühlbar, daß

der Wechselverkehr mit den Ländern des Balkanbundes infolge der Moratorien gestört und die Lage der Gläubiger gefährdet ist. Denn nach geltendem Recht wird der Protest eines fälligen Wechsels durch das Moratorium verhindert, während der Regreß gegen den inländischen Wechselverpflichteten, für den das Moratorium nicht gilt, von der Beibringung des Protestes abhängig ist und in der Frist von wenigen Monaten verjährt. Der Wechselgläubiger ist also in einer prekären Lage. Österreich-Ungarn will durch ein Notgesetz helfen, indem es im Einklang mit den Beschlüssen der Haager internationalen Wechselkonferenz den Gläubiger von der Beibringung des Protestes entbindet und den Regreß aufrecht erhält. Ein gleiches Vorgehen haben für Deutschland die Ältesten der Kaufmannschaft zu Berlin bei der Reichsregierung in Antrag gebracht und es steht zu hoffen, daß diesem Antrage, für den alle Gründe der Billigkeit und des Rechtes sprechen, alsbald stattgegeben wird.

Bedenklicher als diese unmittelbaren Nachteile des Krieges ist die Beunruhigung, von der angesichts der politischen Unsicherheit die kleinen Sparer ergriffen sind. Wie zuzeiten der Marokkoaffäre drängen sich wieder die Einleger an den Schaltern der Sparkassen, besonders in Ostpreußen und Schlesien, und fordern aus Furcht vor feindlicher Invasion ihre Spargroschen zurück, um sie nach Väter Sitte im Strumpf verschwinden zu lassen. Ein Beruhigungstelegramm des Reichskanzlers an den Oberpräsidenten von Ostpreußen mußte dazu dienen, diese übergroße Ängstlichkeit der kleinen Leute zu verscheuchen. Ähnliches wird auch wieder aus Frankreich gemeldet. Dieses Verhalten des Sparpublikums in kritischer Zeit beweist, wie dringend erforderlich es ist, für die Liquidität der Sparkassen besser zu sorgen als es bisher geschehen ist. Denn was soll geschehen, wenn einmal wirklich der Feind an den Grenzen steht? Es war in der Tat hohe Zeit, das Gesetz über die Anlagen der Sparkassen, dieses so viel umstrittene und so angefochtene, in den Hafen zu bringen.

Die alles frühere Maß übersteigende Beschäftigung unserer Montanindustrie hat zu schweren Verkehrsstockungen im Ruhrgebiet geführt. Alljährlich, wenn der lebhaftere Geschäftsgang der Herbstmonate einsetzt und zugleich die Landwirtschaft für Rübentransporte erhöhte Ansprüche an den Frachtverkehr stellt, pflegt im Industrierevier ein Wagenmangel aufzutreten. Die Eisenbahnverwaltung kann nicht so viel leere Güterwagen stellen, als von den Zechen täglich für den Kohlenversand angefordert werden. Dies wird von der Industrie stets als ein schwerer Mißstand empfunden, denn die Kohlenförderung ist auf sofortige Verladung eingestellt. Ein Lagern der Kohle bedeutet eine Einbuße an Arbeit, Zeit, Geld und Qualität und kann bei bedeutender Förderung auch schon aus räumlichen Gründen nicht erfolgen. Kann daher die tägliche Förderung nicht zum Versand gebracht werden, so müssen die Zechen sie einschränken oder einstellen. Das bedeutet natürlich eine gewaltige Einbuße an Absatz und Gewinn, an der auch die Bergarbeiter durch Lohnausfall stark beteiligt sind.

Nun ist in den letzten Monaten die Wagengestellung derart hinter den Anforderungen zurückgeblieben, daß der Ruhrbezirk sich plötzlich vor einer Wirtschaftskatastrophe sah. Im Oktober fehlten rund hundertundachtzigtausend Wagen, im November wuchs die Ziffer noch mehr an. Der Förderungsausfall im ersten Monat wird auf annähernd 25 Millionen Mark, der Lohnausfall der Arbeiter auf etwa die Hälfte dieser Summe angegeben. Eine völlige Verkehrsstockung trat ein. Bahnanlagen und Bahnhöfe waren den Anforderungen des Verkehrs nicht gewachsen, die verstopften Geleise konnten weder für Abfahrt noch für Zufuhr genügend freigemacht werden. Ein Notschrei und heftige Anklagen gegen die Staatsbahnverwaltung erhoben sich im Revier. Im Landtag wurde interpelliert, der Minister reiste persönlich an Ort und Stelle, um die erforderlichen Abwehrmaßregeln zu treffen. Es zeigte sich, daß die Entwicklung der Industrie und des Verkehrs ein so rapides Tempo eingeschlagen hatte, daß auch die mustergültigen Einrichtungen und die gewaltige Organisation der preußischen Eisenbahnverwaltung ihm nicht gewachsen waren. Ist doch die Kohlenproduktion im laufenden Jahre in geradezu phänomenaler Weise gestiegen! Die Zunahme beträgt gegen das Vorjahr während der ersten zehn Monate bei Steinkohlen etwa 11 Prozent, bei Koks 14, Braunkohlen 12 Prozent. Demgegenüber erweist sich die reguläre Wagenvermehrung von jährlich 5 Prozent, welche die Staatsbahnverwaltung eintreten läßt, selbstverständlich als ungenügend. Es ist aber vollkommen ungerechtfertigt, wenn diese sehr bedauerlichen Verkehrsstockungen nun zu maßlosen Angriffen gegen das Staatsbahnsystem und dessen angeblichen Fiskalismus mißbraucht werden. Der Eisenbahnverwaltung kann man keine Schuld beimessen, wenn sie die Mißstände dieses Herbstes nicht vorausgesehen und ihnen nicht vorgebeugt hat. Ein Aufschwung der Montanindustrie in dem jetzt vorhandenen Umfang ist ja von keinem der beteiligten Industriellen auch nur geahnt worden. Es ist eine Art Verhängnis, welches das Industrierevier betroffen hat, und dem sich auch mit äußerster Anspannung von Personen und Material nicht steuern ließ. Die nunmehr von der Staatsbahnverwaltung in Angriff genommenen großzügigen Abhilfsmaßregeln, starke Vermehrung des Wagenparkes, Bau großer Abstellbahnhöfe, Vermehrung der Zu- und Abfuhrgeleise, werden die Wiederkehr ähnlicher Zustände im nächsten Jahr verhindern.

Täuscht nicht alles, so wird übrigens das gegenwärtige Arbeitstempo der schweren Industrie kaum lange mehr anhalten können. Es ist bereits oben auf den hemmenden Einfluß hingewiesen, den die politischen Verhältnisse auf die wirtschaftliche Entwicklung ausüben müssen. Die bedenklichste Seite bildet aber die Lage des Geldmarktes. Geld wird teurer und teurer. Schon ist die Sächsische Bank der Reichsbank vorausgeeilt und hat ihren Zinsfuß auf $6^1/_2$ Prozent erhöht. Die Reichsbank selbst zögert noch, obwohl ihr Status nicht sehr befriedigend ist. Es scheint aber fraglich, ob sie über die Jahreswende hinaus mit ihrem Satz auskommen kann und nicht genötigt ist, auf $6^1/_2$

oder gar 7 Prozent zu gehen. Alte Erfahrung lehrt, daß derartig hohe Zinsſätze auf die Dauer die beſtfundierte Konjunktur erdroſſeln.

Die Lage des Geldmarktes gibt aber zu beſonderen Bedenken noch deshalb Anlaß, weil ganz außerordentliche Anſprüche in nächſter Zeit an ihn herantreten werden, von denen man augenblicklich nicht weiß, wie er ihnen gerecht werden ſoll. Mit dem Ende des Balkankrieges wird bei allen kriegführenden Staaten ein ſtarker Geldbedarf für das Retabliſſement und die Entſchädigungen auftreten. Außerdem ſind aber noch verſchiedene Anleihetransaktionen in Schwebe, deren Durchführung nur durch den Kriegsausbruch verhindert wurde, ſo die türkiſche Zollanleihe von 1911, von der noch etwa 80 Millionen Mark unrealiſiert ſind, eine weitere Anleihe der Türkei von etwa 200 Millionen Mark bei der franzöſiſchen Gruppe der Ottomanbank, die bekannte Anleihe Bulgariens von 180 Millionen Franken, welche mit einem internationalen Konſortium abgeſchloſſen, aber nicht realiſiert iſt, und endlich eine große Anleihe Italiens in Höhe von 600 Millionen Franken, die zur Liquidierung des Tripolisfeldzuges beſtimmt iſt. Schon dieſer dringliche Geldbedarf der europäiſchen Staaten iſt alſo auf mehr als eine Milliarde Mark zu ſchätzen und er vergrößert ſich noch bedeutend, wenn auch Öſterreich-Ungarn, wie wahrſcheinlich iſt, für Wehr-

zwecke an den Geldmarkt appellieren ſollte. Nun ſteht aber noch im Hintergrunde der immenſe Kapitalbedarf des neuen Chinas, deſſen Befriedigung unaufſchieblich iſt und den europäiſchen Märkten zur Laſt fällt. Man weiß, daß China ſeinerzeit mit dem ſogenannten Sechs-Mächte-Syndikat über eine Anleihe von $1^1/_4$ Milliarde Mark verhandelt hat und daß ihm die Gewährung derſelben unter beſtimmten Kontrollmaßregeln zugeſagt wurde. China hat die ihm geſtellten Bedingungen nicht akzeptiert und ſich einſtweilen durch eine kleinere Anleihe geholfen, die eine engliſche Firma finanzierte. Doch hat dieſe mit einem Mißerfolg geendet und es wird China nunmehr nichts übrig bleiben, als ſich über die große Anleihe aufs neue mit dem Sechs-Mächte-Syndikat zu verſtändigen.

Es ſind alſo ganz gewaltige Summen, welche der Geldmarkt vorausſichtlich im kommenden Frühjahr aufzubringen haben wird. Ein großer Teil der Anſprüche, ſo vor allem die italieniſche Anleihe, fällt freilich nicht dem deutſchen Geldmarkt zur Laſt. Anderen aber kann er ſich nicht entziehen, ſo namentlich nicht dem Geldbedarf der befreundeten Donaumonarchie und den Anſprüchen Chinas, für die einzutreten ihn vertragliche Verpflichtungen wie politiſche Rückſichten zwingen. Wir werden alſo wieder in die Notwendigkeit verſetzt ſein, für ausländiſche Zwecke Geld aufbringen zu müſſen zu einem Zeitpunkte, wo nicht nur unſer Kapitalmarkt der Stärkung und Erholung dringend bedarf, ſondern wo auch noch unaufſchiebliche inländiſche Anſprüche an ihn herantreten werden. Es ſei

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.
Bei allen Optikern vorrätig.
Kataloge kostenlos durch
Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.
Gegründet 1800. Gegründet 1800.

nur erinnert an die Geldbedürfnisse, welche der preußische Staat für die Elektrisierung der Berliner Stadtbahn, der Großberliner Zweckverband für die Waldkäufe, die Stadt Berlin voraussichtlich für die Übernahme der Berliner Elektrizitätswerke haben werden. Auch hier handelt es sich um viele Hunderte von Millionen Mark. Durch den Zwang der Verhältnisse kann also selbst bei größter Zurückhaltung die Lage unseres Geldmarktes leicht ungünstiger werden, als sie je zuvor gewesen ist. Es ist wichtig, diese nicht sehr erwünschte Konstellation im Auge zu behalten, zumal zweifelsohne von der Rücksichtnahme auf sie auch die Zinspolitik der Reichsbank beeinflußt werden dürfte.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.

Wagners
Saar-Riesling
Deutschlands vornehmster Schaumwein
Hergestellt aus feinsten Qualitätsweinen der Saar
Frei von Liqueur und Cognac!
Zentral-Verkaufsstelle Berlin W. 30, Luitpoldstrasse 18.

Ärztlich überall empfohlen!
Fast nikotinfrei
Geschmack ohne jede Einbuße!
Prospekt frei.

Prospekt frei.
Dinerzigarre 50 Stück M. 9.—.
Sortim.-Kiste M. 10.—.
C. W. Schliebs & Co.,
Breslau 12.

Erbschaftssteuer und Erbrechtsreform

Von Justizrat Bamberger-Aschersleben

rofessor Schott in Breslau spricht sich in einer kleinen Broschüre gegen die Ausdehnung der Erbschaftssteuer und gegen eine Reform des Erbrechts zugunsten des Reiches aus. Nach seiner Ansicht ist es nicht gerechtfertigt, die Kinder und den überlebenden Ehegatten zur Erbschaftssteuer heranzuziehen, da diese die Familie treffe und in vielen Fällen das vererbte Vermögen wirtschaftlich als Familieneigentum zu betrachten sei. Die Ansicht ist nicht neu. Gewiß ist es richtig, daß eine Steuer, die der Familie auferlegt wird, diese trifft. Ein Irrtum aber ist es, wenn der Verfasser, wie andere Gegner der Steuer, schlechthin behauptet, die Erbschaftssteuer beeinträchtige die Familie. Der Satz bildet offenbar die Grundlage der ganzen, gegen die Steuer gerichteten Bewegung. Tatsächlich wird nicht „die" Familie im allgemeinen, sondern nur die kleine Anzahl der begüterten Familien beeinträchtigt. Es können für die steuerliche Belastung doch nur die Familien in Betracht kommen, denen Erbschaften zufallen. Das sind regelmäßig nur die Familien der besitzenden Klassen. Die Familien der besitzlosen Klassen werden regelmäßig nicht in Mitleidenschaft gezogen, weil sie nichts erben; im Gegenteil, ihre Lage bessert sich, indem die aufkommenden Beträge der Gesamtheit zugute kommen. Die Zahl der Besitzlosen ist aber viel größer, als die der Besitzenden, — volle 50 Prozent der Bevölkerung nehmen an einem Einkommen von weniger als 900 Mark jährlich teil und 95 Prozent an einem Einkommen von weniger als 3000 Mark. Daraus folgt, daß die Ausdehnung der Steuer auf Kinder und Ehegatten für die große Mehrheit aller Familien zu einer Wohltat wird. Behandelt man die Frage einseitig vom Standpunkt der erbenden Familie, so wird deren Geldinteresse natürlich nicht gefördert, wenn sie eine Erbschaft versteuern muß, so wenig, wie sich die Vermögenslage des einzelnen dadurch verbessert, daß ihm Steuern auferlegt

werden. Dennoch ist es unerläßlich, im Gesamtinteresse des Staates und Reiches. Bei der Erbschaftssteuer insbesondere handelt es sich um eine Maßnahme der ausgleichenden Gerechtigkeit. Die besitzenden Klassen sind in klarer Erkenntnis der ihnen obliegenden Pflichten entschlossen, einen Teil ihres Erbes der Gesamtheit zum Opfer zu bringen, damit die Minderbemittelten nicht immer wieder in Anspruch genommen, sondern möglichst von drückenden Lasten befreit werden. Das erscheint mir als ein Vorgang von hoher geschichtlicher Bedeutung, als ein Sieg menschenfreundlicher und staatserhaltender Gesinnung über die natürliche Selbstsucht.

Wenn Schott weiter geltend macht, die Erhebung der Steuer müsse in manchen Fällen zu großer Härte führen, wie bei schwerer Erkrankung, Erwerbsunfähigkeit des Erben, so muß man zugeben, daß derartige Übelstände nach dem Hinscheiden des Gatten, des Vaters sich in höherem Grade fühlbar machen werden, als bei anderen Steuern. Aus dieser Erwägung läßt sich indessen nicht folgern, daß der ganze Steuergedanke ungerechtfertigt sei, sondern nur, daß man sich bemühen muß, für jene bedauerlichen Fälle Abhilfe zu schaffen. Ich habe wiederholt eine Gesetzesbestimmung dahin vorgeschlagen, daß auf Antrag in allen Fällen Stundung, Ermäßigung und nötigenfalls völlige Befreiung von der Steuer zu bewilligen ist, in denen festgestellt wird, daß aus besonderen Gründen die Erhebung der Erbschaftssteuer eine ungerechtfertigte Härte in sich schließen würde. Bringt man ein solches Sicherheitsventil an, so findet das Bedenken seine Erledigung, das oft und nicht ohne Grund gegen die Steuer vorgebracht worden ist.

Auch für die Änderung des Erbrechts selbst, für ein Erbrecht des Reiches, hat Schott wenig übrig, obwohl der Plan, die entfernteren Verwandten in Ermangelung eines Testaments als Erben auszuschalten und die Reichskasse an ihre Stelle zu setzen, auch bei den Gegnern der Erbschaftssteuer zahlreiche Anhänger gefunden hat. Handelt es sich doch bei diesem Vorschlag überhaupt nicht um nahe Angehörige, sondern um entferntere Verwandte, und auch nur dann, wenn sie nicht testamentarisch vom Erblasser eingesetzt sind. Ein grundsätzlicher Gegner der Reform ist freilich auch Schott nicht. Er gibt zu, daß es unmoralisch ist, wenn lachende Erben, die der Verstorbene nicht gekannt und an die er nicht gedacht hat, die oft erst unter Schwierigkeiten aufgefunden werden, plötzlich wie in der Lotterie den unverdienten Gewinn einer Erbschaft machen, während viele fleißige Leute darben und der Staat in finanziellen Nöten steckt; bei einer Beschränkung des Erbrechts könnten ungezählte Millionen erübrigt und in besserer Weise zur Erfüllung sozialer Aufgaben verwendet werden.

„Die Richtigkeit dieses Gedankens," ruft er aus, „ist nicht zu bestreiten und wurde, soviel ich sehe, auch von keiner Seite bestritten." Dennoch bekämpft er die Reform und tadelt die Regierung, daß sie den Entwurf von 1908 eingebracht habe, weil ihm das öffentliche Erbrecht zu weit ausgedehnt erscheint. Meinerseits habe ich befürwortet, die Erbrechtsgrenze unmittelbar hinter den

Geschwistern zu errichten, so daß die weiteren Seitenverwandten, einschließlich der Geschwisterkinder, nur noch kraft Testaments erben würden. Denn alle diese Verwandte sind der Regel nach lachende Erben, sie müssen als Gesetzeserben wegfallen, wenn die Reform durchgreifend und wirkungsvoll sein soll. Die Regierungsvorlage bleibt hinter meinen Vorschlägen zurück, indem sie erst mit den Geschwisterkindern abschneiden will. Auch das ist Schott noch zuviel. Er kommt nicht darüber hinweg, daß ein Verstorbener von seinem Onkel und Vetter nur noch auf Grund testamentarischer Einsetzung beerbt werden soll. Damit werde die Axt an die Wurzeln des Erbrechts gelegt; dann sei gar kein Halten mehr. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit sei noch unter Vettern viel zu stark, als daß sie nicht die Erbschaft auf alle Fälle, auch ohne Testament, haben müßten. Ich kann das nicht einsehen. Ich kann nicht einsehen, daß echte verwandtschaftliche Zuneigung notwendig bare Bezahlung im Todesfalle verlangt, daß eine so reine Empfindung unlöslich verbunden sein soll mit Geldinteresse und Habsucht.

Schott glaubt sicherlich, eine gute Sache zu vertreten, wenn er sich des Onkels und Vetters, die ihm bedroht erscheinen, so nachdrücklich annimmt. Ich kann aber kein höheres Ideal darin erblicken, für eine kleine Anzahl bessergestellter Personen einzutreten, als für eine große Anzahl bedürftiger. Wer sich für die Sonderinteressen einzelner Gruppen von Seitenverwandten erwärmt, muß notwendig kalt und taub bleiben gegen die Not der Masse; ein Drittes gibt es auf diesem Gebiete nicht. Und sind denn diese Onkel, Vettern, aber auch Neffen und Nichten wirklich darauf angewiesen, ihre Verwandten zu beerben? Haben sie ein Recht darauf, daß jene früher sterben, als sie selbst, daß sie unverheiratet und kinderlos sterben und nicht testieren zugunsten eines anderen? Ist es zuviel von ihnen verlangt und nicht in ihrem wohlverstandenen Interesse, daß sie sich auf ihre eigenen Füße stellen, aus eigener Kraft für sich sorgen wie die Millionen, die in harter Arbeit, in Not und Entsagung sich und ihre Familien durchbringen, ohne auch nur ein Erbe ihrer Eltern anzutreten?

Aber auch für die Erben selbst ist der Wert derartiger Anfälle kein unbedingter. Wie die Erfahrung rings um uns lehrt, bringt eine reiche Erbschaft keineswegs immer das Glück, das eine kindliche Auffassung sich von den goldenen Bergen verspricht; schwere Schäden, nicht nur für Geist und Gemüt, auch für die Gesundheit, ja für den Geldbeutel sind nur zu oft in ihrem Gefolge. Ein sittliches Bedürfnis nach solchen Erbschaften besteht jedenfalls nicht. Bestünde es doch, so müßte der Gesetzgeber dem Erblasser die Testierfreiheit entziehen!

Wenn nach dem Ergebnis unserer Betrachtung für die Mitglieder der weiteren Familie ein moralischer Anspruch auf testamentslose Erbschaften nicht besteht, so sprechen gewichtige Gründe dafür, die danach ins Freie fallenden Erbschaften der Gesamtheit zuzuweisen, zum Besten der Reichskasse und damit jener großen Mehrheit der Bevölkerung, die nach Damaschkes wahrem Wort

trotz allen stolzen Rühmens vom Fortschritt der Zivilisation im schweren Kampf um das Notwendigste alle Kräfte des Leibes und Geistes aufbraucht. Gewiß wird es nie gelingen, alle Menschen zufrieden und glücklich zu machen. Aber sehr wohl ist es möglich, denen, die Not leiden, mehr Erleichterung, mehr Freude am Leben und damit mehr Glück und Zufriedenheit zuzuführen. Zu den besten Mitteln, diesem Ziele näherzukommen, gehört nach meiner Überzeugung eine durchgreifende Reform des Erbrechts und eine durchgreifende Besteuerung der Erbschaften.

Dichtung und Wahrheit in der Marokkofrage

Von W. v. Massow-Berlin

Ungefähr ein Jahr ist verflossen, seit der Marokkohandel für absehbare Zeit zum Abschluß gebracht wurde. Seitdem ist bei uns nicht allzuviel geschehen, um Klarheit über die Frage zu verbreiten. Die Tageszeitungen haben ihrerseits gewissenhaft und ausgiebig die Ereignisse behandelt und je nach ihrem Standpunkt erläutert und beleuchtet. Aber für den Zeitungsleser der Gegenwart ist es außerordentlich schwer, auf solcher Grundlage ein deutliches Bild von dem gesamten Verlauf der Angelegenheit zu gewinnen. An Stelle des sorgfältig begründeten Urteils, das sich auf eine genaue Kenntnis der Zusammenhänge und einen genügenden Überblick über das Geschehene stützt, tritt nur zu leicht eine Summe von Eindrücken, die weniger aus den Tatsachen selbst als aus der Art ihrer Darstellung in den Tagesberichten stammen und mit dem besonderen Standpunkt der Zeitungen zusammenhängen, aus denen der Leser seine Meinung schöpft. Der größte Teil der nationalen Presse hat aus Gründen, über die noch zu sprechen sein wird, in unserer Marokkopolitik überwiegend eine Kette von Fehlschlägen, Niederlagen, Rückzügen und Demütigungen gesehen. Die Blätter wählten dementsprechend ihre Stellung bei der Berichterstattung, wie es immer geschehen wird, wenn man die Berichte unter dem Gesichtspunkt ansieht, daß man die Regierung zum Einschlagen eines anderen Weges bestimmen möchte. Die gegnerische Presse teilte zwar diesen Standpunkt nicht, aber — stets auf die schärfste Kritik der Regierung eingestellt — sah sie, in Anbetracht des äußeren Eindrucks der Ereignisse im Lande, keine Veranlassung, sich für eine augenscheinlich unvolkstümliche Politik der Regierung ins Zeug zu legen, sondern stellte die Sache gleichfalls so dar, als ob die Marokkopolitik die Ungeschicklichkeit und den Mißerfolg der Regierung klar erwiesen habe. Was

die Regierung selbst zur Aufklärung der Sache tat, kam gegen die herrschende Stimmung nicht recht auf, weil eine umfassende Veröffentlichung urkundlichen Materials aus verschiedenen Gründen nicht empfehlenswert schien, während die Darstellungen, die der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amts gelegentlich im Reichstag gaben, durch die nachfolgende Preßpolemik ihrer unmittelbaren Wirkung beraubt wurden. Sonstige Veröffentlichungen aber, deren Verfasser gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen versuchten, wurden, obwohl sie auf guten Informationen beruhten, in der Presse mit der ganzen Verachtung abgetan, die man für sogenannte „offiziöse Beschönigungsversuche" übrig zu haben pflegt. Das Gesamtergebnis ist also, daß bei uns kaum etwas geschehen ist, um die von Augenblicksstimmungen, äußeren Eindrücken und bestimmten Tendenzen beeinflußten Darstellungen der Marokkofrage gründlich nachzuprüfen.

In Frankreich ist man sehr viel eifriger beschäftigt gewesen, die öffentliche Meinung in zusammenhängenden Darstellungen außerhalb der Tagespresse über die Marokkoangelegenheit zu belehren. Eine ganze Reihe von Veröffentlichungen ist bald nach Abschluß der deutsch-französischen Verhandlungen erschienen, meist aus der Feder von Journalisten, die die Frage in den Zeitungen behandelt und zu diesem Zweck an amtlichen Stellen und bei eingeweihten Interessenten Informationen gesammelt hatten, diese aber, bevor die Frage nicht zu einem gewissen Abschluß gediehen war, nicht völlig der Öffentlichkeit preisgeben konnten. Es braucht kaum besonders erwähnt zu werden, daß diese Darstellungen den Vorzug haben, von einer genauen Kenntnis der öffentlichen Meinung in Frankreich auszugehen. Sie wollen ja eine Brücke herstellen zwischen den Vorstellungen des französischen Volkes und den Wegen, die die französische Regierung, teils aus ihrer besseren Einsicht in den wahren Stand der Dinge, teils durch die Umstände gedrängt, eingeschlagen hatte. Solche Darstellungen der Frage können natürlich auch für uns außerordentlich lehrreich sein, da es für uns in diesem und in manchem kommenden Fall nützlich sein muß, die Eigentümlichkeiten der französischen Auffassung kennen zu lernen. Nur darf man sie nicht als Quellen ansehen, aus denen wir Deutschen uns über die für uns wichtigen Tatsachen objektiv unterrichten können. Deshalb verdient, wie ich glaube, unter den Schriften dieser Art die meiste Aufmerksamkeit nicht diejenige, die sich nach unseren Begriffen am meisten unserer Auffassung der Tatsachen nähert und daher uns den größten Wahrheitskern zu enthalten scheint, sondern diejenige, die in ihrer Auffassung der französischen Interessen am meisten die nationale Eigenart wiederspiegelt und für die Aufgabe, Regierungspolitik und öffentliche Meinung in Einklang zu setzen, augenscheinlich die intimste Kenntnis der amtlichen Auffassungen, der Wünsche der privaten Interessenten und der populären Strömungen mitbringt. Als eine solche Darstellung der letzten Phase der Marokkofrage darf wohl das Buch von André Tardieu gelten, das unter dem Titel: „Le Mystère d'Agadir" im Frühjahr erschienen ist. Der bekannte

französische Publizist hat den Ereignissen nahe genug gestanden, um die Voraussetzung zu rechtfertigen, daß er manchen Blick hinter die Kulissen getan hat. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß Tardieu nicht den Ehrgeiz des Historikers hat, die Quellen der Kenntnis des Geschehenen für alle kommenden Zeiten zu erschließen; er bleibt auch als Verfasser eines mit urkundlichem Material angefüllten Werkes von nahezu vierzig Druckbogen der Mann, der zunächst vor der Gegenwart sein Licht leuchten lassen und auf die öffentliche Meinung seiner Zeit wirken will. Das Wirksame geht ihm über das Wirkliche. Man kann ihm dabei weniger eine bewußte Färbung der Tatsachen vorwerfen, als eine Umprägung des Stoffes, wie sie einem lebhaften Temperament und einem phantasiereichen, zur Tendenz geneigten Sinn sehr leicht unterläuft, sobald es sich um selbsterlebte Dinge handelt, an denen persönliche Interessen und patriotische Gefühle lebhaft beteiligt waren. Nötigt doch schon der Titel uns ein Lächeln ab, denn geheimnisvoll konnte die Aktion von Agadir den Franzosen eigentlich nicht sein. Immerhin ist die Art, wie Tardieu das angebliche Geheimnis zu entschleiern sucht, für uns interessant und lehrreich.

Eine ganz andere Bedeutung hat natürlich das Gelbbuch, das die französische Regierung kürzlich veröffentlicht hat. Hier lernen wir den Teil des amtlichen Materials kennen, den die französische Regierung selbst für geeignet hält, das französische Volk und die ganze Welt über ihre Marokkopolitik zu unterrichten. Sehen wir dieses Material mit deutschen Augen an, so entsteht daraus mancher Eindruck, den die französische Regierung augenscheinlich nicht berechnet hat. Da diese Eindrücke das Gewicht der Gründe der deutschen Politik vermehren helfen, so kann man sich dieses Ergebnis gewiß gern gefallen lassen.

Wenn wir nun aber eine Darstellung suchen, die dem deutschen Standpunkt ganz und gar gerecht wird, so müssen wir uns seltsamerweise an einen englischen Verfasser halten. Wie schon erwähnt wurde, ist die Stimmung bei uns in Deutschland so merkwürdig beeinflußt, daß ruhige Würdigungen unserer Marokkopolitik selten sind. Deshalb muß es für uns überraschend wirken, wenn ein völlig unabhängiger Ausländer das ganze, der Öffentlichkeit bis jetzt zugängliche Material untersucht und daraus die Überzeugung gewinnt, daß die deutsche Politik in dieser Frage nicht nur folgerichtig und den deutschen Interessen entsprechend, sondern auch die einzige war, die sich nicht ins Unrecht setzte. Diese gründliche und unparteiische Behandlung der Marokkofrage stammt aus der Feder des Engländers E. D. Morel. Sein Buch führt den Titel: „Morocco in Diplomacy“, und er gelangt darin zu einer überaus scharfen Verurteilung der englischen Politik in der Marokkofrage. Man darf aber daran nicht etwa die Hoffnung knüpfen, die englische Politik werde nun durch die Stimme dieses aufgeklärten und offenherzigen Landsmannes zu einer Revision ihres bisherigen Standpunktes bewogen werden. Solche Hoffnungen dürften sich als eitel erweisen. Es ist nur die erstaunlich unbefangene und vorurteils-

lose Behandlung des Stoffes, die dem Buche den Wert gibt; daß der Verfasser Engländer ist, hat nur die Bedeutung eines zufälligen Nebenumstandes. Allerdings darf man wohl sagen, daß nur ein Deutscher oder ein Engländer solcher Objektivität fähig ist, und vielleicht sind uns die Engländer darin noch überlegen. Es ist die beste Seite der Charakterveranlagung, des Erziehungssystems und der Lebensauffassung der Engländer, daß sie einen rücksichtslosen Wahrheitsmut entwickeln. Wenn diese Eigenschaft außerhalb der persönlichen und nationalen Sphäre nicht immer zur Geltung kommt, so liegt das daran, daß ihr dem Auslande gegenüber andere Eigenheiten die Wage halten, nämlich die nationalen Vorurteile, der maßlose Dünkel und eine uns Deutschen oft kaum begreifliche, bis in die höchsten Kreise von Staat und Gesellschaft hineinreichende Unwissenheit. Wo aber eine Persönlichkeit einmal durch tiefere Bildung die nationale Beschränktheit überwunden hat, da finden wir in der Beurteilung von Menschen und Dingen in der Regel auch jene schlechthin unbegrenzte Unbefangenheit, die wir an Morel bewundern müssen. Nur darf man nicht erwarten, daß solche Urteile in England selbst auf die öffentliche Meinung den geringsten Eindruck machen. Die Anschauungen der Nation bewegen sich viel zu sehr in gewohnten Bahnen, in denen sie durch einen in Jahrhunderten anerzogenen und erworbenen, allmählich zur nationalen Eigentümlichkeit gewordenen Instinkt für den nationalen Vorteil erhalten werden. Man muß sich also gegenwärtig halten, daß die Bedeutung des Morelschen Buches nur in der vorurteilslosen, klaren Feststellung der Wahrheit liegt.

Nun genügt freilich ein fremdes Zeugnis für die deutsche Politik nicht, um sie auch für den vaterländischen Standpunkt zu rechtfertigen. Eine Politik kann in sich glänzend und erfolgreich durchgeführt und dennoch falsch sein. Hier entscheidet selbstverständlich nur der vaterländische Standpunkt. In den meisten Fällen wird für Deutsche kein Zweifel bestehen können, welches Ziel den deutschen Interessen zu bezeichnen ist. Der Wege zum Ziel wird es immer sehr viele geben. Wird einer von ihnen beschritten, ohne daß man das Ziel erreicht, dann mag die Kritik einsetzen; dann ist wirklich etwas versehen worden. Liegt aber nun dieser Fall in der Marokkopolitik vor? Die Frage muß auf das bestimmteste verneint werden. Es ist ganz unmöglich, in die Erörterung der Marokkopolitik auch nur einige Klarheit zu bringen — von einer Verständigung darüber ganz zu geschweigen —, wenn nicht von vornherein festgestellt wird, daß über das Ziel dieser Politik von Anfang an eine grundlegende Meinungsverschiedenheit bestand. Es ist nicht an dem, daß die deutschen Interessen in Marokko ein allgemein und zweifelfrei erkennbares Ziel hatten und daß nur die Art der Ausführung verschiedene Möglichkeiten zuließ. Die Wahrheit ist, daß zu jeder Zeit, im Anfang wie im weiteren Verlauf der Entwicklung, in bezug auf das Ziel dieser Politik zwei Ansichten nebeneinander standen, von denen die eine die andere ausschloß. Die eine wollte, kurz gesagt, Marokko für Deutschland erwerben; die andere lehnte diese Möglichkeit bewußt und ent-

schieden ab. Indessen, so wenig sich diese beiden Grundanschauungen miteinander vertrugen, so gab es doch ein Gebiet, auf dem sie sich berührten. Das waren die Beziehungen, die der deutsche Handel in Marokko bereits angeknüpft hatte und mit glänzendem Erfolg weiter pflegte. Diesen Beziehungen Schutz und Förderung zu gewähren, war eine Pflicht der deutschen Regierung, die von allen Seiten vorbehaltlos anerkannt wurde. Die deutschen Handelsinteressen in Marokko bildeten daher den gemeinsamen, natürlichen Ausgangspunkt für die Beweisführungen der beiden erwähnten, sich schroff gegenüberstehenden Ansichten.

Die Befürworter einer deutschen Schutzherrschaft in Marokko oder auch einer deutschen Besitzergreifung von Teilen des Landes stützten sich auf die Erfolge, die der deutsche Handel dort erzielt hatte, und vor allem auf die Stimmung der bereits in Marokko tätigen Deutschen, die nicht genug betonen konnten, wie freundlich ihnen die Eingeborenen gesinnt seien, wie reich die natürlichen Hilfsquellen des Landes seien, wie wenig aber auch die marokkanische Regierung die Fähigkeit besitze, diese Hilfsquellen zu erschließen und zu erhalten, und wie ein solches Regierungssystem doch unmöglich langen Bestand haben könne. Lag nicht in dieser Meinung der Marokkodeutschen eine Autorität, die nicht umgangen werden durfte? Wer wußte in Marokko besser Bescheid als die Männer, die an Ort und Stelle als Pioniere des Deutschtums wirkten? Die Männer, die auf ihren Reisen nach Marokko gekommen waren, halfen die Meinung verbreiten, daß dort ein gesegnetes, wirtschaftlich noch so gut wie unerschlossenes Land sozusagen nur der deutschen Hand harre, um seinen Reichtum über die Welt auszuschütten. Dazu die lockende Aussicht, eine Kohlenstation an der atlantischen Küste von Afrika, auf dem halben Wege nach unseren Kolonien, zu gewinnen. Endlich darf man wohl nicht übersehen, daß die Männer, die als Frucht ihrer Reisen in Marokko die Empfehlung einer aktiven deutschen Marokkopolitik mitbrachten, meist schon, als sie dorthin kamen, von der Überzeugung erfüllt waren, Deutschland müsse, da es als Kolonialmacht ohnehin bei Verteilung der Welt zu spät gekommen sei, überall fleißig Umschau halten, wo es vielleicht noch seinen Fuß hinsetzen könne. Für die Vertreter dieser Anschauung mußte der Gedanke an ein deutsches Marokko etwas geradezu Bezauberndes haben.

In den Wein der herrlichen Aussichten mußte nun freilich von anderer Seite viel, sehr viel Wasser gegossen werden, und das ist der Standpunkt, den auch die Grenzboten stets eingenommen haben und der auch hier vertreten werden soll. Man kann ganz durchdrungen sein von dem Wunsch und dem Willen, die Macht und die legitimen Interessen des Reichs überall zur Geltung zu bringen. Man kann ebenso durchdrungen sein von der Überzeugung, daß eine stetige Zunahme der Bevölkerung das Deutsche Reich eines Tages dahin bringen müßte, auch eine äußere Expansionspolitik nicht von der Hand zu weisen. Man kann durchaus die Ansicht verwerfen, daß die Zukunft unseres Volks nur durch bequemen, friedlichen Erwerb gesichert werden könne und daher das beständige

Sichbescheiden und Sichdrücken die oberste Rücksicht der deutschen Politik sein müsse. Aber trotz alledem ist man berechtigt, zu sagen, daß, gerade je entschiedener diese Grundsätze praktisch zur Geltung gebracht werden sollen, desto sorgfältiger darauf geachtet werden muß, daß sie zu rechter Zeit und am rechten Orte angewendet werden. Mit der souveränen Nichtbeachtung unserer geographischen Lage und aller sonstigen Wirklichkeiten, oder mit dem Reden in Brusttönen ist es nicht getan. Auch verlieren die Gegengründe einer besonnenen Realpolitik gegenüber den aufgeregten Träumereien von einem deutschen Marokko nicht dadurch an Gewicht, daß sie unbedachter oder böswilliger Weise mit den Beweisführungen grundsätzlicher Pazifisten oder bequemer Geschäftspolitiker in einen Topf geworfen werden. Ob wir Veranlassung haben, unseren Kolonialbesitz auszudehnen, kann hier nicht untersucht werden; als geeigneter Kolonialbesitz für uns kann aber in keinem Falle ein Land angesehen werden, das nicht eigentlich im Bereich unserer überseeischen Interessen, sondern vor den Toren von Europa liegt, und zwar für unsere nächsten Feinde und Konkurrenten in unserer Nachbarschaft viel näher und viel leichter erreichbar als für uns. Gewiß dürfen wir, wenn wir vorwärts kommen wollen, auch die Möglichkeit von Verwicklungen nicht scheuen, aber wir müssen, wenn wir uns in eine solche Lage aus eigenem Entschluß bringen wollen, einigermaßen imstande sein, Art und Umfang der möglichen Verwicklungen vorauszusehen und in unsere Berechnungen einzustellen. Die Folgen einer Besitzergreifung in Marokko würden jedoch jeder Berechnung spotten und uns Verpflichtungen auferlegen, die bei unserer zentralen Lage in Europa nur unter Voraussetzungen zu erfüllen sein würden, die unsere Politik nicht mehr als kühn und wagemutig, sondern einfach als frevelhaft und gewissenlos kennzeichnen würden. Die Autorität der in Marokko lebenden Deutschen genügt nicht, um dieses Urteil zu erschüttern. Man kann ein ausgezeichneter Geschäftsmann, ein vortrefflicher Patriot und ein erfolgreicher Pionier des Deutschtums sein, ohne einen genügenden Teil von dem politischen Augenmaß zu besitzen, durch das allein Fragen dieser Art entschieden werden können. Es ist richtig, daß die eingeborenen Marokkaner den Deutschen in ihrem Lande besonderes Wohlwollen und Vertrauen entgegengebracht haben. Das beruht einmal auf der Gediegenheit und Anpassungsfähigkeit an die Bräuche des Landes, wodurch die Geschäftsgewohnheiten der Deutschen von denen mancher anderen Handeltreibenden vorteilhaft abstechen, sodann aber auf der Beobachtung, daß die Deutschen fast allein von allen Fremden frei von politischen Nebenabsichten erschienen. Wer bürgte uns dafür, daß die Wohlgesinntheit und scheinbare Ergebenheit der Marokkaner erhalten blieben, wenn wir in die Reihe der Mächte getreten wären, die Marokko politisch besitzen wollten? So schlau waren die Marokkaner natürlich auch, daß sie Deutschland gar zu gern gegen die ihnen augenblicklich lästigeren und gefährlicheren Franzosen und Spanier ausgespielt hätten. Und es war wiederum durchaus gerechtfertigt, daß geschickte deutsche Geschäftsleute dieses Spiel der Marokkaner aufnahmen, um sich geschäftliche

Vorteile zu sichern. Das haben z. B. die Gebrüder Mannesmann getan, und sie hätten es mit vollem Erfolg tun können, wenn sie nicht den Fehler begangen hätten, zu ihren Gunsten die deutsche Politik über die Linie hinausdrängen zu wollen, die sie sich aus allgemeinen Rücksichten ziehen mußte. Selbst bei voller Anerkennung der Pflicht, seine Interessen im Auslande zu schützen, wird es sich kein Staat bieten lassen können, daß Privatleute ihm eine Politik vorschreiben, die er im allgemeinen Interesse nicht verantworten kann. Auch sonstige Erfahrungen bestätigen, daß das Entgegenkommen solcher Völker wie der Marokkaner auch von Leuten, die man für Kenner halten sollte, leicht überschätzt wird. Die Schlichtheit der islamitischen Moral, die im Privatleben und im Geschäftsverkehr einem verständigen und taktvollen Fremden manches erleichtert, ist oft die Ursache, weshalb die hier und da gebauten Brücken zwischen abendländischer und morgenländischer Kulturwelt für haltbarer angesehen werden, als sie es in Wahrheit sind. Die Täuschung wird offenbar, sobald es sich ernsthaft um Dinge handelt, deren Bedeutung über den Kreis der nächsten örtlichen und persönlichen Interessen hinausreicht. So sind alle Erfahrungen mit der angeblichen Deutschfreundlichkeit der Marokkaner für die Allgemeinheit und für die Stellungnahme in großen, grundsätzlichen Entscheidungen vollkommen wertlos. Was endlich die Frage einer deutschen Kohlenstation an der atlantischen Küste Marokkos anlangt, so würde der Besitz einer solchen Station zwar ganz angenehm sein, aber er ist nach Ansicht maßgebender, sachkundiger Stellen nicht so notwendig, daß der Nutzen die großen Opfer, die seine Erhaltung erfordern würde, aufwiegen könnte.

Das ist eine Fülle von Gründen, die gegen die Erwerbung politischer Rechte in Marokko spricht. Es fragt sich nun, wie sich die deutsche Regierung dazu gestellt hat. Die Antwort kann nur lauten, daß die Regierung seit dem Bestehen des Deutschen Reichs immer darauf bedacht gewesen ist, die deutschen Handelsinteressen in Marokko zu schützen und zu fördern, dagegen sich allen weitergehenden Bestrebungen gegenüber beharrlich ablehnend verhalten hat. Jeder Versuch, das Gegenteil zu erweisen, ist angesichts der vielen amtlichen Kundgebungen, aus denen die Stellungnahme der deutschen Politik hervorgeht und durch die sie festgelegt worden ist, gänzlich aussichtslos. So hätten sich deutsche Staatsmänner in diplomatischen Aktenstücken, in Reichstagsreden und in anerkannt offiziösen Zeitungsartikeln niemals äußern dürfen, wenn sie auch nur einmal im Laufe des ganzen Jahrzehnts, in dem die Marokkofrage die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, den Hintergedanken einer politischen Festsetzung in Marokko ernsthaft gehegt hätten. Als in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts die Marokkofrage akut wurde, wurde die zu treffende Entscheidung sorgfältig geprüft. Es ist nicht richtig — wie es später von einer verärgerten Kritik dargestellt worden ist —, daß damals die Gelegenheit verpaßt wurde, und daß man erst später, durch das englisch-französische Abkommen vom 8. April 1904 unliebsam aus dem Schlaf gerüttelt, in unklarem Hin- und Herfahren das Versäumte wiedereinzuholen versuchte und hierbei Nackenschläge über

Nackenschläge erfuhr. Nein, nicht eine verpaßte Gelegenheit, sondern ein sehr genau überlegter Entschluß, der nach Anhörung aller maßgebenden Autoritäten gefaßt wurde, hat unsere Staatsmänner veranlaßt, von Anfang an den Plan einer politischen Festsetzung in Marokko bestimmt und bewußt abzulehnen. Am 14. April 1904 sprach der Reichskanzler Graf Bülow im Reichstage über die Marokkofrage — das war also sechs Tage nach der Unterzeichnung des englisch-französischen Abkommens. Der Abgeordnete Graf Ludwig Reventlow war als Wortführer der Richtung aufgetreten, die Deutschland in Marokko gern politisch engagieren wollte. Schon damals wies Graf Bülow diesen Standpunkt mit bemerkenswerter Schärfe zurück. Er lehnte es ab, das Land „in Abenteuer zu stürzen". Auch später ist immer nur vom Schutz unserer wirtschaftlichen Interessen gesprochen worden, während politische Pläne von amtlicher Seite abgelehnt und bekämpft wurden. Auch Morel schreibt in seinem vorhin erwähnten Buche mit Bezug auf die Bestrebungen der Alldeutschen: es könne keinem Zweifel unterliegen, daß die deutsche Regierung und der Deutsche Kaiser wiederholt die Versuche, sie in diese Bahnen zu zwingen, desavouiert und sich beständig geweigert haben, ihre Marokkopolitik von ihrem vorgeschriebenen und öffentlich kundgegebenen Kurs ablenken zu lassen. „Es kann" — so schreibt er weiter — „ohne Furcht vor einem Widerspruch versichert werden, daß nicht ein Jota eines Beweises von irgendeiner Seite dafür beigebracht worden ist, daß die leitenden Männer in Deutschland jemals die weitergehenden Ansprüche der deutschen Kolonialschwärmer sich zu eigen gemacht oder anerkannt haben, oder daß sie sich jemals für die Erwerbung von Kohlenstationen oder einen Anteil an einem zerstückelten Marokko ins Zeug gelegt haben." Das ist unbestreitbar richtig. Die deutsche Regierung hat sich niemals auf ein Programm eingelassen, das die historische Kritik späterer Zeit mit Recht veranlaßt haben würde, die deutsche Marokkopolitik mit dem mexikanischen Abenteuer Napoleons des Dritten auf eine Stufe zu stellen.

Haben wir so das von Anfang an festgestellte Programm der deutschen Marokkopolitik aus manchen Verdunklungsversuchen und Mißverständnissen herausgeschält, so wird es zur weiteren Beurteilung nötig sein, Anfang und Ende dieser Politik miteinander zu vergleichen. Was machte denn die Erfüllung einer so einfachen Aufgabe, wie es der Schutz und die Förderung deutscher Handelsinteressen in einem fremden Lande in den meisten Fällen doch zu sein pflegt, unter diesen besonderen Verhältnissen so schwierig? Die Schwierigkeit lag bekanntlich darin, daß Frankreich es unternommen hatte, allmählich seinen Einfluß auf Marokko auszudehnen und auf diesem Wege das Land in seine Gewalt zu bekommen. Die Kolonisationsmethoden Frankreichs machen es aber den Angehörigen fremder Nationen sogut wie vollkommen unmöglich, in solchem Lande noch ihrem eigenen Erwerb nachzugehen. Der Grundsatz der „offenen Tür" und der gewerblichen Bewegungsfreiheit, wie er in den englischen Kolonien herrscht, ist den Franzosen fremd, und die Erfahrungen, die in Tunis in dieser Beziehung gemacht worden sind, ließen voraussehen, daß die Fortschritte der

französischen Politik in Marokko mit dem Ruin des deutschen Handels im Lande gleichbedeutend sein würden. Die deutschen Interessen waren also nur zu wahren, wenn Frankreich dahin gebracht werden konnte, durch eine förmliche, ausdrückliche Verpflichtung auf seine gewohnte Praxis soweit zu verzichten, wie es zur Erhaltung und Förderung des deutschen Handels notwendig war. Und das mußte womöglich ohne den Einsatz von Machtmitteln erreicht werden; denn wir wollten ja doch in Marokko keine Eroberungen machen und konnten ebensowenig um dieses Landes willen einen Krieg mit Frankreich anfangen. Die sehr einfach klingende Formel: „Schutz den deutschen Handelsinteressen in Marokko ohne politische Aspirationen" schloß also in Wahrheit eine solche Menge von Schwierigkeiten in sich, daß die Aufgabe, als sie an die Leitung unserer auswärtigen Politik herantrat, fast unlösbar schien. Denn es kam noch das Weitere hinzu, daß Frankreich nicht einfach die Eroberung Marokkos vollzog, sondern die staatsrechtliche Form eines unabhängigen Marokko immer noch aufrecht erhielt. Solange diese Form bestand, war jede Verständigung mit Frankreich praktisch unwirksam, denn für die Rechte und Interessen der Fremden konnte nur die marokkanische Regierung verantwortlich gemacht werden, und diese war von Frankreich abhängig, ohne daß dieser französische Einfluß faßbar gewesen wäre. Trotz aller dieser Schwierigkeiten haben wir es erreicht, daß Frankreich durch einen förmlichen Vertrag veranlaßt worden ist, die Rechte, die es in Marokko anstrebt und zum Teil schon ausübt, auch verantwortlich zu übernehmen; infolgedessen ist es in der Lage, die Verpflichtungen, die es durch denselben Vertrag bezüglich der deutschen Handelsinteressen übernommen hat, aus eigenem Recht zu erfüllen. Natürlich besteht die Möglichkeit, daß Frankreich diesen Vertrag nicht innehält, wie schließlich kein Vertrag und kein entsprechender Rechtsakt auf Erden einen absoluten Schutz gegen seinen Bruch gewährt. Aber der Unterschied ist eben der: es handelt sich nicht mehr um einen Wettstreit Deutschlands und Frankreichs wegen dehnbarer und vieldeutiger Rechte gegenüber einem halbzivilisierten, angeblich unabhängigen Lande, sondern um einen Vertrag zwischen zwei europäischen Großstaaten. Wird dieser Vertrag gebrochen, so bedeutet das etwas ganz anderes, und die notwendig eintretenden Folgen können unter anderen Gesichtspunkten angesehen werden. Käme es dann zum äußersten, so würde es sich weniger um einen Konflikt wegen Marokko handeln als um die Verteidigung unserer Ehre und unseres Ansehens in Europa. Marokko würde dann nur die Rolle spielen wie die spanische Thronkandidatur 1870. Ziehen wir also die Summa des Erreichten, so sehen wir, daß wir unsere Handelsinteressen in Marokko so gut gesichert haben, wie es überhaupt möglich ist, und das alles, ohne uns politisch dort festzulegen. Mit anderen Worten: wir sind an das Ziel gelangt, das wir uns von Anfang an gesteckt haben.

Trotzdem wird allgemein von der Niederlage unserer Marokkopolitik gesprochen, ja sogar von einer ganzen Kette von Niederlagen und Demütigungen. Wie ist das möglich?

Zunächst sind es naheliegende Gründe, die diese Stimmung erzeugt haben. Der Wunsch, Deutschland möge in Marokko politisch festen Fuß fassen, hatte ja für Leute, die ohnehin dafür gestimmt sind, daß sich die nationale Unternehmungslust nach außen hin stärker betätigen sollte, sehr viel Bestechendes. Man darf sich daher nicht wundern, daß in nationalen Vereinen und Zeitungen sehr eifrig dafür gearbeitet wurde. So gewann diese Überzeugung, die nicht die unsere ist, deren Ehrlichkeit wir aber trotzdem unbefangen würdigen, eine sehr weite Verbreitung. Daß sie sogar noch über die Kreise, denen man ein eigenes Urteil und eine wirkliche Überzeugung zusprechen kann, weiter hinausgetragen wurde, war die gleichfalls für einen erfahrenen Politiker nicht schwer zu begreifende Folge einer Eigentümlichkeit unseres Nationalcharakters. Der Deutsche ist im allgemeinen nicht politisch angelegt; außer bestimmten Fragen, die ihn zufällig näher persönlich angehen, vertieft er sich nicht gern allzu sachlich in die Politik; diese ist ihm nur Gegenstand eines meist unklar und doch stark empfundenen Bedürfnisses, zu kritisieren und sich zu begeistern. Nichts entspricht daher so sehr der politischen Disposition des Durchschnittsdeutschen als die Möglichkeit, zugleich zu kritisieren und sich zu begeistern, wenn man ihm nämlich sagt, die Regierung tauge nichts und tue in nationalen Fragen nicht ihre Schuldigkeit. Dann kann der gläubige Empfänger dieser Versicherung nach Herzenslust in ungebändigter Kritik sein Nationalgefühl aufwallen lassen; das gibt nicht nur die angenehme Erregung, die der brave Staatsbürger von Zeit zu Zeit braucht — denn er muß doch etwas für das Gemeinwohl tun — sondern ist auch in der Regel kostenlos, schmerzlos und gefahrlos, weil im tiefsten Grunde des Herzens doch das Vertrauen feststeht, daß die Regierung die unangenehmen Folgen etwaiger Dummheiten zu verhüten weiß. Wer also mit einiger Glaubwürdigkeit, ohne zuviel Nachdenken zu fordern, behauptet, die Regierung habe irgendein angebliches nationales Interesse nicht schneidig genug gewahrt, wird immer einen großen Erfolg bei der öffentlichen Meinung haben. Eine breite Masse solcher Nachläufer stand daher auch in diesem Falle hinter denjenigen, die aus einer von uns für irrig gehaltenen, aber immerhin auf sachlichen Gründen beruhenden Überlegung in der Marokkofrage der Regierung Opposition machen zu müssen glaubten. Der Druck, der von dieser Seite immer wieder auf die Regierung auszuüben versucht wurde und die entsprechende Behandlung der Frage in einem Teil der nationalen Presse haben dann den Eindruck erzeugt, als ob die Regierung wirklich weitergehende Absichten in der Marokkopolitik gehabt und sie nur nicht eingestanden und energisch verfolgt habe, so daß sie auf die Linie ihres ursprünglichen öffentlichen Programms zurückgedrängt worden sei.

Diese Auffassung ist zwar völlig unrichtig, aber wenn man das, wie es der Wahrheit entspricht, entschieden betont, so wird man von der Gegenseite auf einige Tatsachen hingewiesen, die sich mit dem bescheidenen Ziel der deutschen Marokkopolitik nicht zu vertragen scheinen. Diese Tatsachen sind der

Kaiserbesuch in Tanger am 30. März 1905, das Unterbleiben einer Verständigung mit Frankreich nach dem Sturze Delcassés im Sommer desselben Jahres und endlich die Entsendung eines deutschen Kriegsschiffs nach Agadir im Sommer 1911. Bei diesen drei Gelegenheiten vor allem glaubt die Kritik ein auffallendes Mißverhältnis zwischen den angewandten Mitteln und dem angestrebten Ziel zu erkennen. Sie schließt daraus, daß die deutsche Politik von vorübergehenden Impulsen, mehr zu erreichen, nicht frei gewesen sei; und da nun zwar auf die Tangerfahrt der Sturz Delcassés, dann aber auf die Zurückweisung der Verständigung mit Frankreich die trüben Erfahrungen in Algeciras und auf die „befreiende Tat" von Agadir die Enttäuschungen der weiteren Verhandlungen folgten, so gilt das alles als Beweis, daß jeder dieser vermeintlichen großen Anläufe zu einem Mißerfolg geführt habe. Denn der einzige wirkliche Triumph, der Sturz Delcassés — so sagt man — stehe doch in keinem rechten Verhältnis zu einem so starken Mittel, wie es die Ausspielung der Person des Deutschen Kaisers durch die Tangerfahrt gewesen sei, und dieser Erfolg sei nicht einmal ausgenutzt worden.

Diese Vorwürfe und Einwände würden ganz berechtigt sein, wenn die Marokkofrage aus dem Zusammenhange mit der sogenannten „großen" Politik der europäischen Großmächte herauszulösen gewesen wäre, — wenn etwa Frankreich nichts weiter gewollt hätte, als seinen nordafrikanischen Kolonialbesitz durch die Erwerbung der Nordwestecke des schwarzen Erdteils zu erweitern. Man muß aber bedenken, daß jeder Schritt, der uns in Marokko unserem wirklich so bescheidenen Ziele näher führen sollte, zugleich ein Schachzug auf dem Brett der europäischen Politik war. England suchte infolge einer vollständigen Neuorientierung seiner Politik eine Annäherung an Frankreich und mit Hilfe dieser Verständigung eine stärkere Sicherung seines Weges nach Indien; Frankreich suchte eine bessere Rückendeckung für seine von dem Grundgedanken der Feindschaft gegen Deutschland getragene Politik. Marokko war für beide Mächte nur das Mittel zur Erreichung umfassenderer Zwecke. Darum benutzte Frankreich den mit England abgeschlossenen Vertrag zu einem Akt offenkundiger Nichtachtung nicht nur der deutschen Interessen in Marokko, sondern auch der politischen Stellung Deutschlands in Europa, indem es das Abkommen der deutschen Regierung nicht notifizierte. Die richtige Antwort darauf konnte nur ein öffentlicher Akt gleicher Nichtbeachtung des englisch-französischen Abkommens von seiten Deutschlands sein. Jeder gewöhnliche diplomatische Schritt hätte diesen Zweck nicht erfüllt, weil er entweder wirkungslos geblieben wäre oder fast unmittelbar einen Konflikt herbeigeführt hätte. Es mußte ein auffallender, auf die ganze Welt stark wirkender, außerhalb der diplomatischen Aktionen bleibender und doch an sich nicht provozierender Schritt sein. Diese Anforderungen konnte nur ein, sozusagen, höfischer Akt erfüllen: das Betreten marokkanischen Bodens durch den Deutschen Kaiser und seine Begrüßung im Auftrage des unabhängigen Sultans von Marokko. Was zur Feststellung der

deutschen Interessen in Marokko allerdings eine Lächerlichkeit gewesen wäre, wurde als eindringliche Lektion gegenüber einer versuchten Ausschaltung Deutschlands bei einer wichtigen Umgestaltung der Weltpolitik eine berechtigte Maßnahme und eine Notwendigkeit. Wirksamer — und dabei in einwandfreier, fast harmloser Form — konnte Deutschland nicht zum Ausdruck bringen, was damals nicht aus Gründen der Marokkopolitik, sondern der allgemeinen Politik auszudrücken notwendig war: daß es das englisch-französische Abkommen nicht etwa in seiner Gültigkeit bestritt, sondern überhaupt als nicht existierend ansah. Es ist also falsch, diesen Schritt nur an den besonderen Zielen der deutschen Marokkopolitik zu messen.

Warum aber — so fragt man weiter — nahm Deutschland, wenn es in Marokko doch nur seine Handelsinteressen sicherstellen wollte, nach dem großen Erfolg, den es durch das Ausscheiden Delcassés erreicht hatte, nicht die angebotene Verständigung mit Frankreich an, die auf derselben Grundlage erfolgen konnte, wie sie 1909 tatsächlich erfolgt ist? Die Antwort ist einfach: Weil diese Lösung die Anerkennung der französisch-englisch-spanischen Abmachungen in sich schloß und damit Deutschland die einzige Rechtshandhabe genommen hätte, um auch nur die bescheidensten Ansprüche für seinen Handel durchzusetzen. Die Bereitwilligkeit Frankreichs war ein hingeworfener Köder; es wäre natürlich den Franzosen angenehmer gewesen, wenn Deutschland die Ansprüche, die es bereits aus eigenem Recht besaß, in einem Sonderabkommen als ein Geschenk Frankreichs entgegengenommen hätte. Frankreich hätte dann ohne eigentliche Gegenleistung die Anerkennung seiner Stellung als bevorrechtete Macht in Marokko erlangt. Das eben durfte nicht sein. Die deutschen Ansprüche bestanden für sich zu Recht — mit oder ohne Frankreichs Erlaubnis — und diese Tatsache konnte, solange Marokko als unabhängiger Staat bestand, nur durch eine erneute Festlegung der vor dem französisch-englischen Abkommen vorhandenen internationalen Rechtslage befriedigt werde. Ohne diese Festlegung hätte sich Frankreich nach der von ihm allgemein geübten Praxis niemals dazu verstanden, den deutschen Interessen irgendwelchen Raum zu lassen — trotz aller Verträge. Es war vollkommen richtig, was der Kaiser in Tanger gesagt hatte, als er bei Begrüßung der deutschen Kolonie das Versprechen, den Handel zu schützen, mit dem Zusatz begleitete, er werde für die volle Gleichberechtigung mit allen Mächten sorgen, „was nur bei Souveränität des Sultans und Unabhängigkeit des Landes möglich ist". Es lag im Zweck des Kaiserbesuches, den Sultan als freien Herrscher zu begrüßen und die Gleichberechtigung aller Mächte zu betonen. Wenn das auch keineswegs, wie später wohl behauptet worden ist, die Verbürgung der Unabhängigkeit Marokkos für alle Zeiten, vielmehr nur die Bekundung des geltenden Rechtszustandes bedeutete, so schloß doch dieses Kaiserwort für Deutschland die Möglichkeit aus, unmittelbar darauf diesen Standpunkt fallen zu lassen und ein Sonderabkommen mit Frankreich einzugehen. Fürst Bülows staatsmännischer Scharfblick hatte alle diese Momente richtig erfaßt, als er trotz mancher

erschwerenden Einflüsse den Lockungen Frankreichs widerstand und die Berufung einer internationalen Konferenz durchdrückte.

Daß die Konferenz in Algeciras für uns keine erfreuliche Episode war, ist ohne weiteres zuzugeben. Der Kampf, den Deutschland dabei gegen die Koalition seiner Neider und Gegner zu führen hatte, brachte manche äußeren Eindrücke mit sich, die für ein geschärftes nationales Selbstbewußtsein schwer zu ertragen waren, und dergleichen Eindrücke wiegen in der Welt, wie sie nun einmal ist, und bei einer Staatskunst, die auch im günstigsten Falle nicht mit ganz offenen Karten spielen und ihre letzten und besten Gründe niemals auf dem Markte ausschreien kann, mindestens so schwer wie die immer zum Teil hinter den Kulissen verborgenen Tatsachen. Die unangenehmste Überraschung war für uns wohl die Haltung Italiens; erst heute wissen wir, daß Italien sich durch die Zusicherungen der Westmächte hinsichtlich der künftigen Erwerbung von Tripolis gebunden hielt. Daß es sich unter den obwaltenden Umständen mehr als Mittelmeermacht denn als Dreibundmacht fühlte, wird ihm ein kühl rechnender Politiker kaum verdenken können. Wenn nun aber aus alledem gefolgert wird, das Ergebnis der Algeciraskonferenz sei für uns ein Fehlschlag und diese ganze Politik somit ein Fehler gewesen, so ist das wiederum gänzlich unzutreffend. Frankreich war gezwungen worden, eine Rechtslage anzuerkennen, die es jahrelang bemüht gewesen war, als nicht vorhanden anzusehen und dann förmlich zu beseitigen. Deutschland aber gewann einen förmlichen Rechtstitel, auf Grund dessen es seine Interessen in Marokko wahren konnte. Erst auf dieser Grundlage wurde das deutsch-französische Abkommen vom 8. Februar 1909 möglich, das innerhalb der Bestimmungen der Algecirasakte die besonderen Wünsche und Ansprüche beider Mächte gegenseitig klärte und abgrenzte. Deutschland konnte jetzt den politischen und militärischen Interessen Frankreichs gewisse Zugeständnisse machen, weil die Erfahrungen von drei Jahren inzwischen die Lage verändert hatten. Wenn im Jahre 1905 die Dinge so gestanden hatten, daß die förmliche Anerkennung der Gleichberechtigung aller Mächte nur unter der Voraussetzung eines unabhängigen Marokkos zu erlangen war, so hatten die drei Jahre nach dem Abschluß der Algecirasakte gezeigt, daß eine andere, ebenso notwendige Voraussetzung für die Wirksamkeit der in Marokko interessierten Mächte, nämlich die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und der innere Friede des Landes, von der gesetzmäßigen Regierung in Marokko nicht zu erlangen war. Indem Deutschland den ihm eigentlich daraus erwachsenden Anteil politischer und militärischer Fürsorge innerhalb der in der Algecirasakte gezogenen Grenzen an Frankreich übertrug, blieb es seinem alten Programm getreu und wahrte sich noch einmal die ausdrückliche und besondere Verpflichtung Frankreichs, den deutschen Handelsbestrebungen nichts in den Weg zu legen.

Auf deutscher Seite hatte niemals eine grundsätzliche Abneigung bestanden, Frankreich den Besitz von Marokko zuzugestehen, wenn nur eine Sicherheit gegen die „Tunisikation" des Landes, d. h. gegen den Ausschluß jedes nichtfranzösischen

wirtschaftlichen Wettbewerbes nach dem Muster von Tunis, vorhanden gewesen wäre. Diese Sicherheit gaben die Algecirasakte und das darauf beruhende Abkommen von 1909, — nota bene solange sie gehalten wurden. Es ist daher unrichtig, wenn von französischer Seite — u. a. auch von Tardieu — behauptet wird, daß die deutsche Regierung die weitere Ausbreitung der französischen Macht in Marokko als einen Mißerfolg ihrer eigenen Politik empfunden habe. Natürlich empfand man bei uns diese Tatsache nicht gerade mit Freuden, denn sie beruhte darauf, daß die marokkanische Regierung, von deren Unabhängigkeit wir notgedrungen hatten ausgehen müssen, sich völlig unfähig zeigte, die Anforderungen zu erfüllen, die man an eine unabhängige Regierung stellen muß. Die Fortschritte der Franzosen waren nur die selbstverständliche Folge dieser marokkanischen Unfähigkeit zur Freiheit und Selbstbestimmung, sie bewiesen aber nichts gegen die Politik, die wir zur Erreichung des für uns allein wesentlichen Zieles eingeschlagen hatten. Diese Ziele wurden erst in dem Augenblick berührt, als die Franzosen sich genügend gesichert fühlten, um die Algecirasakte selbst zu verletzen, in der sicheren Voraussetzung, daß Deutschland die einzige Macht sein werde, die dagegen vielleicht Einspruch erheben könnte. Erst als die ersten diplomatischen Schritte wegen der tatsächlichen Verletzung der Algecirasakte erfolglos blieben, sandte Deutschland den „Panther" nach Agadir, wo in jenen Tagen deutsche Handelsinteressen gefährdet schienen.

Man begegnet nun auch hier wieder der Ansicht, daß das Mittel zu stark gewesen sei für den zu erreichenden Zweck. Allein die Behauptung, daß man ein Kriegsschiff nur dann entsenden dürfe, wenn es sich um eine ernste kriegerische Aktion oder die Absicht einer Besitzergreifung an einer fremden Küste handle, findet keine Stütze in der Praxis anderer Völker und auch nicht in unserer eigenen Vergangenheit. Unzählige Male sind Kriegsschiffe aller Nationen zu kleinen Strafexpeditionen gegen wilde Völkerschaften ausgesandt worden, oder zur Unterstützung der Einkassierung von Schuldforderungen oder auch zur Verhütung unbedeutender Unruhen. Es beruhte auf einem einfachen Denkfehler, wenn man die Fahrt unseres kleinen Kreuzers nach Agadir als eine kriegerische Demonstration gegen Frankreich auffaßte. Das war sie nicht, sondern ein einfacher Akt der Selbsthilfe in Form einer Drohung gegen die eingeborene Bevölkerung eines Teiles von Marokko, einer Selbsthilfe, die beispielsweise in der Südsee häufig angewendet worden ist, ohne daß sich die Unbeteiligten darum kümmerten. Die allerdings beabsichtigte und sogar stark betonte Spitze gegen Frankreich lag in diesem Falle nur darin, daß eine solche Selbsthilfe nie geübt worden wäre, wenn Frankreich die Algecirasakte nicht verletzt und sich ausreichenden Erklärungen und weiteren Verhandlungen zu entziehen versucht hätte. Die Entsendung des „Panther" bedeutete also nicht die Drohung an Frankreich: „Jetzt wollen wir euch an den Kragen!", sondern nur den handgreiflichen Wink: „Ihr habt die Verträge zerrissen, darum haben wir jetzt die volle Freiheit auch zu den politischen und militärischen Aktionen, die wir anderenfalls

vermieden und euch überlassen hätten.“ Und das war auch der wesentliche Inhalt der diplomatischen Erläuterungen, die diesen Schritt begleiteten und ihm folgten. Nur enthielten sie noch den weiteren Gedanken, der den Zweck der Demonstration klarstellte und den man kurz durch den Zusatz ausdrücken kann: „— es sei denn, daß ihr mit uns in neue Verhandlungen tretet.“

Von welchen Erwägungen gingen nun diese neuen Verhandlungen aus, und was war ihr Ziel? So wie nunmehr die Sache stand, hatte Deutschland kein Interesse mehr an der Unabhängigkeit Marokkos, nachdem dieser Staat fünf Jahre hindurch einen Beweis über den anderen geliefert hatte, daß ihm nicht zu helfen war. Wie schon an anderer Stelle angedeutet wurde, war die sogenannte Freiheit Marokkos im Laufe der Entwicklung nur eine bequeme Gelegenheit für die Franzosen geworden, die Verantwortung für allerlei Rechtsverletzungen von sich abzuwälzen. Die Besorgnis aber, daß Frankreich an den fundamentalen Rechten Deutschlands noch einmal so vorbeigehen würde, wie es 1904 versucht hatte, war nach dem Vertrage von 1909 nicht mehr begründet — trotz der immer noch vorhandenen Neigung zu Übergriffen. Deshalb lag es jetzt unter den veränderten Umständen nur im deutschen Interesse, klare Verhältnisse zu schaffen und der französischen Marokkopolitik sogar behilflich zu sein, an ihr Ziel zu gelangen. Aber es geht in den Beziehungen der Völker zueinander ähnlich wie in privaten Rechtsverhältnissen: niemand gibt ein formales Recht ohne Gegenleistung auf, und das selbst dann nicht, wenn der formale Verzicht einen realen und sehr erwünschten Nutzen bringt. Wäre Frankreich, ohne die Algecirasakte zu verletzen, eines Tages an Deutschland herangetreten, um ihm unter Hinweis auf die Veränderung der Lage und sein eigenes Interesse Verhandlungen vorzuschlagen, so wäre das für uns eine gewisse Verlegenheit gewesen. Glücklicherweise schlug Frankreich diesen Weg nicht ein, verleitet durch die Furcht vor den Schreiern im eigenen Lande, die sich bei jeder Verständigung mit Deutschland erheben, verleitet aber auch durch die von Morel sehr klar nachgewiesenen Fehler der englischen Politik, die sich französischer gebärdete als die Franzosen. Frankreich durchbrach die Bestimmungen der Algecirasakte und gab damit Deutschland das Mittel an die Hand, den geforderten Verzicht zu einem größeren Kompensationsobjekt zu gestalten. Es galt für unsere Politik jetzt schnell und entschlossen zunächst einmal die Freiheit auszunutzen, die uns Frankreich durch seinen Rechtsbruch verschafft hatte, und darum wurde gerade die Maßregel der Entsendung eines Kriegsschiffes nach dem außerhalb der französischen Machtsphäre gelegenen Agadir gewählt, weil dieser Schritt die Möglichkeit einer Okkupation offen ließ. Wirklich beabsichtigt ist eine solche nie gewesen, und unsere Regierung konnte auch ruhig diese Erklärung abgeben; die Möglichkeit genügte für den Zweck der Verhandlungen, denn es kam nur darauf an, eine greifbare Konsequenz des von den Franzosen begangenen Fehlers zu schaffen, um ihnen die Notwendigkeit einer Gegenleistung für den deutschen Verzicht und für das deutsche Ein-

verständnis mit dem französischen Protektorat über Marokko klar zu machen. Die von England genährte Furcht der Franzosen, Deutschland könne sich trotz alledem im Susgebiet festsetzen, fand eine weitere Bestärkung durch die neubelebten Hoffnungen der Alldeutschen.

Diese Kreise haben es Herrn von Kiderlen sehr verdacht, daß er ihre Neigung zu extravaganten Treibereien und zu Mißverständnissen in dieser Richtung etwas skrupellos in den Dienst seiner Politik stellte und sie als Springer und Läufer in seinem diplomatischen Schachspiel verwendete. Ihr Groll darüber ist begreiflich; aber warum ein guter Diplomat in dieser argen, sündhaften Welt dieses überall und jederzeit gebrauchte Mittel grundsätzlich verschmähen sollte, ist nicht recht einzusehen. Selbst wenn man jedoch aus verschiedenen Gründen meint, daß Herr von Kiderlen das besser vermieden hätte, so hätten doch gerade die Alldeutschen allen Grund, ihm mildernde Umstände zuzubilligen, da sie in ihrer Agitation anläßlich der so besonders schwierigen Marokkofrage viele Jahre hindurch mit mindestens gleicher Skrupellosigkeit über die loyalen und authentischen Aufklärungen der Regierung hinweggegangen sind und immer wieder versucht haben, unsere Politik in eine andere Bahn zu drängen, als von Anfang an vorgezeichnet war. Herr von Kiderlen hatte jedenfalls seinen Zweck erreicht, den Franzosen begreiflich zu machen, daß eine weitgehende Gewährung ihrer Wünsche in Marokko ein erheblich größeres Maß von Entgegenkommen und gutem Willen auf deutscher Seite bedeutete, als man in Frankreich bis dahin geglaubt hatte. So konnte er eine entsprechende Kompensation fordern.

Auch um diese Kompensationsfrage haben die in der Marokkofrage leider chronischen Mißverständnisse einen Schleier von Dichtung gewoben. Man hat die Sache so dargestellt, als ob wir schönes, fruchtbares Land in Marokko gegen unbrauchbare, pesthauchende Sümpfe im Kongoland ausgetauscht hätten. Nur schade, daß wir dieses Land in Marokko nie besessen und auch nie ein Recht darauf gehabt haben. Was wir Frankreich gegeben haben, war nicht ein Land, sondern ein von uns selbst nie geübtes und überdies für uns wertlos gewordenes, von Frankreich aber erst zu realisierendes Recht.

Es konnten hier nur die wesentlichsten Punkte der Frage berührt werden. Daß im einzelnen mancherlei geschehen ist, worüber die Meinungen auch der Eingeweihten auseinandergehen werden, liegt auf der Hand. Den Anhängern einer deutschen Eroberungspolitik in Marokko wird natürlich niemand das Recht bestreiten können, zu beklagen, daß die deutsche Politik ihren Wünschen nicht gefolgt ist, und noch viel weitere Kreise werden die unglückliche Fügung überhaupt bedauern, daß wir uns mit Marokko befassen mußten. Das sind an sich berechtigte Ansichten. Aber auch diese entbinden den besonnenen Beurteiler nicht von der Pflicht, die tatsächlich und konsequent befolgte deutsche Marokkopolitik in ihrem ganzen Zusammenhange, losgelöst von dem Wust von Erdichtungen, Mißverständnissen und falschen Schlüssen, zu betrachten und sich auch aus den Darstellungen von der anderen Seite — etwa von Tardieu oder

aus dem französischen Gelbbuch — zu überzeugen, wie wenig die oft in patriotischem Ärger hingeworfene Behauptung von der Überlegenheit der französischen oder englischen Politik und Diplomatie zutrifft. Die aus solchem Studium gewonnenen Eindrücke werden manches Vorurteil beseitigen und der Schulung des politischen Urteils auch in anderen Fragen zum Vorteil gereichen.

Der heutige Stand des Leib-Seele-Problems

Von Else Wentscher-Bonn a. Rh.

Zu den grundlegendsten philosophischen Problemen, die zugleich auch ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, gehört die Frage nach den Beziehungen von Geist und Materie, nach dem Verhältnis von Seele und Leib. Alle Erfahrung, die aus der Außenwelt in unser Bewußtsein dringt, alles Material, das wir durch unsere Sinne aufnehmen, ist ja ein Beweis, daß eine Berührung oder doch irgend ein Konnex der materiellen und der Bewußtseinswirklichkeit besteht; denn die Sinneswahrnehmungen sind nichts anderes als die seelische Spiegelung von Vorgängen der Außenwelt. Und umgekehrt: wenn wir wollend die geringsten Veränderungen in der Außenwelt hervorbringen, ja wenn unser Wille auch nur unseren eigenen Arm bewegt, so hat diese Tatsache die andere zur Voraussetzung, daß an eine seelische Regung bestimmte physiologische und physikalische Veränderungen gesetzmäßig geknüpft sind. Darum hat der „gemeine Menschenverstand" es stets als selbstverständlich vorausgesetzt, daß in der Sinneswahrnehmung der Körper auf die Seele und in den Willenshandlungen umgekehrt die Seele auf den Körper wirke, daß Leib und Seele also in einem gesetzmäßigen Wechselwirkungszusammenhange stehen.

Sollte diese naive Voraussetzung aber vor der wissenschaftlichen Auffassung zu Recht bestehen? Wie kann so Wesensverschiedenes, wie Leib und Seele, aufeinander wirken? Dieses Bedenken, ja die Überzeugung von der Unmöglichkeit einer solchen Wechselwirkung hat im Beginn der neueren Philosophie grundlegendsten Einfluß auf die Gestaltung der größten Gedankensysteme gehabt. Sie hat Spinozas Parallelismus, den Okkasionalismus eines Geulincx und Malebranche und schließlich Leibniz' Lehre von der prästabilierten Harmonie hervorgetrieben. Denn der Grundgedanke aller dieser Systeme ist bestimmt durch den Versuch, die Beziehungen der Außenwelt und des Bewußtseins auf anderem als kausalem Wege zu deuten.

In neuerer Zeit aber sind zu jenen allgemeinen Bedenken gegen eine Wechselwirkung von Leib und Seele spezielle getreten: sie wurzeln in dem Gesetz von der Erhaltung der Energie. Die Argumente für und wider haben eine Fülle zum Teil wertvoller und lehrreicher Schriften über das „Leib-Seele-Problem" hervorgetrieben, die aus dem Lager der Naturwissenschaft ebenso wie der Philosophie und Psychologie stammen; sie alle sind ja an einer befriedigenden Lösung des Problems in gleicher Weise, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus, interessiert.

Jüngst ist uns ein Buch geschenkt, das, allseitig orientiert, die Argumente aus den verschiedenen Gebieten kritisch erwägt und eine sehr willkommene Darstellung des heutigen Problemstandes bietet: das Buch „Gehirn und Seele" von Erich Becher*). Der erste und umfassendste Teil des Buches gibt eine orientierende und kritische Darstellung der modernen Theorien über Bau und Funktionen des Nervensystems, vor allem des Großhirns, und erörtert auf dieser Grundlage die Frage nach den physiologischen Korrelaten der einzelnen seelischen Vorgänge. Die Gehirnphysiologie hat versucht, die Gesamtheit dessen, was wir in unserem Bewußtsein erleben, restlos zu erklären aus den nervösen Prozessen im Großhirn, an deren Unversehrtheit die höheren geistigen Vorgänge ja tatsächlich gebunden sind. Becher unterzieht nun die verschiedenen Hypothesen, die zur physiologischen Erklärung von Gedächtnis und Assoziation, von Fühlen, Wollen und Denken gebildet sind, einer eingehenden Kritik, und er zeigt, daß eine rein physiologische Erklärung der Bewußtseinsvorgänge aus verschiedensten Gründen nicht durchführbar ist.

Wir haben die Gehirnvorgänge als Auslösungsprozesse chemischer Energien zu deuten; diese aber lassen — gegenüber der Fülle und Wandelbarkeit der Bewußtseinsinhalte und -vorgänge — so wenige Modifikationen zu, daß es nicht gelingt, die verwickelten Vorgänge etwa des Wiederkennens, der Reproduktion oder des Gedächtnisses allein aus jenen körperlichen Grundlagen abzuleiten. Umgekehrt aber haben wir oft Ungleichheit der physiologischen Reize anzunehmen, wo in unserem Bewußtsein der Eindruck von Gleichheit oder Ähnlichkeit erzeugt wird; so wäre z. B. niemals die Ähnlichkeit, die wir zwischen einem menschlichen Gesicht und einer Photographie sofort erkennen, abzuleiten aus irgendeiner Ähnlichkeit des Netzhautbildes in beiden Fällen. Viel größere Schwierigkeiten aber setzen die Phantasievorstellungen und die Denkprozesse einer restlosen physiologischen Erklärung entgegen: die dahingehenden Versuche zwingen zu einer Häufung von Hilfshypothesen, bei denen der Boden der Erfahrung verlassen wird.

Aber auch die Versuche, unser Fühlen und Wollen rein physiologisch zu erklären, scheitern — so einleuchtend sie auch von Forschern verschiedenster Richtungen gemacht sind — an der inkommensurablen Natur der körperlichen und

*) Aus „Die Psychologie in Einzeldarstellungen", herausgegeben von Ebbinghaus und Neumann. Winter, Heidelberg.

seelischen Daten. Vor allem aber müssen einsichtige Forscher zugeben, daß „es heute noch dem Physiologen ganz unmöglich ist, sich von den mechanischen Prozessen, welche komplizierteren psychischen Leistungen: der Vergleichung, der Verschmelzung, der Abstraktion, dem Urteilen und Schließen, entsprechen sollen, auch nur in den allergröbsten Umrissen eine Vorstellung zu machen, welche nicht rein hypothetisch, ja phantastisch wäre". (Jodl.)

Nicht in den physiologischen Tatsachen allein also, sondern in einem Zusammenwirken jener körperlichen Grundlagen mit den von ihnen wesensverschiedenen Bewußtseinsdaten, muß die Erklärung des Seelenlebens gesucht werden.

Damit erhebt sich nun auch für die moderne Wissenschaft das Problem, wie ein solches Zusammenwirken dieser wesensverschiedenen Gebiete zu denken, wie dementsprechend die Wechselbeziehungen von Leib und Seele zu deuten sind. Vielleicht können wir heut noch keine endgültige, mathematisch-genaue Antwort auf dieses Grundproblem geben; Becher stellt sich in den dem „Leib-Seele-Problem" gewidmeten Abschnitten seines Buches darum in erster Linie die Aufgabe, in dieser, die Geister scheidenden Erörterung „Vorarbeit zu leisten, Vorurteile zu beseitigen und freie Bahn für eine unbefangene Abwägung der Argumente zu schaffen".

Indem wir die rein physiologische Deutung des Bewußtseins als ungültig erkannten, scheidet für uns zugleich eine Lösung unseres Problems von vornherein aus: die Auffassung, als sei das Bewußtsein, als sei das Seelische nur eine unwesentliche Erscheinung des allein realen körperlichen Seins — also die metaphysische Hypothese des „Materialismus". Aber nicht nur die Erwägungen über die Natur der geistigen Vorgänge sprechen gegen diese, jetzt im Absterben begriffene Weltauffassung; eine viel einfachere und zugleich grundlegendere Überlegung gräbt ihr die Wurzeln ab. Was stellt denn das eigentliche Urmaterial aller unserer Erfahrung dar? In welcher Form wird alles, was wir überhaupt kennen, wird also auch die Naturerfahrung uns vermittelt? In Form von Bewußtseinsinhalten! Erst auf Grund dieser seelischen Eindrücke schließen wir auf das Vorhandensein einer Außenwelt; darum muß jeder Versuch, die Realität des Seelischen wegzuleugnen, notwendig mißlingen.

Wir haben vielmehr anzuerkennen, daß uns zweierlei Wirklichkeit gegeben ist: seelische und körperliche. Die Frage nach dem Verhältnis dieser beiden hat in der modernen Wissenschaft zwei entgegenstehende Weltauffassungen gezeitigt: die Wechselwirkungslehre einerseits — und die Theorie des psychophysischen Parallelismus anderseits; jene ist durch Lotze und seine Schüler, — diese durch Ebbinghaus, Wundt u. a. vertreten. Nach der Lehre des Parallelismus gehen die materiellen und die seelischen Prozesse beständig gesetzmäßig einander parallel, ohne an irgendeiner Stelle zu Ursache und Wirkung zusammenzutreten. Allenthalben aber, so lehren einige Vertreter dieser Auffassung — vor allem ihr genialer Begründer G. Th. Fechner —, ist mit Materiellem ein

Seeliſches verbunden; auch der Welt des Anorganiſchen geht unbewußt Pſychiſches parallel.

Das Grundproblem für jede Form des Parallelismus iſt die Frage: wie kommt dieſe Übereinſtimmung, dieſes Parallelgehen zweier Gebiete, die ſich doch nirgends kreuzen und berühren, zuſtande? Wie kommt es z. B., daß ein Reiz a in der Außerwelt von einer ihn repräſentierenden Wahrnehmung a begleitet iſt, obwohl — der Vorausſetzung nach — das eine das andere nicht bewirkt? Und wie kommt es anderſeits, daß eine auf Veränderung in der Außenwelt gerichtete Abſicht eines bewußten Weſens dieſe Veränderung auch erzielt? Es hieße auf alle Erklärung verzichten, wollten wir dieſe ſeltſame Übereinſtimmung zwiſchen den beiden weſensfremden Gebieten einfach anerkennen.

Darum hat man verſucht, das ſcheinbar Unerklärliche durch eine Hypotheſe begreiflich zu machen, die die Schwierigkeit in der Tat überwindet: nicht zwei getrennte Vorgangsreihen laufen nebeneinander ab, ſondern die beiden Gebiete, die uns als getrennte erſcheinen, ſind im Grunde eines: zwei verſchiedene Seiten oder Erſcheinungsweiſen eines zugrunde liegenden, ſie beide bewirkenden Realen. Dieſe, zuletzt auf Spinoza zurückgehende Auffaſſung ſucht alſo den Parallelismus zu erklären, indem ſie ihn überwindet, indem ſie das Seeliſche und das Materielle in einer höheren Einheit zuſammenfaßt.

Dieſe Auffaſſung aber — ſo genial ſie uns zunächſt anmutet — enthält doch wiederum eine Summe ungelöſter Probleme: ſo vor allem die Frage, wie jede der beiden „Manifeſtationen“ des Realen ſich zu dieſem ſelbſt verhalten. Und ſie führt außerdem Hypotheſen ein, die ihrer Natur nach niemals durch Erfahrung beſtätigt werden können. So werden wir Becher zugeben, daß ſie „eher eine Verdoppelung als eine Löſung des ‚Leib-Seele-Problems‘ darſtellt“.

Aber der Parallelismus kann das Problem der Zuſammenſtimmung des Materiellen und des Geiſtigen auch auf andere Art zu löſen verſuchen. Gelten ihm auf der einen Seite die phyſiſchen Wirkungszuſammenhänge als ein geſchloſſenes Ganzes, ſo ſtellt er dieſem eine gleichfalls geſchloſſene pſychiſche Kauſalkette gegenüber, indem er die Lücken, die unſere Erfahrung in dieſer Beziehung läßt, durch unbewußte ſeeliſche Vorgänge ergänzt denkt. Wenn nun z. B. in einer Sinneswahrnehmung ein äußerer Reiz uns zu berühren ſcheint, dann iſt es nicht der äußere Gegenſtand, der die Bewußtſeinswirkung hervorbringt: ſondern ein jenem Gegenſtand entſprechendes Seeliſches verurſacht unſere Wahrnehmung. Wenn es ſich aber ſo verhält: was bürgt uns dann dafür, daß die Körperwelt überhaupt vorhanden iſt?! Erlebten wir doch dieſelben Bewußtſeinseindrücke, auch wenn alles Sein geiſtiger, ſeeliſcher Natur wäre!

So berührt ſich dieſe Form des Parallelismus mit uralten Gedankengängen der Philoſophie: mit der idealiſtiſchen Weltauffaſſung, nach der das Geiſtige das einzige Reale in der Welt iſt, während die körperliche Natur nur eine charakteriſtiſche Erſcheinungsform dieſes Realen darſtellt.

Auch unsere Gehirnprozesse, an die wir die Bewußtseinserlebnisse gebunden sehen, wären, wie alles Körperliche, nichts Reales; vielmehr müßten sie eine Erscheinung, eine Manifestation darstellen zu den allein realen Bewußtseinsvorgängen.

Aber diese Hypothese — so einleuchtend sie in vieler Beziehung erscheint — hält dennoch der Kritik nicht stand; denn diese letzten Glieder — die Bewußtseinserlebnisse und die Gehirnvorgänge — sind so inkommensurabel, daß diese nicht als „Manifestation", als Erscheinung von jenen aufgefaßt werden können. Die Elemente unserer seelischen Erlebnisse (z. B. eine Tonwahrnehmung) sind absolut einfacher, unteilbarer Natur; im Physiologischen dagegen entsprechen jeder Wahrnehmung eine große Zahl von Erregungen. Sollten die Erregungen, die auch nur in einer Gehirnzelle beständig wirksam sind, eine Manifestation von Bewußtseinserlebnissen darstellen, so müßte ihnen eine Vielheit seelischer Vorgänge entsprechen. Das ist aber tatsächlich nicht der Fall. Wir haben aber ferner im Physiologischen ein dauerndes Substrat, an dem die Vorgänge, die der Tonempfindung entsprechen, eine Veränderung bedeuten; ja diese Vorgänge sind im Grunde die sich verändernde, bewegende Hirnsubstanz selbst. Der Ton dagegen ist nicht die Veränderung eines dauernd Seienden; er ist ein einmaliges Geschehen; wer ihn hört, „erlebt nicht ein substanzartig Dauerndes, das sich während des Erlebens veränderte". So kann das Tonerlebnis nicht das Reale, das „Ansichseiende" des Gehirnvorgangs sein; es kann lediglich mit diesem gleichfalls realen und eine andere Art der Wirklichkeit darstellenden Gehirnvorgang verbunden sein. Sollten unsere körperlichen Vorgänge die Manifestationen eines seelischen Geschehens darstellen, so müßten wir fordern, daß jedem Vorgang, ja daß jeder Zelle ein seelisches „Ding an sich" entspräche, dann kämen wir schließlich zu der in der Philosophie oft erhobenen Forderung der „Atomseelen". Diese aber würden zur Lösung des Leib-Seele-Problems nichts beitragen; denn niemals ist aus einer Vielheit von Seelen die Bewußtseinseinheit, die unser Seelenleben charakterisiert, zu erklären. So bietet jede Form des Parallelismus neue, unüberwindliche Schwierigkeiten.

Aber sind denn die Argumente, die der Annahme einer „Wechselwirkung" von Leib und Seele entgegenstehen, gleichfalls unüberwindlich? Ist die Forderung, daß materielle Wirkungen allerorten nur durch materielle Ursachen hervorgebracht werden können, von vornherein selbstverständlich? Wir werden heut nicht mehr das Prinzip aufstellen: nur Gleiches könne auf Gleiches wirken; wir wissen, daß über Wirkungsmöglichkeiten nur Erfahrung entscheiden kann. Ebensowenig wird uns die Tatsache, daß seelische Vorgänge sich der genauen Messung entziehen, gegen ihr gesetzmäßiges Eingreifen in den Naturzusammenhang sprechen; denn auch diese unsere Forderung darf die Wirklichkeit nicht meistern. Die Tatsache aber, daß die seelischen Vorgänge, die wir erleben, nicht aus den physiologischen Begleitprozessen allein zu erklären sind, spricht gegen die Geschlossenheit der Naturkausalität.

Aber besitzen wir nicht ein grundlegendes Naturgesetz, das die Möglichkeit eines Hinüberwirkens von Seelischem in das organische Gebiet dennoch prinzipiell ausschließt? Fordert nicht das Gesetz von der Erhaltung der Energie, daß die Summe der „Energie" (= der Fähigkeit, mechanische Arbeit zu leisten) in der Natur in jedem Moment konstant bleibt? Diese Summe aber würde durch ein Hinübergreifen körperlicher Wirkungen ins Geistige gekürzt, und durch das umgekehrte Geschehen gesetzlos vermehrt werden. Bietet sich ein Weg, die Forderung kausaler Beziehungen zwischen Leib und Seele mit diesem Gesetz in Einklang zu bringen?

Becher macht uns mit einer Reihe der dahingehenden Versuche bekannt. Die überzeugendste Hypothese beruht auf der physikalischen Tatsache, daß es Möglichkeiten genug gibt, die Bewegung eines materiellen Systems ohne Energieaufwand zu beeinflussen; auf diese Art geschieht z. B. jede Richtungsänderung eines in Bewegung befindlichen Körpers durch eine Kraft, die senkrecht zur Bewegung ihres Angriffspunktes wirkt. Auf diese Weise wird uns also auch eine Möglichkeit geboten, die Bewegungen im Großhirn als beeinflußbar von psychischen Faktoren zu denken, ohne daß die Summe der körperlichen Energie beeinflußt, ohne daß somit das Energiegesetz verletzt würde. Und es eröffnet sich uns somit ein Weg, die grundlegendsten Forderungen der Naturerkenntnis mit der Auffassung in Einklang zu bringen, die uns dauernd am natürlichsten und einfachsten erscheint, weil sie am wenigsten zu Hypothesen zwingt, die den Boden der Erfahrung verlassen. Eine solche Auffassung aber ist die Überzeugung, daß wir in den Sinneswahrnehmungen Wirkungen aus der Außenwelt in unserem Geiste aufnehmen, und daß wir umgekehrt durch die seelischen Regungen des Willenslebens unseren Körper zu beeinflussen fähig sind. Entzöge die wissenschaftliche Erkenntnis, wie es eine Zeitlang schien, einer solchen Auffassung den Boden, so hätten wir die Pflicht, unsere Weltauffassung mit dieser Erkenntnis in Einklang zu bringen und in den grundlegendsten Fragen umzudenken. Aber Becher zeigt uns — an einer Fülle von modernem, wissenschaftlichen Material —, daß die Sachlage keineswegs so ist, sondern daß die Gründe für die Wechselwirkungstheorie durchschlagender sind, als die für den Parallelismus.

Darüber hinaus versucht er noch eine Versöhnung der beiden entgegenstehenden Weltauffassungen. Nicht in ihr möchte ich das wesentliche Verdienst von Bechers Arbeit sehen; es liegt vielmehr darin, daß er in der vorliegenden grundlegenden Frage das Für und Wider sachlich, scharfsinnig und gründlich erwägt, auf Grund eines reichen, aus der neuesten naturwissenschaftlichen und philosophischen Literatur geschöpften Materials.

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Fünfzehnte Fortsetzung)

Die Kameraden sind bereits im Saale, als er hinkommt. Er setzt sich zu ihnen.

Einen Tisch weiter hat der Fulde-Jean, der Neffe der Hungels-Gret, Platz genommen. Der sieht den Salzer an und höhnt:

„Na, hast du dein Schmerz überwunden, weil du schon auf die Tanzmusik gehst?"

Karl gibt ihm keine Antwort und fragt seine Kameraden:

„Na, ihr Bärsch, was wird getrunken? Nierfteiner oder Oppenheimer?"

Darauf gibt der Fulde-Jean die Antwort:

„Guck mal da, wie nobel treibt's der Bankrottskerl!"

„Halt dein Schlappmaul!" belfern die anderen ihn an, „du bist ja net gefragt!"

Aber der Fuld läßt sich nicht aus der Ruhe bringen:

„Ich will ja auch mit euch nix. Aweil hab ich's mit dem Spitzbubenvolk zu tun. Wiewohl — ihr seid auch all mitnander zu bedauern, weil ihr euch mit so einem Kerl abgebt!"

Da dreht sich Karl mit einem Ruck herum, schluckt einmal heftig, sagt aber dann ganz gelassen:

„Weißt du, du Laufert, wenn wir net da hin im Tanzsaal wären, tät ich dir ein paar stoppen, daß du über Kerb genung hättst!"

„Karl, kein Streit auf die Kerb!" beschwichtigen die anderen. „Die Spelzemer Kerb ist als anständig Kerb bekannt, das muß so bleiben; drum kein Streit angefangen! Wenn ihr zwei was auszumachen habt, könnt ihr's ja nach der Kerb auseinander machen!"

Da wirft der Fuld so andeutungsweise hin:

„Jo, nach der Kerb machen als viel Leut große Augen!"

Die Burschen denken, der Fulde-Jean habe wohl schon einen sitzen, denn was der da will mit den Leuten, die nach der Kerb große Augen machen, das weiß der Kuckuck. Einer nimmt den Karl am Arm und sagt:

„Da trink, Karl, und laß den Schlechtschwätzer plappern!"

Die Musikanten, die die ganze Zeit über ihre Instrumente gestimmt haben, fangen nun mit dem Spiele an. Am Nachmittag benutzen sie die Blasinstrumente, abends und nachts hindurch fiedeln sie.

Mmm baba, mmm baba, didi dumdada dumdada!

Zuerst spielen sie den Tanz nur an, damit man weiß, was jetzt kommt. Denn Tanzkarten gibt es nicht.

Die Burschen springen auf, um zu engagieren. Mit steifen Verbeugungen tun sie es; mit täppischer Sittigkeit stehen die Bauernmädchen von ihren Plätzen auf und hängen sich in den Arm des Tänzers. Der hat in der Hand, die er seiner Tänzerin um die Hüfte legt, ein Taschentuch, damit deren Kleid nicht vom Schweiße verdorben werde. Bäuerisches Zartgefühl.

In langer Reihe stellen sich die Paare hintereinander.

Die Musikanten spielen auf.

Die ersten Paare lösen sich aus der Reihe und drehen durch den Saal. Die Arme schwingen auf und ab.

Mit gewandten Bewegungen schleift der Tanzordner zwischen den Tanzenden hindurch. Er hat eine Schelle, mit der er zuweilen nach dem Takte der Musik klingelt.

„Mmm", schnurrt die Baßgeige.

„Klingling", läutet das Glöckchen.

„Mmmklingling, mmmklingling, mmmklingling!"

Nun tanzen die Paare auf die andere Seite, der Herr macht vor der Dame eine steife Verbeugung, sie gehen auseinander, ein jedes auf seinen Platz, oder sie reihen sich gleich wieder an. Der Saal ist zu klein, sie können nicht alle zugleich tanzen.

Karl sitzt allein am Tische; die anderen tanzen. Er langweilt sich, ärgert sich, wünscht, daheim geblieben zu sein. Wozu die Possen? Er hat einen Ekel und möchte ausspeien, greift nach dem Glas und trinkt.

Der Fulde-Jean kommt vom Tanzen zurück. Wie er den Salzer trinken sieht, hebt er sein Glas in die Höhe:

„Prost, Salzer! Auf deinem Vater sein fein Grab! Prost, bekomms!"

„Was geht dich meinem Vater sein Grab an, dich Lausert!"

„Seid ihr zwei denn schon wieder aneinander?" fragen da etliche, die auch wieder an den Tisch zurückkommen, und an den Fuld wenden sie sich besonders:

„Jean, sei doch auch mal still und laß den Karl gehen. Der kann doch nix dafür, und mit der Kass ist doch auch alles wieder in Ordnung. Also halt's Maul! Wir henn uns ja auch anders besonnen, und der Salzer-Karl ist uns so lieb wie jeder andere!"

Der Fulde-Jean tut, als habe er das überhört, und sagt:

„Außer dem do seinem Vater liegt kein Selbstmörder aus dem Dorf auf dem Spelzemer Kirchhof. 's ist eine Schand, sagt meine Tante Gret, und die hat recht!"

„So laß das doch wenigstens heut ruhen, Kerl!" schimpfen die anderen.

„Wem's net gefällt, was ich red, kann sich ja einen anderen Platz suchen!" kläfft der Fuld wieder dagegen.

Da steht Karl Salzer auf, tritt vor seinen Widersacher und sagt zu ihm:

„Red dich nur ruhig aus, Jean, 's ist mir ganz recht!"

Die Ruhe, mit der diese Worte gesprochen worden sind, versetzt den Fuld ein wenig in Erstaunen; er weiß nicht, was er weiter sagen soll, und so ist denn auf ein paar Tänze die Streiterei erledigt.

Der Fuld tanzt mehrere Touren und fängt dann wieder mit seinen Sticheleien an. Dazwischen stürzt er ein Glas Wein nach dem anderen hinunter, denn er ist erhitzt; bei den Tänzen war auch ein Galopp.

„Ja, ja, ich glaub als, daß nach der Kerb wieder manche Herrlichkeit herum ist, auch auf dem Kirchhof!"

Wie der Karl Salzer diese Worte hört, ist es ihm, als habe in der über dem Tische hängenden Erdöllampe die Flamme heller gebrannt. Er schaut auf. Die Flamme aber brennt ganz ruhig. Wenn die Musikanten auf ihren Blasinstrumenten spielen würden, hätte es auch ein aus einer blank geputzten Messingtrompete fallender Lichtblitz sein können.

Karl Salzer fährt sich über die Stirn, sticht mit den Fingerspitzen in die Augenwinkel, als wolle er dort ein wenig Schorf entfernen, und dann fragt er den Fuld:

„Jean, kannst du mir vielleicht dadrüber Auskunft geben, weil du meinst, daß nach der Kerb auch wieder manche Herrlichkeit auf dem Kirchhof herum wär?"

Der Jean Fuld hat stiere Augen, in deren Weiß die kleinen Äderchen stark gerötet sind. Er blinzelt in das Licht über dem Nachbartisch und sagt:

„Kannst am Mittwochmorgen mal gucken!"

In Karl tobt es, aber er nimmt sich zusammen. Schon neigt er den Kopf zur Seite, um seinem Nachbar zu sagen: Der ist's! als er sich auch schon eines besseren besinnt und sich wieder dem Halbtrunkenen zuwendet:

„Also den Mittwoch, hä, Jean?"

Wieder ist das ganz ruhig und gleichgültig gesprochen. Der Fuld aber antwortet:

„Wenn du's net abwarten kannst — meinetwegen auch schon den Dienstag!"

„So? Na ja! Da werden wir mal gucken am Dienstag. Gelt, am Dienstag!"

„Ja, guck da mal; wirst schöne Augen machen!"

Und der Fuld steht auf zum Tanzen.

Um zwölf Uhr wird eine Polonaise gegangen, und dann ißt man etwas, um weiterzutanzen bis um vier Uhr, auch bis um fünf. So ist es der Brauch.

Als die Kameraden von der Polonaise zurückkommen, sagt Karl ihnen, daß er sie jetzt auch beim Essen freihalten werde. Sie wüßten ja, daß sie das eigentlich dem Hannes Holtner und nicht ihm zu danken hätten. Aber er täte es ihnen doch auch gern, weil sie vorhin dem Fulde-Jean gegenüber gesagt hätten, sie wollten wieder gute Kameraden sein.

Nach dem Essen geht er heim. Es gelüstet ihn nicht, noch länger dazubleiben. Die anderen wollen ihn zurückhalten, aber es gelingt ihnen nicht trotz der Versicherung, daß es jetzt doch erst anfange schön zu werden.

Als er aus dem Saale tritt, spürt er die Kühle der Nachtluft. Da knöpft er seinen Rock zu, steckt die Hände in die Hosentaschen und geht eilends heim; es ist nicht weit.

Das Haus ist schon ganz ruhig.

Im Bette liegt Karl lange mit offenen Augen. Jetzt weiß er, wer es ist: Der Fulde-Jean, angestiftet von der Hungels-Gret.

Was wird der Unkel Hannes dazu sagen? Und was wird er zu tun raten?

Hannes Holtner sagt am nächsten Morgen, als er es erfährt:

„Ich traue diesen Nächsten am Thron Gottes viel zu, aber ich hätt mich seither doch net getraut, zu denken, daß sie auch eines Friedhofsfrevels fähig wären. Na, aber schließlich, wer hätt's anders sein sollen? Selber haben sie aber die Courage nicht, verderben sie so einen jungen Kerl!"

Und dann fragt er, was der Karl dagegen machen wolle.

Der antwortet, daß er schon hin und her überlegt habe, ob er es nicht doch am gescheitesten anzeigen solle, aber es sei zu fürchten, daß er damit wenig erreiche und die Bauern nur noch mehr gegen sich aufbringe, wenn einer ihrer Söhne um seinetwillen oder vielmehr wegen seines Vaters in Strafe komme. Darum halte er es für das beste, dem Fulde-Jean einmal gehörig das Fell zu vertrommeln. Der werde wohl am Montagabend auf den Friedhof gehen, um sein Zerstörungswerk am Kreuze wieder zu vollbringen, und wenn man ihn dabei einmal tüchtig verdresche, so erfahre das womöglich garniemand; denn der Fulde-Jean würde es gewiß nicht erzählen, weil er sich ja dann blamiere. Schlimmstenfalls könne aus der Keilerei eine Feindschaft auf Lebensdauer werden, aber daran liege ihm nicht viel; er sei ja nicht schuld.

Dem stimmt der Hannes Holtner bei, empfiehlt aber seinem Zögling, sich vom Zorne nicht allzu heftig hinreißen zu lassen, damit das Dorf nicht wieder von neuem rebellisch werde. Denn das sei gewiß, daß die Mehrzahl der Bauern die Ansicht von der unbedingten Verdammnis des Schmiedes teilte, deshalb die Korrektur der Kreuzesinschrift nach diesem Sinne hin ganz am Platze fände und eine Opposition des Sohnes jedenfalls schlecht verstehen werde.

Je mehr aber Hannes Holtner sich die Sache überlegt, um so gefährlicher erscheint ihm das Spiel. In der Tiefe genommen widerstrebt es auch seinen Erziehungsgrundsätzen, daß er es geschehen lassen soll, wie einer mit roher Gewalt zu seinem Ziel zu kommen sucht, und er bedauert, in diesem Sinne übereilig auf den Burschen eingewirkt zu haben. Er fragt ihn noch einmal, ob nicht er, der Hannes Holtner, sich das Bürschlein vornehmen und ihm gehörig die Leviten lesen solle. Das würde gewiß seine Wirkung nicht verfehlen.

Aber Karl lehnt den Vorschlag des Mannes ab, wie dieser auch selbst vorausgesehen hat.

Karl sagt, er könne das nicht dulden, und es würde ihn auch nicht befriedigen, wenn ein Fremder tue, was seine Sache sei, die Sache des Sohnes für den Vater.

„Karl, also will ich weiter nix mehr sagen!" meint Hannes Holtner da. „Hoffentlich kommst du zu deinem Ziel. Wenn du das, was du tun willst, als einen Akt der Vergeltung auffaßt, kommst du ganz sicher auf deine Rechnung. Was anders ist es, wenn du meinst, mit so einer Keilerei für die Zukunft weitere Schandtaten verhüten zu können!"

Den Jungen macht die Bedenklichkeit seines alten Freundes stutzig, und er sagt zu ihm:

„Unkel Hannes, wenn's Euch net recht ist, laß ich's auch sein. Aber ich glaub', daß mich nachher den ganzen Tag der Gedanke net verläßt, wie ehrlos es von mir wär', meinem Vater sein Grab schänden zu lassen!"

Nun antwortet Hannes Holtner:

„Anzeigen willst du den Kerl net, und dein Grund dazu leuchtet mir ein. Du willst dich aber auch erlösen von dem Druck, der auf dir liegt. Wenn ich

wüßt', wie du es noch anders machen könntst, tät' ich dir's sagen. In Gottes Namen denn!"

15.

Auf Kerwemontag findet nach alter Übung um sieben Uhr in der Frühe das feierliche Requiem für die im Laufe des letzten Jahres verstorbenen Ortsbürger statt.

Wenn der Pfarrer seines Vaters Namen auch nicht verlesen hat, Karl geht doch in die Kirche.

Die schauerlichen Klänge des „Dies irae dies illa" wühlen in seiner Seele, und wieder krampfen die Zweifel in sein Herz, ob der Vater seine Sünden bereut habe in den wenigen Minuten, die er nach den Schüssen noch gelebt hat, oder ob er verstockt gestorben sei. Aber da erinnert er sich all der schönen Worte, die ihm Tante Settchen gesagt hat, und das beruhigt ihn. Und dann singen die Schulkinder mit zarten Stimmen das starke Gebet:

Pie Jesu, Domine, dona eis requiem. Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona eis requiem. Lux aeterna luceat eis, Domine, cum Sanctis tuis in aeternum, quia pius es. Requiem aeternam dona eis Domine, et lux aeterna luceat eis. Requiescant in pace!

Als die Schulkinder mit gedämpften Stimmen das singen und der Schullehrer sie mit leisen Orgelregistern dazu begleitet, da wird es wieder ganz friedlich in seiner erregten Seele. Er vergißt seine Umwelt. Erst als die Leute sich aus der Kirche machen, kehrt sein Sinnen in die Wirklichkeit zurück, und er denkt, wenn sie jetzt seines Vaters Grab nicht schändeten, wäre alles gut.

Nach dem Totenamt geht er auf den Friedhof. Das Grab ist noch in Ordnung, das Kreuz noch nicht beschädigt.

Am Nachmittag kommt einer der Kameraden zu ihm und fragt ihn, ob er heute wieder mitginge.

Nein, nein, es sei ihm nicht drum zu tun. Er wolle nicht immer mit den boshaften Menschen hintereinander geraten.

Er solle sich doch daraus nichts machen, entgegnet ihm der Kamerad. Mit der Zeit lasse das schon von selbst nach.

Wie lange diese Zeit aber noch dauere, fragt Karl Salzer wieder dagegen. Inzwischen könne er verrückt werden. Nein, er gehe nicht mehr aus. Sonntags wolle er jetzt lieber wieder nach Pfeddersheim zu seiner Tante.

So bleibt denn der Karl Salzer auf den zweiten Kerwetag daheim. Es war auch ganz gut, daß er nicht fortgegangen war. Denn während er im Garten saß, hörte er auf einmal eines der drei Hutzelchen mörderische Schreie tun. Er eilte in den Hof, um zu sehen, was da passiert sei.

Lotte, die Stute, hatte wieder die Kolik und schlug mit den Hufen bis an die Decke des Stalles, so daß der Mörtel herunterbröckelte. Das Hutzelchen aber stand vor der Stalltür, rang die Hände und rief ein übers andere Mal:

„Heilig Mutter Anna, steh dem arme Gaul bei!"

„Net heilig Mutter Anna rufen, Hutzelchen!" schreit Karl, „schnell Feuer angesteckt und Säck und Decken heiß gemacht!"

Er packt einen Arm voll Säcke zusammen, die auf dem Gartenzaun hängen, holt eine filzige Pferdedecke aus der Geschirrkammer und packt dem Hutzelchen

alles auf mit der Weisung, die Säcke und Decke gut heiß zu machen. Er springt hinüber zum Schullehrer Ohlinger, der über der Straße wohnt. Den hat der Hannes Holtner zum Freund. Dort sitzt er heute und läßt sich Klavier vorspielen.

Bis in den sinkenden Abend sind die beiden um das Tier beschäftigt, dem das lange Stehen im Stalle stets schadet. Erst als es ruhiger geworden ist, fragt Karl, ob es dem Unkel Hannes nichts ausmachen tät, wenn er jetzt einmal auf den Friedhof gehe.

Da entläßt Hannes Holtner den Burschen. Ja, er solle nur gehen und könne bleiben, so lange er Lust habe; aber nicht zu hitzig solle er sein.

Karl Salzer steigt in seine Kammer, zieht dickere Kleider an und festere Schuhe; denn er ist entschlossen, zu warten, bis der Fulde-Jean kommt, und wenn es über die Nacht ist.

Wieder findet er das Kreuz unversehrt. Also war der Fuld noch nicht dagewesen.

Nun wird er warten müssen, bis er kommt. Vielleicht geschieht das, bevor er vom Tanzen zum Nachtessen geht, vielleicht auch erst nach dem Nachtessen. Einerlei, er wird warten, unerschütterlich warten.

Er schaut sich um, wo es da ein Versteck für ihn gäbe, damit der Fuld nicht schon beim Betreten des Friedhofs seiner ansichtig werde.

Fünfzig Schritt hinauf in einer der weiter rückwärtsliegenden Gräberreihen steht eine dichte, schon am Boden sich verästelnde Zypresse. Dorthin geht er und hockt sich hinter den Baum.

Es wird düster und düsterer. Die Grabsteine, Kreuze und Bäume, Zypressen, Trauerweiden und Flieder treten immer tiefer in die Dämmerung.

Zuweilen reckt der Bursche sich in die Höhe und dehnt die Glieder, die ihm in der kauernden Stellung steif werden. Ab und zu reibt er auch die Augen; sie schmerzen von dem scharfen Spähen nach dem Friedhofstor.

Um acht Uhr war noch niemand da, und es ist ganz stille und dunkel. Hin und wieder läuft dem Burschen ein Furchtfrösteln den Rücken hinunter. Dann ist er froh, wenn er menschliche Stimmen hört von Leuten, die am Friedhofe vorbei hinter dem Parke her nach Hause gehen.

Er wartet bis neun Uhr. Niemand kommt.

Zehn Uhr.

Niemand war da. Wird er nicht kommen? Hat er nur im Dusel gesprochen, oder hat er sein Vorhaben vergessen?

Karl überlegt, ob er nicht lieber heimgehen soll. Es ist schauerlich, in tiefer Dunkelheit auf dem Friedhofe allein zu sitzen. Aber der Fulde-Jean hat vielleicht weniger Furcht wie er und kommt nach dem Tanzen heraus. Also bleibt man da. Er verläßt sein Versteck und stellt sich vor die Zypresse.

Es wird kühl, und der Nachttau fällt. Karls Haare und Wimpern feuchten sich, die Augen brennen. Er bindet sich das Taschentuch um den Kopf, so, daß der Wulst dicht über den Augenbrauen liegt. Nun kann der Tau nicht so scharf in die Augen.

Klar hallen die Glockenschläge von der Kirche herüber.

Elf Uhr.

Kurz danach hört er das Nachtwächterhorn tuten. In der Tiefe des Parkes weckt es ein schauerliches Echo. Karl ist es, als müßten von seinem dumpfen Klange die Toten erwachen wie vor der Posaune des Gerichtes am jüngsten Tage. Nun freut er sich, die Schwester Euphrosyne um Entschuldigung gebeten zu haben, als er ihr und ihren Genossinnen vor einigen Tagen die Kartoffeln und das Gemüse gebracht. Es ist in schlimmen, erschütternden und einsam machenden Augenblicken des Lebens ein festigendes und beruhigendes Gefühl, für seine Schuld an dem Nächsten Genugtuung geleistet zu haben. (Schluß folgt)

Unterm Weihnachtsbaum

Von Dr. Albert Sergel-Berlin

Jugendschriften

II. Vaterländische Literatur

Wenn je ein Jahr die Jugend zur Teilnahme an den Geschicken des Vaterlandes in Not und Sieg führen kann, so ist es das kommende, der großen Erinnerungszeit geweihte.

Von Breslau ging der befreiende „Aufruf an mein Volk" aus, und Breslau hat deshalb Waldemar Rosteutscher in den Mittelpunkt eines Werkes gestellt, das er nach Holteis schönem Wort „Deutschlands Herz im Frühling 1813" nennt (Phönix-Verlag F. C. Siwinna, Kattowitz-Berlin; M. 1.80, Lbd. auf Kunstdruckpapier M. 3.50). Das mit vielen szenischen und Porträtbildern, mit Faksimiles von Aufrufen und Stiftungsurkunden geschmückte Buch, in dem wir den Völkerfrühling schlagenden Herzens miterleben und von ihm aus die Helden und Begebenheiten der Freiheitskriege an uns vorüberziehen lassen, ist für die reifere Jugend recht geeignet. — Des Weimarer Kanzlers Friedrich von Müller interessante Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806 bis 1813 finden wir in einer billigen Ausgabe der Hamburgischen Hausbibliothek (Verlag Alfred Janssen, Hamburg; Lbd. 80 Pf.), ein „klassisches und beherzigenswertes Zeugnis der aufgeregten Zeit". — Packende Bilder aus den Befreiungskriegen geben auch die unter dem Titel „Mit Gott für König und Vaterland" vereinigten Aufsätze von Männern wie Johannes Dose, Hackland-Rheinländer, Natorp u. a., die der Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes in Barmen in einem illustrierten Bande veröffentlicht. — Eine von Karsten Brandt gut gekürzte Bearbeitung des Rellstabschen Romans bringt Loewes Verlag Ferdinand Carl in Stuttgart in dem „Russenjahr 1812" (Lbd. mit 6 Vollbildern M. 3.—); im selben Verlag sei auf das „Lebensbild Napoleons" für die Jugend von G. Gramberg (Lbd. M. 3.—) hingewiesen. — Ein außerordentlich anschauliches Bild des grausigen russischen Feldzuges bietet Walter Bloem, der bekannte Erzähler, in einem Bande der Ullstein-Jugendbücher (M. 1.—): „Das Ende der

großen Armee", worin er auch die großen Seiten Napoleons, insbesondere seinen unerschütterlichen Trotz gegen eine Welt des Unglücks, der Jugend vor Augen stellt. — Noch lebenswahrer kann einer erzählen, der mit dabei war: die „Erlebnisse in dem Kriege gegen Rußland 1812" des hannöverschen Landbereuters F. Kollmann geben dafür ein gutes Beispiel (Verlag Ernst Geibel, Hannover; brosch. 50 Pf.). — Dasselbe gilt von den Bänden 6 und 7 der „Deutschen Jugend- und Hausbücherei Heim und Herd" (Verlag Moritz Schauenburg, Lahr; Lbd. je M. 1.—). Vom Markgrafen Wilhelm von Baden finden wir dort „Die Badener im Feldzug 1812" und „Das große Jahr 1813", von Friedrich Peppler „Gefangenschaft in Rußland", und in „Was Alt und Jung erlebte, 1806 bis 1813" trefflich ausgewählte kleine Abschnitte aus Kleist, Immermann, Nettelbeck, Hebel, Kügelgen, Freytag u. a. — Ein wenig bekanntes Buch „Schicksale des deutschen Feldwebels von Toenges auf dem Rückzug der Großen Armee aus Rußland" habe ich, zusammengestellt mit Nettelbecks „Belagerung Kolbergs", Arndts Sten-Biographie und Briefen von Körner, Gneisenau, Blücher usw., abgedruckt in Band 19 der „Lebensbücher der Jugend" (Verlag George Westermann, Braunschweig; Lbd. M. 2.50) unter dem Titel „Die Flammenzeichen rauchen". — Auf den Ton von 1813 ist auch der fünfte Jahrgang der „Neuen Jugendblätter" gestimmt, der unter der feinsinnigen Bearbeitung Ernst Thienes vom Sächs. Pestalozzi-Verein im Verlage C. Meinhold Söhne, Dresden, unter dem Titel „Lieb Vaterland" erscheint. Bekannte deutsche Dichter, von tüchtigen Zeichnern unterstützt, haben hier in Vers und Prosa ein farbiges Gemälde der großen Zeit gegeben, das die Beigabe des „Jugendkalenders 1913" noch wertvoller macht. — Fesselnde geschichtliche Bilder von „Deutschen Heldenmädchen" führt uns Henny Helmenstreit vor (Verlag Gustav Weise, Stuttgart; Lbd. mit Buchschmuck von C. Breuer, M. 3.—). Von den tapferen Frauen von Schorndorf, von Kämpferinnen aus Tirol und den Heldinnen aus den Freiheitskriegen und von 1870 weiß sie hübsch zu erzählen. — Die Geschichte des „Majors von Schill und des Müllers von Gieselheim", seines getreuen Anhängers, schildert H. Müller-Bohn im Verlage Gustav Gräbner, Leipzig; Lbd. M. 2.—; derselbe Verlag bringt auch eine interessante Erzählung aus dem Siebenjährigen Kriege von Hackland-Rheinländer: „Der Rappe von Roßbach", mit Bildern von Arno Grimm (M. 2.—). — Episoden aus der Zeit der Fremdherrschaft lernen wir auch in Wilh. Kotzdes „Der Feind im Land" kennen, das mit Bilderschmuck von Heinsdorff bei Abel u. Müller in Leipzig (in Lbd. zu M. 2.50) erschien; erfreulich kommt auch der Humor, wie in „Jochen Armanns Sautreiben", zu seinem Recht. — Über den glorreichen Taten der Befreiungsjahre wollen wir die Helden späterer Kriege nicht vergessen. „Deutschlands Einigungskriege" (1864 bis 1871) schildert Prof. W. Müller in einem mit Vollbildern und Schlachtenplänen geschmückten stattlichen Bande des Verlages Neufeld u. Henius, Berlin (M. 4.50), wobei er besonders auch den weniger dargestellten Krieg von 1864 als Erprobung der Schärfe des preußischen Schwertes und der Virtuosität der preußischen Strategie ausführlich bespricht und natürlich Moltkes und Bismarcks Kriegs- und Staatskunst eingehend würdigt. — „Helden" des Lebens und des Krieges von 1870 stellt Wilh. Momma in einer packenden, in ihrer knappen Ausdrucksweise überaus eindringlichen Sprache vor uns hin (Verlag Enßlin u. Laiblin, Reutlingen; Lbd. M. 3.—), zu dem Buche hat der bekannte Soldatenmaler Anton

Hoffmann-München lebenswahre Bilder geschaffen. — In Gustav Freytags „Bildern von der Entstehung des Deutschen Reiches", herausgegeben von Wilh. Rudeck (Verlag von Walter Fiedler, Leipzig; Lbd. M. 6.—), die sich an seine berühmten bis 1813 gehenden „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" anschließen, lernen wir das neunzehnte Jahrhundert in farbenreichen Aufsätzen kennen, bis mit der Erfüllung des Kaisertraums unserer Vorfahren das Werk seinen glanzvollen Abschluß findet. — Einen glänzenden Überblick über die gesamte deutsche Geschichte erhalten wir in einem der deutschesten Bücher, die je geschrieben wurden: „Deutsche Männer". Fünfzig Charakterbilder von Robert Hessen. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. (Lbd. M. 10.—.) Es ist ein Buch, das sich nicht zum wenigsten an die deutsche Jugend wendet, die zum Lebenskampf antreten soll. In diesen fünfzig Biographien von Männern, die in der deutschen politischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte den Fortschritt herbeigeführt haben und als Muster von „Tatkraft, Erfindungsgabe, Großmut im Erfolg, Heiterkeit im Unglück" die Repräsentanten ihrer Epoche bedeuten, stellt der Verfasser, der die Porträtkunst meistert, leuchtende Vorbilder auf in dem Ehrensaal des deutschen Volkes. Von Armin bis Bismarck, Wagner und Bodelschwingh — ein Weg der Arbeit, der Prüfung, der Treue und des Erfolges von Männern, aus deren Andenken wir Enkel „Kraft gewinnen mögen zu einem Gelübde treuen Durchhaltens für unser deutsches Volk". Das Buch ist ein Kunstwerk edelster Art, das uns eingehender als weitläufige Bände den wirkenden Geist der Zeiten vor Augen führt. Eine schöne Verbreitung in deutschen Landen möge der Lohn für Verfasser und Verleger sein!

III. Ernstes und Heiteres. Sammlungen und Neuausgaben

Von den Sammelunternehmungen haben die schon genannten „Ullstein-Jugendbücher" (in Ppbd. M. 1.—) in diesem Jahre in Gerhart Hauptmanns „Lohengrin" mit den Bildern von F. Staeger einen ganz besonderen Schatz. Wendet sich der große Dichter doch hier zum erstenmal an die Jugend, um ihr in erhabener Sprache, die sich in den Höhepunkten zu stolzen Versen zusammenfindet, von den Geheimnissen des Grales zu erzählen. Das Rittertum noch einmal vor uns auferstehen läßt Felix Salten in seinem herrlichen „Kaiser Max", der, ein Held vom Scheitel bis zur Sohle, als leuchtendes Beispiel vor die Jugend tritt.

In den ebenfalls schon genannten „Lebensbüchern der Jugend", die unter der sicheren Leitung Dr. Friedrich Düsels im Verlage George Westermann-Braunschweig ihr Programm, der Jugend Bücher für den Lebensweg mitzugeben, treulich einhalten, tut sich der Dichterin Elisabeth Dauthendeys „Märchenwiese" mit bunten Blumen, taufrisch und zur Rast ladend, vor uns auf. Phantasievolle neue Märchen, Geschichten und Gedichte bringt sie in schönem Wechsel, auch ein „Weihnachtsmärchen" ist darunter und ein stimmungsvolles Märchenweihnachtsspiel „Der Schneemann". — F. Düsel hat in seinem „Fröhlichen Buch für die Jugend" ein ganz prächtiges Humorschatzkästlein gezimmert, was die junge Welt ihm durch dauernde Anhänglichkeit danken wird. Daß neben Eulenspiegel (nach dem Volksbuch von 1515 und Joh. Fischart) und den sieben Schwaben die Schild- und Lalenbürger und der Lügenbeutel Münchhausen lebendig werden, ließ sich erwarten; aber weit darüber hinaus hat er aus Erzählungen Hebels und Kleists, schalkhaften

Gedichten von Chamisso, Uhland, Kopisch, Keller, Reuter u. a., aus lustigen Stücklein von Pocci und fröhlichen von Goethe ein so feines, vom Derben zum Zarten, vom Stofflichen zum Vergeistigten aufsteigendes Buch geschaffen, daß es eins der schönsten Bücher der nun in zwanzig Bänden vorliegenden Sammlung geworden ist (Lbd. je M. 2.50). Die Bilder zu beiden Bänden, von E. v. Geldern und die humoristischen von R. Hansche, halten sich auf erfreulicher Höhe. — Goethes Mutter, „Frau Aja", stellt Adolf Matthias in den Mittelpunkt seines gehaltvollen Bandes, der sich auf des Sohnes Erzählungen in „Dichtung und Wahrheit", auf Bettinas Aufzeichnungen und in der Hauptsache auf einer Auswahl von Briefen der Frau Rat, der Meisterin des Briefstils, aufbaut und die frohsinnige, lebenslustige Frau mit dem gütigen verstehenden Herzen der Jugend „zur Erquickung und Bildung" nahe bringt; ein Buch, das den Reiferen ein wahres Labsal werden kann. Die vielen Einschalt- und Textbilder nach zeitgenössischen Vorlagen geben manches auch weniger bekannte Bild aus dem Goethekreis.

Die „Mainzer Volks- und Jugendbücher", die im Verlage von Jos. Scholz in hervorragender drucktechnischer Ausstattung erscheinen (M. 3.—) und, von W. Kotzde geleitet, ein rechtes nationales Unternehmen geworden sind, legen ebenfalls den 17. bis 20. Band auf den Weihnachtstisch. Kotzdes „Und deutsch sei die Erde" entwirft uns ein lebendiges Bild aus der Zeit Albrechts und des Falles Triglaws; Johannes Höffner erzählt aus alten Tagen, da ein Bauer einen Herzog erzog, in der „Treue von Pommern"; mit Wilh. Lobsiens „Jodute!" kehren wir ins alte Lübeck ein, wo der Freiheitskampf der Bürger gegen die adeligen Geschlechter und den Bürgermeister Perseval tobt; und Kurt Geucke entwirft in dem „Steiger vom David-Richtschacht" ein fesselndes Bild unserer Zeit, wie sie uns besonders in Technik und Bergbau, in Handel und Seefahrt entgegentritt. Seine Schilderung eines Taifuns, die sich mit atemloser Spannung liest, gehört zu den bedeutendsten Sturmschilderungen, die wir besitzen. Der zu erwartende zweite Band soll seinen Helden dann als Kulturpionier auf den überseeischen Besitzungen zeigen. Begeisternde Taten und Geschicke werden in den Mainzer Büchern der empfänglichen Jugend vor Augen geführt, und Dichter sind es, die ihr diese Geschichten schenken.

Von einer ebenfalls auf vaterländischer Grundlage beruhenden neuen Sammlung „Jung Deutschland-Bücherei", die im Verlage von Otto Spamer-Leipzig zu erscheinen beginnt, liegen bislang drei Bände vor: eine notwendigerweise gekürzte Fassung von Alexis' „Isegrimm", der zur Jahrhundertfeier gerade recht kommt, von Max Geißler „Der Junge, der eine Schlacht gewann" aus den Fridericianischen Kriegen, und Jonk Steffens „Helden der Naukluft", in denen die Witboikämpfe den Hintergrund abgeben. Die drei Bände sind ein schöner Anfang; hübsch in Leinen gebunden und in der sauberen Ausstattung an die Scholzschen Bände erinnernd, auch wie sie mit Zeichnungen (von Anton Hoffmann, Knötel, Rocholl) geschmückt, kosten sie je M. 3.50.

Gehen die letztgenannten Sammlungen auf moderne Erzählungen aus, so ist die Aufgabe der „Bücher der deutschen Jugend" (Verlag der Jugendblätter, Carl Schnell, München) die Herausgabe unserer alten Märchen, Sagen und Schwänke, wie Grimm, Schildbürger, Eulenspiegel, denen sich Robinson, Cooper, Hebel,

Auerbach, Stifter u. a. anschließen. Es sind Werke, die jeder Knabe gern in seiner Bibliothek hat. Für die Auswahlen und Bearbeitungen zeichnen so bekannte Namen wie Wolgast, Henniger, Meilinger, und man muß sich wundern, wie der Verlag so trefflich ausgestattete Bände (bis 260 Seiten stark), mit vielen Bildern von Putz, Engels, Winkler, Geigenberger u. a. für den Preis von M. 1.50 in Leinen bieten kann. Sie sind eine Sammlung, der weiteste Verbreitung und Unterstützung zu wünschen ist.

Solchen Leistungen gegenüber verblassen die „Neuen deutschen Jugendbücher", die die Zentralstelle für Jugendpflege durch E. H. Bethge im Verlage von Julius Beltz in Langensalza herausgeben läßt, wenn sie ebenfalls je M. 1.50 kosten. Sie bringen inhaltlich Gutes und berühren sich in Themen wie Hedins „Entdeckungen und Abenteuer in Tibet" oder Nansens „Im Eise begraben" mit den „Wissenschaftlichen Volksbüchern" aus dem Verlage Alfred Janssen in Hamburg; trotz der geringeren Ausstattung wäre allenfalls der Preis da noch verständlich; aber honorarfreie und in anderen Ausgaben längst für 10 oder 20 Pf. käufliche Werke wie Michael Kohlhaas, Die Judenbuche, den Verbrecher aus verlorener Ehre und ähnliche aufs neue in dieser Aufmachung zu solchem Preise ins Volk zu bringen, dürfte wenig aussichtsreich sein. Man nehme einmal die Janssenschen Bände oder den Kohlhaas aus Heyders „Freunde und Gefährten" (in Leinen ebenfalls M. 1.50) zur Hand, um den in die Augen springenden Unterschied zu sehen.

Eine empfehlenswerte neue Sammlung erscheint in dem schon genannten „Heim und Herd" des Verlages Moritz Schauenburg in Lahr. Die hübsch gebundenen und sauber ausgestatteten Bände: „Heitere Geschichten", „Märchen", „Reisen und Abenteuer" (die uns namentlich in den eisigen Norden oder nach Turkestan führen), „Aus unseren Kolonien" bringen bestens ausgewählte Stoffe, und daß neben erprobtem Alten auch moderne Schriftsteller wie Ruseler, Löwenberg, Elisabeth Dauthendey, Hedin usw. ausführlich zu Worte kommen, ist besonders anerkennenswert. Der Band „Allerlei Kurzweil" mit seinen Scherzen, Rätseln, Gesellschaftsspielen usw. wird im Familienkreise manche Stunde angenehm kürzen können (je M. 1.—).

Unter den billigen Sammlungen haben die „Bunten Bücher" und „Bunten Jugendbücher" im Verlag Enßlin u. Laiblin in Reutlingen, herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung Berlin, ihren festen Platz. (Jede Nummer, bis 48 Seiten stark, 10 Pf.) Wie sie als eins der ersten und wirksamsten Unternehmen den Kampf gegen die Schundliteratur aufgenommen und behauptet haben, ist bekannt. Was an gediegenem Alten und Neuen, an Märchen, Schwänken, Sagen, Abenteuern, Reisen und Erzählungen vorhanden ist, bieten diese schmucken, auf gutem Papier sauber gedruckten und mit Illustrationen bekannter Künstler versehenen Bändchen, deren Zahl sich schon auf mehrere hundert Nummern beläuft und deren Verbreitung, zur Ehre des deutschen Volkes sei es gesagt, in die Millionen geht. Viel Abbruch haben sie der Hintertreppenliteratur getan und tun es hoffentlich noch weiter. Eine Anzahl Nummern sind auch in Leinenbänden zusammengebunden und mit geringem Aufschlag käuflich. — In der Sammlung „Frühlicht, Wort und Bild für die junge Welt", von der bislang die Bände „Von Menschen und Tieren", „Die Alten und die Jungen", „Erzählungen und

Verse oberrheinischer Dichter", „Heimat und Fremde", „Aus Dorf und Hof", herausgegeben von H. Moser, vorliegen, bringt derselbe Verlag sehr fein ausgewählte und illustrierte kart. Bändchen zu je 80 Pf.

Zu wechselndem Preise (10 bis 30 Pf.) und immer willkommen, erscheint, herausgegeben vom Dürerbunde, bei Georg D. W. Callwey-München „Der Schatzgräber", in würdiger Ausstattung und handlich im Format, eine vorzügliche Sammlung guter volkstümlicher Schriften. Von den letzten Nummern seien nur Friedrich der Große (von Avenarius), Blacken (von Björnson), Schwedische Geschichten (von Heidenstam), Söhle, Tschudi, Kinderreime mit Bildern von Schwind und Pocci, und Volkssagen erwähnt, um zu zeigen, welch reiche „Schätze" da ans Licht gehoben werden.

In der Fortführung der „Quellen, Bücher zur Freude und zur Förderung" (kart. je 25 Pf., im Verlag der Jugendblätter, München) bringt ihr Herausgeber Wolgast ein schön ausgewähltes Bändchen „Balladen" (von Hebbel bis Münchhausen) neben Hebbels Nibelungen und Bearbeitungen von Robinson und Gulliver. Die soliden Büchlein werden sich zur Schullektüre ebensogut eignen wie die „Blauen und Grünen Bändchen" des Verlages Schafstein-Köln. (Kart. je 30 Pf.) Herausgeber der „Blauen" sind J. v. Harten und Karl Henniger, der „Grünen" N. Henningsen. In der ersten Reihe finden wir von Bernhard Oest eine wohlgelungene Bearbeitung des Reineke Fuchs nach der Soltauschen Übersetzung der alten Lübecker Ausgabe, mit Kaulbachschen Zeichnungen; die Herausgeber steuern zwei Bändchen trefflich ausgewählter „Balladen und Lieder zur deutschen Geschichte" bei; „Tiermärchen" von Volbehr, Nordseegeschichten, das Waltharilied u. a. vervollständigen die Sammlung. Wie die „Grünen Bändchen" auch, sind sie mit entzückenden Federzeichnungen geziert. Die „Grünen" führen uns ins Leben Karls des Großen, in den Siebenjährigen Krieg und mit Förster Fleck nach Rußland; mit Amundsen lernen wir das Eskimoleben kennen, wir reisen mit bewährten Führern nach China, Tripolis, zu den Indianern und nach Südwest, und in „Krupp" tritt uns die Entwicklung eines der größten technischen Betriebe der Welt vor Augen.

„Konegens Kinderbücher", die bei Carl Konegen in Wien von Helene Schur-Ries und Eugenie Hoffmann herausgegeben werden (je 20 Pf.), erhalten, neben ihrer graziös-wienerischen Bilderzier, ihren besonderen Wert noch dadurch, daß sie vieles bringen, das in den anderen Sammlungen noch nicht enthalten ist, wie: Heyse, Lagerlöf, Platen, Lemonnier, Oukama Knoop, und weniger bekannte ausländische Märchen und Sagen. Es ist eine Sammlung, deren Bändchen man gern begegnet und die ihren Platz behaupten möge.

Mit den ersten, schmuck ausgestatteten Heften tritt die neue, auf literarisch-religiöser Grundlage beruhende Sammlung „Säemann-Bücher" auf den Plan (Verlag für Volkskunst, Richard Keutel, Stuttgart; je 15 bis 20 Pf.). Sie bringen alte und neue Weihnachtslieder (illustriert von Steinhausen), zwei Christuslegenden der Lagerlöf, Geschichten der Wildermuth, Sapper und Supper, Thomas' „Luthergeschichten" und Liliencrons „Sommerschlacht", und führen sich damit gut ein.

So lange noch ein Heft der Schund- und Schmutzliteratur in Papierläden oder im Kolportageranzen ein wenn auch noch so versteckes Dasein fristet, wird jede neue Sammlung dagegen hochwillkommen sein. Den deutschen Verlegern

fehlt es nicht an Initiative und Idealismus; mögen sie im Volke und beim kaufenden Publikum anerkennende und wirksame Unterstützung finden! — —

Eine ganz köstliche Erzählung aus dem alten Hildesheim schenkte uns Gustav Falke in „Herr Henning, oder die Tönniesfresser von Hildesheim" (Alfred Hahns Verlag, Leipzig; Lbd. M. 3.—). Wie wird da das Leben in der hochgiebeligen Bischofsstadt im Innerstetale lebendig zu der Zeit, da die Reformation die Geister noch nicht getrennt hatte! Mit überlegenem Humor weiß der Dichter die Typen der Ratsherren hinzustellen, die berufen sind, über die dem heiligen Antonius gehörigen Schweine zu wachen, und die schließlich dem lockenden rosigen Fleisch der Tiere nicht widerstehen können und sich so um Amt und Würden bringen. Und hinein spukt grausliche Kriegsrüstung und die Liebe eines Goldschmiedstöchterleins — das alles von Benno Eggert in alter Holzschnittmanier kongenial illustriert. Weit über Hildesias Mauern hinaus wird das Buch freudigen Widerhall finden.

Zum vierten Mal erscheint bei Jos. Scholz in Mainz das „Deutsche Jugendbuch", herausgegeben von Wilh. Kotzde (Lbd. M. 3.—), das wieder in bunter Folge Erzählungen und Märchen, Gedichte und Sprüche anerkannter Schriftsteller bringt und mit Bildern von Heinsdorff geziert ist; es reiht sich seinen Vorgängern würdig an. — Ein prächtiges Werk veröffentlichte der Verlag E. Nister-Nürnberg: „Das fröhliche Buch für die Jugend", ausgewählt von Hans Heller. Die Bilder von Dotzler, Jöhssen und Horst-Schulze sind voll erquickenden Humors und bei den „Sieben Schwaben", den „Schildbürgern", „Eulenspiegel" und „Münchhausen" sind wir ja bei den Säulen der deutschen Schwankliteratur. Dem stattlichen Leinenbd. (M. 3.50) wird manches Kindergemüt Freund werden. — In dem starken Bande „In der Feierstunde" liegen uns eine reiche Anzahl ansprechender Geschichten aus dem Kinderleben vor, die Pauline und Frida Schanz, Mutter und Tochter, aus mehreren früheren und vielgelesenen Bänden ausgewählt haben. Die Geschichten sind frisch und jung geblieben und haben in Willi Planck einen tüchtigen Illustrator gefunden. (Lbd. M. 6.—, im Verlage Gustav Weise, Stuttgart.) Aus demselben Verlage sind noch die „Allerweltsgretel" von Agnes Hoffmann (M. 4.—) und „Ins Leben hinaus" von Berta Clément (M. 3.—) als Lektüre für Mädchen zu nennen, denen für Knaben die mit etwas Jägerlatein aufgefrischten Jagderzählungen „Toms Erlebnisse" (M. 2.40) und der „Deutsche Robinson" (M. 2.—) gegenüberstehen.

Mit Pocci sind wir sodann im Kreise alter echter Kinderkünstler. Der Verlag Etzold u. Co. in München legt zwei Bände von ihm vor: „Märchen, Lieder und lustige Komödien" und „Heitere Lieder, Kasperliaden und Schattenspiele". Da haben wir alles zusammen, was von dem liebenswerten Künstler lebensfähig ist und die Kinder zu heller Freude begeistern wird. Von den Zeichnungen (Federzeichnungen, Silhouetten, auch farbige Bilder) und sogar Noten ist so viel aufgenommen, daß man über den billigen Preis von M. 2.— für den umfangreichen kartonnierten Band staunen muß. — Eine gute kleine Auswahl in einem Bande ist auch im Verlage Georg D. W. Callwey-München erschienen: „Für fröhliche Kinder" (Hlwbd. M. 2.50), in dem Pocci-Freunde auch eine Anzahl bisher unveröffentlichter Zeichnungen aus dem Pocci-Archiv finden werden. —

Einen Größeren als er und dem ganzen Volke seit langem lieb und wert, Ludwig Richter, läßt der Verlag Hegel und Schade in Leipzig in billigen Ausgaben zu erneuter Wirkung kommen: es sei hier nur an die Serie „Fürs Haus", die mit „Herbst" und „Winter" nun fertig vorliegt, und „Gesammeltes" erinnert (zu je M. 1.20). In dem Märchenbuch „Es war einmal" (M. 2.—) ist er mit den anheimelnden Zeichnungen zu den bekanntesten Grimmschen Märchen vertreten, und in Julius Sturms in dritter Auflage erscheinendem „Buch für meine Kinder" (M. 3.—), neben Flinzer, Führich, Pletsch u. a. —

Eine hübsche Kopisch-Auswahl mit Buchschmuck von Julius Widnmann liegt in Max Kellerers Verlag, München, kartonniert zum billigen Preise von 60 Pf. in zweiter Auflage vor; eine größere, die neben den Gedichten auch Erzählungen wie das „Karnevalsfest auf Ischia", die „Entdeckung der blauen Grotte" und den „Träumer" bringt, hat Leo Greiner herausgegeben, dessen Name für eine vorzügliche Auswahl bürgt. Sie nennt sich „Allerlei Geister" und ist ein Band der schönen Delphin-Bücher, die Martin Mörikes Verlag-München als Weihnachtsgabe erscheinen läßt (M. 3.— Ppbd.). In den Schwarzweißzeichnungen Rolf von Hoerschelmanns hat sie einen köstlichen Schmuck erhalten.

IV. Märchen

Auf dem Gebiete der Märchenliteratur, die gerade das hundertjährige Jubiläum der ersten Ausgabe der Grimmschen Märchen feierte, nimmt ein großes nationales Unternehmen, das im Verlage von Eugen Diederichs in Jena zu erscheinen beginnt, den ersten Platz ein. Unter dem Titel „Die Märchen der Weltliteratur", herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert, soll die Sammlung in ungefähr dreißig Bänden die deutschen und ausländischen Volksmärchen enthalten, denen sich die Kunstmärchen von Musäus bis Storm angliedern. Der Preis des von Ehmcke ausgestatteten Bandes beträgt M. 3.—, Lederbd. M. 5.50. Wie man sieht, ein Unternehmen, das die Erde umspannt und die Unterstützung jedes Gebildeten im höchsten Grade verdient. Bislang liegen die zwei Bände „Musäus' Volksmärchen der Deutschen" (mit Holzschnitten von Ludw. Richter), der erste Band der „Grimmschen Kinder- und Hausmärchen" in neuer Anordnung und „Deutsche Märchen seit Grimm" vor, die für die meisten eine freudige Überraschung bedeuten dürften. An anderer Stelle wird auf dieses Standwerk deutscher Forschung und idealen Verlegermutes noch oft zurückzukommen sein; hier seien zunächst die Eltern auf die Schätze hingewiesen, aus denen sie die goldenen Äpfel aus Märchenland für ihre Kinder pflücken können. — Wendet sich diese Sammlung an den großen Kreis der Gebildeten, so liegt in den von der „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin" herausgegebenen „Meister des Märchens" eine vorzügliche Auswahl für die Jugend vor im Verlage von Abel u. Müller in Leipzig (der auch die Werke Friedrich Meisters, wie den aufregungsreichen „Vampyr" in hübscher Ausstattung herausbringt). Der Preis des schön mit Bildern von Kuithan, Mickelait, Gebhardt, Stroebel u. a. geschmückten kräftigen Leinenbandes ist M. 1.50. Die bislang vorliegenden Bände bringen trefflich ausgewählte Märchen von Andersen, Arndt, Brentano, Chamisso, Fouqué, Goethe, Hauff, Kopisch, Musäus, Tieck und Wieland und dürfen als bestgeeignet fürs Haus und für Bibliotheken warm empfohlen werden. — In einer Ausgabe, die ganz für die Kinderstube gedacht und geeignet ist, erscheinen „Die schönsten

Kindermärchen der Brüder Grimm", ein stattlicher Quartband (illustriert von P. Grot Johann und R. Leineweber) zu M. 4.50 im Verlage K. Thienemann in Stuttgart; derselbe Verlag bringt für die heranwachsende Mädchenwelt Wera Niethammers ansprechende Erzählung „Regen muß sein" (M. 3.—). — „Märchen aus der Mutter Kindheit", erzählt von Sophie von Ruhfitz, nennt sich eine Märchenbearbeitung, die mit vielen farbigen Abbildungen von Joh. Sluyters im Verlage von Gustav Kiepenheuer-Weimar erscheint (Ppbd. M. 3.—). Das Bedürfnis nach Märchen, wie sie dem Verständnis der ganz Kleinen angepaßt sind, liegt dringend vor, und eine Bearbeitung des alten Märchengutes in diesem Sinne (aber nur für ganz Kleine) wäre ein lobenswertes Beginnen. Trotzdem ist die vorliegende Arbeit verfehlt; jeder Satz, den man mit den Originalen (Grimm oder, beim letzten Märchen, Trojan) vergleicht, schlägt zuungunsten der Verfasserin aus, die vergröbert und besser machen will, wo es sich nur um eine vorsichtige Auswahl, um ein behutsames Vereinfachen handeln kann; und die grobe Nutzanwendung am Schluß widerspricht der Ästhetik des Märchens durchaus. Eine Gegenüberstellung der Originale und dieses Aufgusses ist des beschränkten Raumes wegen nicht möglich, so lehrreich sie auch wäre. Man vergleiche nur den Schluß der Frau Holle! — Bei modernen Märchenerzählern heißt es sich mit Geduld wappnen. Eine der besten Erscheinungen dieses Jahres neben der „Märchenwiese" der Elisabeth Dauthendey sind Margarete Bruns' „Märchen der Salamanderhöhle" (Verlag J. C. C. Bruns, Minden, in prächtiger Ausstattung von Ehmcke M. 3.—). Die Verfasserin ist eine Dichterin, die zu fabulieren versteht und, nach Vorgang Wilhelm Hauffs, auch eine interessante Rahmenerzählung zu ihren Märchen erfunden hat. — Ganz hübsch wissen auch Anna Plothow in „Heideprinzeßchen" (bei Enßlin u. Laiblin, Reutlingen, in stattlichem Lbd. M. 3.—) und Max Geißler im „Neuen Märchenbuch" (Leipzig, bei L. Staackmann, in Lbd. mit vielen Bildern von O. Fischer-Lamberg, M. 4.—), den Märchenton zu treffen, wenn sie auch über die Verwendung der alten Motive nicht viel hinauskommen; ebenso verlieren die Märchen der Improvisatorin Lotte Girgensohn („Goldener Märchenborn", Verlag G. Gräbner, Leipzig, Ppbd. M. 2.—) beim ruhigen Nachlesen viel; nicht anders Gräbkes „Großmutter in der Kinderstube" des Verlages Abel u. Müller, Leipzig. — Mit einem frischfröhlichen, etwas ironisch-überlegenem Ton heben sich die „Mären und Märchen" Max von Mallinckrodts (in Ernst Rowohldts Verlag, Leipzig) aus den übrigen heraus (M. 2.80 in Ppbd.). Auf den Landstraßen an und um den Rhein dem Verfasser zugeflogen, atmen sie Lebenslust aus alten Schwänken und Spielmannsscherzen.

Humordurchweht und getränkt mit würziger Waldesluft, treten uns die Märchen der Sophie Reinheimer entgegen, die im Buchverlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg erschienen sind: „Aus des Tannenwalds Kinderstube" und „Von Sonne, Regen, Schnee und Wind" (in entzückend illustr. Lbd. je M. 3.—); eine kleine Auswahl ist unter dem Titel „Wetterwölkchen" (M. 0.60) ebenda erschienen. Wie ihre größere Schwester auf diesem Gebiete, Clara Hepner („Neue Märchen" im Verlag der Jugendblätter, München, und „Sonnenscheinchens erste Reise" bei Schall u. Rentel, Berlin), weiß sie die Natur zu verlebendigen und ihr die poesievollsten Märchen abzulauschen. Jede Mutter wird neben dem alten Märchengut gern nach diesen Bänden greifen. Ebenso kann man das mit Bildern

von Heinrich Kley geschmückte Bändchen „Der Springbrunnen" von Elli Ebel-Marbach (im Verlage Albert Langen-München), das sich auf ähnlicher Basis bewegt, empfehlen. — Von Heinrich Scharrelmann trifft soeben noch „Däumling, eine Geschichte für Kinder" aus Alfred Janssens Verlag in Hamburg ein. Er hat vom alten Märchendäumling nur die kurze Gestalt geliehen; im übrigen ist er in die moderne Welt mit Autos und Luftballons hineingeboren, ein frisches, forsches, kluges (manchmal fast zu kluges), liebes Kerlchen, das für Wahrheit und Recht eintritt und dessen Stimme stets da ertönt, wo man keinen Zeugen erwartet. In welche amüsanten Situationen er im Hotel oder beim Professor, bei alten und jungen Damen, in der Großstadt und im Walde gerät, möge man in dem drolligen, herzerquickenden Büchlein nachlesen, das gewiß seinen Weg machen wird, wie die übrigen Werke des bekannten Schriftstellers; eine größere illustrierte Ausgabe hätte der „Däumling" wohl verdient.

Unter den Sammlungen verschiedener Märchen möchte ich auf die bei Abel u. Müller-Leipzig erschienene Auswahl von R. Bachmann „Im Tal der Träume" hinweisen, die Märchen von Andersen, Asbjörnsen, Aus 1001 Nacht und von Frida Schanz enthält (ohne die Quellen anzugeben), sowie auf einen Band der schon genannten Delphinbücher des Verlages Martin Mörike-München: „Die Fahrt ins Wunderbare", die schönsten Märchen deutscher Dichter, ausgewählt von Otto Falckenberg, der das Beste auf diesem Gebiete von Arndt, Brentano, Chamisso, Eichendorff, Goethe, Moericke, Mosen, Pocci, Reinick u. a. vereinigt. Ist es auch nicht die erste geschlossene Sammlung von Märchen unserer deutschen Dichter, wie der Verlag sie ankündigt (ich erinnere u. a. an Leo Bergs „Deutsche Märchen", in 2. Auflage 1907), so ist es doch, auch infolge ihres schönen Bildschmucks von Rob. Goeppinger, eine der schönsten, die wir haben, und billig dazu (Ppbd. M. 2.80).

Immer haben wir Deutschen gern auch ausländischen Märchenerzählern Aufnahme gewährt, wenn sie uns etwas zu geben hatten. Von den naturwissenschaftlichen Märchen des bei uns durch Einzelausgaben seiner Werke schon gut eingebürgerten Dänen Karl Ewald erscheint im Verlage Kosmos, Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart, die autorisierte deutsche Gesamtausgabe in Übersetzung von Herm. Kiy. Bislang liegen die zwei Bände „Mutter Natur erzählt" und „Der Zweifüßler und andere Geschichten" vor. (In Lbd. je M. 4.80.) Beide sind mit Tafeln und Randbildern von W. Planck aufs ansprechendste ausgestattet. Ein moderner Andersen ist in Ewald erstanden (1856 bis 1908), und wie sein älterer Vorgänger wird er bald bei uns Heimatrecht haben. Eine seltene Anmut und ein tiefer Humor durchzieht seine Geschichten, die uns die Natur in ihrer Größe, in Aufbau, Kampf und Vernichtung offenbaren. In seinen Erzählungen rauschen die ewigen Brandungsakkorde des Meeres und die Sphärenklänge der Gestirne wie das heimliche Gezirp der Heuschrecken und das leise Flüstern in der Spinnenhecke. Mit demselben sicheren dichterischen Instinkt erlebt und schildert er das Vordringen der Urmenschen, der „Zweifüßler" inmitten der „Vierbeinigen" wie das Weben der Libelle oder die Fiebergespräche der „Unsichtbaren", Stickstoff und Sauerstoff. Und das alles so selbstverständlich, ohne Moral und Tendenz, und unterhaltend und lustig dazu. Die reifere Jugend wird nicht loslassen, bis es die Bände gelesen hat und zu eigen besitzt. — Rudyard Kiplings groteskes „Märchen-

buch", mit Illustrationen vom Verfasser, der namentlich von exotischen Tieren, von Leopard und Gürteltier, von Elefantenkindern und Walfischen zu fabulieren weiß, wird vielen Kindern Spaß machen (Vita-Verlag Berlin, M. 3.50); nicht weniger die Abenteuer der „Alice im Wunderland" von L. Caroll mit den interessanten Bildern von Arthur Rackham (Weimar, Gustav Kiepenheuer; M. 4.—).

Eine schöne umfassende Auswahl aus „1001 Nacht" legt Max Geißler im Verlage von Enßlin u. Laiblin in Reutlingen vor, in der es ihm prachtvoll gelungen ist, die weitschweifigen Erzählungen auf die Hauptsachen zurückzuführen. Der mit vielen Bildern von A. Felix Schulze gezierte und auch in Druck und Einband sich stattlich repräsentierende Band kostet M. 4.50. — Eine kleinere hübsche Auswahl, mit Bildern von H. Grobet, erschien in der Bearbeitung von Hans Fraungruber in Loewes Verlag Ferdinand Carl in Stuttgart.

V. Sagen und Geschichten

Auch von Robinson Crusoe liegen zwei Bearbeitungen vor: eine mehrfach preisgekrönte von G. A. Gräbner in schlichter Ausstattung als Volksausgabe für M. 2.— in 36. Auflage, was genügend für ihre Brauchbarkeit in Kreisen spricht, für die sie berechnet ist; und eine auch nicht viel teuere, von Robert Münchgesang im Verlage Enßlin u. Laiblin in großem Format, mit Bildern von Müller-Münster, für M. 2.50, die der Jugend ihren alten Freund aufs neue nahe bringen wird.

Als erster Band von „Eichblatts Deutschem Sagenschatz" erscheinen die von Prof. Haas gesammelten „Pommerschen Sagen" (Verlag H. Eichblatt, Berlin-Friedenau, M. 2.50). Ein großer Teil der Sagen wird hier zum erstenmal veröffentlicht, und die Quellen und Anmerkungen am Schluß geben wertvolle Hinweise. Auf die kommenden Bände darf man nach diesem ersten, auch mit Abbildungen versehenen, gute Hoffnung setzen. — Die Jugendauswahl von Arthur Bonus' „Isländerbuch" (Kunstwartverlag G. D. W. Callwey-München) mit Geschichten aus der sagenhaften Urzeit unseres Brudervolkes sollte in keiner Bibliothek eines deutschen Knaben fehlen (M. 2.50).

Viktor Rydberg erzählt in einem mit zehn Bildern von John Bauer geschmückten Bande der Jugend „Die Götterfage der Väter" als zusammenhängendes Ganzes, die weit über die schwedische Jugend hinaus auch in Deutschland Interesse finden wird; sie ist von J. Hiersche gut übersetzt (Verlag Albert Bonnier, Stockholm-Leipzig, M. 4.50). Den Plastiken, die er in Italien sah, mit den Mitteln der Sprache nahe zu kommen versucht Rydberg in seinen Lebensbildern römischer Caesaren „Römische Kaiser in Marmor" (Verlag Peter Hobbing, Berlin-Steglitz). Es ist ein Genuß, dem Dichter auf den Spuren zu folgen, die der Historiker in ihm vorgezeichnet hat. Eine knappe edle Sprache, die in kurzen Worten manchmal überraschende Streiflichter über Menschen und Epochen wirft, steht ihm zur Verfügung. Groß und einfach stehen seine Lebensbilder da wie die Statuen und Büsten, denen sie gewidmet sind. Das ist eine Popularisierung der Geschichte in bester Art. Der Preis des mit den Bildnissen der Caesaren versehenen Bandes ist M. 2.20. Ganz der Geschichte seiner Heimat entnommen ist „Der Waffenschmied", der als Bereicherung der deutschen Jugendliteratur willkommen ist; in der Reformationszeit spielend, stellt er ein Stück schwedischer Kultur- und politischer

Geschichte vor Augen, durch die Skalden- und Heldengestalten wie Erscheinungen aus einem versunkenen Zeitalter gehen (M. 3.75). Auf Rydbergs rührende Weihnachtsgeschichte „Die Abenteuer des kleinen Vigg am Heiligabend" (im selben Verlage, zu 25 Pf.) sei aufmerksam gemacht.

In seinem „Puck" (Vita-Verlag, Berlin) läßt Kipling alte Heldengestalten auferstehen, die den lauschenden Kindern die Geschichte des englischen Volkes in Hauptabschnitten vorführen und den Reiz des trefflichen Schilderers ebenso erkennen lassen wie sein Roman „Brave Seeleute" (im selben Verlag, M. 3.—), der nicht nur gesunder reiferer Jugend, sondern auch Erwachsenen willkommen sein wird.

Die amüsanten Geschichten „Helenens Kinderchen und anderer Leute Kinder", die Eltern und heranwachsenden Kindern viel Spaß machen, erscheinen in neuer Übersetzung von Paula Dehmel im Verlag von Josef Singer, Straßburg (Ppbd. M. 3.—), ausgestattet mit fünfzig Silhouetten von Theodor Crampe. Diese hübsche Ausgabe wird dem alten Buche viel neue Freunde erwerben.

Eine ganz vortreffliche Gabe erhält die reifere Jugend in der mit prachtvollen großen farbigen Bildbeigaben nach Kunstwartbildern und anderen ausgestatteten Anthologie „Garben und Kränze", herausgegeben von H. Corray im Verlage E. E. Meyer, Aarau-Leipzig, in großem Format. Das ist eine Sammlung von Poesie und Prosa, ein Lesebuch in höchster Vollendung, wie wir es noch nicht besaßen. Die besten und modernsten Namen sind darin vertreten, und über Deutschland hinaus erstreckte sich die Auswahl: Lagerlöf, Scott, Maupassant, Zola, Jensen, Björnson, Tolstoi seien nur als Beispiele genannt. Sein Erfolg als Schul- und Volksbuch wird groß sein.

Mit den ausgezeichneten „Niedersächsischen Erzählungen" die K. Henniger und J. von Harten für Hannover und seine Nachbargebiete (im Verlage Ernst Geibel, Hannover) mit Beiträgen von Wilh. Busch, O. Ernst, G. Falke, Löns, Poeck, Raabe, Söhle, Strauß-Torney usw. herausgegeben haben (M. 2.50) und Ernst Zahns eindringlichen „Erzählungen aus den Bergen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Ppbd. M. 1.—), als Gegenstück zu den weitbekannten „4 Erzählungen", sind wir bei der Lektüre angelangt, die für Große geschrieben ist, die aber wie jedes echte Dichtwerk der heranreifenden Jugend in die Hand gelegt werden soll und sie teilhaftig macht des großen, nie versiegenden Schatzes unserer Nationalliteratur.

VI. Aus der Natur

Aber über Märchen, Sagen und Erzählungen hinaus nimmt die Natur die Sinne einer gesunden Jugend gefangen. Das phantasievollste Märchen verblaßt, wenn wir den ersten Band der „Wunder der Natur" in die Hand nehmen, der im Deutschen Verlagshaus Bong & Co., Berlin-Leipzig, in Großquart, in prachtvoller Ausstattung, erscheint, und dem in kurzer Zeit noch zwei gleich schöne folgen sollen. Es sind „Schilderungen der interessantesten Naturschöpfungen und -Erscheinungen in Einzeldarstellungen", geschrieben von den ersten deutschen und ausländischen Fachmännern unserer Zeit, wie Bölsche, Bürgel, Flammarion, Fraas, Haeckel, Heck, Marshall, Miethe, Zell, um nur einige der bekanntesten zu nennen, nicht trocken gelehrt, sondern im besten Sinne populär. Ein Buch, das uns in Himmelshöhen und Erdentiefen führt, das uns erglühen läßt vor der Schönheit

der mikroskopischen wunderbaren Radiolariengebilde und erschauern vor den Welten des Jupiter und Saturn, ein Buch, durch das wir Einblicke tun in das Leben der Urzeit mit ihren Tierriesen wie in das Wachsen der Bazillen und prächtigster Pflanzenformen, in dem wir von Bau der menschlichen Nerven hören wie von den Geisirn auf Island oder den Sandwellen der tunesischen Wüste. Die überaus große Zahl der Abbildungen, besonders der farbigen, ist von hervorragender Schönheit. Glücklich der Gymnasiast, dem die Eltern solch ein Buch auf den Weihnachtstisch legen können, zur Mitfreude der ganzen Familie, daß es ihn ins Leben begleite als eine nie veraltende Quelle reinster Schönheitsfreude. Besser kann die Liebe zur Natur und die Begeisterung für ihre Erforschung am Mikroskop wie am Fernrohr oder auf gefahrvollen Reisen in die fernsten Gegenden in den erstarkenden Seelen nicht gefördert werden. In Jahren werden sie dieses Buch nicht auskosten. (M. 16.—.)

Im Titel mit diesem Prachtwerk begegnet sich das Buch Artur Fürst's „Die Wunder um uns" (Vita-Verlag, Berlin, M. 6.—). Wie der spannendste Roman mutet es uns an, und oft wird man zu ihm und den vom Menschengeist geschaffenen Wundern, die die Wirklichkeit uns vor Augen stellt und an denen wir oft so gedankenlos vorbeigehen, zurückkehren. Wir treten ein in das wirbelnde Leben moderner Technik; in die Tiefen moderner Naturerkenntnis werfen wir einen für unsere Wünsche noch zu kurzen Blick. Bewundernd stehen wir am Funkenturm zu Nauen, der seine redenden Ätherwellen auf Tausende von Kilometern in die Welt sendet; wir staunen das sichtbar werdende Photogramm unseres Herzschlages an oder den Apparat in der Brunnenfinsternis, der Ebbe und Flut der festen Erde registriert; wir versuchen in die Geheimnisse des Atomverfalls des Radiums oder in die Naturgeschichte des Genies einzudringen; Telephon und Automobil, uns so vertraut und im Innersten doch vielleicht so unbekannt, enthüllen uns ihren überraschenden Bau ebenso wie Rechenmaschinen und Turbodynamos; alles zur Anschauung gebracht durch ein reiches Bildermaterial. Eine berechtigte stolze Freude ob des Erreichten spricht aus dem Buch; ein jauchzendes Lied der neuen Zeit klingt uns daraus entgegen.

„Im Banne des Eisens" nennt Colin Roß eine Anzahl Skizzen, die sich oft zu poetischem Schwung erheben und die den Versuch machen, dem Laien eine Anzahl technischer Betriebe vorzuführen, wie sie der Ingenieur erschaut (Verlag Die Lese, München-Stuttgart. M. 1.50, Lbd. M. 2.50). In fesselnden Aufsätzen erzählt er von „Kultur und Technik", den Schätzen der Erde, der Eisenwerkstatt mit flammenden Hochöfen und Walzwerken, von Dampf- und Gasmaschinen, um mit „Zukunftsträumen", wie sie das Radium uns vorzaubert, zu schließen.

Die Dampfmaschine allein als Triebkraft der Schiffe stellt Karl Radunz in den Mittelpunkt seiner umfassenden Monographie „100 Jahre Dampfschiffahrt" (Verlag C. J. E. Volckmann Nachf., Charlottenburg. Lbd. M. 8,50). Ehe der Verfasser zu Fulton und dessen ersten brauchbarem Dampfschiff, dem „Clermont" kommt, gibt er einen größeren Überblick über Segelschiffahrt und die Versuche der Vorgänger, erzählt danach von der ersten Durchquerung des Ozeans mit der „Savannah" im Jahre 1819, um dann zu den ersten Dampfern auf der Ostsee und auf den Flüssen überzugehen. Unter stetem Eingehen auf die technischen Verbesserungen berichtet er über die Entwicklung der großen Schiffahrtsgesellschaften,

unsere Kriegsschiffe und Schiffsmaschinen, den Bau der Ozeanriesen und das Wachsen des Passagierverkehrs, alles durch ein klares Illustrationsmaterial veranschaulichend. Für unsere angehenden Techniker ein zur Einführung bestens geeignetes, sachgemäß und verständlich geschriebenes Buch. Im selben Verlage, der in C. Walter Vogelsangs instruktivem Büchlein „Die deutschen Flugzeuge in Wort und Bild" einen auch illustrativ interessanten Überblick über die Fortschritte unseres Flugwesens bringt (M. 1.50), erscheint von Willi Hahn: „Für mein Vaterland! Das gegenwärtige Militärflugwesen und die Militärluftschiffahrt der europäischen Großmächte." (Lbd. M. 7.—). Wie die Jugend für Zeppelin und seine Mitstrebenden ihr begeistertes Interesse bekundet, so tut sie es nicht minder den Großtaten des Flugmaschinensports gegenüber. Hier hat sie ein Werk, das ihr besonders die Bedeutung des Flugwesens im Kriege nahe bringt. Die französischen, italienischen, englischen und deutschen Luftgeschwader werden uns vorgeführt von einem Kenner, der unter schwierigen Umständen und oft als Spion angesehen die fremden Verhältnisse ausgekundschaftet hat. Ein überaus reichhaltiges und interessantes Bildermaterial macht das Buch besonders anziehend. — Und vom Heer gehen die Gedanken deutscher Knaben zur Flotte. Im Verlage von Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig erscheint in siebenter Auflage, neu bearbeitet von Kontreadmiral Holzhausen, R. von Werners bekanntes Flottenbuch „Deutschlands Ehr im Weltenmeer", das, bis auf die neueste Zeit ergänzt, die Seefahrt von den Wikingerzeiten bis auf unsere Tage in anschaulicher Darstellung schildert und ein treffliches Bild unserer heutigen Seemacht gibt. (Mit vielen Abbildungen, in Lbd. M. 5.—.)

Interessante Einblicke in das Reich der Erfindungen, der Natur- und Sprachgeschichte bietet Georg Biedenkapp in seinem in Loewes Verlag Ferdinand Carl erschienenen Buche „Durch Wille zum Erfolg", (Lbd. M. 4.—), in dem wir mit den Schicksalen von Näh- und Schreibmaschine, Telephon und Phonograph, Gas und Fahrrad bekannt werden; und J. E. Poritzky, in den „Kulturhistorischen Charakterbildern" im selben Verlage (M. 3.—) erweitert diese Kenntnisse von Edison rückwärts zu Galilei und Christoph Kolumbus, in den interessantesten Kapiteln bei Michel Angelo, Goethe und Beethoven verweilend.

Der Verlag Ullstein u. Co. in Berlin bringt in starken Leinenbänden zu dem billigen Preis von M. 3.— zwei naturwissenschaftliche Werke, denen weite Verbreitung zu wünschen wäre. R. H. Francé, der treffliche Botaniker, erschließt uns die geheimnisvolle „Welt der Pflanze". Volkstümlich wie in den meisten seiner Schriften, macht er uns mit den Lebensvorgängen der Geschöpfe bekannt, die wir sonst als fast leblos und unserem Gefühlsleben fernstehend empfinden. Ihm ist die Botanik mehr als eine Wissenschaft: eine Helferin zur Bildung. Und wer auf Francés Wegen den Eingang in diese Wunderwelt gefunden, wird erhebende Stunden erleben. Mit vielen interessanten Bildern, meist Naturaufnahmen, wie dieses Werk, ist auch sein Gegenstück geschmückt: Th. Zells „Riesen der Tierwelt". „Jagdabenteuer und Lebensbilder" heißt der Untertitel, und aufregende aber glaubwürdige Jagderlebnisse vom ewigen Eise bis zum Äquator bilden den Hauptbestandteil des stattlichen Bandes. Es müßte nicht von Zell geschrieben sein, wenn wir nicht auch reiche Einblicke in das Seelenleben der Tiere gewönnen. Möge dem prächtigen Werke, das die „Riesen" der Tierwelt behandelt, bald eins

folgen, das auch die kleinen Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser, mit gleicher Liebe umfaßt und schildert! —

Heimatliche Naturbilder reizvollster Art zeichnet Heinrich Löns, der bekannte Roman-, Natur- und Jagdschriftsteller, in seinem „Da draußen vor dem Tore". (J. Schnellsche Buchhdlg., Wahrendorf, kart. M. 3.50, Lbd. M. 4.50). Wie wird die niederdeutsche Heimat vor uns lebendig! Wie lehrt ein solches Buch die Jugend mit wachen Sinnen um sich zu blicken und das Leben in Gras und Strauch, am Waldgraben und im Moor und auf der Düne aufmerksam zu belauschen! Mit einem solchen Naturforscher und -kenner, der zugleich ein Dichter ist, läßt sich gut wandern. Manches von den dreißig Naturbildern wird in unsere Schullesebücher einziehen, dem Verfasser wie der einfach-stillen Natur „da draußen vor dem Tor" neue Freunde zu gewinnen. — In schönem äußeren Gewande legt Albert Kleinschmidt den fünften Band seiner mehrfach preisgekrönten Jugendschrift „Im Forsthause Falkenhorst" vor. Auch dieser Band führt in Besuchen und Plauderstündchen beim Onkel Oberförster die junge Welt in das Leben in Wald und Feld ein und vermittelt im Rahmen der Ferienerzählungen eine Fülle von Jagdszenen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen (M. 4.—). Auf desselben Verfassers „Gottfried vom Rabenhofe", aus der Ungarnzeit, sei ebenfalls aufmerksam gemacht (M. 1.25). — Zwei ansprechende Werke bringt der Verlag Moritz Schauenburg in Lahr in A. Theinerts „Hinaus" (M. 1.80) und „Ins Weite" (M. 2.50). Seine auf trefflicher Beobachtungsgabe beruhenden und in frischer Sprache geschriebenen Darstellungen der uns umgebenden Natur, insbesondere der Kleinwelt, wie Hummeln, Spinnen, Marder usw. lesen sich interessant, wie die Reiseeindrücke aus seiner Wandermappe, wenn er von der Türkei, Indien oder dem Wilden Westen erzählt. Die hübsch ausgestatteten Bände eignen sich auch gut für Schülerbibliotheken. In dem Werke „Vom Himmel" desselben Verlages gibt Viktor Schmitt astronomische Erzählungen für Volk und Jugend in anregender, manchmal gar zu scherzhafter Form, die geeignet sind, zu weiterem Eindringen in die Welt der Gestirne anzuregen (M. 1.50). — Zu interessanten Beschäftigungen auf dem Gebiet der Botanik, Zoologie und Mineralogie leiten die „Naturwissenschaftlichen Unterhaltungen für Knaben" an, die Witting im Verlage Otto Maier in Ravensburg in drei Heften (zu je 80 Pf.) erscheinen läßt. Neben vielem Wissenswerten erfahren die jungen „Sammler" alles nötige für ihren Sport; das dritte Heft dürfte den Anfängern in der „Mikroskopie" gelegen kommen. Zu gleichem billigen Preise und in derselben Ausstattung sind „Mathematische Unterhaltungen", von E. Ernst, erschienen, welche Lust und Liebe zu der manchmal nicht gerade verlockenden Wissenschaft erwecken sollen, sowie eine Anzahl Hefte „Chemischer und Physikalischer Experimente", welche die Knaben mit selbst hergestellten Apparaten ausführen können. —

Zu einer Reise „Von Pol zu Pol" lädt der große schwedische Forscher Sven Hedin die Jugend ein. Wer reiste nicht gern an der Hand eines solch erfahrenen Führers und väterlichen Freundes! Die handlichen Bände (es lagen zwei bislang vor), zum billigen Preise von je M. 3.— (Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig), die viele Abbildungen, zum Teil nach Originalzeichnungen des Verfassers schmücken, werden bei dem deutschen jungen Publikum dieselbe freudige Aufnahme finden wie bei seinen Landsleuten. Geographische und geschichtliche Überblicke, eine Fülle

interessantester Kenntnisse, Erinnerungen aus seinen früheren Reisen sind hier zusammengetan, den Blick der Jugend zu erweitern; amüsante und lebensgefährliche Abenteuer sorgen für die nötige Spannung; im ersten Bande tut Europa sowie Asiens Wunderwelt sich vor uns auf, und im Fluge durchqueren wir Australien; im zweiten begleiten wir den kühnen Reisenden nach den Nordpolregionen und über London, Paris und Rom in das unentdeckte Afrika, dessen kühnste Forscher wir kennen lernen. Und nun kommt, so persönlich wie die beiden anderen, soeben noch der dritte und letzte Band, der nach Amerika und dem Südpol führt, und nachdem sich so der erdumspannende Kreis gerundet, mit einem Ausblick in den Weltenraum seinen glanzvollen Abschluß findet. Kapitel sind in den drei Bänden, deren Wucht wir nicht vergessen und die zu Glanzstücken in Anthologien werden, und das Ganze hinterläßt einen tiefen nachhaltigen Eindruck. — Packende Schilderungen aus dem Leben der Walfischfänger, von den Eingeborenen selbst niedergeschrieben, gesammelt von Signe Rink, bietet uns eine Auswahl des Hamburger Jugendschriftenausschusses unter dem Titel „Kajakmänner" (Verlag Alfred Janssen, Hamburg, M. 1.—). Eine tiefe Melancholie liegt über diesen uns in eine ungekannte Welt einführenden Erzählungen von harter Arbeit ums tägliche Brot, von Fährnissen in Eis und Schnee, hinter denen allen der Tod so nahe steht. Da ist wirkliches, ungeschminktes Leben, das kennen zu lernen unserer Jugend von Nutzen sein wird. — In volkstümlicher Fassung und unterstützt durch ein reiches Bildermaterial, bringt der Afrikareisende E. Zimmermann alles Wissenswerte über „Unsere Kolonien" in einem stattlichen Bande des Verlages Ullstein u. Co. in Berlin (M. 3.—). Nach einem geschichtlichen Überblick geht der Verfasser zur Schilderung namentlich der afrikanischen Besitzungen über. Ihr Erwerb, ihre Kulturzustände, ihre Aussichten und Gefahren, das Leben der Farmer und Eingeborenen — all das zieht in farbenreichen Bildern an unseren Augen vorüber. Aber auch unseren Kolonialbesitz in der Südsee und das Pachtgebiet von Kiautschou weiß der Autor fesselnd, zur Vertiefung des Interesses an unserem überseeischen Besitz, Volk und Jugend vor Augen zu stellen. — Ein echtes Knabenbuch, spannend von der ersten bis zur letzten Seite, interessant und belehrend, mit einem Vorwort des bekannten Forschers Prof. Schillings, bringt der Verlag Neufeld u. Henius, Berlin, in seinem starken Band „Die Helden Afrikas" von Major W. Langheld, den die Eingeborenen „Bwana Msuri", den „guten Herrn", nennen (M. 4.50). Da lernen wir das alte Afrika und die alten und jungen Afrikaner kennen, mit deren Namen und unsäglichen Strapazen, Mühen und Gefahren die Besitzergreifung und Erforschung des schwarzen Erdteils verknüpft ist: Slatin Pascha und Kitchener, Emin Pascha und Wißmann, Peters, Stanley und Schillings, und wie sie noch heißen, die den dunklen Fleck auf der Landkarte ausgefüllt und ihrem Vaterlande den großen Kolonialbesitz erschlossen haben. Diese lebenswahr und packend erzählten Geschichten werden hoffentlich der deutschen Jugend die Lust an den unwahren Indianergeschichten nehmen, denen sie an Abenteuerlichkeit nicht nachstehen. Mit den „Frohen Wanderfahrten" von August Trinius im selben Verlage, zu gleichem Preis, und ebenso mit vielen Bildern versehen, kehren wir ins deutsche Vaterland zurück, dessen schönste Gebiete an Rhein und Mosel, in Thüringen, Taunus und Spreewald, am Kyffhäuser und am Neckar wir an der Hand eines frohen und weggeübten Wandersmanns durchstreifen, der uns überall die schönsten

Sagen und Erzählungen noch extra dreingibt, und an dessen Schluß wir in das alte Wort einstimmen: „Ost und West — to Hus ist Best."

Ein Kalender fürs neue Jahr darf nicht fehlen; man braucht nur an den „Gesundbrunnen, Kalender des Dürerbundes 1913", zu erinnern, um sicher zu sein, daß er auf dem Weihnachtstisch nicht vergessen wird. Ist er doch bei hoch und niedrig, für die heranwachsende Jugend wie für die Alten, ein gern gesehener und wohltätiger Begleiter durch die Monate. Er kostet (im Verlage von G. D. W. Callwey-München erschienen) mit vielen Bildern, Abhandlungen, Gedichten und Sprüchen 60 Pf.; der Stern, der ihm in diesem Jahr besonders leuchtet (in früheren waren es Hebbel, Keller und Raabe), heißt: Rosegger.

Und wer seinen herangereiften Kindern einen verständigen treuen Berater für die Auswahl ihrer Lektüre fürs Leben mitgeben will, wie er in keinem Bücherschrank eines Gebildeten fehlen sollte, der schenke ihnen den „Literarischen Ratgeber des Dürerbundes", der in diesem Jahre wieder erweitert erschienen ist. Die kleine Ausgabe wird er reichlich lohnen!

Und damit dürfte St. Nikolaus' Bücherfack randvoll sein; möge er ihn mit seinen Schätzen beglückend unter vielen strahlenden Weihnachtsbäumen ausschütten!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Otto Erich Hartleben: Briefe an Freunde. Berlin, S. Fischer.

Es ist merkwürdig, in welcher Klarheit die Physiognomie des Lore-Dichters noch heute vor den Augen der hinterbliebenen Zeitgenossen steht. Keiner aus der Schlachtreihe jenes Literaturgeschlechts, das um 1890 herum sein Jahrhundert in die Schranken forderte, hat uns ein so fest umrissenes Bild seiner menschlichen Persönlichkeit vermacht, keiner eine so entschiedene Popularität erlangt, wie der daseinsfreudige und trinkfeste Otto Erich Hartleben. Man darf die Art dieser Popularität nicht über-, aber auch nicht unterschätzen. Ganz gewiß wurzelt sie weniger im Künstlerischen, als vielmehr im rein Menschlich-Persönlichen. Der Dichter Hartleben mag den Leuten, die sich heute an seinen Briefen und Tagebüchern erheitern, oft genug verteufelt gleichgültig sein. Was diese Hartleben-Freunde anzieht und warm macht, ist einzig und allein die frische Naturfarbe seines Gesichts, ist einzig und allein die ungeschminkte Derbheit, mit der Otto Erichs Privataufzeichnungen, wo immer man ihnen begegnet, den erschöpfenden Ausdruck und die plastische Form für das finden, was man im Leben einen ganzen Kerl zu nennen pflegt. Es könnte melancholisch stimmen, wenn man daran denkt, daß die Narrenkappe dieses sympathischen Pierrot dem Außenstehenden immer wichtiger sein wird, als der tiefe, künstlerische Ernst und als das schönheitsdurstige Herz, das hinter den Improvisationen einer fidelen Bierlaune schlägt. Man könnte Lust zum Protest verspüren und sagen: Steckt eure Nasen lieber in das lyrische und novellistische Vermächtnis des Dichters Hartleben, ehe ihr eure Philisterinstinkte von den anspruchslosen Humoren eines guten Kerls und bierehrlichen Zechkumpans kitzeln laßt. Aber wenn man genauer zusieht, wird man seinen ästhetisch dogmatischen Standpunkt doch aufgeben müssen. Denn gerade aus dem persönlichen Vermächtnis Otto Erich Hartlebens leuchten die Farben des Lebens so prachtvoll, so echt und so unwiderstehlich, daß man bedingungslos kapituliert und die Briefe und Tagebücher als das nimmt, was sie in Wahrheit sein wollen: als den lebendigen Ausdruck einer Individualität, der die Kraft gegeben wurde, selbst das gleichgültigste Erleben auf

eine urpersönliche Formel zu bringen; als das grundehrliche Dokument eines liebenswerten Menschen, der es verstanden hat, das eigene Dasein, wie unabsichtlich, zum Kunstwerk zu adeln; als die natürliche Ergänzung einer dichterischen Physiognomie, für die Mensch-Sein und Künstler-Sein niemals zu trennen gewesen ist.

Jedesmal, wenn man Hartleben liest, kehrt ja das eine große Gefühl wieder: Welch ein Prachtkerl muß das gewesen sein! Der unerschrockene Wille zum intelligenten Optimismus, der ihn beseelt, das heuchelfreie Bekenntnis zu sich selbst und seiner prachtvoll germanischen Art, sein unbekümmert sprudelndes Temperament, das sich hin und wieder in dem breiten Lachen des berufenen Philistertöters auslöst — das alles gibt jeder Zeile, die von ihm ausgegangen ist, ihren unzerstörbaren Persönlichkeitswert. In seinen Gedichten, in seinen Novellen, in seinen Dramen glitzern und schimmern die, wenn man so sagen darf, gesellschaftlichen Talente seiner Menschlichkeit. Das Wort vom ewigen Studenten, das man auf ihn geprägt hat, stimmt freilich, wie alle Schlagworte, nur zum Teil. Aber es erschöpft jedenfalls jene eine und, wie uns scheint, nicht unwesentlichste Seite seiner Begabung, die dem Leser gerade aus seinen privaten Aufzeichnungen wie frische Bergluft entgegenweht. Die Hartlebenschen Tagebücher und die Briefe an seine Frau liegen der Öffentlichkeit seit längerer Zeit vor. Die „Briefe an Freunde", die der Verlag Fischer jetzt herausgibt, bringen, wie zu erwarten stand, in das längst fertig umrissene Bild der Hartlebenschen Persönlichkeit keine neuen Nüancen. Aber sie sind trotzdem eine willkommene Ergänzung und werden von jedem, dem der Mensch und Dichter Hartleben überhaupt etwas zu sagen hat, als Geschenk gern und dankbar entgegengenommen werden. Wie gesagt: ästhetisch betrachtet wiegen sie mitsamt ihrer alkoholfeuchten Atmosphäre nicht schwer. Und das einzige, was man als doktrinärer Kunstrichter vor dem umfangreichen Bande feststellen könnte, wäre: daß die Deutschen in Otto Erich Hartleben den Klassiker der Bierkarte gefunden haben. Aber aus diesen mit oft herzerfrischender Komik hingeschleuderten Improvisationen schält sich doch so viel Persönliches und Wertvolles, daß man den Sammlern Dank weiß, wenn sie die in alle Welt verstreuten Grüße nicht in irgendwelchen Postkartenalbums verschimmeln ließen.

Von allem anderen abgesehen: das Buch gibt einen humorfreudigen Kommentar zu der Entwicklung des neudeutschen Naturalismus, in dessen ungebärdige Kreise der blutjunge Referendar Hartleben seinerzeit siegesgewiß einsprang. Es gibt die Silhouetten jener Dichtergeneration, die sich in der gemeinsamen Sehnsucht nach der Morgenröte einer neuen deutschen Kunst zusammenfand. Es wirft — hier ernst, dort scherzhaft, immer aber mit unbestechlicher Treffsicherheit — allerlei Schlaglichter auf menschliche und künstlerische Beziehungen, die heute schon fast der Literaturgeschichte angehören. Es wirkt ungemein wohltuend in der saloppen aphoristischen Art, wie es Stellung nimmt zur Literatur, zur Presse, zum Theater, zur Politik und zu hundert anderen Dingen. Man fühlt leibhaftig, daß das alles wahr, daß es mit gesunden Instinkten erschaut und erlebt worden ist. Und man spürt — nehmt alles in allem — auch den Glanz voll wehmütiger Schönheit, der schließlich selbst die ausgelassensten Fidelitätseinfälle dieses Buches adelt. Man spürt ihn, weil man das melancholische Schicksal kennt, das den Menschen und Dichter Otto Erich vor der Zeit an den Hemmungen seiner Natur scheitern ließ.

Dr. Arthur Westphal-Berlin

Der Hofrat schlief draußen vor der Stadt auf dem Platz der stillen Leute. Aber hätte er auch ein wenig gewacht und gesehen, wie Lotte und Liese über seinen Nachlaß herfielen, die Märchen lasen, die so gut verwahrt in seinem Schreibpult geruht hatten, und nicht gerade wohlwollend begutachteten, er würde den jungen Mädchen ihre Bemerkungen gar nicht übel genommen haben. „Denn erstens ist es überhaupt nicht so leicht, ganz jungen Mädchen um ihres Übermutes willen böse zu werden, und für vernünftige Leute vielleicht am wenigsten.... Zweitens aber war der Hofrat selbst der Zeit längst entwachsen gewesen, wo ihm seine kleinen Erlebnisse sich zu märchenhaften Geschichten gestalteten. Ge-

blieben waren die beschriebenen Blätter, aber was sie erzählten, war vergangen, ganz vergangen. Neue Menschen mochten ja nun Neues erleben auf ihre Art."

Hat **Wilhelm Münch** von sich selbst gesprochen, als er mit diesen Worten seine letzte Geschichte schloß, die uns nun im Verein mit sechs anderen Skizzen als ein Vermächtnis überkommen ist? (**Der Schneider von Breslau und andere Geschichten.** Mit biographischem Nachruf von **Adolf Matthias.** C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. München 1913. 3,50 M.) Er würde lächeln, wenn diese kleinen Schilderungen Liese und Lotte in die Hände fielen, wenn die gescheiten jungen Damen auf den Gedanken kämen, daß der Verfasser derartige Dinge selbst erlebt haben könnte und alles furchtbar komisch fänden. Die stille Freude an abgeklärter Betrachtung von Menschen und Dingen ist der Preis reiferer Jahre. Wer Wilhelm Münch verehrt, in wem die Art *seines* Erlebens Widerhall zu finden vermag oder eine Sehnsucht weckt, der greife nach den nachgelassenen Blättern. Spannende Handlung, Schilderungen menschlicher Leiden und Freuden, die sich zu einem festen Ring schließen, wird hier keiner suchen, der Münchs ältere Novellenbände kennt. Gestalten vom Jahrmarkt des Lebens, scharf gesehen und aufgefangen mit der feingeschliffenen Linse der camera obscura einer Menschenseele, die uns in jedem Bild ein Stückchen ihrer stillen Größe offenbart.

Auf die hübsche Einleitung, die Adolf Matthias Wilhelm Münch zur Erinnerung schrieb, sei noch besonders hingewiesen.

M. K.

Beschäftigungsbücher

Einen Augenblick noch zu den Kleineren nach Abschluß der Übersicht in Heft 49 zurückzukehren, veranlassen uns die ausgezeichneten Hefte, die im Verlage B. G. Teubner in Leipzig soeben in zweiter Auflage unter dem Titel **„Kleine Beschäftigungsbücher"**, herausgegeben von **Lili Droescher**, erscheinen. (Kart. je M. 1.—.) Diese Büchlein geben die Theorie zu einer Anzahl Beschäftigungsmittel, die im vorigen Artikel erwähnt wurden. „Kinderspiel und Spielzeug" von Clara Zinn, „Geschenke von Kinderhand" von Emma Humser, und „Allerlei Papierarbeiten" von Gierke-Davidsohn heißen die Titel. Sie können den Müttern, deren Kindheit noch nicht in die Zeit der „Arbeitsschule" fiel und die mit den ödesten Handarbeiten sich und anderen die Weihnachtsfreude verbittern mußten, beste Anleitung und Anregung geben, ihre Kinder nicht nur nutzbringend zu beschäftigen, sondern ihnen im Spiel mit einfachstem Material Wertvolles für Leben und Charakterbildung zu vermitteln. Für Größere ergänzt diese Hefte das Bändchen „Was mache ich meinen Eltern zu Weihnachten?" mit Anleitung zu praktischen, einwandfreien Geschenken in Papier-, Bast- und Korbflechtarbeiten, von Lindner — Carp — Pallat-Hartleben, und in einem anderen Bändchen der Sammlung **„Handarbeit für Knaben und Mädchen"** zeigt E. P. Hildebrandt auf Grund reicher Erfahrungen „Aus einer Schülerwerkstatt", wie sich auch mit knappen Mitteln ein Werkunterricht bestreiten und zu schönem Erfolge führen läßt. Ein schönes Bildermaterial unterstützt die Wirksamkeit sämtlicher Hefte aufs beste.

Dr. Sergel-Berlin

Reichsspiegel

(vom 2. Dezember bis 9. Dezember)

Präludien

Markſteine — Erneuerung des Dreibundvertrages — Der Dreibund als Friedensgarantie — Die Haltung Rußlands — Rückwirkung auf Deutſchland — Abſage des Zentrums — Die Folgen — Petroleum-Monopol — Verſagen amtlicher Aufklärung

Die Tagesdaten der abgelaufenen Woche haben ſchon heute die Bedeutung von Markſteinen für die Geſchichte des deutſchen Volkes ſowohl wie für die Weltgeſchichte: der Waffenſtillſtand zwiſchen Türken und Balkanſtaaten, die Gründung des neuen Staatsweſens Albanien, der erneute Ausbruch der griechiſch-ſlawiſchen Gegenſätze, die Verlängerung des Dreibundvertrages, die erneute Kampfanſage des Zentrums an die Reichsregierung und ſchließlich die Verſuche der Fraktionen (Sozialdemokraten, Liberalen und Freikonſervativen!) dem Parlamentarismus im Reichstage ſowohl wie im preußiſchen Landtage Eingang zu verſchaffen —, das alles ſind Ereigniſſe und Geſchehniſſe, von denen jedes einzelne für ſich den Ausgangspunkt zu neuen Entwicklungen und zu neuen Problemen und ſomit auch zu neuen Kämpfen bildet. Welch neue Fülle von Kombinationen und Möglichkeiten ſchließen ſie nun ein, da ſie faſt gleichzeitig auf uns einſtürmen!

Für uns Deutſche iſt aus allem das wichtigſte die Erneuerung des Dreibundvertrages. Denn damit iſt die bewährte Grundlage unſerer auswärtigen Politik unverändert feſt geblieben; neue Orientierungen und die damit verbundenen Treibereien und Schiebungen erübrigen ſich; das Reichsſchiff darf den ſeit dreißig Jahren bewährten Kurs weiter ſteuern. So bedeutet die Erneuerung des Dreibundvertrages für uns Reichsdeutſche eine gewiſſe Garantie im Hinblick auf die Stetigkeit unſerer politiſchen und wirtſchaftlichen Beziehungen. Jede Erneuerung dieſes Vertrages iſt aber nicht nur ein neuer Beweis für die Sicherheit unſerer eigenen Stellung im Wettkampf der Völker; ſie iſt auch der beſte Nachweis dafür, was er auch den anderen Bundesgenoſſen bisher geweſen iſt und was dieſe in Zukunft von ihm erhoffen, und dies um ſo mehr, als der Vertrag im alten Wortlaut erneuert wurde. Sie iſt ſchließlich auch der glänzendſte Beweis dafür,

daß die gemeinsamen Interessen Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens nach wie vor so groß und vielseitig geblieben sind, daß selbst die verlockendsten Anerbietungen aus dem englischen oder französischen Lager es nicht vermochten, ein Äquivalent zu bieten. Und auf dieser tief wurzelnden Gemeinsamkeit der Interessen der Dreibundmächte beruht die Stärke des Bundes.

Den Dreibund im gegenwärtigen Augenblick als eine absolute Friedensgarantie hinstellen zu wollen, entspräche indessen nicht den Tatsachen. Gewiß flößt er den Gegnern Respekt ein wie bisher, gewiß wird er auch in diesem Augenblick den kriegslustigen Chauvinisten oder Panslawisten ein Argument mehr für die Bewahrung des Friedens bedeuten, aber eine Garantie für den Frieden ist er wie gesagt nicht: die Fragen, die gegenwärtig ein so bedrohliches Gesicht angenommen haben, sind einstweilen keine Dreibundangelegenheiten, sondern ausschließlich Österreich-Ungarische. Daran ist durch keine noch so feine Beweisführung zu rütteln. Aber das ist ja bekannt und bedarf keiner Begründung mehr. Wie weit die Habsburgische Doppelmonarchie den Serben gegenüber zu gehen gedenkt, muß der österreichisch-ungarischen Diplomatie schon selbst überlassen bleiben.

Rußlands Haltung im serbisch-österreichisch-ungarischen Konflikte verdient nach wie vor kein Vertrauen, wenn auch nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann, wie die amtlichen Kreise in Petersburg und vor allen Dingen der Zar selbst denken. Das Verhalten des amtlichen russischen Vertreters in Belgrad, des Herrn Hartwig, erscheint zum mindesten eigenartig: es widerspricht durchaus den loyalen Versicherungen, die Herr Ssasonow an allen Orten abgegeben hat. Bewahrheiten sich die Nachrichten vom letzten Sonnabend, wonach Hartwig der serbischen Presse mitgeteilt haben soll, Rußland werde für den Erwerb eines Adriahafens durch die Serben eintreten, dann müßte Rußland bereit sein, Österreich-Ungarns Forderungen mit den Waffen in der Hand zu begegnen. Denn das ist ja gerade der wichtigste Punkt des österreichischen Widerstands gegen Serbien, daß Serbien wenigstens politisch nicht an die Adria gelangen soll, aus Gründen, die im Heft 48 S. 437 näher auseinandergesetzt wurden. Vielleicht übt die vorbehaltlose Erneuerung des Dreibundes auch auf Rußland einen wohltuenden Einfluß aus; vielleicht kann aber die russische Regierung schon aus inneren Gründen nicht mehr zurück. Wie dem auch sei, man wird Rußlands Haltung in der Adriafrage solange mit intensivem Mißtrauen begegnen müssen, wie es fortfährt sein Heer auf den Kriegsfuß zu stellen. Gegenwärtig befinden sich im russischen Heere rund 400000 Mann über den Friedensetat hinaus unter Gewehr. Das sind Mannschaften, die im Laufe des Sommers und Herbstes dieses Jahres zu Übungen eingezogen waren und bisher nicht entlassen wurden. Inzwischen reift aber auch der Rekrutenjahrgang 1912 heran und steigert mit jedem Tage die Kriegsbereitschaft unseres sarmatischen Nachbarn; die russischen Rekruten gelten am 1./14. Januar als ausgebildet. Entläßt Rußland nach diesem Termin seine älteren Jahrgänge noch

immer nicht, dann hätte es also im Januar seine Armee annähernd auf Kriegsstärke und könnte sowohl auf die österreichisch-serbischen, wie auf die Friedensverhandlungen der Türkei einen geradezu unerträglichen und Österreich-Ungarn herabsetzenden Druck ausüben. Ich kann mir nicht recht vorstellen, wie unter solchen Verhältnissen mit einer friedlichen Lösung der akuten Balkanprobleme ohne weiteres gerechnet werden darf, und somit vermag ich trotz des größten Vertrauens in die Tüchtigkeit unserer Diplomaten und die Friedensliebe Österreich-Ungarns den Optimismus nicht zu teilen, der vielfach auch von seiten der Banken genährt wird.

In der inneren Politik bildet die Absage der Zentrumsfraktion des Reichstages an den Reichskanzler die Sensation der Woche und zugleich ein Ereignis von größter Tragweite. In der Sache selbst handelt es sich kurz um folgendes: Der Bundesrat hat es abgelehnt, den Paragraph 2 des sogenannten Jesuitengesetzes aufzuheben und auch den Bundesstaaten zu gestatten, das Gesetz durch den Jesuiten einzuräumende Erleichterungen zu durchlöchern. Dafür nun macht das Zentrum den Herrn Reichskanzler ganz persönlich verantwortlich, kündigt ihm sein Vertrauen und will sein „Verhalten dementsprechend einrichten".

Der Herr Reichskanzler hat in einer eindrucksvollen Rede die Anmaßungen der Zentrumspartei zurückgewiesen und diese vor allen Dingen davor gewarnt, die Haltung des Bundesrats als Wiedereröffnung des Kulturkampfes hinzustellen. Und doch will es den Anschein haben, als beabsichtigten die Ultramontanen der katholischen Bevölkerung so etwas wie Kulturkampfstimmung vorzugaukeln, um ihre Macht unter den deutschen Katholiken, die hier und da zu wanken scheint, neu zu befestigen. Die Tatsache der Kampfansage an sich ist geeignet, klärend zu wirken und Herrn von Bethmann Hollweg von Illusionen bezüglich der Zentrumspartei zu befreien. Das Zentrum hat wieder einmal die Maske gelüftet und dargetan, daß ihm ultramontane, also internationale und weltbürgerliche Interessen mehr am Herzen liegen als nationale, und alle die Tinte und Mühe, die in den letzten Jahren verschwendet wurde, um die Frage „ist das Zentrum national?" in positivem Sinne zu beantworten, scheint umsonst vertan. Die Zentrumspartei ist nicht national und wird es solange nicht werden, solange sie von Rom aus, von italienischen Prälaten und Mönchen angeleitet wird. Und gerade die Abhängigkeit von Rom auch in politischen Fragen, die mit der Religion herzlich wenig zu tun haben, wie etwa die Jesuitenfrage, die im Widerspruch zu den Wünschen von drei Vierteln der deutschen Bevölkerung durchgesetzt werden sollte, wird durch das letzte Vorgehen des Zentrums gekennzeichnet. Nach den Urteilen, die römische Päpste selbst über den Wolfscharakter der Jesuiten gefällt haben, und die ich in Heft 16 von 1912 S. 109 nachzulesen bitte, würden wir durch die Zulassung des Jesuitenordens vieles aufs Spiel setzen, was uns teuer ist. Es mag zutreffen, daß die Bedeutung des Ordens heute eine andere ist als noch vor vierzig Jahren. Aber darauf kommt es

nicht an. Maßgebend ist allein, daß der überwiegende Teil des deutschen Volkes, darunter auch zahlreiche Katholiken, im Jesuitenorden eine dem Staate und der modernen Entwicklung feindliche und schädliche Organisation erblicken. Wenn dem Zentrum wirklich an der Erhaltung des konfessionellen Friedens gelegen wäre, so würde es auf diese Stimmung Rücksicht nehmen.

Die Folgen der Kampfansage lassen sich noch nicht übersehen: will das Zentrum um jeden Preis und um den ordnungsmäßigen Geschäftsgang zu stören in die Opposition gehen, so dürfte sich daraus manch eine Komplikation für die Regierung ergeben, vor allen Dingen dann, wenn sich für die Partei öfter Gelegenheit bieten sollte, mit der Sozialdemokratie zusammenzuarbeiten — etwa in Armee- und Flottenangelegenheiten — und wenn die Liberalen die augenscheinlich geschwächte Stellung der Regierung nicht gar zu stürmisch ausnutzen wollten, um ihr Verbesserungen auf parlamentarischem Gebiet abzutrotzen. Jedenfalls ist eine Lage geschaffen, die seitens geschickt und furchtlos geführter Parteien im Interesse der Parteien selbst verhältnismäßig leicht genutzt werden könnte. Im einzelnen läßt sich darüber natürlich noch nichts sagen. Machen wir es also zunächst wie Herr von Bethmann und warten wir in aller Ruhe ab, was kommt: auch die Zentrumssuppen brauchen nicht so heiß gegessen zu werden, wie sie gekocht sind, und die Reichsregierung wird sich schließlich auch ohne das Zentrum zurechtfinden, wenn sie sich nur zu einer den gesunden Ansprüchen der Nation gerecht werdenden Politik versteht.

Daß die Reichsregierung ebenso wie die preußische weiß, wo der Schuh drückt, zeigen die vielfachen Gesetzentwürfe auf wirtschaftlichem Gebiete, die dem Reichstage und preußischen Landtage zugegangen sind: so der Wassergesetzentwurf, mit dem wir uns in Heft 36 ausführlich beschäftigt haben, der Entwurf zur Elektrisierung der Berliner Stadtbahn (Heft 42) und schließlich auch der Entwurf zu einem Petroleummonopol (Heft 43 u. 45), der am Sonnabend im Reichstage in erster Lesung behandelt wurde. Leider geht es mit dem zuletzt genannten Entwurf ebenso, wie es so vielen anderen unter dem jetzigen Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten den Parlamenten vorgelegten Entwürfen ergangen ist: die öffentliche Meinung ist nicht genügend und auch nicht rechtzeitig darauf vorbereitet worden. So kommt es, daß der an sich populäre Schritt von den wenigen kapitalistischen Interessenten in Grund und Boden diskreditiert werden konnte, noch ehe das Publikum und die Mehrzahl der Abgeordneten sich eine eigene Meinung bildeten. Dementsprechend war denn auch die Aufnahme des Entwurfs im Reichstage. In diesem Falle mag ja die Unterlassung zu einem guten Ergebnis führen, dazu nämlich, daß die Regierung sich doch schließlich bequemt, ein reines Reichsmonopol für Petroleum zu schaffen; aber das konnte doch auch durch Vermittlung einer von der Regierung klug geleiteten Erörterung in der Presse erreicht werden, ganz abgesehen davon, daß eine solche vorbereitende Erörterung auch den Parlamentariern frühzeitig Gelegenheit gegeben hätte, sich in die Gedankengänge der Regierung zu vertiefen und demgemäß sachlich vor-

bereitet zu sein, wenn der Entwurf selbst erscheint. Der Regierungsentwurf wäre durch solche vorbereitende Erörterung auch nicht schlechter geworden, wie er ist; zum mindesten konnte er von dem Vorwurf, ungenügend begründet zu sein, gerettet werden. Das sozialpolitische Mäntelchen, das man ihm umhängte, brauchte nicht erst von der Kammer geholt zu werden, wenn eine rechtzeitig eingeleitete Presseerörterung gezeigt hätte, daß allein der Hinweis auf die Gefahr des Privatmonopols genügte, um den Gedanken eines Reichspetroleummonopols volkstümlich zu gestalten.

Es ist dem Herrn Reichskanzler von Bethmann schon so oft an der Hand einzelner Fälle nahegelegt worden, wie er durch ungenügende Vorbereitung und Bedienung der öffentlichen Meinung die an sich freudig begrüßten Regierungsarbeiten erschwert, — natürlich nicht die Arbeit des einzelnen Vortragenden Rates, denn diese müßte unter dem Feuer der öffentlichen Kritik noch intensiver werden, wie sie schon ist. Bei der heutigen Methode wird zu viel Sisyphusarbeit geleistet, Arbeit, die nur in die Aktenspinde hineinwirkt, nicht ins Publikum. Aber ganz abgesehen davon: die Regierungsautorität ebenso wie die ganz persönliche des Herrn Reichskanzlers muß ohne Zweifel darunter leiden, wenn, wie wir es jetzt erleben, ein so großer Prozentsatz von Entwürfen von vornherein unter den Tisch fällt oder doch derart verändert werden muß, daß von den Ideen der Regierung herzlich wenig übrig bleibt. Langen die gegen-

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich, aber ausdrücklich „KLIO“ und „REGINA“ verlangen, wo nicht, direkt von uns. Kataloge gratis und franko.

„Klio“ und „Regina“

Die besten Füllfederhalter und das schönste Weihnachts-Geschenk!

Kein Fehlgriff möglich!

Weil man mit „Klio“ und „Regina“ zu jeder Zeit und an jedem Ort so schreiben kann, wie man es gewöhnt ist.

Weil „Klio“ und „Regina“ in jeder Lage in der Tasche mitgeführt werden kann.

„Klio“ einfache Ausführung M. 3.— pro Stück
feinste „ „ 6.— „ „
mit neuester Selbstfüllvorrichtung M. 2.— pro Stück mehr.

„Regina“ mit feinster 14karätiger Goldfeder . . . . . M. 10.—

„Regina“ mit grösseren Goldfedern M. 14.50, M. 19.— und M. 25.— pro Stück.

KLIO-WERK G. m. b. H., HENNEF (Sieg) 141.

Grösste und leistungsfähigste Füllfederhalter-Spezialfabrik des Kontinents.

wärtig vorhandenen Kräfte bei den einzelnen Ämtern und bei der Reichskanzlei nicht aus, um den durch die Entwicklung bedingten Anſprüchen gerecht zu werden, ſo müſſen dieſe vermehrt werden. Die vier Herren der Preſſeabteilung können die Aufgabe ſelbſtverſtändlich auf die Dauer nicht erfüllen, wenn ſie auch zur Amtszeit des Fürſten Bülow Erſtaunliches an Aufklärungsarbeit geleiſtet haben.

Der öffentliche Nachrichtendienſt, das Zuſammenarbeiten der Regierung mit der öffentlichen Meinung durch Vermittlung der Preſſe und der Parteien, bedarf dringend der Reform, und der Herr Reichskanzler wird ſich zweifellos einen über den Tageserfolg weit hinausgehenden Ruhm erwerben, wenn es ihm gelingen ſollte, hier gründlich Abhilfe zu ſchaffen. G. Cleinow

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 86/87.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum I. Quartal 1913 erneuern zu wollen. — Beſtellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Poſtanſtalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Die Erneuerung des Dreibundes

Von W. von Maſſow-Berlin

Art. I. Sollte wider Verhoffen und gegen den aufrichtigen Wunſch der beiden hohen Kontrahenten eines der beiden Reiche von ſeiten Rußlands angegriffen werden, ſo ſind die hohen Kontrahenten verpflichtet, einander mit der geſamten Kriegsmacht ihrer Reiche beizuſtehen und demgemäß den Frieden nur gemeinſam und übereinſtimmend zu ſchließen.

Art. II. Würde einer der hohen kontrahierenden Teile von einer anderen Macht angegriffen werden, ſo verpflichtet ſich hiermit der andere hohe Kontrahent, dem Angreifer gegen Seinen hohen Verbündeten nicht nur nicht beizuſtehen, ſondern mindeſtens eine wohlwollende neutrale Haltung gegen den hohen Mitkontrahenten zu bewahren. Wenn jedoch in ſolchem Falle die angreifende Macht von ſeiten Rußlands, ſei es in Form einer aktiven Kooperation, ſei es durch militäriſche Maßnahmen, welche den Angegriffenen bedrohen, unterſtützt werden ſollte, ſo tritt die im Artikel I dieſes Vertrages ſtipulierte Verpflichtung des gegenſeitigen Beiſtandes mit voller Heeresmacht auch in dieſem Falle ſofort in Kraft und die Kriegsführung der beiden hohen Kontrahenten wird auch dann eine gemeinſame bis zum gemeinſamen Friedensſchluß.

Art. III. Der Vertrag ſoll in Gemäßheit ſeines friedlichen Charakters und um jede Mißdeutung auszuſchließen, von beiden hohen Kontrahenten geheim gehalten und einer dritten Macht nur im Einverſtändnis beider Teile und nach Maßgabe ſpezieller Einigung mitgeteilt werden. (Nach Strupp, Urkunde zu der Geſchichte des Völkerrechts, II, 160; der Wortlaut der mit Italien 1882 abgeſchloſſenen Verträge iſt nicht bekannt gegeben worden.)

Mit großer Genugtuung iſt in Deutſchland, Öſterreich-Ungarn und Italien diesmal die öffentliche Mitteilung begrüßt worden, wonach die drei Mächte die ausdrückliche unveränderte Erneuerung ihres Bündnisvertrages bereits jetzt beſchloſſen haben, ohne den früher vereinbarten Kündigungstermin erſt abzuwarten. Gewiß würde niemand im Ernſt auf den Gedanken gekommen ſein, daß der nächſte Kündigungstermin, der in den Sommer 1913 fallen ſollte, wirklich die Auf-

lösung des Dreibundes bringen würde. Daß der Bund erneuert werden sollte, stand für alle einigermaßen unterrichteten Kreise bereits fest. Aber es war in der gegenwärtigen Lage nicht ohne Bedeutung, daß darüber sofort und vor aller Welt Klarheit geschaffen wurde. Nicht etwa nur im Sinne einer politischen Demonstration gegenüber den Gegnern des Dreibundes, die zwar schwerlich selbst an seine Auflösung glaubten, aber es vielleicht gern gesehen hätten, wenn die breite Öffentlichkeit darüber im Zweifel geblieben wäre. Die Veröffentlichung der vollzogenen Tatsache war auch im entgegengesetzten Sinne von Bedeutung. Sie schnitt unbegründete und nach verschiedenen Richtungen hin schädlich wirkende Erwartungen ab, wonach den Dreibundmächten die Absicht zugeschrieben wurde, daß sie Grundlagen und Ziele des Vertrages erweitern wollten. Es war also wichtig, jedermann wissen zu lassen, daß der Dreibund nicht nur überhaupt fortbestehen, sondern auf der alten Grundlage fortbestehen werde.

Seit dreißig Jahren ist uns die Vorstellung, daß Österreich-Ungarn und Italien unsere Verbündeten sind, so geläufig geworden, daß man erwarten sollte, über die Besonderheiten dieser gegenseitigen Verpflichtungen könne kaum noch ein Zweifel bestehen. Und doch kann man sich bei jedem Gespräch, das diese Fragen berührt, selbst unter hochgebildeten Persönlichkeiten häufig genug überzeugen, daß das durchaus nicht der Fall ist. Es ist nun einmal so: die meisten beurteilen derartige Fragen vom Gefühlsstandpunkt. Wir Deutschen sind ja ein so ungemein friedfertiges Volk. In einer längeren Unterredung, die ich im Sommer 1911 mit einem jungtürkischen Politiker über die Verhältnisse der modernen Türkei hatte, gebrauchte dieser mir gegenüber u. a. die hübsch geprägte Wendung: „Nous sommes belliqueux, mais nous ne voulons pas la guerre.“ Ich glaube, wir können dieses Wort mit noch größerem Recht für uns in Anspruch nehmen. Alle weichlichen Deklamationen haben uns bis jetzt — Gott sei Dank — den kriegerischen Sinn nicht austreiben können, und der Gedanke eines Krieges, wenn er notwendig ist, flößt uns keine Furcht ein. Aber wir wollen doch gar zu gern mit aller Welt Frieden haben. Darum hören wir es besonders gern, daß wir bestimmte Mächte als unsere Freunde betrachten können und mit ihnen im Falle eines Krieges Seite an Seite fechten werden. Wir sind überdies vom Ausland nicht verwöhnt. Daß die Völker im allgemeinen wenig Verständnis für einander haben und sich in den Organen der öffentlichen Meinung gelegentlich mit allen Mitteln, die der Federkrieg an die Hand gibt, gegenseitig heftig bekämpfen, ist ja nirgends in der Welt etwas Ungewöhnliches. Uns Deutschen gegenüber aber tut die ausländische Presse gern noch ein übriges, indem sie solche Fehden mit einer Gehässigkeit betreibt, die weniger als irgendwo sonst davor zurückscheut, den Gipfel der Abgeschmacktheit und des lächerlichen Blödsinns zu ersteigen. Wenn Blätter wie die Times, Nowoje Wremja und Konsorten das Bedürfnis fühlen, die Leichtgläubigkeit ihrer Leser auf harte Proben zu stellen, so ziehen sie sich anderen Ländern gegen-

über doch immer eine gewisse Grenze; Deutschland gegenüber gibt es eine Grenze schlechterdings nicht. Bei solchen Erfahrungen genießen wir das Bewußtsein, auch noch Freunde und sogar Verbündete außerhalb unserer Grenzen zu haben, mit besonderem Wohlbehagen. Um so eher sind wir freilich auch enttäuscht, wenn diese Freunde und Verbündeten nicht ganz den Begriffen entsprechen, die wir uns von ihrem Verhältnis zu uns gemacht haben. Es ist deshalb wohl nützlich, einmal darüber nachzudenken, was ein Bündnis zwischen verschiedenen Staaten überhaupt bedeutet, was es leisten kann und was es nicht leisten kann.

Zunächst ist klar, daß die erste und oberste Rücksicht, die jeder Staat ohne Ausnahme zu nehmen hat, in der Wahrung seines Selbstbestimmungsrechts besteht, soweit er überhaupt Wert darauf legen will und muß, höchste irdische Instanz zu bleiben. Mit jedem Vertrag, den ein Staat mit einem anderen abschließt, opfert er einen Teil dieses Selbstbestimmungsrechts. Als die deutschen Staaten zuerst im Norddeutschen Bunde, dann im Deutschen Reich zu einem „ewigen Bunde" zusammentraten, konnten sie das erwähnte Opfer bringen, weil sie die geschichtliche Notwendigkeit erkannten, eine über dem Recht der Einzelstaaten stehende Instanz, das Recht auf nationale Einheit, wieder an die ihm gebührende Stelle zu setzen. In anderen Fällen aber ist ein Vertrag, der unabhängige Staaten bindet, manche freie Entscheidung, besonders die über Krieg und Frieden, bis zu einem gewissen Grade aus der Hand zu geben, eine Sache, die in der Regel eine viel kompliziertere Erwägung in sich schließt, als von den meisten vermutet wird. Denn die Beziehungen der Staaten zueinander haben die Eigentümlichkeit, daß es mit dem bloßen Abmessen von Leistung und Gegenleistung nicht getan ist. Scheinbar gleiche Verpflichtungen lösen oft überraschende Wirkungen aus, und es zeigt sich dann, daß eine völlige Verschiebung der Lage eingetreten ist, die dem einen der vertragschließenden Teile Vorteile oder Nachteile auferlegt, an die niemand vorher gedacht hat. Es erscheint dem Laien überaus einfach, daß zwei Staaten, die keine widerstreitenden, dagegen mancherlei gemeinsame Interessen haben, den Beschluß fassen, gute Freunde zu sein, und in einem Bündnis zum Ausdruck bringen, daß sie in guten und bösen Tagen zusammenstehen wollen. Wer aber einen Begriff davon haben will, welche Fülle von sorgfältigen und gründlichen Überlegungen einem solchen Beschluß zugrunde liegen muß, der lese in den „Gedanken und Erinnerungen" die Abschnitte nach, in denen Fürst Bismarck die Beziehungen des Deutschen Reichs zu Rußland und Österreich begründet. Bismarck war gewiß ein Freund enger und freundschaftlicher Beziehungen zu Rußland. Trotzdem ging er auf die scheinbar so vorteilhaften Anerbietungen des Grafen Peter Schuwalow wegen eines Bündnisses nicht ein, weil sein scharfer Blick erkannte, daß Rußland zwar dem Anschein nach dabei mehr einsetzte als Deutschland, in Wirklichkeit aber Deutschland mehr festgelegt wurde, als nützlich war, und tatsächlich in eine Abhängigkeit von der russischen Politik gekommen wäre.

Staatenbündnisse sind also alles andere eher als leichten Herzens hingeworfene Bekundungen einer Interessengemeinschaft oder sympathischer Beziehungen. Sie tragen immer einen schweren, sorgfältig abgewogenen Ballast von Verpflichtungen in sich, und der Kundige weiß, daß jeder Rechenfehler in dieser Belastung das Fahrzeug zum Kippen bringen muß. Damit soll freilich das Moment historischer Zusammengehörigkeit und gegenseitiger Sympathien durchaus nicht unterschätzt werden. Es ergeben sich daraus Wirkungen für die öffentliche Meinung, die jedenfalls wertvoll sind. Sie helfen durch die Erinnerungen und Ideenverbindungen, die sie auslösen, das Werk der Staatsmänner stützen und befestigen und lehren es besser verstehen. Ja noch mehr: ein gewiegter Staatsmann wird überhaupt ungern Verpflichtungen von Staat zu Staat eingehen, wenn er nicht eine gewisse Sicherheit hat, daß das Ganze nicht nur von politischen Notwendigkeiten, sondern auch von volkstümlichen Empfindungen und Bedürfnissen, ja sei es auch von festgewurzelten Irrtümern und Vorurteileen getragen wird.

Daß diese Regel für unser Verhältnis zu Österreich-Ungarn zutrifft, liegt auf der Hand. Die rein verstandesmäßige, streng politische Begründung unseres Zusammenhaltens mit der Donaumonarchie hat mit den geschichtlichen Beziehungen eigentlich nichts zu tun. Aber es trifft sich gut und erleichtert das politisch Wünschenswerte, daß wir in dem Staat der Habsburger aus einer noch nicht erloschenen geschichtlichen Erinnerung heraus noch immer so etwas wie ein Stück von unserem Vaterlande sehen, daß das Deutschtum noch immer das kulturelle, wenn auch leider nicht mehr ganz das politische Rückgrat des Donaustaates ist. Und wenn sich dabei auch gewisse Sentimentalitäten und Äußerlichkeiten etwas mehr hervordrängen, als sachlich berechtigt und notwendig ist, so braucht man darum nicht empfindlich zu sein. Es kann der Sache nur förderlich sein, wenn die Phantasie nicht ganz ausgeschaltet wird. Man soll nicht ängstlich rechten, wenn die Dinge gelegentlich etwas festlich ausgeschmückt erscheinen. Man setzt sich nicht im Arbeitsanzug zum festlichen Mahl und trinkt edlen Rheinwein nicht aus irdenen Töpfen. So sind bei geeigneter Gelegenheit über die Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn schwungvolle, die Phantasie in Bewegung setzende Worte gefallen. Es kennzeichnet das bei uns so zahlreich vertretene Geschlecht der Besserwisser und Pedanten, daß es Leute gibt, die wegen dieses Beiwerks das Wesen des deutsch-österreichischen Bündnisses verkennen und allen Ernstes davor warnen, dem Verbündeten gegenüber eine Politik im Sinne wirklicher „Nibelungentreue" zu treiben. Es würde freilich verkehrt sein, eine Politik der Nibelungentreue, d. h. eine Politik der unbedingten Aufopferung auf Grund der einmal beschworenen Freundschaft, zu empfehlen. Die Politik unseres Bündnisvertrages aber ist eine streng sachlich begründete im Sinne unserer eigenen Staatsinteressen; wir haben nur nichts dagegen, wenn der Ernst des politischen Handelns gelegentlich begleitet und unterstützt wird von dem Ausdruck wärmerer Empfindungen, die die Gemeinsamkeit des Blutes und der geschichtlichen Vergangenheit nahe legt.

Wenn sich in unserem Verhältnis zu Österreich-Ungarn dieser Gemüt und Phantasie anregende Einschlag in dem nüchternen Ernst der Staatsnotwendigkeiten von selber ergibt, so scheint das bei Italien etwas schwieriger zu sein, und vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß unser Bund mit Italien immer als weniger fest und zuverlässig angesehen worden ist. Es klingt immer etwas nach einem Notbehelf, wenn im Festreden- und Begrüßungsstil auf die für Österreich eigentlich nicht gerade angenehme Erinnerung hingewiesen wird, daß Deutschland und Italien unter ungefähr gleichen Umständen ihre nationale Einheit haben erkämpfen müssen.

Und diese Erinnerung ist auch für Italien nicht ganz frei von peinlichen Momenten, da es dabei von deutschen Siegen Vorteil gezogen hat und ein großes Volk sich nicht gern in Angelegenheiten solcher Art mit einer Dankesschuld gegen Fremde belastet sieht. Dieses Verhältnis wird nicht erleichtert dadurch, daß die Wesensverschiedenheit, ja man darf sagen: die Gegensätzlichkeit des Wesens zwischen Deutschen und Italienern auch sonst das Verständnis erschwert. Man wende nicht ein, daß ja Italien für uns das Land der Sehnsucht ist, daß die Begeisterung für das Land, wo die Zitronen blühen, seit Goethes Zeiten fast ein Bestandteil unserer Weltbildung geworden ist. Was suchen denn neun Zehntel unserer Italienfahrer und sogenannten Italienkenner jenseits der Alpen? Niemand weiß das besser als die Italiener selbst: sie suchen die Kunstdenkmäler, die Altertümer, die Zauber der Landschaft, allenfalls das Publikum der Weinschenken und Vergnügungsstätten. Aber was wissen sie von dem eigentlichen Volk, von dem Leben und der Arbeit des Volkes, von seinem Denken und seinen Bedürfnissen, von den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen? Es ist aus diesem Mangel um so mehr zu erkennen, daß die Sympathie und die Befriedigung des Gefühlsmoments zwar angenehme Zugaben in den Beziehungen verbündeter Nationen sind, aber nicht notwendige Grundlagen einer näheren politischen Verständigung.

Nach diesen Vorausschickungen wird es möglich sein, die Frage der Bündnisse mit Österreich-Ungarn und Italien vollständig losgelöst von jedem gefühlsmäßigen Beiwerk zu betrachten. Dabei scheidet von vornherein das weitverbreitete und volkstümliche, aber doch unrichtige Bild eines Bündnisverhältnisses aus, das nur der Ausdruck einer allgemeinen Freundschaft und eines gegenseitigen Wohlwollens ist. Das erste Erfordernis ist vielmehr, daß der Vertrag peinlich genau umgrenzt, welchem Zweck das Bündnis dienen soll und welche gegenseitigen Leistungen für diesen bestimmten Zweck in Aussicht genommen sind. Damit ist zugleich ausgesprochen, daß über den Zweck des Bündnisses hinaus kein Mitglied des Bundes von dem anderen in Anspruch genommen wird. Das Gedeihen des Dreibunds und das lange Festhalten der Beteiligten an ihm zeigt, wie wichtig die weise Beschränkung in den Zielen des Bündnisses ist. Der Vertrag darf die Bewegungsfreiheit der einzelnen Staaten nicht einschränken, er muß ihr vielmehr eine erhöhte Sicherheit geben. Darin liegt die Gewähr

für die Dauer und damit auch für den erhöhten Wert des Vertrages. Das scheint alles beinahe selbstverständlich, und doch wird es bei den landläufigen Urteilen über den Dreibund und die Pflichten der Dreibundmitglieder oft genug nicht in Betracht gezogen. Für Österreich-Ungarn wäre der Dreibund nichts wert, wenn es dadurch in der Wahrnehmung seiner Orientinteressen beengt würde; Deutschland würde durch die Bündnisverpflichtung schwer geschädigt, wenn es durch sie an einer freundschaftlichen Verständigung mit Rußland gehindert würde; Italien müßte sich für eine Bundesgenossenschaft bedanken, die ihm die Bewegungsfreiheit als Mittelmeermacht raubte. Dagegen bedingt das genau stipulierte Zusammengehen in bestimmten Fällen ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis zwischen den beteiligten Mächten und eine klar zu umschreibende Interessengemeinschaft, die auch auf andere politische Fragen zurückwirkt und so eine freiwillige Erweiterung der Dreibundverpflichtung darstellt, die für die Stetigkeit und Friedfertigkeit der europäischen Politik nur vorteilhaft sein kann. So wenigstens hat sich die Dreibundpolitik in der Praxis gestaltet.

Man sagt, Bismarck habe 1866 den künftigen Dreibund schon vorausgeahnt und deshalb dafür gesorgt, daß Österreich aus dem verlorenen Feldzug nicht das Gefühl einer seine Kriegerehre verletzenden und seine Großmachtstellung gefährdenden Demütigung davontrage. Nach Bismarcks eigenen Schilderungen hat ihm aber dabei weniger der Gedanke einer besonderen Verbrüderung mit Österreich-Ungarn als vielmehr ein künftiges Dreikaiserbündnis vorgeschwebt, eine zeitgemäße Wiederbelebung der heiligen Allianz, — befreit natürlich von der Mystik und Romantik früherer Tage, von den legitimistischen Schrullen und der übereifrigen Bevormundungs- und Interventionssucht, aber doch wie ihre Vorgängerin ein Hort der monarchischen Staatsidee gegen republikanische, radikale und sozialistische Tendenzen. Bismarck hat diesen Lieblingsgedanken nur unvollkommen und vorübergehend ausführen können. Die Orientverwicklung der siebziger Jahre trat dazwischen, nachdem Bismarck schon vorher durch die Mißgunst Gortschakows in seinen Versuchen, mit Rußland in das gewünschte Verhältnis zu kommen, bitter enttäuscht worden war. Diese Enttäuschungen häuften sich nach den Erfahrungen des Berliner Kongresses, wo Bismarcks Versuche, Rußland zur Erfüllung seiner Wünsche zu verhelfen, nur den Erfolg hatten, daß er von den Russen zum Sündenbock ihrer eigenen Fehler gemacht wurde. Ihm wurde es in die Schuhe geschoben, daß Rußland nach der Ansicht der panslavistischen und nationalistischen Heißsporne schlecht abschnitt. Bismarck sah sich also einer russischen Feindseligkeit gegenüber, von der er wohl erkannte, daß sie nicht den Charakter einer vorübergehenden Verstimmung trug, sondern ein Faktor war, mit dem man fortan rechnen mußte. Und da inzwischen die Entwicklung der Orientangelegenheit auch einen Gegensatz oder mindestens eine Rivalität zwischen den österreichischen und russischen Balkaninteressen geschaffen hatte, so sah sich Bismarck jetzt in der Lage — wie er sich ausdrückte —, zwischen Rußland und Österreich-Ungarn optieren zu müssen. Ein drohendes

Schreiben Kaiser Alexanders des Zweiten im Juli 1879 gab den Ausschlag. Bei einer Zusammenkunft Bismarcks mit Andrassy Ende August in Gastein schlug die Geburtsstunde des deutsch-österreichischen Bündnisses, das dann im Oktober formell abgeschlossen wurde. Die ganze Lage ergab den rein defensiven Charakter des Bündnisses; sein einziger Zweck war die gemeinsame Verteidigung gegen einen russischen Angriff, der damals nicht außerhalb des Bereichs der Wahrscheinlichkeit lag. Diese plötzliche Abwendung von Rußland und der energische Entschluß, nötigenfalls dem angegriffenen Österreich mit der ganzen deutschen Heeresmacht beizuspringen — ein Entschluß, den Bismarck bei Kaiser Wilhelm dem Ersten nur mit Mühe durchsetzte —, erscheint auf den ersten Blick schwer vereinbar mit den Grundsätzen, die der große Kanzler in seiner wechselvollen Politik sonst beständig festgehalten hatte. Aber die wachsende Schwäche der russischen Dynastie und Regierung gegenüber dem Panslavismus ließ damals zum ersten Male in vollem Ernst die Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges für Deutschland auftauchen. Schlug Frankreich aus irgend einem Grunde gegen Deutschland los, so war bei den nun in der russischen Politik herrschenden Grundsätzen und der Stimmung im russischen Volk trotz der Friedensliebe Alexanders des Zweiten an eine Neutralität Rußlands wie 1870 nicht zu denken. Das neue Bündnis sicherte für diesen Fall die Hilfe Österreich-Ungarns. Das erschien so wichtig, daß die Gegenleistung Deutschlands, die im Falle eines russischen Angriffes auf Österreich eintreten sollte, kein zu hoher Preis dafür war. Vor allem aber sagte sich Bismarck, daß Österreich-Ungarn mit seinem starken Prozentsatz slawischer Bevölkerung der russischen Gefahr keinesfalls auf die Dauer ganz passiv gegenüberstehen werde, sondern daß es, falls das Deutsche Reich nicht zu haben sei, irgendeine andere Anlehnung suchen müsse, sei es an Frankreich, sei es durch Verständigung mit Rußland selbst oder auch durch alles beides. Die „Kaunitzsche Koalition" nannte das Fürst Bismarck, und er fand, daß das eine sehr ernste und unbequeme Möglichkeit sei. Dies war für ihn das Entscheidende bei dem Abschluß des österreichischen Bündnisses.

Wie man sieht, waren es gar keine gefühlsseligen Erwartungen gegenüber dem Nachbarstaate und den Stammesbrüdern an der Donau, die das Bündnis schufen, sondern harte, nüchterne Berechnungen der Staatsraison. Und so fiel es Bismarck auch garnicht ein, jetzt, wo er seine Versicherungspolice gegen panslavistische Feuersgefahr in der Tasche hatte, seine Politik gegen Rußland anders zu orientieren, als er es sonst für nützlich gehalten hatte. Bekannt ist der „Rückversicherungsvertrag", den er später mit Rußland abschloß und der nur unter der Voraussetzung denkbar war, daß das deutsch-österreichische Bündnis nur in der strengsten Beschränkung auf den vereinbarten Bündnisfall zur Ausführung kam, jede irgend weiterreichende Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn aber ausschloß. So war es allerdings die Absicht der Politik Bismarcks, der sich durchaus die Bewegungsfreiheit gegenüber Ruß-

land nicht stören lassen wollte. Man hat später den neuen Kurs scharf getadelt, daß er den Rückversicherungsvertrag mit Rußland fallen ließ. Heute, wo man in allen diesen Verhältnissen klarer sieht, wird man dieses Urteil wohl modifizieren müssen. Daran kann auch nichts ändern, wenn eine neuerliche „Enthüllung" von einer Seite, die sich auf Mitteilungen des Fürsten Herbert Bismarck beruft, kürzlich den Tadel der „Verständnislosigkeit" in noch schrofferer Form gegen den Grafen Caprivi erhoben hat. Heute sind mindestens starke Zweifel gestattet, ob man damals, nach der inzwischen eingetretenen Entwicklung auf russischer Seite, wirklich so bereit war, den Vertrag zu erneuern, ob nicht vielmehr die beiden Bismarcks, Vater und Sohn, einer Selbsttäuschung unterlagen, als sie des Kaisers Alexanders auch noch im Jahre 1890 sicher zu sein glaubten. Da beide, noch ehe die Entscheidung fiel, aus dem Amte schieden, war ihnen eine Selbstkorrektur dieser Vorstellung unmöglich, und sie waren zu sehr Partei, um für das Nichtzustandekommen des Vertrages einen anderen Grund zu suchen als die Schuld Caprivis. Es sprechen sehr gewichtige Tatsachen und Gründe dafür, daß die landläufige Meinung, Alexander der Dritte habe sich erst infolge des deutschen Verzichts auf die Verlängerung des Rückversicherungsvertrages enger an Frankreich angeschlossen, falsch ist.

Der Anschluß Italiens an das deutsch-österreichische Bündnis war nicht das Werk der deutschen Politik, sondern der italienischen Initiative. Die Eroberung von Tunis durch die Franzosen hatte den Italienern klar gemacht, daß ihre natürliche Machtstellung im Mittelmeer jederzeit durch eine Verständigung der Westmächte gefährdet werden konnte. Italien bedurfte also eines Rückhalts, der ihm Sicherheit gegen Angriffe der Westmächte, vor allem Frankreichs gewährte. Hier bot sich der Gedanke des Anschlusses an die bereits untereinander verbündeten Zentralmächte: an Deutschland, das gleichfalls durch Angriffsgelüste Frankreichs bedroht war, einen Bundesgenossen auf dieser Seite gebrauchen konnte, — an Österreich-Ungarn, das als Feind besonders gefährlich werden konnte und deshalb zu einem Freunde gemacht werden mußte. Der am 20. Mai 1882 zunächst auf fünf Jahre abgeschlossene und vorläufig geheimgehaltene Dreibund wurde 1887 erneuert, nachdem Crispi in Friedrichsruh persönlich mit Bismarck verhandelt hatte und die Bestimmungen eine präzisere Gestalt erhalten hatten. Wenn man Italiens Stellung im Dreibund richtig würdigen will, so darf man nicht übersehen, daß seine Stellung zu Frankreich ähnlich ist, wie die Deutschlands zu Rußland. Wir dürfen nicht empfindlich sein, wenn man in Rom den Draht nach Paris ebensowenig abreißen lassen will, wie wir den Draht nach Petersburg. Natürlich ist die öffentliche Meinung bei uns verstimmt gewesen über die „Extratouren" des italienischen Bundesgenossen, geradeso wie man in Wien über uns verstimmt war, als der Rückversicherungsvertrag mit Rußland nachträglich an den Tag kam. Aber Italien ist in erster Linie Mittelmeermacht, und soweit ihm Frankreich dabei die Hand bietet, kann es diesen Vorteil nicht abweisen. Wir haben dabei den Trost: je weiter

Italien sich entwickelt und von dem guten Willen der anderen Mittelmeermächte unabhängig wird, desto seltener wird es in die Lage kommen, den Versuchungen französischer Freundschaft zu erliegen, desto wertvoller wird ihm die positive Sicherung gegen Angriffe und Übergriffe sein, die es durch das gute Schwert der Bundesgenossen im Norden erhält. Es war deshalb zu bedauern, daß unsere deutsche Presse zu einem großen Teil die Kurzsichtigkeit beging, aus einer falschen Sentimentalität für die Türkei die Aktion der Italiener in Tripolis zu tadeln. Durch die Zusage der Nichtbehinderung dieser Aktion hatten die Westmächte Italien sich halb verpflichtet, wie wir zu unserem Schaden in Algeciras erfahren haben. Die tatsächliche Erwerbung von Tripolis hat Italien nach dieser Seite seine Freiheit zurückgegeben und seine Mittelmeerstellung so weit gestärkt, daß ihm die Verständigung mit Österreich-Ungarn jederzeit vorteilhafter sein muß als eine Freundschaft mit Frankreich, die für ein auf sich allein gestelltes Italien notwendig eine Abhängigkeit von Frankreich sein muß.

Aus dem allen ist zu ersehen, daß die einfachen Grundgedanken des Dreibunds wirklich trotz der vielen Änderungen in den politischen Verhältnissen noch immer ihren Wert behalten haben. Und so ist durch die lange Dauer dieses Verhältnisses allmählich auch jene schon angedeutete Wirkung eingetreten, die in dem Vertrage selbst nicht enthalten ist, sondern über ihn hinausgeht: daß sich nämlich daraus ein allgemeines politisches Vertrauensverhältnis der beteiligten Regierungen ergeben wird, das im Hinblick auf die Gegenkoalition der Tripelentente von höchster Bedeutung geworden ist. Das wird auch allgemein anerkannt. Überempfindliche nationale Politiker beklagen freilich, daß der Schwerpunkt des Dreibundes jetzt nach Wien hinübergeglitten sein soll. Wir haben Zeiten gehabt, in denen diese Klage berechtigter war als jetzt, als man einstmals, etwas zur Unzeit, dem Bündnis mit Österreich den Gedanken einer allgemeinen Verbrüderung der beiden Reiche unterlegte. Jetzt ist die Befürchtung grundlos. Wien steht im Mittelpunkte, weil zufällig eine Frage im Vordergrunde ist, die Österreich zunächst berührt. Deshalb kann doch das politische Gewicht des Dreibundes vorzugsweise in den Entscheidungen enthalten sein, die in Berlin fallen. Wir haben allen Grund, mit der Gestaltung dieser Bundesfragen zufrieden zu sein, und wollen hoffen, daß diese Konstellation noch lange ihre Bedeutung behält.

Zum Verſtändnis Friedrich Chopins

Von Dr. Hermann Seeliger-Landeshut

aris im Winter 1837. Ein kleiner, elegant eingerichteter Salon, erhellt nur durch die auf dem geöffneten Pleyelſchen Flügel brennenden Kerzen und den rötlichen Schein des flackernden Kaminfeuers, ſo daß in den dunklen Ecken des Zimmers der Raum ſich ins Unermeßliche zu dehnen ſcheint. In weiterem oder fernerem Abſtande um das Inſtrument gruppiert, eine eigenartig zuſammengeſetzte Geſellſchaft. Wir erkennen Heinrich Heine und Meyerbeer, Franz Liſzt und Ferdinand Hiller, die polniſchen Dichter Niemcewicz und Mickiewicz, den asketiſch katholiſchen Opernſänger Adolf Nourrit, den Maler Delacroix, von Frauen die liebliche Gräfin d'Agoult und das klaſſiſche Profil der George Sand: in reglos ſtummer Haltung ſcheinen ſie alle unter dem Banne eines ungeheuren ſeeliſchen Eindrucks zu ſtehen. Denn vom Flügel her klingen, durch ein ſammetweiches Spiel den Saiten entlockt, Töne von wunderbarer, nie geahnter Schönheit, bald troſtlos und todestraurig, dann wieder erblühend in heimlicher Wonne. Und in allen Sehnſucht, Sehnſucht ... Am Inſtrument ſitzt Frédéric Chopin und improviſiert . . . . . .

. . . . . .

Von den Zeitgenoſſen haben dem Außergewöhnlichen der genialiſchen Erſcheinung Chopins eigentlich nur Franz Liſzt und Robert Schumann das feinfühligſte Verſtändnis entgegengebracht. Aber auch ſelbſt der letztere, der ſich mit geradezu ſchwärmeriſcher Begeiſterung in die Tonwerke des Kunſtgenoſſen verſenkt, ſieht ſich hier zuweilen einem Problem gegenüber, das er nicht zu löſen imſtande iſt. Und da vollends auf „hiſtoriſchem Wege" ihm ganz und gar nicht beizukommen und ſeine Kunſt aus der Geſchichte der Entwicklung des Klavierſtils ſchlechthin nicht zu erklären war, hatte man ſich allmählich in der Erinnerung ſeines ſchweren körperlichen Leidens daran gewöhnt, auch in ſeiner Muſik vielfach etwas Krankhaftes zu erblicken. Ein großer Irrtum. Dieſe Muſik iſt durchaus nicht krankhaft, ſondern ſie iſt der ſublimierteſte Ausdruck eines Seelenlebens, das wiederum eine Nervenkonſtruktion von unerhörter Reizbarkeit zur Vorausſetzung hat.

Wollen wir also der Psyche dieser wunderbaren Musik näherkommen, so gilt es zuvörderst die Individualität, der sie entquoll, psychologisch zu begreifen. Ist dies an sich schon eine sehr schwer zu bewältigende Aufgabe — was weiß ein Mensch vom anderen? hat Goethe einmal gesagt —, so wurde sie hier überhaupt unlösbar durch den Anekdotenkranz und die legendaren Ausschmückungen, welche nur halb befriedigte Neugier oder bewußte Absicht allzu leicht um Leben und Charakter eines Mannes herumzudichten pflegen, der als Künstler und als Mensch in seiner vornehmen Zurückhaltung doppelt interessant, obendrein von dem romantischen Schimmer des tragischen Untergangs seines einst glorreichen Volkes umstrahlt war. Erschien doch noch vor etwa fünf Jahren in „autorisierter Übersetzung" ein bisher unbekanntes Tagebuch Chopins aus den Jahren 1837 bis 1848, als deren Fabrikantin allerdings ziemlich rasch eine Amerikanerin Jeanne Lee ermittelt wurde, die ganz unbefangen die Herstellung von Tagebüchern berühmter Musiker als ihre schriftstellerische, von englischen Journalen besonders geschätzte Spezialität angab! Die schnelle Aufdeckung des Schwindels erstickte hier schon im Keime jeden etwaigen Schaden, den das Buch weiterhin hätte anrichten können*), erheblich länger aber hat es gedauert, ehe man hinter eine andere Fälschung kam, die viel bedeutungsvoller geworden ist, da sie allen früheren deutschen Chopinstudien zugrunde liegt, ja sogar der großen, von dem Engländer Niecks verfaßten Biographie. Es handelt sich da um die Briefe des Meisters, deren Wortlaut der polnische Chopinbiograph Karasowski in einer fast beispiellosen Weise gefälscht, gekürzt oder umstilisiert hat, nur zu dem Zweck, um seinen Chopin als einen Idealmenschen sehen zu lassen, — ein Verfahren, das in der wissenschaftlichen Welt den Namen Karasowski als den eines Verbrechers an dem heiligen Geist der Wahrheit für alle Zeiten brandmarkt. Bernard Scharlitt gebührt das große Verdienst, diese ungeheuerliche Fälschung entdeckt und die Briefe zum ersten Male nach ihrem richtigen Wortlaut übersetzt zu haben**). Diese Briefsammlung vornehmlich, sowie die ausgezeichneten Untersuchungen Tarnowskis und Hoefis (im Chopinheft der „Musik" 1908) bieten das grundlegende und reichhaltigste Material für das Verständnis der Individualität des Tondichters, die wir, soweit es der knappe Rahmen einer Skizze zuläßt, möglichst eingehend in den folgenden Blättern zu charakterisieren versuchen wollen.

Um überhaupt den richtigen Standpunkt für die Beurteilung Chopins als Menschen wie als Künstler zu gewinnen, ist zuvörderst seine polnische Abkunft im Auge zu behalten. Alle Versuche, ihn zum Franzosen zu stempeln, namentlich weil sein Vater in Nancy geboren wurde und Chopin selbst den wichtigsten Teil seines Lebens in Frankreich zugebracht hat, sind völlig verkehrt. Gewiß hat der Meister diese oder jene Äußerlichkeit von dem Volke, unter dem er zwei

*) Näheres darüber im Chopinheft der „Musik", 8. Jahrgang, Band XXIX.

**) „Friedrich Chopins gesammelte Briefe", zum erstenmal gesammelt und getreu ins Deutsche übertragen von Bernard Scharlitt, Leipzig 1911.

Jahrzehnte gelebt hat, angenommen: gefühlt hat er sich immer als Nationalpole, der mit leidenschaftlicher Liebe an seinem Vaterlande hing. Alles, was darauf Bezug hat, erweckt sein glühendstes Interesse. Das Laubblättchen vom Kahlenberg, dem einstigen Lagerplatz des tapferen Jan Sobieski, das er seiner Schwester schickt, der schmerzliche Ausruf am Schluß eines Briefes, in dem er auf die Nachricht von den Vorbereitungen zum Aufstande antwortet: „Ach warum kann ich nicht wenigstens trommeln!", der wahnsinngleiche Paroxismus der Verzweiflung in den Stuttgarter Aufzeichnungen seines Tagebuchs, als er die Kunde vom Falle Warschaus erhalten hat — im Zusammenhang damit steht die leidenschaftlich düstere C-moll-Etüde aus op. 10, die künstlerische Befreiungstat aus jener furchtbaren Stimmung, — der Brief an seinen Freund Julian Fontana vom 4. April 1848, darin er seine feste Zuversicht auf die endliche Wiederherstellung eines großen, glänzenden Polens ausspricht, alles dies gibt ein beredtes Zeugnis für sein Polentum, nicht minder die spezifisch polnische Nörgelsucht, „allem einen Lappen anzuhängen", die Mokanterie, mit der er die gesellschaftlichen Kreise Berlins, Dresdens, Wiens glossiert, die häufige Anwendung polnischer Sprichwörter und Redewendungen in seinen Briefen, der „psiakrew-Preuße", ein Ausdruck, wie ihn nur tödlicher Stammeshaß in die Feder diktieren kann. Bezeichnend ist ferner im höchsten Maße das eigentümliche Sentiment, durch das polnische Wort „Zal" ausgedrückt (nicht übersetzbar, etwa „sehnsuchtsvolle Wehmut"), die glatte Zuvorkommenheit in der Unterhaltung, die gleichwohl nicht den geringsten Blick in das Innere gestattet, und die Tatsache, daß mit Ausnahme von Jules Franchomme nur Polen zum engeren Freundeskreise Chopins gehörten. Nein, dieser Mann war weder ein ganzer, noch ein halber Franzose, sondern Pole bis ins Mark. Und dies echt polnische Wesen kommt in seiner Musik da am reinsten zum Ausdruck, wo er heimische Tanzformen verwendet, vor allem in den Mazureks und den Polonaisen, und teilweise mit französischer Charme gemischt in den Walzern, es durchzittert als ein leiser Unterton auch alle seine anderen Dichtungen. Eben darin liegt ein Hauptreiz seiner Poesie. Auch die wenigen Lieder Chopins sind über polnische Texte geschrieben, das Lied aber verlangt, wenn es wirkungsvoll sein soll, einen nationalen Lebensquell, und Chopins Lieder sind geradezu zu Volksliedern geworden: man singt sie in Polen, ohne daß man weiß, wer ihr Schöpfer ist. Diesen tief nationalen Charakter der Musik Chopins hat schon Robert Schumann erkannt: „Wüßte der gewaltige, selbstherrschende Monarch im Norden, wie in Chopins Werken, in den einfachen Weisen seiner Mazurkas ihm ein gefährlicher Feind droht, er würde die Musik verbieten. Chopins Werke sind unter Blumen eingesenkte Kanonen."

Als echter Pole sah Chopin die Dinge von seinem, d. h. höchst subjektiven Standpunkte, was nicht dazu paßte, lehnte er einfach ab; in fremde Individualität einzudringen, gab er sich nicht die geringste Mühe; darum hat er, der Romantiker par excellence, zur deutschen Romantik kein Verhältnis finden können: Schu-

mann erwähnt er nur einmal in einem Geschäftsbrief an Fontana, in dem von der Widmung einiger Werke die Rede ist; die Gleichgültigkeit, mit der er die Sache behandelt, ist bezeichnend.

Sein Geist ist regsam und nicht ohne Teilnahme für die Zeitereignisse. So berichtet er über die Neptunentdeckung Leverriers, über die Erfindung eines rauchlosen Pulvers, über die politische Lage usw., man gewinnt aber aus den Briefen doch nicht den Eindruck, daß er im eigentlichen Sinne bedeutend gewesen sei; was wir an ihm vermissen, ist die Universalität des Interesses, wie wir es an unseren großen Meistern bewundern müssen, und die Fähigkeit zur Abstraktion, im Besonderen das Allgemeine zu erfassen. Sein Interesse erscheint, soweit es sich nicht um Fragen seiner Kunst handelt, naiv, und selbst da, wo er von Musikwerken redet, kommt er eigentlich über ein feuilletonistisches Referat über das Tatsächliche nicht hinaus oder er begnügt sich mit der Abgabe von Werturteilen ohne deren Begründung. Von einer Faustaufführung in Dresden z. B. weiß er nichts weiter zu sagen als: „Eine fürchterliche, aber großartige Phantasie", von der Gemäldegalerie nur, daß er sie zweimal besucht habe (1829 und 1830)*), und die ungeheure Summe von Kultur und Geschichte in den Sammlungen des Grünen Gewölbes hat ihm gar nichts zu sagen vermocht. Er lebte eben ganz seiner Musik, d. h. *seiner* Welt, der Drang nach Erweiterung und Vertiefung seiner Bildung scheint ihm abgegangen zu sein; während seines Pariser Aufenthalts hat er kein Buch, auch kein polnisches gelesen. Dazu scheint zu stimmen, was Liszt in seinem dichterisch gefärbten, überaus reizvollen und innerlich wahren Buch über Chopin von der höflichen Gleichgültigkeit des Meisters in der Unterhaltung berichtet: entweder hört er zu oder er geht auf die Meinung der anderen ein, nie aber versucht er, außer bei musikalischen Kunstfragen, die seinige zur Geltung zu bringen. Wenn also Scharlitt die Briefe Chopins an seine Angehörigen interessante Beiträge zur Welt- und Kunstgeschichte seiner Zeit nennt, so überschätzt er sie nach dieser Seite; dazu ist auch ihr Standpunkt zu subjektiv. Aber gerade darin liegt ihr Hauptwert als autobiographische Dokumente. Hier entschleiert der im Leben so zurückhaltende Mann, der sein Leid sorglich vor fremden Blicken barg, im Gedankenaustausch mit seinen Familienangehörigen oder Herzensfreunden seine Seele, und die Eigenschaften, die den Kern seines Wesens bildeten, treten darin deutlich zutage: sein Vaterlandsgefühl, sein tiefes Gemüt, sein hingebendes Freundschaftsbedürfnis und seine eigentlich nie erfüllte Sehnsucht nach Frauenliebe. Aber gerade für sein Liebesleben, in das einen Blick zu werfen von besonderem Interesse sein müßte, bieten auch diese Briefe wenig genug; Chopin begnügt sich da größtenteils mit Andeutungen, die zwar seinen Herzenszustand offen-

*) Karasowski fälscht: „Aber die Gemäldegalerie habe ich mit großem Interesse wieder besucht; lebte ich hier, ich würde alle Wochen hingehen, denn es gibt da Bilder, bei deren Anblick ich Musik zu hören meine."

baren, wenigstens soweit es sich um seine Jugendliebe Konstanza Gladkowska und etwas später um Maria Wodczyńska handelt, uns aber doch die beiden Frauengestalten nicht sehen lassen. Das Rührende und Heilige einer reinen Jugendliebe, die selbst dem Herzensfreunde gegenüber sich scheut, den Namen des „Ideals" auszusprechen, kommt so recht zum Ausdruck in einem Briefe an Jan Matuszyński, von dem er, wie es scheint, irgendwelche besorgliche Nachricht erhalten hat: „Eine Stelle in Deinem Briefe hat mich sehr betrübt. Ist in der Tat wenigstens eine gewisse Veränderung eingetreten? War man nicht etwa krank? Bei einem so gefühlvollen Geschöpfe würde ich es leicht annehmen. Doch vielleicht schien es Dir nur so. Vielleicht war es nur der Schrecken des 29? Denn Gott wolle verhüten, daß ich die Ursache gewesen sein soll. Beruhige sie, sage ihr, daß so lange meine Kräfte hinreichen, daß ich bis zum Tode ... daß ich noch nach meinem Tode meine Asche unter ihre Füße streuen werde. Doch das ist noch zu wenig, was Du ihr sagen könntest, ich will selber schreiben." So schreibt man nur in der holden Überschwänglichkeit eines zwanzigjährigen Herzens. Leider sind die Briefe an Konstanza verloren gegangen; obwohl sie sich anderweitig verheiratet hatte, müssen sie ihr sehr wertvoll gewesen sein, da sie sie vor ihrem Tode vernichtet hat, auf daß nicht, was nach ihren eigenen Worten den Stolz ihres Lebens bildete, nach ihrem Tode der Neugier der Welt preisgegeben werde. Auch der Meister hat die Schwärmerei für sie noch jahrelang in seinem Herzen bewahrt. Nicht minder tief war seine Liebe zu Maria Wodczyńska, mit der er sich 1835 in Dresden verlobt hatte, aber auch ebenso unglücklich, da Graf Wodczyński mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand Chopins das Verlöbnis wieder löste. Wie Chopin diesen Schmerz verwunden hat, darüber fehlt in den Briefen jede Andeutung. Und ebensowenig äußert er sich über sein Verhältnis zu Madame Dudevant alias George Sand, wie sie sich als Schriftstellerin nannte, die ihn in Paris in den Bann ihrer faszinierenden Persönlichkeit gezogen hatte. Das Verhältnis dauerte etwa zehn Jahre, von 1836 bis 1847, wo es zum Bruche zwischen beiden kam; die Ursache erfahren wir aus den Briefen an seine Angehörigen in breiter Ausführlichkeit. Es würde zu weit führen, auf die unerquicklichen, zum Teil skandalösen Geschichten in der Familie der Sand einzugehen, Schuld liegt auf beiden Seiten, aber Chopin hat sicher nicht unrecht, wenn er behauptet, daß sein Eintreten für die von der Sand gemißbilligte Heirat ihrer Tochter Solange mit dem Bildhauer Clésinger der Dichterin die erwünschte Gelegenheit geboten habe, die Tochter und den unbequem gewordenen Freund loszuwerden. Kurz, der Roman endete, wie es bei zwei im Grunde so ganz und gar nicht füreinander geschaffenen Menschen vorauszusehen war, mit einer schrillen Dissonanz, und die Bitterkeit, mit der der Meister zuletzt über die langjährige Freundin urteilt, ist vielleicht nicht immer ganz gerecht, aber von seinem Standpunkt aus wohl erklärlich. In Liebesangelegenheiten war Chopin keineswegs leichtsinnig, und als er erkennen mußte, daß es doch nicht Liebe im höchsten Sinne gewesen, was ihn mit Frau Sand

verbunden hatte, da bricht der Schmerz um ein verlorenes Leben mit herzerschütterndem Schrei hervor, und der Rest ist trostlose Resignation. Hier möge ein Teil des Briefes folgen, in dem der todkranke Meister von London das Gerücht von seiner bevorstehenden Heirat dementiert, und darin zugleich seine edle Gesinnung offenbart: „... Allein, selbst wenn ich mich in irgendein Wesen verlieben könnte, das mich auch so lieben würde, wie ich es mir wünsche, so würde ich noch immer nicht heiraten, weil wir nichts zu essen und auch nicht zu wohnen hätten. Eine Reiche aber sucht wohl einen Reichen, und wenn schon einen Armen, so doch keineswegs einen Krüppel, sondern einen Jungen und Hübschen. Allein darf man Not leiden, zu zweit aber ist es das größte Unglück. Ich kann im Spital krepieren, werde jedoch eine brotlose Gattin nicht hinterlassen. Übrigens sage ich Dir das alles unnützerweise, denn Du weißt ja, daß ich so denke. An eine Gattin denke ich also ganz und gar nicht, vielmehr an das Elternhaus, an die Mutter, die Schwestern. Gebe ihnen Gott, daß sie guten Mutes bleiben. Indessen — wo ist meine Kunst hingeraten? Und mein Herz — wo habe ich es vergeudet? — Kaum weiß ich mich zu entsinnen, wie in der Heimat gesungen wird. Die Welt entschwindet mir ganz seltsam, ich verliere mich, ich habe keine Kraft mehr. Wenn ich mich ein wenig aufraffe, so sinke ich dann um so tiefer. Ich klage Dir nicht, Du hast es verlangt, deshalb kläre ich Dich darüber auf, daß ich dem Sarge näher bin als dem Totenbette. Mein Gemüt ist ziemlich ruhig. Ich bin resigniert."

Reden diese wenigen Zeilen nicht Bände?

Und doch fehlte es Chopin keineswegs an Sinn für Humor. „Frohsinnig und ein Herz voll Sehnsucht", so hat ihn ein Jugendfreund charakterisiert. Für seinen Schwager packt er immer die neuesten Pariser Witze und Anekdoten bei und erzählt auch sonst gern schnurrige Geschichtchen, sein mimisches Talent, durch wenige Striche an Haar und Krawatte sein Gesicht zur beliebigen Charaktermaske zu verändern, wird von verschiedenen Seiten erwähnt. Wirklichen Frohsinn aber atmen eigentlich nur die Jugendbriefe, da kann er sich auch selbst verspotten, im allgemeinen jedoch ist sein Humor objektiv, also Ironie, und darum unproduktiv: vergebens suchen wir in all seinen Werken ein Stück echt humoresken Charakters, denn auch die „Scherzi" tragen ihren Titel zu Unrecht. Anläufe zum Humor sind unverkennbar vorhanden, aber eben nur Anläufe, denn gar bald schweift die Phantasie des Dichters in improvisatorischer Art anderen Zielen zu, so daß wir mit Schumann fragen mögen, wie sich der Ernst kleiden soll, wenn schon der Scherz in dunklen Kleidern geht. Je älter er wird, desto schärfer tritt der sarkastische Zug seines Wesens hervor. „Liszt läßt sich in Bonn ‚er lebe hoch' schreien", bemerkt er anläßlich des Beethovenfestes trocken über die Erfolge des einstigen Freundes. Über Komponisten untergeordneter Art kann er sich überaus drastisch äußern, z. B. ist der achtundsiebzigste Brief, an Fontana gerichtet, in seiner bizarren Laune wirklich Lachen erregend, und vollends groteske Formen nimmt sein Humor an, wenn er auf seine Verleger

zu sprechen kommt. Die Ehrentitel hageln da nur so: „Probst ist ein Lump, Pleyel ist ein Dummkopf! Schlesinger aber ist ein noch schlimmerer Hund! Leo ist ein Jude, so ein Schuft! Ich werde dem Juden einen kurzen Dankbrief schreiben, daß er ihm in die Fersen fahren wird, (er fahre ihm hin, wo es Dir beliebt.)" und in dem vorhin erwähnten Briefe heißt es: „Mach mir einen Diener ausfindig. Umarm Frau Leo (das erstere wird Dir gewiß angenehmer sein, ich erlasse Dir daher das zweite, wenn Du das erste ausführst.)"

Einem so beschaffenen Humor wohnt nicht die befreiende Kraft inne, das Gemüt eines Menschen über das Leid des Lebens zu erheben. Und Chopin litt. An sich schon von so krankhafter Reizbarkeit, daß er mehr wie jeder andere Mensch mit den Nerven lebte, dessen Seele schon als Stoß empfand, was anderen kaum leise Berührung dünkte, litt er an dem heimlichen Weh um sein verlorenes Vaterland, an seiner Herzenseinsamkeit und dem Bewußtsein der steten Zunahme seines physischen Leidens. So mußte namentlich Fernerstehenden sein Wesen sprunghaft, launisch erscheinen, als eine Syntheſe von Gegensätzen, die eben nur durch eine ihm selbst eigene Logik zusammengehalten werden. Wie alle nervösen, feministisch angelegten Naturen, war er im hohen Maße seinen Stimmungen unterworfen, die sich in Momenten besonders starker seelischer Erregung zu visionären Zuständen verdichteten. Bis zu welchem Grade der Selbstobjektivierung seine glühende Phantasie sich dann erhitzen konnte, davon zeugt ein Vorfall während des Aufenthalts in Malorka. Frau Sand hatte mit ihren Kindern einen Ausflug gemacht, während dessen ein starkes Unwetter losging. Chopin war daheim geblieben, weil er sich nicht wohl fühlte, nun geriet er in furchtbare Aufregung, er sah sie schon tot und konnte schließlich den Traum von der Wirklichkeit nicht mehr unterscheiden. Am Klavier hatte er sich beruhigt und getröstet, überzeugt, daß er selbst tot sei. Er sah sich in einem See ertrunken, schwere eisige Wassertropfen fielen auf seine Brust, und als Frau Sand, die inzwischen glücklich heimgekommen war, auf die gleichmäßig auf das Dach fallenden Regentropfen aufmerksam machte, leugnete er das gehört zu haben. Es ist die gleiche Erscheinung, wie sie uns schon in den wilden Phantasmagorien seines Stuttgarter Tagebuches entgegengetreten ist. —

Dieser so eigenartige, mit einem Nervensystem von unerhörter Reizsamkeit und einer überreichen Phantasie begabte Mensch ist nun ein Tondichter, der schon als Jüngling den vielleicht allzu kühnen, aber edlen Willen hat — so schreibt er 1831 an seinen mit großer Dankbarkeit verehrten Warschauer Lehrer Elsner —, sich eine neue Welt zu schaffen. Indem er für seine höchst differenzierten Seelenzustände vollgültigen Ausdruck suchte, in einer Sprache, die imstande ist, ohne jedes begriffliche Hilfsmittel die Empfindung an sich wiederzugeben, mußte er zum Schöpfer einer ihm nur selbst eigenen Musik werden, bei der die völlige Untrennbarkeit eines im höchsten Maße subjektiven Inhalts von der dafür gefundenen, vielfach improvisatorischen Form sofort in die Augen fällt. In der Tat stehen wir hier vor einer völlig neuen Kunst: neben Richard Wagner

ist Chopin der größte Revolutionär auf menschlichem Gebiete. In seiner Harmonik liegt bereits der ganze Reichtum der modernen musikalischen Ausdrucksmittel, ein Kolorismus der Töne, wie er vorher ganz unbekannt war. Indem er Spannungsgefühle, erzeugt durch unerhört lange tonale Schwankungen, durch Chromatik, Modulation, Dissonanzen, in neue Spannungen übergehen läßt, erzielt er Steigerungen von ungeahnten Dimensionen, die das von Breithaupt auf die Chopinsche Kunst angewandte Wort „Tristantechnik" als durchaus treffend erscheinen lassen. Seine Melodik ist von so wunderbarer Farbenpracht, von so herzbezwingender Allgewalt und geradezu plastischer Kraft, daß Robert Schumann z. B. von den „Préludes" sagen konnte: „Hier aber war mir's, als blickten mich lauter fremde Augen, Blumenaugen, Basiliskenaugen, Pfauenaugen, Mädchenaugen wundersam an." Ist es nicht, als ob alle Sehnsüchte unserer Romantik in den Poesien des slawischen Meisters im geheimnisvollen Leben erblühten?

Das ist der Zauber aus versunknen Tagen
Und ist der Quell des grenzenlosen Schönen,
Den wir ersticken, wo wir uns gewöhnen. —
Er hat den Wolken, die vorüberschweben,
Den wesenlosen einen Sinn gegeben:
Der blassen, weißen schleierhaftes Dehnen
Gedeutet in ein blasses, süßes Sehnen;
Der mächt'gen goldumrandet schwarzes Wallen
Und runde, graue, die sich lachend ballen,
Und rosig silberne, die abends ziehn:
Sie haben Seele, haben Sinn durch ihn.
Er hat aus Klippen, nackten, fahlen, bleichen,
Aus grüner Woge brandend weißem Schäumen,
Aus schwarzer Haine regungslosem Träumen
Und aus der Trauer blitzgetroffner Eichen
Ein Menschliches gemacht, das wir verstehen,
Und uns gelehrt, den Geist der Nacht zu sehen.

Es ist die sinnvolle Schönheit in ihrer höchsten Vollendung, die uns aus den Melodien Chopins entgegentritt, und die Anwendung der auf den sterbenden Tizian bezogenen, musikalisch wohllautenden Verse Hugo von Hoffmannthals auf die Musik Chopins dürfte vielleicht ganz im Sinne des literarischen Robert Schumann sein.

Und vollends als Rhythmiker steht Chopin nahezu unerreicht da. Die Wiedergabe der seelischen Schwingungen, der momentanen Nervenzustände durch zeitlich fixierte Werte, die zugleich einen das Gefühl stark erregenden Empfindungsinhalt besitzen, d. h. die Umsetzung der rhythmischen Gefühle in Affekte, dies Problem hat der Meister in denkbarster Vollkommenheit gelöst. Die Mischung verschiedener Taktarten in Triolen und Zweitakt, die eine Verwischung der Taktstriche durch einen häufig gegen das Metrum gehenden Rhythmus des Gedankens bedingen, der plötzlich aufblitzende Perlenregen nur durch das Gefühl einzu-

gliedernder Notengruppen, welche keineswegs kapriziöse, belanglose Fioriturен bedeuten, vielmehr innerlich wahre, den Wert der Hauptnote unterstreichende Koloraturen sind, jenes ganze, von Liszt so ausgezeichnet definierte Rubato, welches den Bewegungen der Blätter und Zweige eines Baumes gleiche, während der Stamm unbewegt bleibe, kurz alle die Feinheiten, die eine spezifische Eigentümlichkeit der Kunst Chopins sind, machen das Chopinspiel so überaus schwierig;*) neben hochentwickelter Technik gehört eine besonders starke Fähigkeit des Sich-einfühlen-könnens in diese Musik dazu, in der die für die moderne Musik so charakterische Polyrhythmie schon voll entwickelt ist, nicht etwa erst in Anfängen sich zeigt, wie Lamprecht irrtümlich meint (deutsche Geschichte, erster Ergänzungsband Seite 29). Sie liegt in der Struktur der ganzen Musik schon organisch beschlossen fertig vor. — Tristantechnik.

So ist er in allen seinen Stücken ganz und einzig, und die Erhebung des Ichs und seiner Zustände zum alleinigen und höchsten Maßstabe, dieser Tropismus seines Schaffens, wie es Scharlitt genannt hat, der seiner Musik eben den nur ihr eigenen, unnachahmlichen Charakter verleiht, und der ihn so häufig die Form der Improvisation, der Skizze anwenden läßt, stempelt seine Tondichtungen zu Tagebuchblättern, zu Bekenntnissen aller Heimlichkeiten seiner Seele: hier schweift seine Phantasie ins Ungemessene, Ahnungsvolle und träumt sich eine Welt zusammen von wunderholder Märchenschöne, hier weint sein Schmerz und rast seine Verzweiflung. Und über allem Sehnsucht, Sehnsucht. . . .

Man hat Chopin mit Richard Wagner zusammengestellt (Scharlitt im Chopin-heft der „Musik" 1908), und in der Tat liegt ein Vergleich zwischen dem weltenstürzenden und -erbauenden Titanen der dionysischen Kunst und dem zarten Dichter der Nachtgesänge näher als man bei der großen Verschiedenheit ihrer Schaffungsgebiete vermuten möchte. Nicht nur gewisse Ähnlichkeiten in äußeren Lebensumständen und Gewohnheiten, wie sie sich bei beiden in der tiefgreifenden Einwirkung weiblichen Einflusses, in dem Luxusbedürfnis — das sich bei Chopin gegenüber dem Seidenrausch des Bayreuther Meisters freilich in recht bescheidenen Grenzen hält —, in ihrer Unwirtschaftlichkeit und der ewigen Unzufriedenheit mit dem von ihnen Geschaffenen zeigen, fordern zur Vergleichung heraus, sondern vor allem die bei beiden Meistern in so markanter Weise zutage tretende Reizfähigkeit ihres Nervensystems, als deren Correlat sich der eben erwähnte Subjektivismus in ihrem Schaffen ergibt, und die grenzenlose Sehnsuchtsstimmung, von der ihre Werke getragen sind. Das große Sehnen, das mit dem klagenden Sextenschritt und den schmachtenden

*) Wie verschieden die Auffassung Chopins unter den Fachmusikern ist, davon gibt eine Vergleichung der einzelnen Ausgaben, allein schon der Metronomisierung, sofern diese nicht von Chopin selbst notiert worden ist, Zeugnis. Dazu kommen noch Änderungen im Text und Willkürlichkeiten aller Art. Die objektivste und besonnenste aller neueren Ausgaben ist ohne Zweifel die von Mertke im Verlag Steingräber erschienene, die wegen der Sorgfalt mit der sie redigiert ist, besonders empfohlen werden kann.

Vorhalten und Septakkorden des Vorspiels zum Wunderwerk des „Tristan" so ergreifend anhebt und dann namentlich im dritten Akt einen wahrhaft seelenerschütternden Ausdruck findet, allerdings hier noch verstärkt und bestimmt durch das erklärende Wort der Dichtung, es durchzittert die gesamte Musik Chopins als der geheime Ton, auf den seine Seele heimlich lauscht, in den Polonaisen und Mazurken determinierter, in den übrigen Schöpfungen gegenstandsloser, mystischer, aber immer unverkennbar, ergreifend. Gleich Tristan verliert auch er sich darum so gern im „Wunderreich der Nacht", und darum weht es uns gerade bei der Versenkung in die Nocturnes oft wie Tristanstimmung an.

Wird es dem Wagnerkenner also wohl noch auffallen, daß in der Intensität der Wirkung Chopinscher und Wagnerscher Musik eine merkwürdige Ähnlichkeit herrscht, ja wenn in der ersteren motivische Gebilde auftauchen, die fast wie eine Vorausnahme der Ausdrucksweise Wagners erscheinen? In dem F-dur-Prélude z. B. Loges Flackermotiv, in der Kantilene des Rondo op. 1 der erste Takt der zweiten Strophe von Walthers Preislied, in der C-moll-Etude op. 10 das drängende Sehnsuchtsmotiv des „Tristan", in der Phantasie op. 49 eine Stelle (der Oktavengang mit der chromatischen Triole), der das Motiv der Hoffnungsfreude im Tristan entspricht, usw.

Eine solche Feststellung ist keine Reminiszenzenjägerei — von einer Entlehnung des einen vom andern kann ja hier gar keine Rede sein —, sondern sie dient nur zur Hervorhebung der Ähnlichkeit der seelischen Vorbedingungen ihres künstlerischen Schaffens. Auffallend aber ist es dagegen, daß gerade Karl Lamprecht, der die Zusammenhänge zwischen den psychologischen Grundlagen der einzelnen Kulturzeitalter und deren Äußerungen in Kunst und Wissenschaft aufzudecken sich bemüht, in seinem Geschichtswerk an Chopin mit flüchtiger Namensnennung vorübergeht: ein schlagenderes Beispiel für die künstlerischen Ausstrahlungen der von ihm so ausführlich behandelten Reizsamkeit hätte er nicht finden können. Allerdings ist Chopin kein Deutscher, Liszt aber auch nicht, und tritt der Einfluß des Meisters auf die Entwicklung unserer modernen Musik auch nicht in dem Sinne zutage, daß er das Haupt einer Schule geworden ist, — das ist bei der ganzen Art seines im höchsten Maße subjektiv und national gehaltenen Schaffens gar nicht möglich — so besteht er gleichwohl. Unsere ganze moderne Klaviermusik steht im Banne der Nachwirkung seiner Persönlichkeit; man denke dabei nicht bloß an die zahllosen äußerlichen Nachahmungen seiner Nocturnes oder Walzer, die ganze Technik des Klaviersatzes, die Ausdrucksmittel des Klaviers sind durch ihn in gleicher Weise bereichert worden wie die des Orchesters und Musikdramas durch Liszt und Wagner. Und wo trotz ausgesprochener Individualität eine gewisse innere Verwandtschaft mit dem Meister vorhanden ist, wie bei Moritz Moszkowski, Xaver Scharwenka und Eduard Schütt, bei dem man allerdings von seinem gemütvollen, echt deutschen Humor absehen muß, da ist eine Kunst von außerordentlicher Feinheit der Linien und wundervollem Gehalt entstanden, namentlich in der Musik Schütts,

den man mit weit größerem Recht einen modernen Chopin nennen könnte als Eduard Grieg trotz des überstarken nationalen Einschlags in seinen Kompositionen. Und das andere Band, das Chopin mit der deutschen Musik verknüpft, heißt — Bach. Er spricht in den Briefen nie über ihn aber wir wissen von anderer Seite, wie eng sein Verhältnis zu dem Altmeister war. An Bach ist er durch seinen Lehrer Elsner geschult worden, ihm verdankt er die strenge künstlerische Disziplin, an Bach gemahnt auf Schritt und Tritt die Polyphonie seiner Schreibweise und Bach spielte er, wenn er sich auf ein Konzert vorbereitete.

So haben also auch wir einen gewissen Anteil an ihm. Es gibt wohl kein deutsches Haus, wo gute Musik gepflegt wird, in dem nicht der größte polnische Tondichter seinen herzbezwingenden Zauber ausübte, in seinen Harmonien den die Völker trennenden Gegensatz auflösend in den Frieden, der höher ist als selbst die Vernunft, den sein ruheloses, armes Herz auf Erden vergeblich gesucht hat.

Zur Rechtfertigung des Krieges

Von Dr. Wilhelm Stapel-Dresden

Warum gilt den Menschen der Völkerfriede als eins der höchsten Entwicklungsziele der Menschheit? Weil es, wie man sagt, einleuchtet, daß er von der Zweckmäßigkeit, der Moral und der Religion gefordert wird.

Von der Zweckmäßigkeit: kein Krieg ohne Menschen- und Gütervernichtung, ohne Vernichtung stofflicher und geistiger Werte. Es mag zwar Fälle geben, in denen ein solches Vertilgen in kleinerem oder größerem Umfange für die Entwicklung zweckmäßig ist. Das ließe sich aber besser systematisch nach Gesetzen regeln als durch den Krieg; denn der vernichtet ja doch nur blind Faules und Gesundes, Schwaches und Starkes zugleich, oft genug nur das Gesunde und Starke. Wie aber, wenn man fragt: wonach wäre zu entscheiden, was vertilgt werden muß? Wir halten heute den Untergang der antiken Welt zumeist für notwendig und durch die folgende Entwicklung gerechtfertigt. Man kann freilich auch da zweifeln: tun wir es mit Recht? Genug, wir tun es. Aber man setze: nicht die rohe Kraft von Barbarenhorden, sondern Seneca hätte darüber zu entscheiden gehabt, ob die Ausrottung der griechisch-römischen Kultur bis an die Wurzeln nötig war! — — Wer will heute sagen, ob nicht eine höhere Zweckmäßigkeit die Vernichtung der gegenwärtig herrschenden

Völker und ihrer Kultur fordert? Man antwortet: ist diese faul, so wird sie von selbst auch im Frieden zugrunde gehen. Aber angenommen, es herrsche wirklich der allgemeine Friede, kein Volk überschreite seine einmal gezogenen Grenzen und mache sich andere Völker untertan wie Preußen, Österreich und Rußland sich Polen untertan machten — von woher soll dann der neue Auftrieb der Entwicklung in das große Absterben und Verkommen gebracht werden? Man kann gewiß im einzelnen Falle sagen: ein Krieg zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich sei unzweckmäßig, weil er Werte austilge, deren Vernichtung in keinem Verhältnis stehe zu dem möglichen Siegespreis. Dann setzt man eben als Maßstab des Zweckmäßigkeitsurteils voraus, daß der Bestand gewisser Werte wünschenswert sei, nämlich derjenigen, die durch das Nebeneinanderleben der beiden Völker gegeben sind. Man kann aber gedanklich den Standpunkt höher und immer höher wählen und damit schließlich alle bestimmten Werte und Zwecke und mit ihnen dann alle bestimmten Maßstäbe in Frage stellen. Welchen Standpunkt ich auf dieser Leiter einnehme, hängt ab erstens von meinem Willensentschluß, zweitens davon, welche gegenwärtigen und zukünftig zu erwartenden Tatsachen sich mir als Grundlage meines Urteils aufdrängen. Wählen wir beispielsweise als Standpunkt den höchstmöglichen: die Aufwärtsentwicklung der ganzen Menschheit oder gar des Kosmos. Dann kann man entweder davon ausgehen, daß ein Faulwerden unserer Kultur möglich oder wahrscheinlich sei. Alsdann würde die Ausschließung eines Krieges jede Aufwärtsbewegung abschneiden, ein ewiger Friede wäre also unzweckmäßig. Oder man ist überzeugt, daß wir auf dem geraden, untrüglichen Weg zum höchsten Ziele sind und daß ein Irrtum ausgeschlossen ist. Dann wird man den Krieg als entwicklungshindernd bekriegen. Nimmt man weiterhin als Standpunkt die Entwicklung einer bestimmten Kultur, einer Rasse, eines Volkes, einer Stadt oder bestimmter Persönlichkeiten, so lassen sich die Schlußfolgerungen auf Grund jener beiden Tatsachen-Voraussetzungen beliebig nach der einen oder anderen Seite hin ziehen. Das besagt: mit dem logischen Denken allein läßt sich ohne Selbsttäuschung garnichts Festes über die Zweckmäßigkeit des ewigen Friedens ausmachen. Welchen Standpunkt man einnimmt und welche Tatsachen man seinem Urteil zugrunde legt, hängt ab von der Eigenart des Urteilenden sowie von den Einzelerfahrungen, auf Grund deren er verallgemeinert. Andere werden ihm immer Verallgemeinerungen anderer Einzelerfahrungen gegenüberstellen können. Mit der bloßen Zweckmäßigkeit ist es also nichts.

Nun aber fordert die Moral den ewigen Frieden! Sowohl, heißt es, die Moral der einzelnen wie die der Völker als Gesamtkörper (Kollektivindividuen). Bleiben wir zunächst bei jener. Da kommt in Betracht einmal der Krieg als sittenverderbendes Milieu für den einzelnen und zum anderen die beiden Gebote: du sollst deinen Nächsten nicht schädigen und töten, und: du sollst deinem Nächsten, es sei Freund oder Feind, Gutes erweisen. Der Behauptung, daß der Krieg Laster erzeuge, kann man die Behauptung entgegenstellen, er erzeuge

Tugenden. Der eine neigt mehr dazu, die eine, der andere, die andere Seite zu sehen und zu betonen. Und will man schließlich diese Dinge quantitativ betrachten und gegeneinander abwägen, so macht man sich damit an eine im Grunde unlösbare Aufgabe. Tugenden und Laster gedeihen im Kriege wie im Frieden; es kommt nur auf die Menschen an, die Krieg führen oder die im Frieden leben. Anders ist es mit den eindeutigen Geboten unseres sittlichen Gewissens. Verbietet mir das, jemanden zu töten, gebietet es mir vielmehr, jedermann nach meinen Kräften zu fördern — und ich kann nicht umhin anzuerkennen, daß es so ist — dann ist der Krieg unsittlich, weil er das Gegenteil verlangt. Man sucht wohl den klaren Befehl des Gewissens zu umgehen und doch sittlich zu bleiben, nämlich: würde ich den Gegner nicht töten, so würde er mich und meine Angehörigen oder viele meiner Volksgenossen töten; ich würde also, wenn ich den Gegner nicht umbrächte, indirekt andere umbringen. Aber nicht, was ein anderer tun würde oder tut, ist für meine Sittlichkeit maßgebend, sondern allein der Befehl meines sittlichen Gewissens ohne jede Hypothese und Konsequenzmacherei.

Fassen wir nun die Völker als Gesamtkörper auf und übertragen wir das sittliche Gebot des einzelnen Gewissens auf sie, so würde es heißen müssen: ein Volk soll nicht das andere schädigen oder vernichten, und ein Volk soll dem anderen, es sei ihm freundlich oder feindlich gesinnt, Gutes erweisen. Da aber erhebt sich die Frage: haben wir ein Recht zu dieser Übertragung eines sittlichen Gebotes, das für den einzelnen gilt, auf eine Volksgemeinschaft? Der Einwand: mit der Befolgung dieses Gebotes würde sich ein Volk zugrunde richten, gilt ethisch nicht: das sittliche Gebot bleibt für den einzelnen Gebot, auch wenn es ihn zugrunde richtet, warum nicht ebenso für ein Volk? Die Folgerichtigkeit ist unbestreitbar, aber das Recht, sittliche Verpflichtungen des einzelnen auf Völker zu übertragen, kann bestritten werden. Und diese Frage kann man nur lösen, wenn man sich darüber klar wird, was unter „Volk als Gesamtkörper" zu verstehen sei. Man kann ein Volk auffassen als letzte, rein naturhafte Einheit, innerhalb deren wohl für die einzelnen Teile rechtliche und ethische Normen (gewissermaßen als biologische Zweckmäßigkeitsregeln) bestehen, die aber nach außen hin lediglich ein Stück Natur bedeutet, allein dem Naturablauf unterworfen. Das Volk „soll" nicht dieses oder jenes in einem weiteren Zusammenhang darstellen, es genügt, daß es ist, um so zu sein, wie es ist. Es ist wie der Stein, der Baum, der Planet auch und folgt wie sie nur den Seinsgesetzen. So angesehen hat das Volk als Ganzes keine ethischen Verpflichtungen. Doch man kann die Völker wiederum einer höheren Einheit, der Menschheit, unterordnen und, wenn der Zweck der Menschheit als ein ethischer angenommen wird, die Völker durch ethische Normen binden. Dann fragt sich, ob es zwei Ethiken gibt, eine für Völker und eine für einzelne Menschen, oder ob beide durch die gleichen Gebote verpflichtet werden. Zwei verschiedene Ethiken würden voraussetzen, daß es neben dem Einzelgewissen auch ein Volks-

gewissen gibt, welches andere sittliche Gebote bewußt werden läßt wie das einzelne Gewissen. Das ist eine ernste Frage, die sich nicht durch bloße Meinung entscheiden läßt. Man kann aber von vornherein sagen: gäbe es zwei Ethiken, so wäre für den einzelnen Volksangehörigen der Widerstreit gegeben: soll ich meinem persönlichen Gewissen gehorchen und nicht in den Kampf ziehen oder soll ich der Pflicht meines Volkes gehorchen und das Gewehr nehmen? Was von beiden verpflichtet am meisten? Nimmt man aber eine einzige Ethik an, so wendet sie sich, das ist mir zweifellos, gegen den Krieg.

Lassen wir diese Fragen offen und wenden wir uns den Forderungen der Religion zu. Jahwe befiehlt den Juden, andere Völker zu unterwerfen, Allah befiehlt den Gläubigen, die Ungläubigen zu unterwerfen. Einmal wird der Kampf einem Volke, das andere Mal einer Religionsgemeinschaft gepredigt. Der Gott-Vater Jesu — er ist wohl zu unterscheiden von dem Gott einzelner christlicher Konfessionen oder bestimmter Entwicklungszeiten der Konfessionen — hat sich weder an ein besonderes Volk, noch an eine begrenzte Gemeinschaft gewendet, sondern an jeden einzelnen Menschen in der Menschheit. Für diesen hat er die sittlichen Gebote sanktioniert. Wenn die Menschen den Worten Jesu in allen Stücken gehorchten, so wäre es ihnen unmöglich Krieg zu führen. Wenn sie aber beides zugleich wollen, so stellen sie eine Reihe von Gedanken dazwischen: sie „lösen die Widersprüche", sie „harmonisieren", sie schieben mit den einzelnen Gedanken die Gefühle der Zustimmung und Mißbilligung hin und her, bis jene harmonische Dämmerung eintritt, die sich in dem Urteil äußert: so ungefähr kann man beides vereinigen.

Wer dem sittlichen Gesetz in sich und dem Gebot der christlichen Religion gehorchen will, muß den Krieg verurteilen. Dies erscheint mir ganz klar, und doch — wer fühlt sich bei dieser Erkenntnis völlig beruhigt?

Wenn ich erfahre, daß mein Volk von einem anderen beleidigt oder bedrängt wird, dann fahre ich auf. Warum? Ich selbst bin nicht beleidigt, ich selbst empfinde nichts von dem Druck, ja ich habe vielleicht sogar wirtschaftliche Vorteile davon. Dennoch fahre ich auf und empfinde den Gegner meines Volkes — nun zwar nicht auch als meinen persönlichen Gegner, aber — eben als Gegner meines Volkes. Und dies allein genügt, mich in die Stimmung des Sich-wehren-wollens zu versetzen. Ferner: wenn ich auf das innere Verhältnis achte, das ich zu meinem Volke habe, so entdecke ich darin als wesentlich das Gefühl des Stolzes. Vielleicht nicht so sehr des Stolzes auf seinen Zustand, als vielmehr des Stolzes auf die in ihm liegenden Möglichkeiten und auf seine Bestimmung. Die Willensrichtung dieses Gefühls läuft da hinaus: ich will, daß mein Volk das stärkste, mächtigste und beste unter allen Völkern sei oder werde. Was dieser Erwartung zuwiderläuft, schmerzt mich; was ihr entspricht, freut mich. Es ist nicht anders wie bei einem richtigen Jungen: er will der größte, stärkste und klügste werden. Stößt er an Grenzen oder an Widerstände, die stärker sind als er, so empfindet er Schmerz und

Scham. Mit dem Reifwerden freilich überfieht er die Grenzen, bemerkt, daß er in gewiffen Richtungen nicht mehr wachfen und fich entfalten kann, und nun wirft er feine Kräfte mit Bedacht in die Richtungen, in denen er weiterhin wachfen kann. Aufhören und nachlaffen wäre Krankheit. Hat er aber alle Möglichkeiten erfchöpft, fo ift er „vollendet", das heißt: er ift nun entweder der ftärkfte und befte, oder er hat fich dabei befchieden, es nicht zu fein, weil er es nicht fein kann. Ebenfo können Völker fich befcheiden in der klaren Erkenntnis, daß ein weiteres Rennen über ihre Kräfte geht. Sie find „müde" und in ihren Möglichkeiten „erfchöpft". Das bloße Dafein und Sich-wiederholen hat vielleicht eine Zeitlang noch Wert für andere, doch nicht mehr für fie felbft. Wenn ich aber nun will, daß mein Volk das mächtigfte und tüchtigfte fei, und wenn ich weiß, daß es das noch nicht ift, fo muß ich wollen, daß es das werde, wenigftens in den Richtungen, in denen es das werden kann. Diefes Streben und Sich-bäumen ift das unmittelbare Bewußtfein des Lebenstriebes felbft, der da werden und wachfen läßt den einzelnen wie das Volk. Hört diefes Streben auf, oder töte ich es aus irgendwelchen Verftandesüberlegungen künftlich ab, fo muß damit auch jener Trieb, jener Drang zur Entfaltung des Lebens ein Ende finden. Es hat keinen Sinn mehr, Zwecke und Ziele zu fetzen, es hat keinen Sinn mehr, Ideale zu haben; denn es kann ja nichts mehr fein oder anderes fein als da ift. Das Volk wäre nur ein Mechanismus, der in fich abläuft — bis vielleicht auch die Feder erlahmt und das Räderwerk ftillfteht.

Der unmittelbare Lebenstrieb, der fich in dem Willen äußert, ftärker und mächtiger zu werden, andere fich untertan zu machen, ift es, der allen Kampf heraufbefchwört, auch den Krieg. Er lebt in dem kräftigften Volk der Welt als der Trieb, das ftärkfte fein zu wollen. Erft wenn feine Lebenskraft in irgendeiner Weife verfiegt oder wenn es die Unmöglichkeit feines Wollens klar erkennt, wird es fein Wollen umbiegen in eine andere, vielleicht rein geiftige Richtung, in der es noch zu wachfen und andere zu überflügeln vermag. Das deutfche Volk hat keinen Grund dazu. Es darf nicht allein im Reiche des Geiftes das erfte Volk fein wollen, es darf wünfchen — fo empfinde ich es —, daß feine Sprache die Welt beherrfchen, daß feine Waffen unbezwinglich, daß fein Wort das Wort des Herren fein foll. Das ift nicht ohne Unterdrückung, ohne Kampf, wohl auch nicht ohne Krieg möglich, denn andere Völker erheben die gleichen Anfprüche. Soll es nun darum verzichten? Es würde damit den Lebens- und Machtwillen der anderen nicht eindämmen. Ift diefer Wille unfittlich? Dann ift der innerfte Lebenstrieb die Quelle des Widerfittlichen. Wir ftänden vor dem „radikal Böfen" unferer Natur, wie Kant es nennt, vor einer Verderbtheit, die fchon im Keime alles Werdens und aller Entwicklung fteckt.

Wenn wir diefen merkwürdigen Widerfpruch unterfuchen wollen, fo können unfere Gedanken zwei Wege einfchlagen. Einmal: ift diefer Lebens- und Machtwille, diefer wurzelhafte Egoismus nicht felbft ein fittliches Gut? Und zweitens:

ist er nicht die Voraussetzung aller Sittlichkeit, ohne die alles Sittlich-sein unmöglich ist? Gelingt eine solche Rechtfertigung, so ist damit auch die Rechtfertigung des Krieges gelungen.

Daß das Leben und damit der Wille zum Leben an sich ein sittliches Gut sei, wird von modernen Ethikern behauptet, merkwürdigerweise just auch von solchen, die gegen den Krieg zu Felde ziehen. (Es ist kaum ein ärgeres Hin- und Herstolpern denkbar als in den ethischen Gehversuchen unserer Monisten.) Religiös bestimmte Ethiken, die das absolute Gut jenseits der Sphäre alles Lebens verlegen, werten das Leben nur als Mittel oder lassen es überhaupt nicht als irgendwie wertvoll gelten. (Buddhismus und Christentum.) Unser unmittelbares ethisches (nicht Lebens-) Empfinden und unsere ethische Praxis gibt diesen letzteren recht: wir werfen in der Tat das Leben für andere Menschen, für Ideen, ja für Phantome hin und empfinden das als sittlich. Wenn dann die Rationalisten des Utilitarismus und des Eudämonismus kommen mit den Erklärungsversuchen: durch das Opfer eines einzelnen Lebens oder Glückes würde ein größeres Quantum oder eine höhere Qualität anderes Glückes erhalten und dadurch die Gesamtsumme oder Gesamtintensität gesteigert, so ist das doch nur eine Verlegenheitsausrede. Wo ist denn die Steigerung, wenn ein Jüngling sich für eine achtzigjährige Greisin opfert oder wenn ein Soldat einen verlorenen Posten verteidigt? Man sagt auch wohl: die Schätzung der reinen Gesinnung sei sekundär, das Primäre sei die Schätzung des Erfolges, das Gefühl der Schätzung sei nach den psychologischen Analogien im Laufe der Entwickelung vom Erfolg auf die den Erfolg verbürgende Gesinnung hinübergeglitten und hafte nun an dieser Gesinnung, auch wo sie nicht mehr Erfolg verschaffe. (Simmel, Einl. in die Moralwissenschaft.) Dieser Kausalnexus ändert nichts an der Tatsache, daß wir eben die Gesinnung als sittlich schätzen und nicht den Erfolg. Die zeitlich-kausale Reihenfolge bedeutet keine Wertung. Wir schätzen nicht das Leben und den Erfolg als ein möglichst hohes Quantum oder eine möglichst hohe Intensität des Lebens, sondern etwas, das über dem Leben steht.

Aber wir bemerkten schon: wenn wir diesen Trieb des Lebens und Wachsens nicht hätten, könnten wir nicht anders sein wollen als wir sind, könnten wir uns keine Ziele setzen, die über dem gegenwärtigen Dasein und So-sein stehen. Es gäbe für uns kein Hinauf und kein Hinab. Daß heißt: es wäre ein ethisches Verhalten unmöglich. Ohne Irrtum gäbe es keine Wahrheit, sondern nur Seiendes und Seins-Gesetze. Ohne Unsittliches gäbe es kein Sittliches, sondern nur Dasein. Ohne diesen Zwiespalt gäbe es nur Naturgesetze, keine Normen. Diese Spaltung im Urgrunde unseres Wesens, diese Quelle des Schmerzes ist der Punkt, wo Natur und selbständiges Bewußtsein sich scheiden. Die Natur fließt weiter durch das seiner bewußte Ich und behauptet ihre Gesetze. Aber die Kreatur lehnt sich auf wider dieses bloße Dasein und seine Gesetze. So muß ich Streit und Krieg wollen, damit ich Frieden suchen kann. Ich muß mich selbst behaupten und durchsetzen, damit ich mich opfern kann.

Was hilft es mir, wenn der eine mich aufruft: der Egoismus ist der ursprüngliche Grundtrieb unserer Natur, der Altruismus nur seine psychologische Verfeinerung; jener also hat den Vorrang, ihm vor allem mußt du gehorchen. Und der andere: der Egoismus ist der rohe Urtrieb, erst mit der Entwicklung des Altruismus hebt das sittliche Leben an, dieser also ist für dich maßgebend. Das sind Schlüsse aus zufälligen Gefühlsbetonungen. Ich muß leben und wachsen wollen, und ein Volk muß nach Macht streben über die anderen, das ist die Bestimmung des Lebens. Und doch darf mir und darf dem Volke Leben und Macht nichts gelten, denn nach der sittlichen Bestimmung ist kein Leben für sich, sondern für anderes. „Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen, über diesen grauenvollen Schlund trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen, und kein Anker findet Grund."

Bismarcks Stellung zur äußeren Mission

Eine zeitgemäße Erinnerung

Von Maximilian von Hagen-Berlin

Bismarck betrachtete die Kolonien völkerrechtlich und staatsrechtlich als Ausland. Nur auf dem Gebiete des Missionswesens machte er eine Ausnahme: zum Leidwesen des ultramontanen Deutschlands brachte er hier die heimische Gesetzgebung zur Durchführung. In diesem Punkte wirkten parteipolitische Verhältnisse, die aus dem verflossenen Kulturkampf hervorgewachsen waren, ausschlaggebend. Als nämlich zwei französische Missionare deutscher Abkunft, die einer dem Jesuitenorden verwandten Pariser Kongregation angehörten, bei dem Auswärtigen Amt um die Erlaubnis nachsuchten, in Deutschland ein Missionshaus zur Erziehung von Missionaren für die deutsch-westafrikanischen Kolonien errichten zu dürfen, da verweigerte er diese. Die Missionare beriefen sich bei ihrem Gesuch auf Artikel sechs der Kongoakte, die, unter Bismarcks Leitung entstanden, Freiheit der Religionsausübung gewährleisteten; Bismarck aber stützte sich auf das Gesetz vom 13. Mai 1873, das auch allen der „Gesellschaft Jesu" verwandten katholischen Orden die Niederlassung auf deutschem Boden untersagte. Bismarck befürchtete einen Versuch der Jesuiten, auf dem Umwege über die Kolonien heimlich nach Deutschland zurückzukehren. Im übrigen blieb ihm die Angelegenheit, die in der katholischen deutschen Welt viel Staub aufwirbelte (Artikel der Germania vom 27. Oktober 1885: „Was man bei uns unter

Religionsfreiheit versteht"), eine internationale und nicht eine konfessionelle. Bei Beantwortung der sogenannten „Interpellation Reichensperger", die anfragte, ob die Ausschließung der Jesuitenmission und mit ihr jeder katholischen Missionstätigkeit beschlossene Sache sei, erkannte Bismarck zwar die Parität der Bekenntnisse wie in der Heimat so auch für die Schutzgebiete voll an: er habe nichts gegen deutsche Katholiken und hielte nicht allein evangelische Einrichtungen für „identisch mit deutsch", wenn er auch eine Trennung der verschiedenen deutschen Missionsgebiete nach Konfessionen mit Rücksicht auf die Priorität ihrer Entstehung um des konfessionellen und politischen Friedens willen wünsche, aber die Zulassung fremdländischer Missionen müsse er ablehnen. Dabei berief er sich auf das Vorbild anderer Mächte, besonders Englands, das den Toleranzartikel sechs der Kongoakte auch nicht auf seine Kolonien anwandte, also fremde Missionen darin nicht duldete und sogar seine eigenen Missionen aus Gebieten, die an andere Staaten abgetreten wurden, auf dem Wege des Verkaufs an die Missionen des neuen Schutzstaates zurückzog. Bismarck befürchtete von Missionen fremder Staatsangehörigkeit Beeinflussung der Eingeborenen zu politischen Zwecken in antideutschem Sinne, im übrigen wollte er keinen Staat im Staate dulden. Den Jesuitenorden aber schloß er ganz speziell nach dem Prinzip der Maigesetze aus, die für ihn, wie alle Gesetze, unübersteigliche Barrieren waren, weil jener es verstehe, mit der Macht zu gehen und, diese sich, wenn man Bismarcks Gedankengang ergänzt, in den deutschen Schutzgebieten nicht bei dem mit der Kolonisation erst eben beginnenden deutschen Reiche, sondern bei dessen politischen Feinden befinden würde. (Reden Band XI S. 244 bis 297.) In der Tat mußte die kosmopolitische, vaterlandslose Gesinnung der Gesellschaft Jesu in der „exponierten Stellung" der Kolonien verhängnisvoll wirken. Diese Besorgnis war aber besonders berechtigt, wenn, wie im vorliegenden Falle, die dem Jesuitenorden verwandte Mission einem fremdstaatlichen Orden unterstand, den Befehlen von dessen Zentrale gehorchen mußte und somit die Macht eines fremden Landes (hier Frankreichs!) zu politischer Wühlarbeit verwenden konnte.

Lag es auch nicht in Bismarcks Plan, andere, den Jesuiten nicht verwandte Orden der katholischen Mission aus den Kolonien auszuschließen, so erwies sich die Bedingung, daß sie keinen Zusammenhang mit dem Jesuitenorden haben durften, doch als ein zweischneidiges Schwert: ein solcher Zusammenhang konnte auf Wunsch immer nachgewiesen werden. Das machten die Ultramontanen sich zunutze. Windthorst behauptete, geschickt manövrierend, mit dem Ausschluß „der katholischen" Orden sei die katholische Mission überhaupt im disparitätischen Sinne behandelt, und brachte damit den Kanzler nur allzu leicht zum Entgleisen auf die vom Zentrum vorbereitete Bahn. Bismarck entgegnete gereizt, die katholische Kirche besitze genügend Kräfte in Parlament und Presse, die eine „traurige Beschäftigung im Kulturkampf und in der Hetze" fänden, Kräfte, die sie besser in der Mission verwenden könnte. Damit hatten die Zentrumspolitiker

das Spiel gewonnen: Bismarcks nur wenig verhüllter Wunsch, die katholische Kirche möge mit ungeschulten Kräften der Mission dienen, kam einer Ausschließung jeder katholischen Mission gleich, denn diese ist ohne Orden ebenso undenkbar, wie der evangelische Missionar ohne die heimische Organisation. Mit Berufung auf Bismarcks eigene Worte konnten sie nun die disparitätische Behandlung ihrer Konfession auch für die Kolonien behaupten, wenn Bismarck auch gegen eine solche „Ungeheuerlichkeit" sich auf das bestimmteste verwahrte. Die gefährliche Behauptung der Ultramontanen, daß einer Bekehrung der Schutzgebiete durch katholische Missionare das böse protestantische Kaisertum im Wege stehe, schien sich nach ihrer Auffassung bewahrheiten zu wollen. Zwar hatte Bismarck dem Zentrum dergestalt ein weiteres Mittel zur Erneuerung des Kulturkampfes in die Hand gegeben, aber auf die Kolonialpolitik konnte es keine Anwendung mehr finden, da diese zurzeit der besprochenen Debatte in ihrem wesentlichen Teile abgeschlossen war. Aller Macht der ultramontanen Partei zum Trotz erreichte er, daß während seiner Kanzlerschaft ihr Wunsch nach Aufhebung des Jesuitenparagraphen und Anwendung des Toleranzartikels der Kongoakte auch auf die deutschen Schutzgebiete vom Reichstag in den Sitzungsperioden von 1887 bis 1890 noch dreimal abgelehnt wurde.

Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Schluß)

Näher und näher rückt die Mitternacht, und nun wird der Junge vom Entsetzen förmlich geschüttelt. Er erinnert sich all der Gespenstergeschichten, die er von je gehört. Wie die Diebe punkt Zwölfe aller Nacht die Ruhe ihres Grabes verlassen und zur Strafe für ihr Vergehen friedlos durch die Friedhofswege gehen müssen, die Augen zu Boden gesenkt, als suchten sie Verlorenes. Wie da die geizigen Bauern auferstünden, den Kirchhof verließen und hinauseilten auf den Acker des Nachbarn, dessen Grenzstein sie zu eigenen Gunsten verrückt haben, und wie sie nun eine Stunde lang mit den dürren Totenfingern den Boden um den Grenzstein auf- und wiederzuwühlen müßten. Wie die Kinderlein ihren Gräberchen erstünden und Ringelreihen um ihre kleinen Kreuzlein herum spielten.

O, es ist so schauerlich, an all das zu denken. Es ist gewiß alles nicht wahr, aber wenn man um Mitternacht auf dem Friedhof steht wie ein frecher Eindringling unter den tief in der Erde schlafenden Toten, dann glaubt man daran. Dann ist es wie eine Strafe, daß man daran glauben muß.

Die Nacht ist so still, daß man jetzt die nahe Turmuhr über den Park hinweg zum Mitternachtsschlage ausholen hört. Sie rasselt.... Sie schlägt die vier hellen Vorschläge der ganzen Stunden!

Bem, bem, bem, bem ...

Und dann die tiefen Klänge:

Bam, bam, bam ... bam!

Zwölf Uhr!

Mitternacht!

Totenstunde!

Gespensterzeit!

Noch während es schlägt, packen den Burschen eisige Schauder, die ihm die Haut des Hinterkopfes zusammenziehen, wie kalte Bäche den Rücken hinunterlaufen und in den Lenden zerrieseln; einer nach dem anderen, ganz furchtbar. Die Zähne klappern ihm, die Haare sträuben sich, er hört sein Blut rauschen und seine Nerven sisseln. Hin und her wird er gerüttelt, als hätten ihn die auferstandenen Gespenster in der Zerre. Seine Augen weiten sich und quellen aus den Höhlen hervor. Er stiert nach des Vaters Grab. Wird der jetzt auch herauskommen und, mit den Fingern auf die blutige Brust deutend, keuchend über die Friedhofswege gehen? Wird sich leise und unheimlich die Erde heben, wie man das sieht, wenn ein Maulwurf seinen Hügel aufwirft? Aber das Grab des Vaters bleibt stille, nichts rührt und nichts regt sich.

Doch vielleicht steht jetzt schon ein Knochengerippe hinter ihm, ein Knochenkerl mit dürren langen Armen und kahlem Totenschädel, aus den tiefen unheimlichen Augenhöhlen entsetzlich grinsend. Karl verdreht die Augen und schielt nach hinten. Er wagt nicht, sich herumzudrehen.

So steht er eine Weile, zitternd wie Espenlaub, die Zähne fest aufeinander gebissen, damit sie nicht klappern sollen. Und dann wendet er sich doch mit einem Ruck um — nichts ist hinter ihm.

Aber jetzt ... horch, was ist das ...? ...? Man hört ein Fluddern in der Luft ...! Dort hinten auf dem alten Teile des Friedhofes, der verwachsen ist mit Hecken und Büschen und verhangen von Trauerweiden, dort ist es.... Von dorther wird nun ein grausiger Totenzug kommen.... Schon hört man da eine heisere Stimme.... Es stöhnt, ächzt.... Es schwirrt in den Lüften.... Man spürt das Wellenschlagen der bewegten Luft wie schwülen Atem.... Und dann fluddert es dicht über seinem Kopfe hin....

Er stößt einen schrecklichen Schrei aus, über den er dann selbst wieder erschrickt. Das wird nun alle die Toten wecken.... Wieder der heisere Schrei in den Lüften, ein paarmal nacheinander....

Es war ein Käuzchen, das da aus dem Gebüsche flog, nur ein Käuzchen, sonst nichts....

Die Turmuhr schlägt das erste Viertel nach Zwölf. Wie begütigend klingt es dem entsetzten Burschen ins Ohr. Es war nur ein Käuzchen, denkt er, nur ein Käuzchen, und schaut sich wieder um, ob nichts Schreckhaftes zu bemerken sei. Aber es bleibt ruhig. Seine Furcht legt sich wohl, doch schütteln ihn hin und wieder noch eisige Schauder. Erst als die Glocke um ein Uhr die volle Stunde schlägt, atmet er wie erlöst auf.

Bem, bem, bem, bem. Bam!

Vorüber ist die Totenstunde, die Gespensterzeit.

Gegen Morgen dampft ein leichter Nebel auf, aber er wird nicht dicht. Als es zu dämmern beginnt, erhebt sich ein frischer Luftzug, der ihn wieder ganz zerbläst.

Schon befürchtet Karl, daß er vergebens gewartet, daß er den Schrecken umsonst erduldet habe, als er durch die herbstlich hohl hallende Luft den Klang von Schritten fallen hört. Er horcht gespannt. Es ist ihm, als ob sein Gehörsinn sich weiter ins vordere Ohr dränge.

Sind es Tänzer, die vom „Grünen Baum" kommen und den Weg nach Hause hinter dem Park her nehmen?

Die Schritte nähern sich. Schon kann man unterscheiden, daß sie nur von einer Person herrühren.

Es schlägt halb Sechs auf der Turmuhr, als das Friedhofstor quietscht. Karl biegt den Kopf nach vorn, um besser sehen zu können, stiert scharf, und ein Feuer sprenkelt durch seine Augen. Er huscht hinter die Zypresse zurück.

Es ist der Fulde-Jean.

Karl sieht, wie er geraden Wegs auf das Grab seines Vaters zugeht, wie er dort ein Messer aus der Tasche zieht, es aufklappt und sich zu dem Kreuze niederbeugt. Er ist in seine Arbeit vertieft.

Auf allen Vieren verläßt Karl sein Versteck und kriecht, so behende er nur kann, in einem weiten Bogen um den Grabschänder herum, um ihn von hinten zu erreichen.

Auf zehn Schritte ist er noch von ihm entfernt. Da macht er Halt, reckt sich auf, ballt die Fäuste und bleckt die Zähne aufeinander. Die Rachsucht schüttelt ihn, eine brutale Gier kommt in ihm auf. Es zuckt in seinen Fäusten, die Zähne knirschen und mahlen aufeinander. Er muß, muß diesen Kerl da zusammenhauen, wie ein Schmied altes Eisen. Des Vaters schweren Zuschlaghammer wünscht er sich in die Faust.... Zerschmettern würde er den verdammten Grabschänder da vorn....

Nun brüllt der Bursche, daß ihm der Schaum von den blauen Lippen flockt:

„Du verfluchter Hund, jetzert bist du verloren!"

Jean Fuld schrickt zusammen, das Messer entfällt seiner Hand, er fährt herum wie ein heftig angedrehter Kreisel, und dann sieht er den Sohn des verhaßten Selbstmörders in mächtigen Sätzen auf sich losrasen. Noch ehe er sich eines weiteren besinnen kann, hat ihn sein Gegner gepackt.

Die beiden halten sich umklammert. Brust liegt an Brust. Sie ringen. Die Stiefel wühlen sich in den weichen Lehmboden ein. Die Rücken sind gestrafft. Jeder versucht, den anderen vom Boden in die Höhe zu bringen, um ihn dann niederzuschleudern. Aber noch gelingt es keinem. Es ist ein wildes Keuchen und Stampfen. Die Blumen sind zertreten. In der Blindheit des Kampfes stürzen die beiden wider das Kreuz, daß es krachend zerbricht. Da zuckt der Fuld zusammen und ächzt mit heiserem Krächzruf:

„Hilfe!"

Die Kräfte verlassen ihn. Der wütende Schmiedesohn zischt ihm ins Gesicht:

„Was, Hilfe? Feigling! Hab ich dich jetzert, Kerl, hab ich dich?"

Wieder krächzt der andere um Hilfe und rafft seine letzten Kräfte zusammen, um sich des Gegners zu entledigen. Da läßt der den einen Arm locker, ballt die Faust, holt weit aus und schmettert sie dem anderen auf die Zähne. Dann packt er den Überraschten bei der Brust, zerrt ihn auf die Erde nieder und kniet sich ihm auf den Leib. Der Unterlegene spuckt dem auf ihm Knienden die ausgeschlagenen Zähne ins Gesicht und höhnt:

„Und er muß doch beim Teufel braten, beim Teufel in der tiefsten Höll!"

Ein Faustschlag ins Gesicht macht ihn verstummen. Als er die Augen wieder öffnet, sieht er das Messer über sich blitzen. Der Atem geht ihm aus, so fest würgt ihn da eine rasende Hand am Halse.

Dem Sohne des Selbstmörders glasen die Augen. Er schüttelt den unter ihm Liegenden, sich kaum noch Wehrenden, daß ihm der Kopf heftig auf den Boden fährt, und schnaubt, während er ihm das Messer mehrmals rasch hintereinander in die Brust sticht:

„So, du sakramentser Kerl, wo jetzert auch mein Vater ist, im Himmel oder in der Höll — wenn du zu ihm kommst, sagst du einen schönen Gruß von mir, ich hätt dir's wett gemacht, daß du sein Kreuz . . .!"

Weiter redet er nicht. Das entsetzliche Stöhnen des Gestochenen bringt ihn zur Besinnung. Er springt auf, wirft das bluttriefende Messer hinweg und beschaut seine blutigen Hände. Ein Entsetzen packt ihn, die Gedanken stehen ihm still. Mit hervorquellenden Augen betrachtet er stier den Röchelnden, und dann wirft er sich neben ihn auf die Knie, schluchzt in tiefer Reue auf und ruft in qualvoller Angst:

„Jean, Jean, bleib leben! Das wollt ich net! Jean, Jean!"

Der Niedergestochene hebt schwer die Augenlider; den glasigen Augen entsteigt mühsam und müde ein gebrochener Blick, aus dem das letzte Leben flieht. Die Brust hebt und senkt sich noch einmal. Und dann nicht mehr. Tot.

Jetzt hört man nur noch des Mörders eindringliches, hastiges Zureden:

„Jean, Jean! Jean, Jean! Horch doch, Jean! Jean, hörst du mich net? Jean!"

Er umfaßt den Leichnam mit beiden Armen und versucht, ihn aufzurichten. Die Last ist schwer, der Kopf hängt sich hintüber und baumelt. Da erkennt der Bursche, daß nicht mehr zu helfen ist. Er läßt die Leiche wieder auf die blutgetränkte Erde gleiten und kniet sich daneben. Sein Gesicht wird ausdruckslos, als wüßte das Hirn nicht mehr, was da geschehen sei. So bleibt er eine Weile knien, und immer blöder wird der Ausdruck seiner Mienen; der Mund ist halb geöffnet, und die Augen haben das Geistige verloren.

Der unglückliche Mensch steht auf, putzt die blutigen Hände gleichgültig an die Hosen, so wie er sie an der Stallschürze abstreicht, wenn er das Kleienfutter fürs Vieh auf die Wärme geprüft hat, verläßt mit wankenden Schritten den Ort der entsetzlichen Tat und kauert sich in dem Fliedergestrüpp eines alten Grabes nieder, ein Zerschlagener an der Seele wie am Leibe.

Er bemerkt es nicht, daß ein Weib hastig und unruhig die Straße daher kommt, am Friedhofstor stehen bleibt und mit grellen Blicken zwischen den eisernen Gitterstäben hindurchlugt, zusammenzuckt, den Mund in heftigem Erschrecken mehrmals auf- und wieder zuklappt und schwankend wieder nach dem Dorfe zurückeilt.

In den Gassen stößt die Hungels-Gret einen gellenden Hilfeschrei aus und sucht mit den angstrollenden Blicken die Gassen ab. Nach und nach erscheinen ein paar verschlafene Bauern und fragen unter Gähnen, was denn nur los sei.

Es dauert lange, bis sie sich aus den wirren Worten der Gret ein Bild machen können. Je mehr Bauern sie um sich sieht, um so rascher gewinnen Bosheit und Fanatismus die Oberhand in ihr, und ihre aufstachelnden Rachworte fallen wie zündende Funken in die Seelen der Versammelten.

„Seht ihr's!" sagt sie, „der Appel fällt net weit vom Stamm! Ausrotten müßt' man das ganze Salzergesindel!"

Fast ist ihr der Neffe, dem zu Hilfe zu eilen sie nicht den Mut hatte, Nebensache geworden. Erst, als auch der Vater des Ermordeten, ihr Bruder, sich in den Menschenkreis drängt, verliert sie ihre Fassung wieder.

„Ach du liewer Gott, Georg, was en Unglück! Ach du liewer Gott, dem Bub wird doch nix Schlimmes passiert sein!"

In den Mann fährt ein heftiger Schreck. Er ballt die Faust gegen seine Schwester und zischt:

„Mensch, wann was passiert ist, sollscht du mir aach die Kränk krieje!"

Und dann reden die übrigen Bauern, junge und alte, auf ihn ein. Er hört zu, und als der Bericht zu Ende ist, reckt er den Arm aus und ruft:

„Allo, enaus dann, daß wir sehn, was passiert is. Und dem Salzer seinem schmeißen wir alle Rippen im Leib kaput! Gret, voran!"

Aber die Gret hat eine entsetzliche Angst. Sie sieht wieder das Bild vor Augen, das sie durch das Friedhofstor erspäht hat, und jetzt erst fragt sie sich mit Bangen und Zagen: wird er noch leben? Und dann fällt ihr die Mutter ein, die sie auf das Unglück vorbereiten muß.

„Georg, geh du aweil mit dene Leut enaus, ich will zuerst zu deiner Fraa!"

So zieht die erregte Menge hinaus auf den Friedhof. Ein Menschenknäuel schließt sich um das Grab, um die Kampfesstätte. Der Vater beugt sich nieder zu dem Sohne, und muß sehen, daß er tot ist.

Eine Weile steht er ganz starr nnd wortlos, und auch in der Menge verliert sich kein Wörtchen. Stille. Bis auf einmal der Mann seine Arme in die Luft wirft und schreit:

„Jetzert gibts net Ruh und net Rast in mir, bis Vergeltung geübt ist! Ein Dunnerkeil muß den Hund verschmeiße, der das geschafft hat!"

Da kommt auch die Hungels-Gret zum Tore herein und hält ein weinendes Weib umfangen, das sie fast forttragen muß, so schwer lehnt es wider sie. Der Menschenring öffnet eine Gasse und läßt die beiden ein. Der Bauer nimmt sein Weib zu sich, zwingt seine rauhe, erregte Stimme zur Milde und sagt, indem er der Frau mit seinem breiten Rücken den schaurigen Anblick zu verdecken sucht:

„Faß dich, Lenche, faß dich!"

Aber die unglückliche Mutter drängt ihn beiseite und sinkt mit einem wilden Aufschrei an der Seite des Kindes nieder.

Die Hungels-Gret weiß sich nicht zu helfen. Sie möchte trösten und kann nicht. Sie möchte die weinende, schluchzende Mutter aufheben, aber die Hände sind ihr schwer wie Blei, und sie spürt, wie eine große Verwirrung sie umnebeln will.

Da wacht, ihr unbewußt, alle Frömmelei und aller Fanatismus in ihr wie eine Schutzwehr auf. Sie reckt den Zeigefinger drohend in die Höhe und schreit mit spitzer Stimme:

„Seht ihr's, ihr Leut, wie unser Herrgott schon alles Unheil über unser Dorf kommen läßt wegen dem eineinzigen Selbstmörder! Das ist der Fluch Gottes!"

Noch ehe diese Worte in den Bauern recht zur Wirkung kommen können, rollt ein Brüllen durch die Luft wie von einem Raubtier.

Karl, der alle Vorgänge am Grab gleichgültig verfolgt hat, als gingen sie ihn nichts an, wird durch die gellende Weiberstimme noch einmal aus seiner Stumpfheit geweckt. Er springt auf, reißt in mächtiger Wut von dem Sockel des Grabsteines, zu dessen Füßen er zusammengekauert lag, die Engelsstatue aus weißem Kalkstein, schwingt sie über den Kopf und stürmt so auf die Hungels-Gret zu, indem er mit gewaltiger Stimme dabei brüllt:

„Du sollst verflucht sein, du Mensch, du, du, du, du!"

Ein ganz entsetzliches Dröhnen grollt in dem Wörtchen du. Es liegt etwas Dämonisches in der Erscheinung des Anstürmenden, der mit der schweren Engelstatue zum Wurfe ausholt wie ein Riese mit einem Felsblock spielt.

Die Bauern, hinter deren Rücken die Hungels-Gret sich vergebens zu verstecken sucht, weil jeder sie wieder vor sich stößt, weichen gegen die Friedhofsmauer zurück. Zu ihrer höchsten Verwunderung und Erleichterung zugleich läßt der Bursche das Steinbild plötzlich fallen, wendet sich seitwärts und fliegt mit weit ausgebreiteten Armen auf das Tor zu. In seinem Gesichte geht eine merkwürdige Veränderung vor. Das Rohe, Brutale, Viehische, Unsinnige, die ganze dämonische Verzerrung weicht einem friedlichen Ausdruck, einem freudigen Strahlen und erlösten Leuchten, und aus der Brust, aus der eben noch die rasendsten Rache- und Wutschreie gellten, sprudelt eine halb gebrochene, halb klare Jubelstimme:

„Unkel Hannes, Unkel Hannes!"

Hannes Holtner, den die Nachricht von der Tat beim Füttern erreicht hat, kommt gerade zum Friedhoftor herein. In dem unglücklichen Menschen aber wacht bei diesem Anblick die Liebe auf und berührt und segnet mit ihrem Kusse seine stumpfe Seele, daß sie alles Unedle von sich schütteln muß.

Die Verfolger aber glauben, daß der Bursche ihnen entfliehen wolle, denn ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf ihn, und so beobachteten sie das Kommen des Mannes nicht.

Steine, von der bröckeligen alten Friedhofmauer gerissen, fliegen Karl entgegen, und einer zerschmettert ihm die Schläfenwand. Er stürzt, die ausgebreiteten Arme nach vorn, zusammen.

Im gleichen Augenblicke will sich die Menge auf ihr Opfer werfen, doch die dröhnende Stimme des Hünen Hannes Holtner hält sie zurück wie gebändigte Tiere.

„Rühr mir ihn keiner an! Soll noch mehr Unheil angerichtet werden?"

In einigen erwacht die Besinnung, und sie schelten auf die Steinwerfer. Diese aber fragen, ob dem Mörder denn ein Unrecht geschehen sei. Es ist ein wüstes Schreien und Widerredengeben, bis der Polizeidiener die Menge aus dem Friedhofe weist und den Arzt rufen läßt.

Hannes Holtner aber bückt sich zu seinem Schützling nieder, der regungslos daliegt.

„Karl, mein lieber Bub, Karl, hörst du, Karl?"

Keine Antwort. Da hebt Hannes Holtner den Getroffenen auf wie ein kleines Kind. Er ist tot. Die Liebe hat die Seele, die sie aus der Vertierung erlöst, mit sich in die Heimat genommen.

Erschüttert legt Hannes Holtner die Leiche wieder auf die Erde, lehnt sich wider die Friedhofsmauer und hält Wache bei seinem Liebling. Sein Blick geht verloren ins Weite. Er zuckt zusammen, als er seinen Namen rufen hört. Sein Bruder Vinzenz steht vor ihm.

„Hannes!"

Sonst nichts.

„Vinzenz!" sagt Hannes Holtner und deutet auf die Leiche. Sonst nichts.

Vinzenz Holtner aber weiß, daß der Bruder nach betrogener Jugendliebe, die ihn von der Hochschule zurück auf die väterliche Scholle getrieben hatte, den größten Schmerz seines Lebens leidet. Vinzenz Holtner weiß auch, daß sein Bruder mitschuldig ist an den grausigen Geschehnissen, aber er schweigt.

Die Kunde von dem Unglück hat sich durch das Dorf verbreitet, und in Scharen strömen sie heraus. Es ist ein Summen und Surren von Stimmen vor dem Friedhof, an dessen Eingang der alte Ruppel Wache hält und die Andrängenden zurückweist. Die nicht Zeugen der Tat waren, fragen nach den Einzelheiten, und dann sprechen und raunen sie, wie doch ein Unglück das andere nach sich ziehe.

Auch der Pfarrer kommt nach der Messe heraus. Er ist tief erschüttert, in seinen Augen stehen Tränen. O, es ist so schwer, so grauenhaft verantwortungsvoll, Pfarrer zu sein, Hirte. Seine Lippen zittern von den Gebetsworten, die zagend und zuckend über sie beben. O Gott, wieviel des vergossenen Blutes kommt über ihn?

Er sieht den Schmerz des Hannes Holtner und streckt ihm die Hand entgegen. Doch der achtet es nicht und sieht über den Pfarrer hinweg.

Da neigt der Priester den Kopf auf die Brust, die Hand aber läßt er nicht sinken, sondern hebt sie höher zum Segen über den toten Karl.

Als die Hungels-Gret von der Leiche ihres Neffen zurückkommt, tritt sie an die seines Mörders, schaut Hannes Holtner fest ins Gesicht und sagt mit ungebrochen grausamer Schärfe:

„Das ist die Vergeltung!"

Dem Manne schwellen die Zornadern dick wie Bindfaden heraus, aber er mäßigt sich. Mit tiefer Stimme fragt er die Hungels-Gret:

„Vergeltung?"

Aus seinem Munde kommt die Frage so schauerlich, daß dem Weibe alle Brunnen der Frömmigkeit einbrechen. Der Tempel der Selbstgerechtigkeit, den sie sich erbaut, stürzt zusammen und zerschmettert ihre Festigkeit. Sie taumelt zurück vor der Erkenntnis, die bei der Frage Hannes Holtners wie ein zischender Blitz ihre Seele durchzuckt. Sie wendet sich ab, wortlos zwar, aber das Herz voll rasend anstürmender Vorwürfe und Anklagen.

Und zum erstenmal seit ihrer Kindheit geht sie in die Kirche wie der arme Zöllner und betet dort für dreie.

* * *

Die Tage vergehen und die Wochen.

Zwei Gräber haben sich geschlossen, und schon blühen weiße Astern darauf.

Auf dem Friedhofe dulden sie sich als Nachbarn: der Selbstmörder und sein Sohn und der Grabschänder.

Und wenn die Hungels-Gret dort kniet in tiefer Zerschlagenheit und nicht fort will von den Gräbern, dann kommt eine Schwester des Ermordeten, ihre Nichte, führt sie hinweg und sucht die Trostlose zu trösten.

Aber diese weist alle beruhigenden Worte ab.

„Lieb Kind, du weißt nicht, wie mir's ums Herz ist. Ich mein grad, ich hätt alle Last der Welt zu tragen, und ich find keine Ruhe bis an mein Lebensend, und ich möcht bald verzweifeln. Wer weiß, ob ich nicht noch bis über den Tod hinaus büßen muß. Denn immerfort hör ich unsern Herrgott sprechen: Richte nicht, damit du nicht gerichtet werdest . . .!"

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Theater

Georg Fuchs: „Die Sezession in der dramatischen Kunst und das Volksfestspiel." (Bei Georg Müller, München).

Georg Fuchs, der Leiter des Münchener Künstlertheaters, bringt in diesem Bändchen eine Reihe aktueller Gedanken, denen man einen gesunden Kern nicht abstreiten kann, so entschieden man auch die waghalsigen Konsequenzen, zu denen der Verfasser gelangt, im letzten Grunde verwerfen muß. Der gesunde Kern liegt in dem Fuchsschen Aufruf, das zeitgenössische Theater vom Elend des „Literarischen" zu befreien, einer Bühnenkunst die Wege zu bahnen, die in harmonischer Geschlossenheit nach großen, volksbeglückenden Zielen strebt, und nach dem Vorbilde des attischen Theaters eine neue Kunstepoche heraufdämmern zu lassen, die den verlockenden Gedanken: „ein Volk, ein Gott, eine Kunst" in wirkungsvollen Riesenlinien auszudrücken vermag. Tatsächlich lastet das, was Fuchs das Literarische nennt, wie ein Fluch über unserem Theaterleben. Es hat eine solche Zerrissenheit, ein solches Sich-Verkapseln in Sonderbewegungen und eine so entschiedene Abkehr von den Forderungen des Tages erzeugt, daß schon sehr viel optimistische Phantasie dazu gehört, heute von einem lebendigen Zusammenhang zwischen Theater und Volksbewußtsein sprechen zu wollen. Wenn unsere ernsthaften Bühnenhäuser veröden und ihre Kundschaft mehr und mehr ans Varieté und an den üppig wuchernden Kinematographen abtreten müssen, so liegt das ganz gewiß daran, daß das Publikum im Theater schon lange nicht mehr findet, was es sucht. Der auf der deutschen Bühne, wie es scheint, allmächtige Snob hat da eine heillos breite Kluft geschaffen und wird vor dem Richterstuhl der Zukunft zweifellos die Sünde vertreten müssen, das dankbarste Menschenmaterial, das unser Volk herzugeben hat, böswillig und hartnäckig dem Theater entfremdet zu haben. Wenn ein Vergleich gestattet ist: die englische Bühne, so tief sie auch kulturell stehen mag, hat auf jeden Fall jenen lebendigen Zusammenhang mit der Gegenwart und mit der Zeit überhaupt, von dem wir oben sprachen. Sie wurzelt mit allen Fasern in der Welt des Engländers von heutzutage. Sie sucht ihr Ziel nicht im fragwürdigen Bereich blasser Problematik, sondern sie betont, stolz und

bewußt zugleich, in allen ihren Erscheinungen: ich bin ein Produkt der englischen Nation; ich fühle mich eins mit dieser Nation, und es genügt mir, wenn ich widerspiegeln darf, was die Wesensmerkmale, was die Farbe, den Duft dieser Nation ausmacht. Hier finden wir jenen innigen Kontakt zwischen Bühne und Volksbewußtsein, nach dem bei uns heute nur noch Schwärmer suchen. Und wer Luft verspürt, mag denn auch mit neiderfüllten Augen auf die sogenannte englische Theaterkultur blicken.

Wir müssen gestehen, daß wir diese Luft ganz und gar nicht verspüren. Die Medaille hat nämlich bei näherer Besichtigung auch eine sehr, sehr böse Kehrseite. Die nahezu völlige Abwesenheit aller geistigen Werte hat auf der englischen Bühne einen Zustand geschaffen, der deutschem Geschmack denn doch ziemlich unerträglich erscheint. Es herrscht da, rein künstlerisch genommen, eine Anspruchslosigkeit, die uns bei allem guten Willen nichts zu geben vermag; eine Primitivität der Sitten und des Geschmacks, über die wir eigentlich nur lächeln können. Und wenn man uns ernsthaft vor die Wahl stellt, werden wir doch wohl sagen müssen: Lieber auf unsere Art „literarisch", als auf englische Art kindlich und primitiv.

Auf diesem Wege also kommen wir nicht weiter. Er führt ins Flache statt ins Tiefe, ins ewig Banale statt ins künstlerisch Wertvolle. Das fühlt auch Georg Fuchs und sein sehnsüchtiger Wunsch nach einer großen, einheitlichen Theaterkunst bewegt sich denn auch in anderer Richtung. Er sucht und findet die Verbindung zwischen den starken Eindrücken, die ihm die Oberammergauer Passionsspiele einerseits und der Max Reinhardtsche Ödipus anderseits vermittelt haben, und sein intelligenter, aber nicht durchweg unanfechtbarer Gedankengang gipfelt in der Forderung nach dem modernen Volksfestspielhaus. Er steht mit dieser Forderung, wie wir wissen, ganz und gar nicht vereinzelt da. Zweifellos hat der Gedanke, um den es sich handelt, etwas ungemein Bestechendes. Die verblüffenden Wirkungen, die Max Reinhardt mit seinen ersten Zirkusaufführungen auslöste, mußten notwendig zur Reaktion, zur bündigen Absage an das „literarische" Drama des intimen Kammerspiels führen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Sehnsucht unserer besten Geister seit Jahr und Tag aus der Enge und Gebundenheit des sogenannten Problemstücks heraus will, daß sie nach dem al Fresco einer überlebensgroßen Kunst strebt, daß sie der blassen Abstraktionen müde ist und nach Fleisch und Blut und Lebenswärme verlangt. Wir alle, denen die Entwicklung des deutschen Theaters am Herzen liegt, haben schon mit dem beglückenden Gedanken eines Volksfestspielhauses gespielt. Wir alle haben davon geträumt, daß eine Zeit nahe ist, die die Wechsler und Händler aus den Bühnenhäusern peitscht und Thaliens Tempel wieder zu einer Kunststätte in des Wortes bester Bedeutung umschafft. Georg Fuchs spricht da mit schöner Begeisterung einen Gedanken aus, um den sich in dieser verworrenen Zeit der deutsche Idealismus schart. Und der Idealismus, mit dem er den Kampf aufnimmt, ist denn auch das Beste und Wertvollste an seinem Buche.

Allerdings sitzt an dieser Stelle gleichzeitig, wie uns scheinen will, der Kardinalfehler seines Rechenexempels. Eine Theatergründung ist noch immer eine verteufelt reale Sache gewesen, bei der es mehr auf gesunde Bilanzen als auf waghalsige Phantasien ankam. Georg Fuchs aber bleibt Phantast von Anfang bis Ende, Phantast im guten und Phantast im schlechten Sinne. Er schwärmt, aber er rechnet nicht. Sein zukunftstrunkenes Auge sieht schon Männer und Frauen, Kinder und Greise, Gesunde und Kranke, Arme und Reiche in endlosem Zuge zum Volksfestspielhause wallen. Sein Ohr hört schon das beglückende Sursum corda einer großen, allumfassenden Dramatik. Was in Oberammergau möglich ist, fragt er, warum soll das nicht auch in profanen Bühnenhäusern möglich sein? Warum sollen nicht auch da die aufrüttelnden Wirkungen einer großen, primitiv heiligen Einheitskunst zu erzielen sein?

Wir, die wir etwas nüchterner denken, müssen ihm darauf antworten: weil unsere verworrene, tausendfach gespaltene Kulturepoche von vornherein nicht den Boden für das sogenannte Theater der Zehntausend herzugeben vermag; weil wir viel zu ratlos, zu unruhig, zu skeptisch, zu — nervös sind, um

auch nur die Voraussetzungen für die erträumte Einheitskunst aufzubringen. Der Begeisterungstaumel, in den die Reinhardtschen Zirkusaufführungen und die Oberammergauer Spiele einen sonst klaren Kopf wie Georg Fuchs gestürzt haben, ist begreiflich und entschuldbar, hält aber einer kritischen Nachprüfung keinesfalls Stand. Fuchs erhebt das, was als einmaliges Experiment passieren mochte, voreilig zum System. Er läßt seinen — und unser aller — sehnsüchtigen Wunsch zum Vater seines Gedankens werden. Er fordert als Gesetz, was zufällig in zwei oder drei Ausnahmefällen sich bewährt hat. Er vergißt, daß die Dimensionen der Arena, wenn sie auch dem „König Ödipus" und vielleicht fünf oder sechs anderen antiken Tragödien gewisse Monumentalwirkungen abnötigen können, der großen Gesamtheit unserer klassischen Dramatik geradezu mörderisch werden müssen. Er vergißt weiter, daß die Verwirklichung des Volksfestspiels mit großer Wahrscheinlichkeit — es sind heute schon Anzeichen dafür da! — sehr bald zur völligen Verflachung und Banalisierung aller Theaterkunst führen würde, schon deshalb, weil die auf sechs- bis zehntausend Zuhörer berechnete Riesenarena jede Intimität, jede Nüance erbarmungslos mordet und von der Stimme, der Geste und der Gesichtsmimik des Schauspielers eine ins grob Brutale und banal Sinnfällige gesteigerte Theatralik verlangt. Und er jubelt im ersten Rausche über die Wiedergeburt unseres Theaters und vergißt dabei, daß er mit seiner Taktik den halben Shakespeare, Goethe und Schiller und den ganzen Hebbel und Ibsen und Hauptmann kurzerhand totschlägt.

Die Sehnsucht, deren Herold Fuchs ist, teilen wir. Die Folgerungen aber, zu denen er kommt, müssen wir ablehnen. Immerhin bleibt die Feststellung von Interesse, daß Georg Fuchs, der ehemalige Reinhardtgegner und erfolglose Erfinder der Reliefbühne, jetzt mit fliegenden Fahnen ins andere Lager übergegangen ist. So schnell können Weltanschauungen sich wandeln.

Dr. Arthur Westphal-Berlin

Literatur für Jagd- und Hundeliebhaber

Die Erkenntnis, daß eine vernünftige Hege der bessere Teil des Weidwerks sei, bricht sich erfreulicherweise in den Kreisen der Berufsjäger wie der wirklichen Jagdfreunde immer mehr Bahn, und kein Jäger, dem an einem gutbesetzten Revier gelegen ist, wird heute die Sorge für den Fortbestand seines Wildes lediglich der Natur überlassen. Wer sich des Rechtes erfreut, das edle Weidwerk auszuüben, hat auch die Pflicht, sich des Wildes in guten wie in bösen Zeiten anzunehmen, durch sinngemäßen Abschuß kümmernder und schlecht veranlagter Individuen die „Rasse" zu heben und vor allem durch geeignete Fütterungseinrichtungen dem Wilde über die Not des Winters hinwegzuhelfen. Denn das wird wohl niemand, der in Wald und Feld zu Hause ist, leugnen: die Daseinsbedingungen für die jagdbaren Tiere unserer deutschen Heimat werden von Jahr zu Jahr ungünstiger. Die modernen „rationellen" Methoden des Ackerbaues und der Forstwirtschaft machen dem Wilde, wenigstens dem Schalenwilde und dem Wildgeflügel, das Leben immer schwerer. Feldgehölze, Erlen- und Weidenheger, Dornenhecken, Ödlandflächen und Brüche verschwinden immer mehr aus dem Landschaftsbilde, und auch die einförmigen geschlossenen Forstbestände, die noch dazu meist aus Nadelholz bestehen, bieten nur als junge Kulturen dem Wilde Deckung. Schlimmer noch sieht es mit den Äsungsverhältnissen aus. Kiefern-, Fichten- und Buchenbestände entbehren des Unterholzes und der Kräuterflora vollständig, Brachäcker, auf denen sich bis tief in den Winter hinein immer etwas Genießbares erhielt, gibt es nicht mehr, Holzarten, deren Rinde das Wild mit Vorliebe annahm, hat man als „nutzlos" gerodet. Es bleibt dem armen Wilde zur Befriedigung seines Äsungsbedürfnisses, vulgo Hungers, nur die Wintersaat, vorausgesetzt natürlich, daß auch diese ihm nicht durch Stacheldrahtzäune oder hohen Schnee versperrt ist.

An Vorschlägen, wie die natürliche Äsung im Winter durch künstliche Fütterung zu ersetzen sei, hat es in der Fachliteratur nie gefehlt. Aber die meisten Versuche in dieser Richtung haben nur mäßige Erfolge gezeitigt, zuweilen sogar geradezu ungünstig auf den Gesundheitszustand des Wildes eingewirkt, und dadurch ist mancher Weidmann von

weiteren Experimenten abgeschreckt worden. Diese Mißerfolge hatten ihre guten Gründe. Erstens wurde mit der Fütterung gewöhnlich viel zu spät, d. h. erst bei hohem Schnee und anhaltendem Froste, begonnen. Das Wild braucht jedoch einige Zeit, ehe es sich an den ihm vom Menschen gedeckten Tisch gewöhnt und seine natürliche Scheu vor Futterhütten, Krippen usw. überwindet. Zweitens war es aber auch, wenn es die Fütterungen endlich annahm, schon so entkräftet, daß ihm die hastige Aufnahme größerer Quantitäten ungewohnter Nahrung wie Heu, Kartoffeln und Rüben schwere Verdauungsstörungen zuzog und so das Eingehen manches Stückes beschleunigte.

In seinem Buche **„Die rationelle Wildfütterung, insbesondere die Winterfütterung des Rehwildes** (J. Neumann, Neudamm, M. 2.50) gibt der Privatförster **Fr. Schepper** nun eine Anweisung, wie sich die geschilderten Mißstände des künstlichen Ersatzes für die fehlende natürliche Äsung vermeiden lassen, ohne daß die beabsichtigte Wirkung der Fütterung, die schon zeitig im Herbste beginnen muß, durch ungebetene Gäste wie Mäuse, Eichhörnchen, Häher usw. beeinträchtigt wird. Schepper hat eine automatische Futterkrippe für Rehwild — in größerem Formate auch für Hochwild — konstruiert, deren Herstellung nicht allzu kostspielig und deren Mechanismus so einfach ist, daß sie jahrelang in Gebrauch bleiben kann. Er ist durch einen Zufall auf diese Erfindung gebracht worden, denn er beobachtete, wie eine Ricke mit Kitz auf dem Fasanenfutterplatze erschien, durch Niedertreten des Trittblechs den Deckel eines der längst bewährten Fasanenfutterkasten hob und nun begierig den kurz vorher eingeschütteten Mais äste. Die Folgerung, daß Rehe, wenn sie freiwillig und ohne Scheu einen aus Eisenblech verfertigten Kasten öffneten, um zum Futter zu gelangen, auch einen größeren, eigens für sie bestimmten Futterbehälter öffnen würden, lag nahe. Der Verfasser baute zwei Kasten aus Holz, verwitterte sie durch einen Anstrich aus Erdbrei und stellte sie im Walde an Stellen auf, wo Rehe gern standen und durch Ausstreuen von Kastanien und Rüben angekirrt waren. Er legte jetzt nur wenig Futter auf den Boden, desto mehr aber in die Krippe, deren Deckel durch einen Stellstift ganz hoch gestellt war. Zunächst wurden die Kastanien, Rübenstücke und Kohlblätter in der Krippe von den Rehen unbeachtet gelassen, nach wenigen Tagen aber doch genommen, worauf Schepper die Kasten nur noch mit Kastanien und Eicheln füllte, auf den Boden jedoch nur einige Reste aus der Krippe sowie einige wenige Blätter warf. „Nach acht Tagen wurde der Krippendeckel mittels des Stellstifts etwas tiefer gestellt, so daß er sich beim Betreten des Fußbrettes etwas bewegte; auch hieran gewöhnten sich die Rehe in einigen Tagen, und zwei Wochen später hatten sie gelernt, vertraut die ganz geschlossene Krippe zu öffnen, d. h. durch Niedertreten des Fußbrettes den Deckel in die Höhe zu schnellen; sie erschraken auch nicht im geringsten beim Niederfallen des Deckels, obgleich dabei ein ziemlich lautes Klappen erfolgte."

Nach diesem günstigen Ergebnis hat Schepper in den letzten Jahren eine große Anzahl automatischer Krippen aufgestellt und dadurch seinen Rehbestand unvermindert auch durch strenge Winter hindurchgebracht. Außer Kastanien, die übrigens zerquetscht verfüttert werden müssen, und Eicheln verwendete er in seinen Kasten später auch Mais, Bohnen, Erbsen, statt dieser neuerdings aber vor allem die bekannten, von Denkers Pferde-Kakesfabrik, Altona (Elbe) in den Handel gebrachten Wildkakes, denen er eine kleine Gabe phosphorsauren Kalk und Kochsalz beifügt. Es verdient besondere Anerkennung, daß der Verfasser es verschmäht, seine Erfindung geschäftsmäßig auszunutzen, daß er sie vielmehr aus Liebe zum Wilde und im Interesse einer vernünftigen Hege der Allgemeinheit preisgibt. Genaue Abbildungen der Krippe und ihrer einzelnen Teile ermöglichen es jedem Weidmann, sich diese nützliche Vorrichtung selbst herzustellen oder durch den ersten besten Tischler anfertigen zu lassen. Ein geradezu herzerfreuender Schmuck des Buches sind die vorzüglichen, nach photographischen Momentaufnahmen wiedergegebenen Abbildungen der „in vollem Betrieb" befindlichen Futterplätze für Rehwild und Fasanen.

Ein zweites Buch aus dem Neumannschen Verlage: **„Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes"** von **Oberländer** (geb. M. 6.—) verdankt ebenfalls der Liebe zum Wilde sein Entstehen. Da dieses als klassisch anerkannte und von gewissen Jagdschriftstellern auch schon fleißig ausgeschriebene Werk bereits in der siebenten Auflage vorliegt, dürfen wir uns hier auf eine kurze Anzeige beschränken. Oberländer wendet sich sehr energisch gegen das von manchen berufsmäßigen Hundezüchtern aus Geschäftsinteresse verfochtene Prinzip der „Arbeitsteilung", das in dem jagdlich keineswegs vorbildlichen England seine Berechtigung haben mag, auf deutsche Verhältnisse jedoch durchaus nicht anwendbar ist. Seine Dressur- und Führungsmethode hat den Zweck, Hunde von jagdlicher Vielseitigkeit heranzubilden, die nicht nur bei der Hühnerjagd vorzügliches leisten, sondern sich auch als Raubzeugwürger und bei der Wasserarbeit bewähren und vor allem als Schweißhunde zu gebrauchen sind und durch gewissenhafte Erfüllung dieser schönsten und idealsten Aufgabe das krankgeschossene Wild vor langsamem, qualvollem Eingehen bewahren und es in der kürzesten Zeit in die Hände des Jägers liefern. Schon um dieser Tendenz willen ist dem temperamentvoll geschriebenen, auf langjährigen praktischen Erfahrungen beruhenden und mit vorzüglichen Abbildungen ausgestatteten Buche die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Gewissermaßen eine Ergänzung dazu ist **„Die Dressur des Hundes"** — Anleitung zur Abrichtung der nicht zur Jagd verwendeten Hunde — von **Freiherr A. von Creyt** (J. Neumann, Neudamm, geh. M. 3.—, geb. M. 4.50), von dem soeben die zweite Auflage erschienen ist. Das Werk — ebenfalls reich illustriert — behandelt gründlich und durchaus verständlich alle Fragen der Erziehung, Pflege, Dressur und Abrichtung des Luxus-, Polizei-, Hirten-, Sanitäts- und Kriegshundes, von denen ja namentlich der Polizeihund im letzten Jahrzehnt eine ungeahnte Bedeutung erlangt hat. Der Verfasser beklagt mit Recht, daß unter den Tausenden von Stadthunden kaum einer die Elementarbegriffe einer Dressur erfahren hat, und daß gerade der Luxushund infolgedessen zu einem langweiligen, unnützen oder gar lästigen Nichtstuer wird, anstatt seine geistigen und körperlichen Eigenschaften im Interesse seines Herrn als dessen Freund, Beschützer, Spiel- und Wanderkamerad zu verwerten. Das Buch will deshalb eine Anleitung bieten, wie der Hundeliebhaber die Anlagen seines vierbeinigen Hausgenossen erkennen, ausbilden und benutzen soll. Zunächst gibt es die fachmännische Erläuterung jedes einzelnen für die Dressur in Frage kommenden Tricks, sodann eine für den Laien faßliche Definition. Danach geht es zu der Beschreibung der Hilfen und deren Anwendung über. Das Zusammenwirken der Hilfen wird veranschaulicht und da, wo es die Materie erheischt, werden die Belehrungen durch Darstellungen aus der Praxis belebt. Eine derartige erzieherische Beschäftigung mit dem Hunde gewährt aber auch abgesehen von dem rein praktischen Ergebnis manchen nicht zu unterschätzenden Vorteil. Sie ist für den Herrn selbst eine Schule der Selbstbeherrschung und der Ausdauer und fördert entschieden unser Wissen von der Tierseele, die uns ja so manches Rätsel aufgibt. Gerade heute, wo wir ja darauf gefaßt sein müssen, die mathematischen Lehrstühle unserer Hochschulen mit — Pferden besetzt zu sehen, ist es ja eine dankbare Aufgabe, durch eigene Beobachtungen zur Feststellung der Grenzen des tierischen Intellekts beizutragen.

J. R. H.

Sinologie

In dem literarischen Nachlaß des im Jahre 1908, für die sinologische Wissenschaft viel zu früh verstorbenen Professors **Wilhelm Grube** fand sich unter anderem eine fragmentarische Übersetzung des Fêng-shên-yên-i. Diese ist von Dr. **Herbert Müller** im Auftrage der Witwe ergänzt und herausgegeben worden und jetzt bei E. J. Brill in Leiden erschienen unter dem Titel **„Fêng-shên-yên-i, die Metamorphosen der Götter.** Historisch-mythologischer Roman aus dem Chinesischen."

Der umfangreiche Roman, der in seiner jetzigen Form erst aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammt, in seinen Überlieferungen aber sicher in weit ältere Zeiten zurückreicht, behandelt die Deifikation einer großen Schar meist mythischer Gestalten, welche

sich in die Kämpfe der fallenden Yin- mit der aufsteigenden Chou-Dynastie (im zwölften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung) mischen. Obwohl also auf eine bestimmte, wenn auch nur halbhistorische, Zeit und auf bestimmte Vorgänge bezogen, ist der Inhalt der Erzählungen durchaus phantastisch und voller Anachronismen. Aus diesem Grunde und auch deshalb, weil das Buch, wie die Klasse der chinesischen Volksromane überhaupt, im niederen Stil geschrieben ist, erfreut es sich in der chinesischen Literatur keines Ansehens. Genau gesprochen: vom chinesischen Standpunkte aus betrachtet steht es außerhalb der Literatur.

Ganz anders muß der Standpunkt des europäischen Forschers sein. Eine Lektüre, welche so zum täglichen Brot des Volkes gehört und in einer Statistik der in China meistgelesenen Bücher einen der ersten Plätze belegen würde, verdient an sich das Interesse des Folkloristen. Man trete abends in die Dienerräume und frage, was die Leute sich vorlesen, man nehme dem chinesischen Mitreisenden auf Schiff oder Eisenbahn das Buch aus der Hand, man erkundige sich im Theater bei der Wiedergabe eines antiken Stückes nach dem zugrunde liegenden Texte: in der Mehrzahl der Fälle wird es sich um das Fêng-shên-yên-i oder einen ähnlichen Roman handeln. Diese außerordentliche Volkstümlichkeit des Buches wird auch Wilhelm Grube, dessen Sondergebiet ja die chinesische Volkskunde bildete, zu seiner Aufgabe geführt haben. Die Verdeutschung eines solchen Textes bietet ungewöhnliche Schwierigkeiten, trotz der leichten Sprache, in welcher er geschrieben ist. Man kann sagen: es gehört schon ein so hervorragender Sinologe und vor allem ein so glänzender Stilist wie Grube dazu, um uns einen chinesischen Volksroman verständlich und lesbar zu machen. In der vorliegenden Übersetzung ist das in trefflicher Weise gelungen, so daß der Leser sich nicht nur mit Interesse, sondern auch mit Vergnügen der Lektüre hingeben kann. Die von Herbert Müller dem Texte vorangestellten Ausführungen geben eine wertvolle Einleitung, die angefügte kurzgedrängte Inhaltsangabe des nicht übersetzten Textteiles eine notwendige Ergänzung. Noch eine Bemerkung sei gestattet: die im Texte auftretenden Personen gehören größtenteils dem taoistischen Götterkreise an. Insofern ist der Index von großem Werte, da man in ihm die wichtigsten taoistischen Götter zusammengestellt findet. Doch würde man dem Buche unrecht tun, wenn man es als ein Hilfsmittel für das Studium des Taoismus betrachten und beurteilen wollte; das kann und soll es nicht sein. Als einen weiteren wertvollen Beitrag zur chinesischen Volkskunde wollen wir es entgegennehmen, mit dem Gefühl des Dankes gegen den verewigten großen Forscher. Dr. phil. E. Haenisch-Lichterfelde

Kriminalanthropologie

Kurella, Dr. Hans, Anthropologie und Strafrecht. Würzburg, Curt Kabitzsch, 1912. Brosch. 2 M.

Wir finden in der vorliegenden Broschüre zwei Vorträge vereinigt. Der erste ist als Nachruf für Lombroso gedacht und im vorigen Jahre auf dem VII. Internationalen Kongreß für Kriminalanthropologie zu Gehör gebracht worden, der zweite bietet einen Überblick über die Verhandlungen dieses Kongresses. Es handelt sich jedoch hier nicht lediglich um ein Referat, vielmehr hat der Verfasser sich befleißigt, zu einzelnen Darlegungen kritisch Stellung zu nehmen. Die klare Form des Berichtes, der sich auf die wichtigsten und aktuellsten der erörterten Fragen beschränkt, ist wohl geeignet, weite Kreise über den Stand der Diskussion zu orientieren. Und dies ist angesichts der Strafrechtsreform wichtig. Der Verfasser vermutet, daß der Reichstag, der sich mit dem Entwurf zum neuen Deutschen Strafgesetzbuch zu befassen haben wird, direkt oder indirekt auch die Kritik berücksichtigen müssen wird, die der Vorentwurf in zahlreichen seiner Bestimmungen durch politisch den verschiedensten Richtungen angehörige Männer von zweifelloser Bedeutung auf dem Kölner Kongreß gefunden hat. Wir möchten das kleine Buch warm empfehlen. K.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Reichsſpiegel

(vom 9. Dezember bis 16. Dezember)

Prinz Luitpold von Bayern †

Die Nachricht von dem Heimgang des greiſen Prinzregenten von Bayern iſt überall mit tiefer Bewegung und aufrichtiger Anteilnahme aufgenommen worden. Zwar war es ein Ereignis, das nicht überraſchend gekommen iſt. Denn der ehrwürdige Herr ſtand längſt an der äußerſten Grenze, die dem menſchlichen Leben nun einmal durch das Naturgeſetz geſteckt iſt, und Unterrichtete wußten längſt von dem Verfall der Kräfte, der bei der geringſten Störung auch ohne eine an ſich gefährliche Erkrankung zur Kataſtrophe führen konnte. Ungewöhnlich lange hatte ſich Prinz Luitpold die körperliche Friſche bewahrt; der alte Weidmann und Soldat war immer noch auf dem Poſten, als ſich auf ſeinem Scheitel ſchon mehr Jahre gehäuft hatten, als auch den lebenskräftigſten Menſchen beſchieden zu ſein pflegen. Es wird Aufgabe einer ſpäteren ausführlichen Betrachtung ſein, den Prinzen Luitpold als Menſchen und Regenten zu würdigen. Hier mag nur auf einiges wenige hingewieſen werden.

Erſt im Greiſenalter iſt Prinz Luitpold dazu gelangt, die Zügel der Regierung ſeines Landes zu ergreifen. Er war bereits in das reife Mannesalter eingetreten, als er zum erſten Male mit der Wahrſcheinlichkeit rechnen mußte, daß die Krone von Bayern einmal an ſeine Familie fallen werde. Aber auch dann hat er wohl nicht geglaubt, daß es ihm ſelbſt noch beſchieden ſein würde, die Regierung zu führen. Als dritter Sohn des Königs Ludwig des Erſten wurde er, der Tradition ſeines Hauſes und ſeiner eigenen frühzeitig hervortretenden Neigung entſprechend, vorwiegend zum Soldaten erzogen. Den Pflichten des militäriſchen Dienſtes widmete er ſich allezeit mit großer Hingebung, und beſonders für die Artilleriewaffe hegte er eine große Vorliebe und ein bemerkenswertes Intereſſe. Der Vater hatte von Anfang an bei der Erziehung des Prinzen ſein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, daß der junge Luitpold zu einem „teutſchen Mann“ erzogen werde. Die Hoffnung des Königs hat ſich

erfüllt. Mit Hingebung und Treue ohnegleichen ist dieser echte Sohn des Bayernlandes, der mit ganzem Herzen seinem Stammlande angehörte, sich dessen bewußt geblieben, daß er als Deutscher zugleich dem großen Vaterlande angehöre. Neben diesem lebhaften Sinn für die Herrlichkeit der deutschen Nation und der warmherzigen Liebe für alles Deutsche hatte Prinz Luitpold von seinem kunstsinnigen Vater auch das tiefe Verständnis für die Kunst und die Freude am Schönen geerbt. Dies wurde deshalb von besonderer Bedeutung, weil seine schlichte und gerade Natur und seine eigene spartanische Einfachheit ihn davor bewahrten, auf die Entwicklung der Kunst persönlich Einfluß nehmen zu wollen. Er hatte seine Freude am Umgang mit Künstlern, an unparteiischer Förderung jedes Talents, ohne seinen eigenen Geschmack zur Richtschnur zu machen, nicht selten als geschickter Vermittler zwischen den leidenschaftlich miteinander ringenden Kunstrichtungen. Im übrigen trat er wenig hervor und führte ein Leben stiller Pflichterfüllung. Dieser Pflicht folgend, mußte er eine für sein deutsches Herz schwere Probe durchmachen, als er 1866 gegen Deutsche das Schwert ziehen mußte und seine Division mit Ehren, aber doch ohne daß das Kriegsglück ihm hold war, gegen den Feind führte. Um so freudiger konnte er dann 1870 seinen königlichen Neffen im großen Hauptquartier König Wilhelms vertreten und zugegen sein, als das deutsche Kaiserreich wieder aufgerichtet wurde. Wie der Fünfundsechzigjährige nach der schweren Katastrophe im Juni 1886 vor eine ungewöhnlich schwierige Aufgabe gestellt wurde, ist bekannt. Er hat sie in sechsundzwanzigjähriger treuer Arbeit in einem Alter, in dem andere zur Ruhe gehen, vollständig gelöst, gelöst vor allem durch die Gewandtheit, Tüchtigkeit und Pflichttreue seiner Persönlichkeit. Seinem Nachfolger in der Regentschaft, dem Prinzen Ludwig, wendet sich das berechtigte Vertrauen zu, daß er das Werk seines Vaters fortsetzen wird. Auch er steht jetzt bereits im achtundsechzigsten Lebensjahre, aber das Alter hat ihm noch nichts von der frischen Tatkraft geraubt, die durch Erfahrung und praktische Tüchtigkeit besonders in wirtschaftlichen Fragen gefestigt worden ist. Möge ihm gleichfalls ein noch langes Wirken zum Segen seines Landes vergönnt sein!

Bank, Geld und Wirtschaft

Die Unsicherheit der wirtschaftlichen Verhältnisse — Kapitalmarkt und Geldverteuerung — Das Aufspeichern von barem Gelde — Die Erträgnisse der Banken — Die Engagements auf dem Immobilienmarkt — Die Kreditnot des städtischen Grundbesitzes — Die Zweckmäßigkeit einer Enquete — Das Problem des städtischen Realkredits — Der Tabaktrust in Deutschland

Während in London die Verhandlungen im Gange sind, welche den Frieden auf dem Balkan herbeiführen und die Lösung der verwickelten politischen Probleme auf gütlichem Wege versuchen sollen, haben sich mittlerweile die wirtschaftlichen Verhältnisse in Europa immer ungünstiger gestaltet. Die Folgen des Krieges und der politischen Beunruhigung treten von Tag zu

Tag schärfer hervor. Die Hoffnung, daß durch eine Lokalisierung der Balkanwirren und eine Verständigung der Großmächte das europäische Wirtschaftsleben vor einem verderbenbringenden Rückschlag bewahrt werden könne, erweist sich immer mehr als eine trügerische. Die entstandenen Schäden sind schon zu groß, als daß sie überwunden werden könnten; sie ziehen weitere Kreise und machen ihren lähmenden Einfluß schon da geltend, wo man sich außerhalb des Gefahrenkreises glaubte. So bedeutet das zu Ende gehende Jahr nicht einen hoffnungsvollen, sondern einen sorgenreichen Abschluß einer glänzenden Wirtschaftsperiode. Das Gefühl tiefster und beunruhigender Unsicherheit lastet auf Handel und Wandel, es erstickt jede Unternehmungslust und verhindert alle Dispositionen, denn niemand kennt die Gefahren der nächsten Zukunft.

Am schwersten und unmittelbarsten ist von dem Mißgeschick selbstverständlich die Börse und der Kapitalmarkt betroffen. Der Effektenhandel stagniert völlig. Nicht nur das Spekulationsgeschäft liegt brach — das wäre noch zu ertragen —, sondern auch die ernsthafte Kapitalanlage alimentiert den Markt nicht mehr. So sinkt das Kursniveau tiefer und tiefer. Schon haben unsere vierprozentigen Anleihen und Schatzscheine den Paristand aufgeben müssen. Nichts spricht deutlicher die augenblickliche Lage des Anlagemarktes aus, als die Tatsache, daß die in kurzen Fristen rückzahlbaren vierprozentigen Schatzscheine, eine Anlage allererster Qualität, ein volles Prozent unter Pari notieren, daher nahezu $4^1/_2$ Prozent Zinsen abwerfen. Die Geldverteuerung hat besorgniserregende Formen angenommen. Der Ausweis der Reichsbank zeigt, daß ihr Status sich gegen das Vorjahr vom September ab um mehr als 600 Millionen verschlechtert hat. Trotzdem hat die Bank ihren Satz von 6 Prozent nicht erhöht, um die Beunruhigung nicht zu vermehren; sie kann davon aber nur solange absehen, als sich der englische Geldmarkt noch in leidlich normaler Verfassung befindet und der Stand der Devisenkurse nicht einen Abfluß von Gold befürchten läßt. Das ist glücklicherweise einstweilen noch der Fall. Am offenen Markte aber versteifen sich die Sätze mehr und mehr. Der Privatdiskont steht auf voller Höhe der Bankrate; für Ultimogeld wurden phantastische Schätzungen von 10 Prozent genannt, so daß die Deutsche Bank, um den Markt zu beschwichtigen, sich bewogen fand, Geld zu $8^1/_2$ Prozent zur Verfügung zu stellen. Unzweifelhaft hat auf die Knappheit von Geld auch die Kopflosigkeit Einfluß, mit der gewisse Bevölkerungskreise Gold und Banknoten aufspeichern, um für den Kriegsfall gerüstet zu sein. Wir haben schon jüngst darauf hingewiesen, daß die starken Abhebungen bei den Sparkassen solchen Thesaurierungszwecken dienen. Sollte man es aber für möglich halten, daß auch wohlhabende, ja reiche Kreise zu solchen Mitteln greifen? Die Deutsche Bank glaubt es feststellen zu können. Ist dem so, dann offenbart sich in solchem Verhalten ein wirtschaftlicher Unverstand, dessen man sich nur schämen kann. Es ist alsdann die ernste Mahnung am Platze, nicht durch so törichtes Verhalten gerade die Katastrophen herbeizuführen, denen man zu entgehen wünscht. Nur eine fast

kindliche Unerfahrenheit kann glauben, daß im Ernstfalle Gold und Silber, daheim wohlverwahrt, sicherer seien als im Tresor einer Bank oder Sparkasse oder daß bares Geld dem Besitz von Staatspapieren vorzuziehen sei. Im Kriegsfalle sind die Bestände der Banken völkerrechtlich genau so geschützt wie jedes andere Privateigentum. Auch die Reichsbank ist immun, denn sie ist keine Staatsanstalt. Man hat absichtlich, auch aus diesem Grunde, ihr den Charakter eines privaten Unternehmens gewahrt, den übrigens mit Ausnahme der russischen Staatsbank auch alle sonstigen zentralen Notenbanken haben. Man darf sich dabei erinnern, daß im Jahre 1870 während der Invasion durch eine vorschnelle Maßregel einer deutschen Armeeleitung die Bestände der Bank von Frankreich bei einer Niederlassung mit Beschlag belegt wurden, aber selbstverständlich sofort wieder freigegeben werden mußten. Es ist also nicht der geringste Grund zu solchen Besorgnissen vorhanden. Und was den Besitz von Effekten, insbesondere Staatspapieren anlangt, so wird im Kriegsfalle durch Einrichtung von Kriegslombardkassen und ähnliche Maßregeln dafür Sorge getragen, daß Staatsanleihen zu Geld gemacht werden können. Deshalb ist der Besitz von Staatspapieren eine vollkommene Bürgschaft für die Liquidität im Ernstfall.

Die ungünstige Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse im letzten Quartal machte sich für die Banken besonders fühlbar. Ohne die Rückschläge des Herbstes wäre das Jahr ein äußerst gewinnreiches geworden; jetzt werden an vielen Stellen Verluste eintreten, wo man auf Gewinn gerechnet hatte. Allerdings wird — mit einer Ausnahme — diese Veränderung der Sachlage sich nicht in einem Rückgang der Dividende äußern. Unsere Großbanken sind gefestigt genug und verfügen über ausreichende stille Reserven, um etwaige Ausfälle nicht auf das Erträgnis einwirken zu lassen. Aber trotzdem wird der Abstand zwischen dem erhofften und dem erzielten Gewinnergebnis ein recht beträchtlicher sein. Denn die großen Konjunkturgewinne des Emissions- und Konsortialgeschäfts fehlen für das zweite Halbjahr fast völlig; es sind ferner fast bei allen Instituten Debitorenverluste entstanden, die erhöhte Abschreibungen fordern. Auf der anderen Seite wird freilich das Zinsenkonto erhebliche Mehrerträgnisse bringen und auch das Provisionsergebnis wird durch das lebhafte Börsengeschäft während der Haussezeit sich günstig gestaltet haben. Die am wenigsten erfreuliche Seite der Bankbilanzen ist zweifellos in den Engagements zu erblicken, welche direkt oder indirekt mit dem Berliner Immobilienmarkt zusammenhängen. Auf diesen Beteiligungen ruhen zum Teil große Verluste und neue stehen noch in Aussicht. Erst dieser Tage ist ja bekannt geworden, daß die gesamten Berliner Großbanken der Firma Zielenziger einen Lombardvorschuß von 2 Millionen Mark auf Aktien der Terraingesellschaft Müllerstraße gewährt haben, die, als der künstlich getriebene Kurs sich nicht mehr halten ließ, einen Kurssturz von 60 Prozent erlitten. Verluste im Immobiliengeschäft sind denn auch die Ursache, warum der Schaaffhausensche Bankverein — die oben erwähnte Aus-

nahme — seine Dividende um mindestens $1^1/_2$ Prozent wird verkürzen müssen. Der Bankverein hat auf diesem Gebiete eine besonders unglückliche Hand bewiesen. Er ist mit großen Beträgen engagiert bei dem Zusammenbruch des Bauunternehmers Kurt Berndt, bei Großberlin G. m. b. H., und vor allem mit der Garantie für die erste Hypothek des Boardinghauses in Höhe von 6 Millionen belastet. Noch hält sich dieses Unternehmen zwar aufrecht, aber es ist ihm nicht gelungen, die zweite Hypothek zu beschaffen, und seine Situation ist daher eine gefährdete. Sind doch schon einige Lieferanten, darunter nicht unbedeutende Firmen, in Schwierigkeiten geraten, weil sie kein Geld erhalten konnten.

Diese Verhältnisse lenken von neuem den Blick auf die üble Lage des Terrainmarkts und die Kreditnot des städtischen Grundbesitzes. Mit ihr hat sich in diesen Tagen sogar eine Interpellation im Abgeordnetenhause beschäftigt und der Landwirtschaftsminister hat sich über die Stellung geäußert, welche die Regierung gegenüber dem Notstand des städtischen Realkredits einnimmt. Er hat sich zustimmend zu dem Antrag geäußert, eine Untersuchung von Staats wegen über die Gründe des Notstandes und die Maßregeln zur Abhilfe zu veranlassen. Eine solche wirtschaftspolitische Enquete wäre in der Tat mit Freude zu begrüßen. Denn es handelt sich hier um ein Problem, das äußerst schwierig und verwickelt ist und das, selbst wenn man die Ursachen des Notstandes klar erkannt hat, doch sehr schwierig zu lösen sein wird, weil dazu tiefe Eingriffe in die gegenwärtige Rechts- und Wirtschaftsordnung getan werden müssen. Denn mit kleinen Mitteln, der Errichtung neuer Hypothekeninstitute zu der schon bestehenden Legion alter, der Schaffung von Taxämtern und ähnlichen Maßnahmen ist es nicht getan. Manches davon wird heilsam wirken. Das Taxwesen liegt, wie jedermann weiß, im Argen, obgleich auch hier manches aus freien Stücken gebessert worden ist. Der Kernpunkt des Problems liegt aber in der Kreditfrage. Wenn man nämlich von der Kreditnot des städtischen Grundbesitzes spricht, so ist darin Wahres mit Falschem gemischt. In der ganzen Welt gibt es keinen Staatsorganismus, in welchem dem städtischen Realkredit so ungeheure Summen zur Verfügung stehen und jährlich aufs neue zur Verfügung gestellt werden, als Deutschland. Das Hypothekenbankwesen hat nirgends eine derartige Entwicklung und Ausbildung erfahren als bei uns. Der Pfandbriefumlauf der Hypothekenbanken beläuft sich auf etwa 10 Milliarden Mark und diese Kapitalien sind zum allergrößten Teile dem städtischen Grundbesitz und darunter vorwiegend wieder Berlin zugeflossen. Durch das System, welches die Hypothekenbanken beim Vertrieb der Pfandbriefe beobachten, sorgen sie dafür, bei einigermaßen günstiger Lage des Geldmarktes, immer neues Kapital in das Danaidenfaß des städtischen Realkredits hineinzupumpen. Sie müssen dies tun, denn ohne Steigerung des Pfandbriefumlaufes würden ihre Gewinne bald nicht mehr ausreichen. Und trotz dieser enormen Zufuhr an Kapital besteht unzweifelhaft eine

Kreditnot. Zweite Hypotheken sind nicht aufzutreiben. Bauunternehmer und Häuserbesitzer gehen an diesem Kapitalmangel zugrunde. Das scheint ein Widerspruch. Er löst sich aber, wenn man der Frage auf den Grund geht. Die Kapitalien, welche der Realkredit der Hypothekenbanken dem städtischen Grundbesitz zur Verfügung stellt, kommen zum überwiegenden Teil dem Bodeneigentümer zugute, dagegen nicht dem Produzenten, dem Erbauer. Der Produktivkredit ist es, der fehlt. Der Produzent kann keinen Kredit erhalten, weil er mit seiner Arbeit kein selbständiges Wertobjekt schafft. Das Haus weicht dem Grund und Boden; nur der letztere, nicht das Haus als solches kann beliehen werden. Daher nimmt der Grundeigentümer die zur Verfügung stehenden Kreditkapitalien für sich in Beschlag; das zu erbauende Haus und der dadurch geschaffene Mehrwert dient nur dazu, seinen Besitzkredit zu erhöhen, während der Produzent leer ausgeht. Das Übermaß dieses Besitzkredites, die Leichtigkeit ihn zu erhalten und zu erhöhen übt dann die bekannte bodenpreissteigende Wirkung in den Großstädten. Ein ganz typischer Fall der letzten Tage läßt dies klar erkennen. Eine Berliner Immobilienfirma ist in Zahlungsschwierigkeiten geraten. Sie besaß in Charlottenburg ein größeres Anwesen, welches sie „der Bebauung erschließen" wollte. Für dieses Terrain rechnete sie auf Grund der bestehenden Bauordnung mit der Erbauung der bekannten fünf- oder sechsstöckigen Mietskasernen. Unter dieser Annahme war

Eine Quelle der Kraft für Alle

die sich matt und elend fühlen, die nervös und energielos sind, deren Schaffenskraft durch geistige oder körperliche Ueberarbeitung herabgesetzt ist, oder denen erschöpfende Krankheiten u. schwere Gemütserregungen die Widerstandsfähigkeit nahmen, ist

SANATOGEN

Sanatogen ist von mehr als 15000 Professoren und Aerzten aller Kulturländer glänzend begutachtet. Die unausgesetzt steigende Nachfrage und zahllose begeisterte Zuschriften beweisen, dass Hunderttausende in Sanatogen die Wiederbelebung ihrer Kräfte und die Stärkung ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit suchen und finden. Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange per Postkarte eine illustrierte Broschüre, die kostenlos versandt wird von Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

der „Wert" des Terrains kalkuliert und dementsprechend war der Grund und Boden — wohlverstanden der unbebaute — bereits hypothekarisch belastet. Da erschien eine neue Bauordnung, welche villenartige Bebauung vorschrieb. In demselben Augenblick war das Terrain entwertet, die hypothekarisch eingetragenen Kapitalien verloren. Der Grundeigentümer hatte schon im voraus durch Aufnahme von Besitzkredit über die Werte verfügt, welche erst durch die künftige Erbauung von Häusern geschaffen werden sollten. Derart liegen die Fälle fast allenthalben, wo es sich um die Erschließung neuer Bauterrains in den Großstädten handelt. Der Bodenspekulant schöpft den Rahm ab, der spätere Eigentümer, noch mehr aber die Bauhandwerker, welche Arbeit und Geld für die Erbauung opfern, sind die Geschlagenen.

Daraus ergibt sich, daß das Problem darin besteht, bei dem Realkredit die Elemente des Besitzkredits und des Produktions- beziehungsweise Meliorationskredits zu trennen und letzterem den Vorzug vor ersterem zu verschaffen. Denn nur der letztere ist volkswirtschaftlich bedeutsam. Diese Aufgabe wird ohne Reform unseres Hypothekenrechts nicht zu lösen sein und bietet die größten Schwierigkeiten, die im einzelnen hier nicht dargelegt werden können. Um so mehr wird es zu begrüßen sein, wenn über diese Fragen eine eingehende Untersuchung Licht verbreitet. Wir haben mit früheren Enqueten vorzügliche Erfolge erzielt; es sei nur an die Silberkommission, die Börsen- und die Bankenquete sowie an das große Werk der Kartellunterſuchung erinnert, die

J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf.
Stuttgart und Berlin
MDCXL

Soeben erschienen:

Neue Großoktav-Ausgabe von

Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

Zwei Bände
Mit Porträt nach Franz von Lenbach
Leinen-Ausgabe M. 12.—
Halbleder-Ausgabe M. 14.—

Diese neue Ausgabe bietet einen von Horst Kohl revidierten Text, einen erweiterten Kommentar und ein ausführliches General-Register. Der Ausstattung wurde die größte Sorgfalt gewidmet. — Das Werk kann als Festgeschenk von bleibendem Wert bestens empfohlen werden.

ſämtlich über ſchwierige Fragen der praktiſchen Wirtſchaftspolitik ſehr dankenswertes Aufklärungsmaterial geliefert haben.

Das Reichspetroleummonopol iſt vom Reichstag nicht ſehr günſtig aufgenommen worden. Man darf indeſſen die Hoffnung nicht aufgeben, daß die vertraulichen Mitteilungen der Regierung in der Kommiſſion doch noch dazu führen werden, in dieſer wichtigen Frage zu einer gedeihlichen Entſchließung zu gelangen. Mittlerweile wird die breitere Öffentlichkeit darüber aufgeklärt, daß die amerikaniſchen Truſtmagnaten im Zuge ſind, auch auf einem anderen Gebiete ein Privatmonopol in Deutſchland zu etablieren. Der amerikaniſche Tabaktruſt hat im Stillen die Hand auf eine Anzahl der bedeutendſten deutſchen Zigarettenfirmen gelegt. Er arbeitet genau nach dem Muſter Rockefellers und hütet ſich, ſeine Herrſchaft und Monopolbeſtrebungen nach außen kund zu tun. Nur die Branchekundigen wiſſen Beſcheid. Daher haben die deutſchen Tabakhändler es an der Zeit gehalten, öffentlich auf dieſe Beſtrebungen aufmerkſam zu machen und zur Gegenwehr aufzurufen, ehe es zu ſpät iſt. Vielleicht hilft die Erkenntnis der Gefahr nicht nur dem Petroleummonopol zum Siege, ſondern ermutigt auch die Regierung auf dem betretenen Wege fortzuſchreiten und ſich des „Patrimonismus der Enterbten“ zu erinnern, das Bismarck ſchon vor mehr als dreißig Jahren — leider vergeblich — in Wirklichkeit umzuſetzen ſtrebte.

Spectator

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Amerika am Bau ſeiner Handelsflotte

Eine Nebenwirkung der Panamakanal-Bill

Von E. Fitger-Bremen

Bei all der Erregung in Europa, allem voran natürlich in England, über die ungleiche Behandlung der Handelsſchiffe der Vereinigten Staaten und der fremden Schiffe im Panamakanal, wird die Hauptſache, namentlich in Deutſchland, ſogut wie vollſtändig überſehen. Man hat ſich entrüſtet über die einem vollkommenen Bruch gleichkommende Auslegung des Hay-Pauncefote-Vertrages durch die vereinigten Staaten, derzufolge man die von England zur Bedingung gemachte Gleichheit der Gebühren für alle Handelsflaggen ſo verſtand, als ſei damit gemeint: „alle Handelsflaggen mit Ausnahme der nordamerikaniſchen“. Aber man hat den zweiten Teil des inzwiſchen zum Geſetz gewordenen Kongreßbeſchluſſes ſehr wenig beachtet. Nach dieſem Beſchluß können im Auslande gebaute Handelsſchiffe fortan zollfrei unter amerikaniſche Flagge gebracht werden und erwerben dadurch den Anſpruch auf gebührenfreien Verkehr im Panamakanal. Man hat nicht bedacht, daß damit der Auswanderung europäiſcher Schiffe eine Tür geöffnet wird, die zu einer vollſtändigen Verſchiebung des Beſitzes an Handelsflotten führen kann. In Deutſchland hat man dieſem Punkte keine Wichtigkeit beigemeſſen, in den Vereinigten Staaten aber hat man ſehr wohl gewußt, was man tat. Man wollte endlich in den Beſitz einer ſtarken eigenen Handelsflotte gelangen, wie ſie England, Deutſchland, Japan ſo weſentlich in ihrer überſeeiſchen Wirtſchaftspolitik unterſtützt. Zu dieſem Zweck wollte man eine Menge beſter europäiſcher Schiffe für die Handelsflotte des Sternenbanners gewinnen; daher ſtellte man ihnen als Magnet die Gebührenfreiheit im Panamakanal hin, die ſie als fremde Schiffe gar nicht, als nordamerikaniſche aber mühelos erlangen können.

Gegenwärtig ist die nordamerikanische Handelsflagge aus dem internationalen Verkehr fast verschwunden. Einstmals folgte sie an Größe der englischen auf den Fersen. Da kamen zwei für sie verderbliche Ereignisse: der Bürgerkrieg, der eine Anzahl nordamerikanischer Schiffe den Raubkreuzern der Südstaaten („Alabama", „Shenandoah") zum Opfer fallen ließ und noch weit mehr zum Verkauf an Engländer trieb; sodann der Übergang vom Holzbau zum Eisenbau, der die Amerikaner des großen, in ihren Eichenwäldern steckenden natürlichen Vorteils beraubte; das billigste Eisen hatten aber die Engländer. Der Bürgerkrieg endete mit dem Siege der Nordstaaten, die das englische Eisen durch hohe Schutzzölle fernhielten; da damit der Schiffsbau verteuert und es für die amerikanischen Reeder vorteilhafter wurde, ihre Schiffe im Ausland zu kaufen, so verboten die Nordstaaten die Aufnahme fremder Schiffe unter die amerikanische Flagge. Die heimischen Schiffe wurden aber so teuer, daß sie überall die Möglichkeit des Wettbewerbs verloren. Um nun den amerikanischen Reedern eine Entschädigung zu gewähren, verlieh man ihren Fahrzeugen das gesetzliche Monopol auf die gesamte Küstenfahrt, und verstand darunter die Fahrt zwischen zwei beliebigen Häfen unter amerikanischer Herrschaft, selbst wenn sie so weit voneinander entfernt waren wie New York und Honolulu. Auch die Küstenfahrt auf den fünf großen Süßwasserseen durfte nur von nordamerikanischen Schiffen betrieben worden. Diese Fahrzeuge sowie die Seefischer und (wovon hier abgesehen werden kann) einige besondere Ausnahmeschiffe machen die amerikanische Handelsflotte aus. Unter den Segelschiffen rangieren die nordamerikanischen, nachdem die englischen fast den Platz geräumt haben, an erster Stelle; unter den Dampfern an dritter, denn nur die englischen und deutschen gehen ihnen voraus.

Aber aus dem internationalen Ozeanverkehr sind die einst so stolzen Sternenbannerschiffe sogut wie verschwunden. Die Amerikaner haben seit einer langen Reihe von Jahren versucht, diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß sie ganz außerordentlich hohe Staatsunterstützungen für Postdampfer und für andere Dampfer nach dem Maße der Größe und Schnelligkeit aussetzten. Es hat ihnen noch weniger genützt als den Franzosen, die den gleichen Weg beschritten und doch den kühnen Wagemut der englischen, deutschen, norwegischen Reeder und Schiffer nicht ersetzen konnten. Lange stritt man sich über noch immer weiter gehende Subventionen. Der Süden und die inneren Staaten wollten jedoch nicht mitgehen; sie sagten: wir können mit eigenen Schiffen gar nicht besser bedient werden als jetzt durch die fremden; letztere verlangen aber keine Geldopfer von uns. Allmählich, namentlich infolge der Spannung mit Japan, ist eine andere Anschauung zur Herrschaft gelangt: nicht nur bei den Republikanern, sondern auch bei den Demokraten, namentlich in den am Golf von Mexiko gelegenen Staaten, die sich vom Panamakanal einen ihnen besonders nützlichen Verkehr versprechen.

Wie sehr die Übernahme des Baues des Panamakanals durch die Vereinigten Staaten von der Stellungnahme gegen Japan beeinflußt ist, braucht

hier näher nicht dargelegt zu werden. Ursprünglich hat wohl kaum die Absicht bestanden, die Wirtschaftspolitik des Seewesens aus diesem Anlaß zu ändern. Als man jedoch die japanische Handelsflotte immer schneller wachsen sah, kam es auch den Amerikanern mehr und mehr zum Bewußtsein, einen wie seltsamen Eindruck es machen müsse, wenn die Amerikaner die in ihrem Besitz befindliche entscheidende Verkehrsader durch die westliche Halbkugel fast ausschließlich von Schiffen fremder Völker befahren ließen. Weiter überzeugten sie sich auch an eigenen und fremden Erfahrungen, daß jede Flottenaktion des Bestandes einer bedeutenden Flotte von Handelsdampfern bedürfe.

Wie aber sollte man diesen erlangen? Mit Schiffsbau- und Reedereisubventionen ans Ziel zu kommen, wie die Interessenten wollten, erschien aussichtslos. Auch die Befreiung der amerikanischen Schiffe von der Gebühr im Panamakanal, übrigens auch nichts weiter als eine Subvention, konnte noch weniger nützen. Es mußte schon der große Entschluß hinzukommen, zu erlauben, daß im Auslande gebaute Schiffe in das Eigentum nordamerikanischer Bürger und zugleich in das Flaggenregister der Vereinigten Staaten übergehen könnten, und zwar zollfrei. Damit sollte zugleich das Handwerkszeug gewonnen werden für eine Erweiterung der wirtschaftlichen Weltpolitik mit Bezug auf die Schiffahrt, ja auch vielleicht mit Bezug auf die Politik überhaupt.

Das ist dann geschehen und zwar durch Beschluß des Kongresses vom 24. August 1912, d. h. durch die Panamakanalbill, die dem Präsidenten anheimgibt, die Gebühr für Passieren des Kanals auf höchstens 1 Dollar 25 Cents für ausländische Schiffe zu bemessen (inzwischen ist sie auf 1 Dollar 20 Cents festgesetzt). Handelsschiffe der Vereinigten Staaten sollten jedoch von Abgaben freibleiben. Gleichzeitig ist der zollfreie Zugang im Auslande gebauter Handelsschiffe erlaubt.

Die Anweisung des Handelsamts vom 30. August 1912 an die Zollämter gibt über den Sinn dieser Bestimmungen nähere Auskunft. Mit der Befreiung der amerikanischen Flagge brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten. Über die Zulassung fremder Schiffe zur amerikanischen Flagge heißt es dort:

„. . . . nach diesem Gesetz dürfen in das Register und zwar ausschließlich für den Handel mit fremden Ländern oder mit den Philippinen gebracht werden: Seeschiffe, ob Dampf- oder Segelschiffe, die von der nordamerikanischen Dampferinspektion zur Beförderung trockner und verderblicher Ladung als sicher befunden, zur Zeit der Anmeldung für das Register nicht älter als fünf Jahre sind, wo sie auch immer gebaut sind, . . . im alleinigen Eigentum von Bürgern oder organisierten Gesellschaften der Vereinigten Staaten (organisiert nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten oder eines Einzelstaates derselben), deren Präsident und leitende Direktoren Bürger der Vereinigten Staaten (und keines anderen Staates) sein sollen. Vom Küstenhandel sollen sie jedoch ausgeschlossen sein."

Letzteres ist die einzige Benachteiligung gegen in Amerika selbst gebaute Schiffe. Ja, eingeführte fremde Schiffe dürfen sogar, wie noch ausdrücklich

hinzugefügt ist, Anteil an den vom Generalpostmeister zu vergebenden Subventionen haben.

Nordamerikanische Reeder kommen also nun in die Lage, Schiffe in England, Deutschland, auch in anderen Ländern Europas, kaufen zu können und an allen Vorteilen der amerikanischen Handelsschiffe, mit Ausnahme der Küstenschiffahrt, teilnehmen zu lassen, nur dürfen sie nicht älter sein als fünf Jahre. Solche Schiffe sind in Europa weit billiger, als in Amerika; dennoch läßt man den sonst maßgebenden Grundsatz, daß die billigere Herstellung des Auslandes durch Zölle wieder ausgeglichen werden müsse, hier gänzlich fallen. Ganze Schiffe und für den Schiffbauer, nicht für den Händler, auch Schiffsbaumaterialien sind zollfrei. Die Schiffe müssen Eigentum von amerikanischen Bürgern sein; amerikanische Bürger können sie also kaufen und einführen. Aber mit Hilfe von in Amerika gegründeten Aktiengesellschaften können selbst Europäer ihre Schiffe unter amerikanische Flagge bringen, nur muß die Verwaltung aus amerikanischen Bürgern bestehen, was leicht genug zu machen ist.

Die amerikanischen Gesetze schreiben vor, daß die Besatzungen unter amerikanischer Flagge fahrender Schiffe bis zu einem gewissen Bruchteil aus amerikanischen Bürgern bestehen müssen. Diese sind natürlich nicht im Handumdrehen vorhanden, aber doch, falls man keine anderen Vorkehrungen trifft, in längstens drei Jahren. In diesem Zeitraum erwerben Einwanderer das Bürgerrecht. Schon jetzt sind die Löhne der Besatzungen in den Vereinigten Staaten viel höher als in Europa. Wenn nun mit einemmal eine solche Nachfrage nach Seeleuten entsteht, werden viele Engländer, Deutsche, Skandinavier, vom Schiffsjungen bis zum Kapitän aufwärts hinübergehen. Alle europäischen Seestaaten suchen ihr Personal festzuhalten, es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dieses so großen Lockungen widerstehen wird. Denn die Amerikaner können viel bieten. Man denke doch, wieviel Geld ein mittlerer Dampfer von 8000 Registertonnen Netto auf einer einzigen Reise erspart. Die Gebühren für zweimaliges Durchfahren des Kanals belaufen sich auf 19200 Dollars oder 80600 Mark. Dies vermeidet man mit dem Übergang des Schiffes unter amerikanische Flagge, und dabei kann die Durchfahrt dann im Jahre sechs- oder zwölfmal oder noch öfter wiederholt werden.

Es ist zu erwarten, daß sehr viele europäische Schiffe auf diese Weise die Heimat wechseln werden und mit ihnen eine entsprechende Anzahl von Seeleuten. Das werden auch die Kriegsmarinen der betroffenen Länder fühlen, denn ihre Reserven bilden die Mannschaften der Handelsschiffe. Die Amerikaner können eine Kriegsflotte fortan weit leichter bemannen als zuvor, die europäischen Staaten weit schwerer. Auch weitreichende wirtschaftliche Folgen werden sich einstellen. Bis zu einem gewissen Grade ist es richtig, daß der Handel der Flagge folgt. Wenn statt der Europäer fortan viele Amerikaner in den südamerikanischen und australischen Häfen in Yokohama, Schanghai, Hongkong einlaufen, so knüpfen sich viele Handelsbeziehungen zwischen diesen und den

Vereinigten Staaten an, zumal fortan die Reise von New York dorthin kürzer sein wird als von Deutschland oder England. Auch werden sich die Staatsmänner von Washington durch einen so viel lebendiger gestalteten Verkehr amerikanischer Schiffe im Auslande genötigt sehen, vielen Ländern eine politische Aufmerksamkeit zuzuwenden, um die sie sich bisher kaum gekümmert haben. Welche Folgen das haben wird, kann heute noch niemand ahnen. Man kann aber sagen: der Schwerpunkt des Seewesens, der bisher in England und in zweiter Linie in Deutschland lag, wird fortan stark nach den Vereinigten Staaten abgelenkt werden. (Wir trauen indessen unsern großen Schiffahrtsgesellschaften zu, daß sie befähigt sind, dem neuen Problem in einer die deutsche Seemacht fördernden Weise beizukommen. Die Schriftltg.)

Drei Könige

Von Privatdozent Dr. Willy Andreas-Marburg

Zum „Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten von Preußen". Herausgegeben von Johann Georg, Herzog von Sachsen. Unter Mitwirkung von Hubert Ermisch. Quelle u. Meyer, Leipzig, 1911. 514 Seiten.

Der Briefwechsel König Johanns von Sachsen mit den Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten von Preußen, der uns von kundiger Hand und in musterhafter Ausgabe geschenkt worden ist, führt uns durch alle Epochen, die für die Geschichte der deutschen Einigung im neunzehnten Jahrhundert bedeutsam geworden sind. Er spiegelt ihre einzelnen Stadien im Geiste dreier Fürsten, die völlig abgeschlossene Individualitäten waren. Sie standen sich persönlich nahe nnd verkörperten doch die Überlieferungen ihres Hauses, ihres Staates; sie hatten deren Jahrhunderte alten Gegensatz durchzufechten, bis man in einer höheren Einheit den versöhnenden Ausgleich fand. Ein außerordentlich reizvolles, ein schimmerndes Spiel persönlichster Beziehungen, geistiger Gemeinschaft, politischer Wandlungen, menschlichster und staatlicher Konflikte enthüllen die zahlreichen Briefe der drei Monarchen.

Friedrich Wilhelm und Johann hatten die bayerischen Zwillingsschwestern geheiratet. Es waren an die zwölf Jahre nach dem Wiener Kongreß verstrichen, als beide miteinander die Korrespondenz anknüpften. Etwas früher schon

war auch Prinz Wilhelm mit dem sächsischen Verwandten in schriftlichen Verkehr getreten, der bald in freundschaftliche Formen überging. Freilich das leuchtete von vornherein ein: enger schlossen sich Johann und Friedrich Wilhelm aneinander an. Ihre Freundschaft war auf tiefer gegenseitiger Zuneigung aufgebaut. Sie bilden, bei aller Verschiedenheit ihres Wesens, ein Paar für sich, wenn man sie etwa mit dem Prinzen Wilhelm vergleicht. Der geistige Grund und Boden, auf dem diese beiden standen, war nicht der seine. Man käme ins Schablonisieren, wollte man den Reichtum dieser vielseitigen persönlichen Berührungen auf ein paar dürre Begriffe zurückführen, statt ihnen liebevoll ins einzelne nachzugehen, um das Verwandte und Widerspruchsvolle darin aufzudecken. Eine erschöpfende Analyse kann hier freilich nicht unternommen werden; nur einige besonders hervorstechende Eindrücke mögen festgehalten werden.

Die Briefe Friedrich Wilhelms und Johanns strömen für uns das Lebensgefühl und die Stimmungen einer vergangenen Epoche aus. Ihre Korrespondenz ruht auf einem starken Bedürfnis sich gegenseitig mitzuteilen, auf einer sehr persönlichen Grundlage. Sie ist frei von dem erkältenden Hauch der Objektivität, der Rastlosigkeit und Zielstrebigkeit, der heutzutage, wenn man so allgemeinhin urteilen darf, zumeist unserem brieflichen Verkehr anzuhaften pflegt. Da sprechen zwei Menschen von dem, was innerstes Empfinden, Familie und politische Ereignisse ihnen zutragen, gefühlvoll, mitteilsam, voll Freude an sich und am anderen. Es kommt hinzu, bei Friedrich Wilhelm allerdings in stärkerem Maße, ein besonderes Vergnügen am Schreiben, an Ausdruck und Form, obwohl auch der Kronprinz von bewußter Pose weit entfernt ist und sich höchst unbefangen den krausen Eingebungen des Augenblicks überläßt. Wohltuend berührt die große Zartheit der Freunde im wechselseitigen Umgang, die Reinheit und Wärme des Familienlebens, die in der langen Kette dieser Briefe durchleuchtet.

Die beiden Freunde waren überaus erfinderisch in Spitz- und Kosenamen, womit sie einander bedachten, Friedrich Wilhelm geradezu unerschöpflich. Er gefiel sich in seinen humoristischen Verkleidungen als Dicky oder Onkel Wauwau. Vielleicht wird man in seiner Selbstpersiflage nur den Ausdruck eines gesteigerten Selbstgefühls, die kokette Ironie des Romantikers erblicken. Man kann es bezweifeln, ob er ein Mensch von ursprünglich quellendem, echtem Humor war; man möchte wohl eher von barock anmutendem Witz reden. Er glitt freilich nur zu oft ins triviale Wortspiel oder gar in einen Berliner Kalauer über. Ein ausgelassener, knabenhafter Übermut treibt in den Briefen des Kronprinzen wie des Königs sein Wesen. Es verleiht dem Manne einen liebenswürdigen Reiz, nicht selten aber befremdet es geradezu, weil man darin die Schlacken einer ungleichmäßigen Entwicklung, einer unharmonisch durchgebildeten Persönlichkeit wahrzunehmen glaubt. In den burschikosen Ton des Freundes, dessen Feder so gar nicht auf fürstliche Würde hielt, hat Johann kaum eingestimmt. Dagegen scheint er empfunden zu haben, daß in dem sprudelnden, geistreichen

Kronprinzen mit seiner sich überstürzenden Skala von Gefühlen eine Originalität steckte, die ihm selber fremd war. Er ließ sich gelegentlich mit fortreißen, die Art Friedrich Wilhelms steckte ihn zuweilen an, aber immer spürt man auch in seinen gehobenen Stimmungen, daß er nicht so beweglich war, nüchterner und gewiß auch gesünder. Man wird ihn kaum als einen ausgesprochenen Romantiker betrachten können; Friedrich Wilhelm war es. Mißt man seinen vielspältigen, schillernden Charakter an dem geraden, besonnenen Wesen Johanns, seinen phantastischen Überschwang an dem herzlichen, bisweilen überquellenden, aber doch so viel einfacheren Empfinden des Freundes, so erinnert Johann wieder in manchen Zügen eher an den Prinzen Wilhelm. In seinen rein geistigen Interessen dagegen berührt er sich viel intimer mit dem preußischen Kronprinzen. Sie beide standen noch im Zeichen des literarischen Geschlechts. Sie lasen viel, Friedrich Wilhelm verfolgte die Danteübersetzung seines gelehrten Freundes mit stetem Eifer. Wenn Johann einmal den Schwager beschwor, so tat er es „bei allen Göttern Griechenlands und Skandinaviens, bei Dante und Goethe, bei Beatrice und Laura, bei unserem Haß für die Nützlichkeitsmacher, bei allen blauen Pflaumen Dresdens, bei dem entstandenen Erdbeben." Sie hatten in jungen Jahren eine gemeinsame Reise nach Italien unternommen. Friedrich Wilhelm hatte mit Rührung an Dantes Grab gestanden. Die Erinnerungen an die Erlebnisse dieser Fahrt tauchen ab und zu in diesen Briefen auf. Dem sächsischen Prinzen war ein Abend in Novi im Gedächtnis geblieben, wo sie den ersten italienischen Sonnenuntergang sahen, das Dies irae und das Stabat mater deklamierten. So schwelgten der hohenzollernsche Protestant, der sich so gern mittelalterlichen Vorstellungen hingab, und der katholische Wettiner einträchtig miteinander in Empfindungen frommer Glut, wie sie sich auch später in der Abneigung gegen die deutschkatholische Bewegung zusammenfanden.

Wollte man kurzerhand die politischen Pole bezeichnen, die das innere und äußere Leben dieser beiden Fürsten bestimmten und mit ihm das ihrer ganzen Epoche, so möchte man sie auf der einen Seite in der Legitimität, auf der anderen in der Revolution erblicken. In dem Kampf dieser beiden Ideen entfalten sich alle die reichabgestuften Gegensätze, welche die vormärzliche Zeit erfüllen und gewaltsam zusammenprallen, im Jahre 48, wo sie zugleich ihren dramatischen und tragischen Höhepunkt erreichen. Johann und Friedrich Wilhelm wurzelten im Glauben an das Gottesgnadentum der Monarchie, von deren Aufgabe sie eine hohe und reine Vorstellung hatten; freilich sucht man bei dem Sachsen vergeblich nach jenem mystischen Schimmer, mit dem Friedrich Wilhelm sich und sein Amt umkleidete. Man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß sich Johann mehr der gottgewollten Pflichten als seiner königlichen Ausnahmestellung bewußt war. Sein Herrschergefühl war, wie es in dem ganzen Wesen dieses Mannes lag, nüchterner, einfacher, bürgerlicher, und weit entfernt von der schwärmerischen, bisweilen ungesunden Verzückung,

zu der es sein romantischer Freund steigern konnte. Dynastisch, legitim empfand auch Johann, aber wie viel leidenschaftlicher und phantastischer trug Friedrich Wilhelm stets die Farben auf. Man höre seine Totenklage für den Kaiser Franz, „den lieben herrlichen Franzl, weyland römischen Kaiser und (was für mein Gefühl noch unaussprechlicher ist) den letzten König der Teutschen", diese wunderliche Mischung wortreicher Gefühlsseligkeit und abspringenden Witzes. Der Heimgang des Monarchen gab ihm Anlaß, in Erinnerungen an die heilige Allianz zu schwelgen: „Die Drey, vor denen der HERR die Schaaren des WeltEroberers niederwarf, die Ihn vor aller Welt als Ihren HERRn und König bekannten und deren vereinter Macht Er das Ungeheuer der Revoluzion gebannt überliefert hatte, bis auf einen geschmolzen! das Ungeheuer los und an allen Enden Blut, Thränen, Brand, Verrath und alle Sünden häufend!! das ist tragisch! und nun der Ersatz für dieses theure, geheiligte Haupt! Nicht wie der für Alexander, der mehr als vollkommener Ersatz ist — sondern eine gute ehrliche Haut, von der viele zweifeln, ob er begriffen, daß 1 + 1 = 2 ist und der gewiß nie begreifen wird, warum 1 + 1 unter gewissen Umständen z. B. 6 seyn kann wie unter anderem bey Dir und Mokrl!!" Ähnliche Ergüsse widmete er der Revolution, die er anläßlich der englischen Parlamentsreform im Mai 1832 mit einer wahren Flut apokalyptischer Verwünschungen überschüttete. Er verglich sie mit dem Tier der Offenbarung Johannis, oder „mit der Hure, welche mit den Königen gehuret und sie aus ihrem Kelch trunken gemacht hat". Er berauschte sich geradezu an diesen Bildern, er redete sich immer mehr in den Affekt hinein, um sich ebenso jäh wieder abzukühlen und in die entgegengesetzte Stimmung umzuschlagen. „So im Schreiben," bekennt er selber, „gefalle ich mir in der apocalyptischen Rolle und decretiere nunmehr, daß das Thier die Revoluzion ist und die Hure die Weisheit des Jahr100s, die immer vollauf frißt und säuft und anderen giebt in großen Haufen zu kosten und doch nimmer satt wird noch satt macht. Gewiß ist das Ding, was Revoluzion jetzt heißt, Etwas, was seit Erschaffung der Welt kein Mensch geträumt hatte bis 89. Es ist ganz etwas apart Behendes, kluges und Gottloses darin, wie in nichts Ähnlichem bis Daher und den Reitz der Originalität kann Niemand ihm absprechen bei seinem Auftreten. Daß es nach 43 Jahren, nach soviel Blut und Thränen und nach so abgenutzten KunstGriffen und Verführungen noch immer verführt, ist wahrlich kein Compliment für unser Geschlecht. Wenn nur die Könige sich frey hielten von den MahlZeichen des Thiers. — Doch genug Apocalypse; Laßt uns flugs ein recht kühles Thema wählen, um aus dem mystischen Wuste zu entkommen." Aus der Antwort des sächsischen Freundes klang etwas wie Bewunderung heraus, die schüchtern in denselben Ton einstimmen wollte und doch eine leise verständige Mahnung nicht unterdrücken konnte, wenn er sagte: „Aber von der anderen Seite mache, daß wir ein Deutschland nach unserem Sinne bekommen, damit die Leute sich nicht nach einem apocalyptischen ditto sehnen." Auch Johann betrachtete den stürmischen

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Liberalismus mit Mißtrauen und verurteilte die unreifen Auswüchse des jungen parlamentarischen Lebens, die er in seinem engeren Vaterlande ebenfalls zu beobachten Gelegenheit hatte. Aber als besonnener Kopf strebte er doch ehrlich darnach, den berechtigten Kern in all diesen Erscheinungen herauszuschälen, die der andere in Bausch und Bogen verdammte. Johann war ein viel weniger deduktiver Geist als Friedrich Wilhelm. Er hielt sich strenger und nüchterner an die einzelnen Tatsachen und lief daher auch weniger Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Die politischen Ereignisse, in die sie als Zuschauer oder handelnde Personen verflochten waren, erweckten daher bei so verschieden gestimmten Temperamenten selten den gleichen Widerhall, obwohl sie in den Grundanschauungen eins waren.

Als die Pariser Julirevolution auch nach Sachsen hinübergriff, enthüllte sich diese Verschiedenheit zum erstenmal an einem ernsten Beispiel. Der preußische Thronfolger las dem Prinzen ziemlich nachdrücklich die Leviten wegen der Nachgiebigkeit der sächsischen Regierung. „Ich muß jetzt frey von der Leber weg sprechen," schrieb er am 23. September 1830, „und mich Dir als Freund beweisen — und ein wahrer Freund kann nicht immer loben —. Die Ereignisse bey Euch sind mir von allen ähnlichen, jetzt fast unzähligen im schönen teutschen Lande die widrigsten und empörendsten. Zu Braunschweig und Kassel herrschten oder herrschen Ungeheuer, würdig denen verstorbenen Gottheiten Heliogabal's und Commodus' verglichen zu werden; Onkel Altenburg, trotz seines 50 Jährigen Jubels, hat sich als ein alter Esel bewährt; bey uns, zu Schwerin, zu Hamburg, ist Ernst gezeigt und alles beygelegt worden —. Bey Euch waltet die väterlichste, billigste Regierung von Teutschland, Ihr habt ein treues Heer, die mächtigsten Nachbarn, denen es eine Freude wäre Euch moralisch und physisch beyzuspringen, und vor allem ein vortreffliches Volk auf dem Lande —!—!—!— Und Ihr weist dem Otterngezücht, der Handvoll Canaille und Canaillen, dieser Mixtur von empörtem Pöbel und schändlichen Empörern nicht die Zähne? —!!! Ich sage es mit größter Überzeugung — unter allen denkbaren Lagen ist keine so vor ähnlichem Beginnen sicherer stellende denkbar als die Eure! Und noch heute höre ich, daß Ihr mit dem Gesindel Euch einlaßt, bald nachgebt, bald vorstellt, bittet und verhandelt — (das macht mir das Blut sieden) — da wo Ihr von Gott und Rechtswegen nichts thun sollt als befehlen — entweder; oder —. Und dies oder ist niemand so im Stande mit Nachdruck auszusprechen als Ihr —. Ein Wort des Königs und der verehrten Prinzen an das LandVolk, und sie schlagen die Empörer todt —. Ein Befehl an Eure Garnisonen, und sie besetzen jauchzend die ungehorsamen Städte Dresden und Leipzig, und wehe denen, die Widerstand leisten wollen; aber sie werden nicht wollen, wenn Ernst gezeigt wird, ich garantire es; und flösse ein wenig Blut, nun denn mit Gottes Hülfe fließe es; es ist dann gewiß solches Blut, das besser auf dem Pflaster des Alten und Neumarkts an seinem Platz ist als in den Adern, die es jetzt durch-

ſtrömt —. Im ſchlimmſten Fall, der aber gewiß nicht eintritt, wenn Nachdruck dem guten Recht zu Hülfe kommt, dann bedarfs eines Winkes und 10 Garniſonen von Böhmen, Brandenburg und Schleſien uſw. ſtehen Euch zu Geboth —. Aber um Gottes Willen zeigt doch endlich Ernſt. Es iſt zwar meiner Meinung und Überzeugung nach Vieles falſch angegriffen, viel zu viel für den Augenblick gewährt worden — aber es iſt noch nicht zu ſpät. Dresden will keine Truppen leiden? — wahrlich das iſt naif. Ich beſchwöre Dich, Geliebteſter Freund, wirke dahin, daß man kein Federleſen's mit den Kerls mache. Beunruhigt die Dresdner das Zuſammenziehen oder Nähern von Truppen, ſo ſpotte man der Unruhe —. Nur die Böſen kann das beunruhigen —. Proteſtieren ſie dagegen, ſo rede man königlich mit ihnen ein friſirtes Halt's Maul —. Drohen ſie, ſo verweiſe man ſie auf die ſchleunige Antwort aus dem Munde der Geſchütze und ſage ihnen deutlich, daß man ſie für getreue Untertanen halte, aber ganz bereit ſey, falls ſie's vorzögen, ſie auch als Rebellen zu behandeln —. Glaub mir Hanſy — es muxt kein Dresdner."

Den Tag darauf vernahm er mit Freuden, daß die Dresdener ſelber um den Einmarſch königlicher Truppen gebeten hatten. Er lobte das Verhalten des Prinzen Friedrich, der zum Mitregenten ernannt worden war, und knüpfte daran eine Bemerkung, die ſich wie eine Vorahnung ſeiner eigenen, ſpäteren Geſchichte anhört: „Ich bekenne frey, daß ich mir nicht genug Weisheit und Faſſung zutraue, eine ähnliche Stellung nicht blos ſo wie er, ſondern überhaupt ohne Ehre und Reputazion zu verlieren, auszufüllen." Johann ſelber war an die Spitze der Immediatkommiſſion zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe getreten. Friedrich Wilhelm begrüßte dieſen Schritt, weil er den Freund juſt an der, wie er meinte, geeigneten Stelle ſah: „Ich fürchte, Du wirſt gegen einen gefährlichen Strom von Neuerungen zu kämpfen haben. Deine Grundſätze ſind aber recht eigends gemacht für Euren gegenwärtigen Zuſtand. Du wirſt das Maß finden zwiſchen dem Kleben am Alten und dem ſo verderblichen Betreten eines ganz neuen Weges. Man iſt ſehr neuerungsſüchtig geſtimmt in Sachſen, und das würde mich recht bange machen, wenn Du, liebſter Hanſy, nicht die Hände ſo entſcheidend im Spiel hätteſt."

Er ſchlug alſo ſchon mildere und gemäßigtere Töne an. Aber die Leidenſchaft des Doktrinärs zitterte noch darin nach, und Johann, der überhaupt die Vorgänge viel mehr von innen heraus zu beurteilen vermochte, ſetzte ſolchen Mahnungen einen leichten Dämpfer auf. Er ſprühte ohnehin nicht gleich im Feuer auf wie Friedrich Wilhelm. Er ſah dieſe inneren Verhältniſſe nüchterner, geſchäftsmänniſcher und trotz gewiſſer unverrückbarer Grundanſchauungen weniger dogmatiſch an. Es blieb ihm daher auch nicht verborgen, daß die traurigen Ereigniſſe ihre tieferliegenden Urſachen hatten, und daß ſie wirklich beunruhigend waren, weil „ſelbſt die Beſſergeſinnten und nicht ohne Grund mit dem ſchlaffen Gang der Adminiſtration unzufrieden waren". Er geſtand, daß die Regierung durch den Aufſtand überraſcht worden war, fand

aber die Stimmung in Dresden bereits besser. Anderwärts jedoch, besonders im Erzgebirge und im Vogtlande, spuke der böse Geist noch. Er machte den Kronprinzen mit dem Entschlusse zur Umgestaltung der Verfassung bekannt. Dafür sprachen ihm die Unterlassungssünden des vergangenen Landtags, der nicht vorwärts und nicht rückwärts wollte, des weiteren der Wunsch, stürmischeren Ansprüchen dadurch zuvorzukommen. Dann konnte sich die Regierung das Heft in der Hand sichern. Die Stände sollten in der alten Weise einberufen, es sollte in Gemeinschaft mit ihnen beraten werden, ohne alle Neuerungssucht, in der Absicht, sich möglichst an das Bestehende anzuschließen. Denn den „Glücklichmachereien und dem Revolutionieren" war auch Prinz Johann nicht hold. Dem Rad der Entwicklung kurzweg in die Speichen zu greifen, wie Friedrich Wilhelm wollte, davor bewahrte ihn doch sein stärker ausgeprägter Wirklichkeitssinn. Er stellte sich mit einem vorsichtigen Reformprogramm auf den Boden der neuen Zeit und nahm dann auch an den Arbeiten des ersten konstitutionellen Landtags und seiner Nachfolger als Mitglied der Ersten Kammer tätig und gewissenhaft Anteil. Dieses Verhalten schützte ihn freilich späterhin in den Jahren, die dem Ausbruch der Märzrevolution vorangingen, nicht vor dem schmerzlichen Verdacht, das Haupt einer ultraroyalistischen Partei zu sein. Der Berufung des Vereinigten Landtags in Preußen sah er mit innerem Unbehagen entgegen, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil er offenbar an der Zielbewußtheit seines Freundes zweifelte. Er warnte ihn ziemlich unverblümt: „Thue nichts, zu dessen consequentester Durchführung Du nicht in Dir und in den Verhältnissen die Kraft fühlst; denn daß die zerstörende Partei jede Gelegenheit als Handhabe zu ihren Zwecken benutzen wird, ist außer Zweifel, und man muß sich darüber keiner Täuschung hingeben. Darum bewahre Dir das Heft in der Hand. Verzeihe, daß ich mir so etwas gegen Dich erlaube, aber ein alter Freund darf wohl aufrichtig sprechen. Gott segne und erleuchte Dich."

Die Ereignisse des Jahres 1848 haben die Schwäche und den wankenden Sinn König Friedrich Wilhelms in der Tat erwiesen. Johann beschwor ihn Mitte März, als die Wiener Unruhen Metternich zum Rücktritt zwangen, die Erregung nicht auf die Spitze zu treiben. Sein eigener Bruder hatte das Ministerium gewechselt, an dessen Spitze ein liberaler Führer trat, und eine Reihe von Wünschen gewährt. Er drängte Friedrich Wilhelm zu einem gleichen Schritte. „Mislingt eine gewaltsame Unterdrückung," schrieb er ihm, „so ist das Schicksal aller Fürsten Deutschlands entschieden, und glaube mir, die öffentliche Meinung ist zu stark, als daß ihr auf die Länge mit blos mechanischen Mitteln entgegen zu arbeiten sey. . . . Ahme so viel als möglich unser Beispiel nach. Es ist der einzige Weg, der für Preußen und ganz Teutschland zum Heile führt. Man kann nicht mit dem Kopf durch die Wand." Als dieser Brief in Berlin eintraf, war die Revolution in vollem Gange. Erinnerte sich Johann bei dem Zusammenbruch seines königlichen Freundes an die absprechenden Worte, mit denen Friedrich Wilhelm nach den Juliunruhen vor achtzehn Jahren

die sächsische Regierung bedacht hatte? Die widerspruchsvollen Nachrichten über die Berliner Vorgänge und das Verhalten des Königs bekümmerten und verwirrten ihn. In seiner bescheidenen Art sprach er nur den Wunsch aus, es möge jenem glücken, den ausgetretenen Strom wieder in sein gesetzliches Bett zu leiten: „Es sind gewiß noch viele gute Elemente bei Euch; möge es Dir gelingen, sie zu stärken, und ich glaube, daß es dazu doch nöthig ist, den lieben Berlinern nicht zu schön zu thun."

Indessen warnte er, nachdem Friedrich Wilhelm die Nationalversammlung vertagt und ihren Sitz nach Brandenburg verlegt hatte, Ausgangs November davor, die verheißenen Zugeständnisse zu widerrufen. Wenn er aber die Oktroyierung einer Verfassung widerriet, weil sie die zahlreichen Gegner der Krone vermehren würde, die sie nur in Form gegenseitiger Vereinbarung entgegennehmen wollten, so fand er damit beim König keinen Anklang. Denn wenige Tage darauf, am 5. Dezember, wurde die Versammlung aufgelöst und die preußische Verfassung wirklich oktroyiert. Auch hier bestanden also im einzelnen charakteristische Verschiedenheiten der Auffassung, obwohl man in der Abneigung gegen die Revolution als solche natürlich einig war.

Viel tiefer gingen sie in der deutschen Frage auseinander, die mit der revolutionären Bewegung in den Einzelstaaten ja von vornherein aufs engste zusammenhing, aber jetzt erst in jenes entscheidende Stadium trat, wo sich die Geister trennten. Auch Prinz Johann von Sachsen und der König von Preußen wurden in diese allgemeinen Gegensätze hineingezogen, in denen der Lebens- oder Machtwille ihrer Staaten zur Entfaltung drängte. Sie besaßen ursprünglich auch hier eine gemeinschaftliche Grundlage, und Johann ließ sich auch nicht von ihr abdrängen; er blieb eins und ungebrochen in sich selber, während in dem preußischen Herrscher die eigentümliche Gespaltenheit seines persönlichen und seines politischen Wesens zutage trat.

Es umschloß diese zwei Fürsten von Jugend auf die Welt des deutschen Bundes. Sie waren nicht blind gegen seine Schwächen, aber er spielte doch für die Formung ihres Denkens eine große Rolle und setzte ihm gewisse Grenzen, die in beiden stark zur Geltung kamen, als das politische Leben Deutschlands in mächtigen Fluß geriet und eben diese Schranken zu sprengen suchte. Deutsch fühlten Johann und Friedrich Wilhelm, und beide wünschten einen stärkeren Ausbau der Bundesverfassung im Sinne der deutschen Einheit. Damals, als Metternich durch die sechs Artikel, die der preußische Kronprinz nicht kannte, sein sächsischer Freund aber mißbilligte, die eben errungenen Rechte der Stände einzuschränken suchte, bemerkte Johann: „Überhaupt wäre es einmal an der Zeit, jene teutschen Angelegenheiten aus einem großartigeren Gesichtspunkt aufzufassen. Alle rein repressiven Maßregeln werden nicht helfen, so lange der Bund sich nicht die Meinung der Besseren zu sichern suchen wird; ja sie werden nur schädlich wirken." Er hielt es an der Zeit, daß die Bundesakte ihre Versprechen, das gemeinsame Wohl Deutschlands zu fördern, einlösten. „Das

andere, was Noth tut," fuhr er fort, „ist aber eine zweckmäßige Umgestaltung des Bundes, damit er inneres Leben und Kraft gewinne, und hier würde ich mich in unseren oft besprochenen patriotischen Phantasien verlieren, wenn ich mehr sagen wollte. Ich habe mir aber vorgenommen, einmal meine Ideen zu Papier zu bringen und sie Dir dann zu schicken. Das einzige Mittel, hierzu zu gelangen, wäre aber vielleicht ein Fürstenkongreß für Deutschland; doch müßte man freilich vorher über die Hauptideen einig seyn. Verzeihe, theuerster Freund, diesen patriotischen Excurs. Ich konnte meine Gesinnungen Dir, der Du mein Herz kennst, hier nicht verbergen, denn die Zeit läuft und der Boden wird hohl in Teutschland. Sollte es möglich sein, jene schönen Träume zu realisieren, dann wäre es an der Zeit, mit ganzer Kraft gegen alles Schlechte aufzutreten, denn man wäre der Meinung der Besseren gewiß." Kronprinz Friedrich Wilhelm nannte in seiner Antwort die deutschen Fürstentage seine Lieblingsidee. Und was er in seiner sprudelnden, fahrigen, halbwitzelnden Art hinzufügte, ist unendlich bezeichnend für diesen als Menschen wie als Politiker so schillernden Monarchen. „Ich fürchte, ich fürchte," schrieb er, „die Zeit ist zu matt und miserabel, um irgend eine Institution zu gründen, die über die quatsche Charten-Schablone hinausgeht. Das ist zum Verzweifeln für die, denen der Teutsche Nahme und das teutsche Wesen so heiß in Herz und Eingeweide brennen wie mir!!!!! Nun Gott besser's. Amen. Meine Phantasie geht mit mir durch (um die Sprache des Zeitgeistes zu reden), wenn ich auf dies Capittel komme. Doch gestehe ich, daß in diesem Ausdruck etwas hypocritisches liegt — denn eigentlich meine ich, daß in Allem, was mir darüber in Kopf und Herz liegt, wirklich ein sinnliches Gleichgewicht zwischen Verstand und Gefühl vorhanden ist. Ich glaube, daß nicht Alle, die der Zeit Geist für toll hält, wahnsinnig sind, und daß nicht alle, die der Zeit Geist für ernste, zeitgemäß organisierte Männer hält, auch nur ein Scherflein gesunden Menschen Verstandes haben —. Aber brechen wir lieber davon ab. Ich würde sonst nicht endigen." Und er endigte in der Tat nicht. Ruhelos, kokett springt dieses Schreiben von einem Gegenstand zum anderen über, vom Erhabenen zum Alltäglichen, vom Politischen ins Persönliche, vom rauschenden Pathos, mit dem er jedoch halb ironisch spielt, zum flachen Berliner Witz, ein Romantikerbrief durch und durch, mit verblüffenden Übergängen. In dieser Form konnte ihn nur einer, eben Friedrich Wilhelm der Vierte, verfassen.

Als die zwei Freunde diese merkwürdigen Bekenntnisse austauschten, standen sie in der vollsten Blüte ihrer Jugendjahre, beide noch nicht an führender Stelle. Als das Jahr 1848 die deutsche Frage, jetzt eine Herzensfrage des ganzen Volkes, aufrollte, waren sie auf der Höhe des Mannesalters angelangt, und der eine als König von Preußen der Fürst, in dessen Hand die Geschicke der Nation gelegt waren. Nachdem die preußische Regierung im Innern wieder einigermaßen ins Gleichgewicht gekommen war, steuerte sie seit Anfang 1849 abermals der Lösung des deutschen Problems zu. Der Konflikt der hohenzollernschen und

habsburgischen Großmacht bereitete sich vor. Es galt die Entscheidung, ob der kleindeutsche Gedanke oder der großdeutsche siegen werde, ob Preußen in dem neu zu schaffenden Bunde die Stelle zufiel, die seiner wirklichen Stärke entsprach. Auf der einen Seite das Preußen Friedrich Wilhelms, der persönlich an der habsburgischen Monarchie hing und eigentlich nicht ihren Ausschluß wollte, aber sich doch zugleich von dem Machttrieb seines Staates und dem Ehrgeiz, der zum Teil ihn selber beseelte, in die kleindeutsche Bahn treiben ließ, ohne sich ganz und völlig zuverlässig dieser Politik hinzugeben. Auf der anderen Seite das Österreich des Fürsten Schwarzenberg mit seiner bunten und vielgestaltigen Ländermasse, das sich aus Deutschland nicht verdrängen lassen und die Leitung behalten wollte. Johann war zwischen die zwei Parteien gestellt. Als die ersten Noten Anfangs des Jahres 1849 die Gegensätze offenbarten, erfüllte ihn dies mit Kummer. Er hatte auf ein einmütiges Vorgehen Österreichs und Preußens gehofft und gab nun seiner Enttäuschung Ausdruck. „Ich fürchte, das Endresultat würde entweder eine Zertrennung Deutschlands oder ein gänzliches Scheitern des Verfassungswerkes seyn, was ich für das Schlimmste halte, da es uns über kurz oder lang eine neue, schlimmere Revolution bringen würde. Ich vertraue indes auf Dein edles Patriotisches Herz, daß Du alles thun wirst, um womöglich beide oder doch eines jener Extreme zu vermeiden."

Fast jede einzelne Entwicklungsstufe der deutschen Frage in den folgenden Monaten wird durch den Briefwechsel Johanns und Friedrich Wilhelms beleuchtet. Der sächsische Prinz hat wiederholt seine Stimme für das Zusammengehen Preußens mit Österreich erhoben. Man mag dabei mitunter, wie es natürlich ist, bei seinem vermittelnden Standpunkt, jene letzte Klarheit vermissen, die nur die schroffere Haltung eines Entweder—Oder hätte verleihen können. Aber es wäre unbillig, von ihm Ergebnisse erwarten zu wollen, die erst die Geschichte der nächsten Jahrzehnte in blutigen Kämpfen entschieden hat; wohnten doch auch in der Brust seines königlichen Freundes, der in viel höherem Maße zum Handeln berufen war, zwei Seelen, die miteinander in Zwiespalt lagen. Johann widerstrebte der kleindeutschen Lösung, sein dynastisches Selbstgefühl mochte in seiner wachsenden Abneigung gegen das Frankfurter Parlament mitreden, aus dessen Bann die deutschen Staaten, wie er forderte, erlöst werden müßten. Er schalt auf Gagern, und als Preußen dessen Plan eines engeren und weiteren Bundes durch die Unionsbestrebungen aufnahm, verteidigte Johann die sächsische Regierung, die zusammen mit der hannoverschen sich nur für gebunden ansehen wollte, falls sich sämtliche deutsche Staaten außer Österreich anschließen würden. Johann sprach — in Übereinstimmung mit seinem regierenden Bruder — als Vertreter seiner sächsischen Heimat, die, wie er betonte, der tatsächlichen Mediatisierung durch Preußen zum Opfer fiel, wenn ihr nicht das Gegengewicht der süddeutschen Staaten zur Seite bliebe. Einen auf Nord- und Mitteldeutschland beschränkten Bund unter preußischer Führung verurteilte er als

unheilvolle Spaltung Deutschlands, weil ihm Österreich dadurch völlig entfremdet werde. Man sieht in diesen Zeilen die alten Gegensätze vom Wiener Kongresse wieder auftauchen, die Besorgnisse der Wettiner vor dem stärkeren und ausgreifenden Staat der Hohenzollern. Der Prinz wehrte sich besonders lebhaft gegen solche Gefahren, weil gerade er sich von jenem Groll gegen Preußen freigemacht hatte und über alten Vorurteilen zu schweben glaubte. „Ich war vielleicht einer der ersten, der in einer Zeit, wo noch der preußische Name unter Sachsens Staatsmännern ein Gräuel war, meine Stimme für eine Annäherung an Preußen erhob." Solche scharfe Auseinandersetzungen, die sich auch in den nächsten Monaten wiederholten, ließen in beider Herzen, so sehr sie aufeinander Rücksicht zu nehmen suchten, auch persönliche Verstimmungen zurück. Man trieb den Olmützer Tagen entgegen. Johann warnte, beschwichtigte, er sprach von einem neuen Siebenjährigen Krieg. „Ich fürchte jedoch vielmehr," schrieb er am 23. Oktober 1850, „daß uns ein neuer Dreißigjähriger Krieg bevorsteht, wenn einmal der erste Kanonenschuß gelöst ist, denn jedenfalls werden die populären Leidenschaften mit ins Spiel kommen. Die Möglichkeit, ja die nahe Wahrscheinlichkeit eines solchen Ausganges, wenn Preußen auf seiner Politik beharrt, ist leider nicht abzuläugnen. So sehe ich denn überall nichts als Unheil auf diesem Wege und nur ein Mittel der Rettung für uns alle: offener entschiedener Systemwechsel Seitens Preußens. Aber Preußens Ehre! Aber die Ehre seines Königes! Darauf entgegne ich, wenn Preußen seine entschiedene Geneigtheit zeigt seinen Weg aufzugeben, so wird man ihm — ich hoffe es — goldene Brücken bauen. Aber auch abgesehen hiervon, kann es Preußens Ehre seyn, einen Brudermörderischen Kampf zu veranlassen? Kann es Preußens Ehre seyn, mit der Revolution, wenn auch nur mit der zahmen, in Bund zu treten? Und wenn hunderte, wenn tausende seinen König der Inconsequenz beschuldigen, hunderttausende werden ihm als dem Retter Deutschlands von Herzen danken, und sein eigenes Gefühl wird ihm sagen, daß es besser ist an einer verderblichen Bahn umzukehren als sich und andere durch Verharren auf derselben ins Verderben zu stürzen!!" Er unterzeichnete diesen Brief: „Dein treuer Freund Johann, der dir dann auch treu bleiben wird, wenn du uns Kanonenkugeln zuschickst." Eine Woche später erneuerte er denselben Mahnruf zum Frieden und zur Umkehr. Auch diesmal eiferte er gegen ein überspanntes preußisches Ehrgefühl; aber er war sich doch vollkommen klar darüber, — der Ton seiner Zeilen bestätigt es —, daß er dem preußischen Stolz einen außerordentlichen Schritt zumutete. Diese flehentlichen Bitten des Freundes mögen in dem König immerhin den Boden für die Entschlüsse mit vorbereitet haben, die ihn nach Olmütz führten. Aber am Christtag, drei Wochen nach dieser Demütigung, war Friedrich Wilhelm bereits wieder in der Lage, einen übermütigen Brief nach Dresden zu richten, den er mit Karikaturen schmückte, vollkommen unbefangen, vollkommen heiter. Das Befremden über die Stimmung dieses Schreibens wächst, wenn man sich erinnert, mit welch heißem Groll der

Prinz Wilhelm und seine doch so ganz anders geartete Gemahlin diese Ereignisse empfanden, wie schmerzlich sie in ihrer Seele brannten. Nach der Wiederherstellung des alten Bundestages, die jenes bewegte innere Ringen vorläufig abschloß, lenkte auch der Briefwechsel der beiden Fürsten wieder in ruhigere Bahnen ein. Der Krimkrieg fand sie sogar einig in der gemeinsamen Verurteilung der österreichischen Politik, wenngleich Johann, auch hier der Bedächtigere, zu dämpfen suchte, Österreich schonen wollte und sich in erster Linie wieder als Bundesmitglied fühlte. Im September 1857 nahm Johann abermals das Wort über den alten Dualismus Preußens und Österreichs. Mit diesem Schreiben, einer Betrachtung über die gegenwärtige Lage, schließt seine Korrespondenz mit Friedrich Wilhelm, der bald darauf in sein Leiden verfiel, und merkwürdig ausdrucksvoll klingen hier die Probleme an, die zu lösen der neuen Ära Preußens beschieden war. Johann bedauerte die fortdauernde Spannung der beiden Mächte. Er sprach die österreichische Regierung nicht ganz frei von Schuld, da sie sich während der orientalischen Krisis zweideutig benommen habe. Aber auch gegen Preußen glaubte er Vorwürfe erheben zu müssen, namentlich insbesondere gegen jene zahlreiche Partei der „Stockpreußen", die ihre Anhänger unter den höchsten Beamten zähle. Sie strebe rücksichtslos nach einer Machtvergrößerung des preußischen Staates. „Am liebsten würde sie Österreich aus Teutschland hinauswerfen und das übrige Teutschland unter preußischem Scepter vereinigen." Das Schicksal Süddeutschlands sei ihr mehr oder minder gleichgültig, wenn nur im Norden ein möglichst abgerundetes Preußen entstünde. Ihre stärkste Abneigung kehre diese Partei gegen den Deutschen Bund, der ihren Plänen im Wege stehe. Johann maß dem Könige selber an diesen Bestrebungen keinen Teil zu. Aber er warnte ihn vor ihrem wachsenden gefährlichen Einfluß. Ausdrücklich bezeichnete er ihm die preußische Bundestagsgesandtschaft mit ihrem konsequenten und bis ins kleinste gehenden Widerstand gegen alle Maßregeln, die das Ansehen oder die Wirksamkeit des Bundes erhöhen könnten, als Haupt jener Partei. Dieser Angriff war auf Herrn von Bismarck-Schönhausen gemünzt, dessen Persönlichkeit hier ihren Schatten vorauswirft. In ihm verkörperten sich alle jene Kräfte, die Friedrich Wilhelms und Johanns Ideale zertrümmerten, um ein neues staatliches Gefüge aufzubauen.

In den Briefen Wilhelms tut sich eine ganz andere Welt auf als in denen seines Bruders. Auch er hatte früh mit dem sächsischen Prinzen Freundschaft geschlossen, freilich ohne den überschwänglichen Zusammenklang jener beiden Seelen. Das Verhältnis ruhte vielmehr auf wahrer gegenseitiger Hochachtung und Teilnahme. Es ist der Bund zweier Ehrenmänner, die sich durch Rang und Familie nahe stehen, einander mit Wohlwollen betrachten und freundlich-ernste Worte tauschen, ohne den Unterschied ihres Wesens zu verleugnen. Ein ruhig verständiges Beharren, das jeden in seinem Lebenskreis festhält! Sie suchen den Abstand weder zu überbrücken noch zu erweitern, und ganz werden sie seiner

wohl erst inne, als sie beide, von der Wucht der sachlichen Gegensätze ergriffen, aufeinanderprallen, auch jetzt, bei aller Schärfe der Aussprache, nicht ohne jene Ritterlichkeit, die von Anfang bis zu Ende ihre Beziehungen ausgezeichnet hat. Es ist von hohem Reiz, zu beobachten, wie sehr Wilhelm in seinen frühesten und spätesten Äußerungen so ganz er selber bleibt, voll klarer Bestimmtheit, voll Treue gegen sich selbst. Da sind keine überraschenden Geistesblitze, kein Wetterleuchten gefährlicher Stimmungen, keine Gefühlsergüsse oder überhaupt ein Vordrängen der eigenen Person. Dagegen ein unendlich schlichtes Wesen, wahrhaftig gegen sich und andere. Mit anspruchsloser Zartheit nimmt er alle Dinge auf, die das Leben des Freundes irgendwie berühren. So gehalten und nüchtern-spröde seine Zeilen, so hausbacken seine allgemeinen Aussprüche klingen, so wird man doch an mancher Stelle ihre scheue Wärme spüren und die Erlebniskraft einer schweren, aber kerngesunden Natur ahnen — Eigenschaften, die auch bei unserem intellektuell übersättigten und ästhetisch verwöhnten Geschlecht wieder langsam im Werte zu steigen beginnen. Wir wissen heute ziemlich genau, welche schmerzliche Schule dem Prinzen Wilhelm seine gescheiterte Neigung zu Elisa Radziwill auferlegt hat; aber die wenigen zurückhaltenden Worte, die er darüber fallen läßt, sind ehrlich, geradeheraus und ganz frei von jugendlicher Selbstbespiegelung. Und als ihm der Vater während des russisch-türkischen Feldzuges 1828 die Bitte, zur Armee an die Donau gehen zu dürfen, abschlägt, klagt er in seiner unbeholfenen Weise: „Als Sohn muß ich Gehorsam leisten und schweigen. Als Soldat blutet mein Herz.“ — Ein rechtes Hohenzollernbekenntnis, und ein eigenstes dazu.

Es wird wohl kaum einen Leser geben, dem sich nicht zwingend, fast befremdend die Wahrnehmung aufdrängt, in wie viel höherem Maße die brieflichen Mitteilungen des Prinzregenten und Königs von sachlichen Erwägungen beherrscht sind als die Friedrich Wilhelms des Vierten, wie viel weniger das innere Bedürfnis sich anzuvertrauen darin eine Rolle spielt. Auch seinem Bruder lagen die politischen Dinge am Herzen, daran ist kein Zweifel. Aber der Nachfolger erscheint viel unmittelbarer als der Träger des preußischen Staatsgedankens, wobei ihm Bismarck einige Male unverkennbar über die Schulter sieht, und zuletzt gar kann man den Mann und die Sache kaum mehr auseinander halten: sie fallen in Eines zusammen.

Kurz nach der Übernahme der Regentschaft erwiderte Wilhelm die Wünsche des Königs Johann mit einem Schreiben, in dem die Gegensätze der jetzt anhebenden Epoche noch vollkommen zu schlummern scheinen, und höchstens durch einen Klang von eigener Festigkeit angedeutet sind: „Auch Du bist,“ schrieb er, „in Dein schweres Amt auf eine unerwartete und schmerzliche Art berufen worden; indessen im Tode sieht man doch immer Gottes sichtbaren Willen! Wie anders ist meine Lage!? Die Art, wie ich zur Verwesung des Königl. Amtes gelangte, ist wohl die peinlichste, die einem Menschen auferlegt werden kann! Ein Gedanke erleichtert das Schwere meiner Lage, daß ich in den letzten Jahren so viel und oft mit dem Könige, meinem Bruder, im Ideen-Austausch

über Regierungsmaßregeln so wohl, als über die Personen, denen die Ausführung derselben oblag, stand — die mir zeigten, daß es ihm nur an der Freiheit des Handelnkönnens gebrach, um so manches in Preußen zu ändern. Hierdurch bin ich gekräftigt worden, Verhältnisse eintreten zu lassen, die, wenn der König seine völlige, freie Geisteskraft wieder gewinnt, seine Zustimmung haben würden. In diesem Sinne handle ich mit Gottes Beistand. Leicht ist meine Lage nicht, aber bei dem redlichen, festen und conséquenten Willen, den man bei mir kennt, wird man wissen, was man von mir zu halten hat: daß ich so Gott will, die goldene Mittelstraße zu wandeln gedenke; — da ich von jeher allen Extrêmen Feind gewesen bin! Auf Dein und aller deutschen Souveraine Vertrauen rechne ich dabei, wenn es deutsche und Europäische Interessen gilt, die Eins sein müssen und Können!"

Indessen die Ereignisse selber zwangen die beiden Monarchen in verschiedene Richtung und ließen bald keinen Zweifel darüber, wie jäh und schroff ihre Wege auseinandergingen, auseinandergehen mußten. Schon in der italienischen Krisis des folgenden Jahres meldete sich der Gegensatz mit hörbarer Bestimmtheit zu Wort. Johann erwartete von dem König von Preußen, daß er für Österreichs gutes Recht in Italien sein Ansehen, und wenn es gelte, sein Schwert in die Wagschale werfe, und erklärte sich bereit, ihm mit den anderen Bundesfürsten auf dieser Bahn zu folgen. Er drängte zu raschem, entschiedenem Eingreifen gegen Frankreich. Wilhelm blieb zurückhaltend. Seine Regierung nahm eine neutrale Stellung ein und hielt daran fest, daß der Krieg in Italien den Bund nichts angehe, sofern nicht gerade der Schutz des Bundesgebietes in Frage komme. Vergeblich suchte Johann die Einwände des Prinzregenten, der den preußischen Standpunkt verteidigte, zu entkräften. Er steigerte seine Beredsamkeit zu einer Wärme, die gerade diesem überlegten, besonnenen Mann wohl anstand: „Ich bitte und beschwöre Dich als Freund, als Fürst, als Teutschen, laß diese Gelegenheit nicht vorübergehen, daß wir alle wie Ein Mann dem Feind der öffentlichen Ruhe, der jetzt zum Glück die Maske abgeworfen hat, entgegentreten. Ihr sprecht immer von Initiative. Ergreift sie! und wir werden folgen." Es half nichts, der fürstliche Freund setzte ihm vielmehr die Notwendigkeit einer Reform des Bundeskriegswesens auseinander, wobei er ihm gereizte Worte und bittere Anspielungen auf Rheinbundsgelüste entgegenschleuderte und die beiden Großmächte Preußen und Österreich scharf gegenüber den kleineren Staaten ins Zentrum rückte. Man wird sich nicht wundern, daß diese Sprache Johann schmerzte. Er warf dem König vor, er betrachte die Dinge zu einseitig als Militär, zu wenig als Politiker. Er verstehe es nicht, sich in die Lage der Mittelstaaten hineinzudenken, die man nicht mit einem beliebigen Herzogtum vergleichen dürfe! Diese Vorwürfe waren gewiß nicht ganz unbegründet. Aber eben in diesem ausgeprägten militärischen Bewußtsein Wilhelms, der als König wohl einmal verzagen konnte, aber sich zu seinem ganzen Stolze wiederaufrichtete, sobald

man ihn beim Portepee des preußischen Offiziers zu fassen wußte, eben in diesem ausgesprochen militärischen Wesen ruhte doch ein erheblicher Teil auch seiner Kraft und Bedeutung als Politiker. Und wenn er den mittelstaatlichen Interessen nicht genug Rechnung trug, so verriet er doch nur den gesunden, instinktsicheren Egoismus, ohne den nun einmal ein großes Staatswesen verkümmern müßte. Dies war es, was Johann seinerseits verkannte. Er war Bundeslegitimist. Sein politisches Denken empfing in dieser begrenzten Sphäre der Majoritätsbeschlüsse einen formalistischen Anstrich; er unterschätzte den eigenwilligen Machtgedanken, der Österreich und Preußen gegeneinander trieb und beide wiederum aus der Zahl der übrigen Mitglieder so hoch und selbständig hinaushob. War König Wilhelm ganz einseitig Preuße, so war König Johann nicht minder einseitig Sachse. In jedem dieser beiden Herrscher lebten und wirkten die eigentümlichen Überlieferungen ihres Hauses, ihres Staates. Es war somit natürlich, daß sich diese überpersönlichen Gegensätze gerade in jenen Jahren schicksalsschwerer Spannung der beiden Monarchen mit aller Gewalt bemächtigten bis zum leidenschaftlichen Zusammenstoß. Das gehört nun einmal zur Tragik fürstlicher Freundschaften.

Vorübergehend schien es zwar, als ob diese innerlichen Konflikte verstummten, und die beiden Könige sich aufatmend der Pflege ihres persönlichen und familiären Austausches zuwendeten. Aber die unaufhaltsam vorwärtsschreitenden Begebenheiten rissen den Zwiespalt doch immer erneut auf. Über den Nationalverein war man bereits wieder verschiedener Meinung. Auch Wilhelm war natürlich weit entfernt, sich irgendwie mit dessen Zielen gleich zu setzen; aber während Johann den Verein geradezu des Hochverrates beschuldigte und schärfere Maßregeln verlangte, dämpfte er diesen Eifer und riet abzuwarten, bis die Regierungen durch wirklich gefährliches Treiben herausgefordert würden. Auch diesmal sieht man den Prinzregenten von der nach vorwärts flutenden Strömung stärker berührt als den Wettinischen Vetter. Immerhin, das war nur ein verhältnismäßig unbedeutender Gegensatz. Viel tiefer grub und erweiterte ihn der Frankfurter Fürstentag. Bismarck hat damals förmlich um die Seele seines Herrn gerungen, der sich einer Versammlung nicht entziehen wollte, zu der ihn ein König, eben Johann von Sachsen, als Kurier eingeladen hatte. Bismarck siegte, Wilhelm folgte dem Freunde nicht. Johann hingegen versuchte ihn nochmals schriftlich zu umwerben; er bat, die eben in Frankfurt vereinbarten Richtlinien einer Reform zu prüfen und anzuerkennen. Er mutete ihm ganz unbefangen zu, mit dem Gedanken der Hegemonie in Kleindeutschland oder der Mainlinientrennung in ein preußisches und österreichisches Deutschland zu brechen und gegebenenfalls seine Meinung ungescheut einem Bundesbeschluß unterzuordnen. Ebenso naiv wie er Preußen die Vorbedingungen zum selbstherrlichen Großmachtenstaat abschnitt, ebenso optimistisch unterschätzt er den habsburgischen Sonderwillen.

Als nun die Schleswig-Holsteinischen Vorgänge aufs neue Zerwürfnisse hervorriefen, sprach es König Wilhelm, dem diesmal Bismarck und sein Ge-

heimrat Abecken die Feder führten, offen aus, daß man darin das Symptom eines tieferliegenden Übels zu erkennen habe, das zur offenen Wunde zu werden drohe. „Dieses Übel ist die falsche Auffassung der absoluten Herrschaft der Majorität am Bundestag, eine Doktrin, welche der Mehrheit der Stimmen scheinbar eine große Macht beilegt, in Wirklichkeit aber, wenn sie auf die Spitze getrieben wird, den Bund zum Untergange führt!" Er verwahrte sich dagegen im Namen Preußens, aber auch Österreichs! „Welchen Wert," fährt er fort, „welche Bedeutung hätte der Bund noch für Deutschland, wenn Preußen und Östreich ihre Selbständigkeit, ihr nationales Bewußtsein aufgeben sollen? Wie könnten Preußen und Östreich, wenn ihr nationales und militärisches Gefühl gebrochen wäre, dem Bunde noch eine Stütze gewähren? Würde ein deutscher Bund, in welchem Preußen und Östreich nicht führten, sondern gehorchten, dem Auslande gegenüber noch das nötige Ansehen haben?"

Die Schärfe, mit der hier König Wilhelm in Gemeinschaft mit dem habsburgischen Nebenbuhler gegen die Mittelstaaten auftrat, er kehrte sie zwei Jahre darauf gegen dieses selbe Österreich, das nunmehr mit Sachsen zusammenging. Die zwei Freunde wechselten vor dem Ausbruch des Kampfes noch einige Briefe! Jeder fühlte sich von der Gegenseite bedroht und angegriffen. Eine Versöhnung war unmöglich. Sie redeten aneinander vorbei, beide im Vollgefühl ihres Rechtes und ihrer staatlichen Pflicht. König Johann hat die schwere Entscheidung von Königgrätz mit edler Resignation auf sich genommen. Die Worte, die er vor Beginn der Friedensverhandlungen an den Sieger richtete, sind in ihren Versprechen, aber auch in ihren Hoffnungen erfüllt worden: „Das Schicksal der Schlachten hat gegen uns entschieden. Ich erkenne in ihm eine höhere Waltung, und werde mit Redlichkeit in Alles eingehen, was die Lage der Dinge mit sich bringt. Dies gilt ins Besondere von dem neu zu gestaltenden Bundesverhältnis und der näheren Verbindung mit Preußen. Dabei hege ich die zuversichtliche Hoffnung, daß Du keine Anforderungen an mich stellen wirst, welche mein Land, das so treu zu mir gestanden hat, mit unbilligen Lasten beschweren und seinen Wohlstand zu Grunde richten würde, und ebensowenig mir etwas zumuthen wirst, was den wesentlichen Bedingungen eines selbständigen Fürsten widerspricht. Im umgekehrten Falle würde die neue Verbindung das unvermeidliche bittere Gefühl, das jeder Besiegte in sich trägt, noch schärfen und den Keim neuer Zerwürfnisse in sich tragen." In solcher Gesinnung ist er dem Kriege mit Frankreich entgegengegangen, in dem sein Sohn Albert an führender Stelle mitkämpfte. Er hat sie auch ins deutsche Reich hinübergetragen. König Wilhelm und König Johann sind beide über die früheren Gegensätze hinausgewachsen und haben sich in den gemeinsamen Aufgaben des neugegründeten Bundesstaates wieder zusammengefunden. Auch ihr persönlichstes Verhältnis hat in diesen Jahren eine besondere Wärme und Zartheit wiedergewonnen, die bis zum Tode Johanns keine Trübung mehr erfahren hat.

Die Laienrichterfrage

Von Amtsgerichtsrat Kade-Berlin

Es war vorauszusehen, daß die Verhandlungen des ersten Allgemeinen Richtertages in Wien, die dem Deutschen Juristentage voraufgingen, insbesondere durch ihren Gegenstand „Die Laienrichterfrage“ die Teilnahme der Allgemeinheit erregen würden, obschon es den Richtern nur darauf ankam, hinsichtlich dieser Frage über die Landesgrenzen hinaus unter sich Fühlung und Klarheit zu gewinnen. In Österreich, wo es wie in Frankreich, Belgien usw. bisher nur Schwurgerichte, aber noch nicht Schöffengerichte gibt, sollen diese jetzt zur Einführung gelangen. Selbstredend beschäftigt dieser Gegenstand auch die dortigen Berufsrichter in hohem Maße, weil jede Vermehrung des Laienrichtertums, ja schon seine Anpreisung einen gewissen Vorwurf der Unzulänglichkeit gegen die Berufsrichter enthält.

Als vor einiger Zeit eine Laienschulaufsicht für die höheren Schulen in Vorschlag gebracht wurde, wandten sich die Oberlehrer begreiflicherweise sehr lebhaft dagegen. Schon die geistige Schulaufsicht wird, obwohl sie keine völlig laienhafte ist, von den Lehrern als ein Druck empfunden. Es dürfte daher zu verstehen sein, wenn die Berufsrichter nicht erbaut darüber sind, daß ihnen Laien als gleichberechtigte Richter zugesellt werden. Wir sehen allerdings auch Reserve- und Landwehroffiziere neben den Berufsoffizieren tätig, aber so ganz unerfahren sind die ersteren in ihrem militärischen Tätigkeitskreise keineswegs, wennschon die Durchbildung des aktiven Offiziers stets eine vollkommenere sein wird. Überdies werden die Laienoffiziere für den Kriegsfall dringend gebraucht, was hinsichtlich der Laienrichter im Hinblick auf die Überzahl von Referendaren und Assessoren in keinem Fall zutrifft.

Was würde man wohl dazu sagen, wenn jetzt verlangt würde, jeder Rechtsanwalt, jeder Arzt, jeder Geistliche, jeder Lehrer müßte bei Ausübung seines Berufs zwei Bürger seiner Stadt zur Seite haben, die ihn beraten, vielleicht auch nur beaufsichtigen sollen. Warum werden gerade dem rechtsgelehrten Richter solche rechtsunkundige Gehilfen beigesellt?

Man hat darauf entgegnet, an sich wären die Bürger selbst die berufenen und geeigneten Richter und der Rechtsgelehrte nur eine unvermeidliche Beigabe zu diesen. Dies trifft geschichtlich nicht zu. Nach der deutschen Rechtsentwicklung waren die Landesfürsten selbst die Richter und noch jetzt fällen diese ihre Urteile

im Namen des Landesfürsten. Auch Moses war anfänglich selbst der Richter bei den Juden, bis ihm sein Schwager Jethro anriet, Gesetze zu geben und besondere Richter anzustellen (2. Buch Moses Kapitel 18). Nur die Fem- und die Lynchrichter urteilen allein aus der jeweiligen unberechenbaren Volksanschauung heraus ohne Gesetz und Recht.

Allerdings hielten schon in alten Zeiten die berufenen Richter die Gerichtsverhandlungen vor voller Öffentlichkeit ab, wobei der „Umstand", das sind die um die Gerichtsstätte herumstehenden Volksgenossen, seine Meinung über die Sache zum Ausdruck bringen durfte. Dies war die erste Form der Mitwirkung von Laien.

Die eigentlichen Richter waren aber stets nur besonders erfahrene, rechtskundige und angesehene Männer, die zwar regelmäßig der Meinung des „Umstandes" Beachtung zollten, an diese aber nicht unbedingt gebunden waren. Erst in späterer Zeit nahm die Mitwirkung von Schöffen bei der Rechtspflege die jetzige Wesenheit an, und zwar als es galt, das zwar folgerichtig und sorgsam durchgearbeitete, aber allzustarre, übernommene römische Recht biegsamer zu machen und den deutschen Lebensanschauungen mehr anzupassen.

Das Schwurgericht in seiner jetzigen Form haben wir in Deutschland bis zu seiner vor etwa sechzig Jahren erfolgten Übernahme aus Frankreich niemals gekannt. Stets hat in Strafsachen — abgesehen von den Femgerichten — ein verständnisvolles Zusammenwirken zwischen den Berufsrichtern und dem „Umstand", dem die Rechtspflege beachtenden Volk, stattgefunden, etwa in der Weise, wie jetzt noch in England der Richter mit der Jury, die völlig verschieden von dem französischen Schwurgericht ist, zusammen das Urteil findet.

Rechtsgeschichtlich ließe sich sonach für Deutschland und das mit ihm vor fünfzig Jahren noch verbundene deutsche Österreich nur das Schöffengericht, nicht aber das Schwurgericht rechtfertigen, das durch seine völlige Trennung der Geschworenenbank von der Richterbank sich von dem Schöffengericht wesentlich unterscheidet.

Warum aber soll überhaupt eine Beigabe von Laien- oder Volksrichtern zu den Berufsrichtern stattfinden? Die alltägliche Erfahrung lehrt doch überzeugend, daß der für seinen Beruf sorgfältig ausgebildete Fachmann auf seinem Gebiet stets dem Nichtfachmann vorzuziehen ist. Oder sind etwa unsere Berufsrichter nicht genügend ausgebildet? Dann verbessere man ihre Ausbildung. Oder erfordert das Richten überhaupt keine Ausbildung in Rechts- und Gesetzeskunde? Dann schaffe man die Berufsrichter überhaupt ab und überlasse die Rechtsprechung allein den Rechtsunkundigen. Eine Vereinigung von diesen beiden erscheint aber zunächst widersinnig, wenn man den Satz festhält: „Der für sein Fach ausgebildete Arbeiter ist stets der beste."

Es müssen also andere Gründe vorliegen, die das weit verbreitete Verlangen nach gemischten Gerichten gezeitigt haben. Sie beruhen nicht etwa in einer wirklichen Weltfremdheit der Richter. Warum soll denn der mitten im

Leben stehende Berufsrichter weltfremder sein als sein Gefährte in der Rechtspflege, der Rechtsanwalt? Sie beruhen auch nicht auf einer Abneigung gegen die rechtswissenschaftliche Ausbildung an sich. Sind doch auch die Staatsanwälte und die Rechtsanwälte in der Weise wissenschaftlich ausgebildet, daß sie jederzeit Richter werden können, und doch hat man in ihren Wissenswein noch niemals einen Laienbeiguß tun wollen. Die Gründe liegen allein in dem Mißtrauen der Allgemeinheit, daß die beamteten Richter nicht genügend unabhängig seien. Die Unabhängigkeit ist naturgemäß das erste Erfordernis für die richterliche Tätigkeit. Der Richter soll die Wage sein, durch die das menschliche Handeln mit den Gewichten des Rechts nachgewogen wird. Hängt diese Wage nicht frei, sondern wird sie irgendwie in ihrer freien Beweglichkeit gehemmt, so wird das Ergebnis des Abwägens leicht unrichtig sein.

Wer zum Richter geht, möchte die volle Gewißheit von dessen unbedingter Unabhängigkeit haben. An dieser entstehen bei der Allgemeinheit darum leicht Zweifel, weil diese vielfach noch immer — in völliger Verkennung der Staatsaufgaben und -ziele — der Meinung ist, der Staat sei nur eine Zwangsanstalt für die Staatsbürger und stets bemüht, diese möglichst unter seiner „Fuchtel" zu halten. Demgemäß müßten alle Staatsbeamten auch hierauf bedacht sein, und zu diesen gehörten aber auch die von dem Staat angestellten und besoldeten Richter.

Es soll hier nicht auf diese falsche Auffassung vom Staate weiter eingegangen werden. Jedenfalls ist sie gänzlich unzutreffend hinsichtlich der Stellung der Richter im Staate. Nach § 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes für das Deutsche Reich wird die richterliche Gewalt durch unabhängige, nur dem Gesetze unterworfene Gerichte ausgeübt. Die Allgemeinheit schenkt nur leider dieser Unabhängigkeit nicht das volle Vertrauen, weil sie sich an den Spruch hält: „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe." Deshalb sind die Richter auf ihren Tagungen und in ihren Zeitschriften eifrig bemüht, ihre Unabhängigkeit noch mehr als bisher in die äußere, für jedermann erkennbare Erscheinung treten zu lassen und überall hervorzuheben, daß sie sich zwar innerlich genügend unabhängig fühlen, aber auch für jeden dritten deutlich sichtbar die Gewähr dafür ausgedrückt wissen wollen, daß keine Staatsverwaltung daran denkt, die Richter zu ihren Gunsten zu beeinflussen.

Dies ist nur möglich durch eine bestimmtere Betonung der Tatsache, daß der Richter nicht ein Staatsbeamter im engeren Sinne ist, der den Weisungen der Staatsleitung unbedingt Folge zu leisten hat, sondern nur ein Beamter im Staate, der von diesem nur Anstellung und Gehalt, aber außer dem Gesetz keinen Auftrag für seine amtliche Tätigkeit erhält.

Man hat sogar vorgeschlagen, den Richterstand zu einem freien Berufe wie den Anwalts- und Ärztestand zu machen und ebenfalls dem freien Wettbewerb zu unterstellen. Mit Recht steht dem jedoch die Befürchtung entgegen, die Richter könnten dann von den Parteien mehr als vom Staate abhängig erscheinen

und vielleicht sogar sein. Wir sehen es ja jetzt bereits vielfach bei den Schiedsgerichten, daß der von der Partei gewählte Schiedsrichter sich mehr als deren Vertreter vorkommt, denn als ihr Richter.

Es wird deshalb zweckmäßig dabei verbleiben müssen, daß der Berufsrichter vom Staate, d. i. der geordneten Allgemeinheit, angestellt und besoldet wird. Gleichwohl mögen aber die Bürgschaften dafür, daß er nicht Staatsbeamter im engeren Sinne ist, äußerlich wie innerlich erhöht werden.

Die Beseitigung der für die übrigen Staatsbeamten gebräuchlichen Titel, Rangabstufungen und Orden würde schon für die nur die Außenseite betrachtende Menge von Gewicht sein. Daß den Richtern das sonst aus den Beförderungen sich ergebende höhere Gehalt nicht genommen werden dürfte, daß also für die Stellenaufrückung die Dienstalteraufrückung eintreten müßte, liegt auf der Hand.

Es wird ferner das Selbstbestimmungsrecht des Richters hinsichtlich des Ortes wie der Art seiner Beschäftigung in höherem Maße als bisher gewährleistet werden müssen, damit es nicht den Anschein gewinnen kann, ein der Staatsleitung vermeintlich mißliebiger Richter werde an einem ihm unangenehmen Dienstorte oder in einer ihm widerstrebenden Dienstätigkeit geflissentlich belassen. Es wird auch ratsam sein, nicht der Staatsleitung, sondern einem zuständigen Teile des Richterstandes selbst, ähnlich wie beim Offiziersstande, die Zuwahl des neuen Nachwuchses zu überlassen.

Es wird schließlich die reinrichterliche Tätigkeit der staatlichen Richter ganz genau zu umgrenzen und von ihren sonstigen beamtlichen Pflichten zu scheiden sein. Mit Recht hat sowohl der Deutsche Richtertag in Dresden wie der Allgemeine Richtertag in Wien den Erlaß eines besonderen Richtergesetzes zur Erfüllung dieses gesamten Verlangens als nötig bezeichnet.

Wird hierdurch die Gewähr für eine völlige Unabhängigkeit der beamteten Berufsrichter gegeben, so wird sicherlich bald das Verlangen nach der Beigesellung von Laienrichtern nachlassen.

Jetzt glaubt man immer noch in den Laienrichtern die unabhängigeren Richter zu besitzen — wobei man verkennt, daß die ersteren, besonders in den kleineren und mittleren Städten, wirtschaftlich und politisch von bestimmten Kreisen viel mehr abhängig sind als die angestellten Berufsrichter — und in ihnen Bürgen dafür zu haben, daß in die Rechtsprechung kein Einfluß von oben her eindringe. Es ist nicht die „Weltfremdheit" der Berufsrichter, die man fürchtet — ein Landwirt wird in städtischen Dingen oft noch mehr unerfahren sein und der Städter in landwirtschaftlichen, wie der Richter —, sondern eine unsichtbare Abhängigkeit und Unfreiheit.

Mit Recht stehen deshalb das Verlangen der Berufsrichter nach einer vollen äußeren Sicherstellung ihrer Unabhängigkeit und ihr Widerstreben gegen die Erweiterung des Laienrichtertums in innerem Zusammenhange. Sobald die Allgemeinheit sich von der zuverlässigen Unabhängigkeit der beamteten Berufsrichter überzeugt haben wird, wird sie sicherlich auf die Laienrichter gern verzichten.

Bis dahin ist aber zurzeit noch ein weiter Weg. Die Hoffnung mancher rechtsgelehrter Richter, daß schon ihr Widerspruch gegen die Laienzuziehung in absehbarer Zeit deren Beseitigung erzielen könnte, ist allzu kühn. Und wenn auch noch so klar nachgewiesen wird, daß der rechtskundige Berufsrichter als ausgebildeter Fachmann zur Ausübung des Richteramts unbedingt geeigneter ist, als der rechtsunkundige Bürger, so wird daraus unter den herrschenden Anschauungen ein ausreichender Grund zur Beseitigung der Laienrichter niemals entnommen werden. Schon deshalb nicht: unsere Parlamente sind im Grunde genommen nichts anderes, als die der Staatsregierung als der Fachbehörde beigegebenen Laien. Wie die Abgeordneten ihre Tätigkeit bei der Staatsleitung für sehr notwendig halten, so werden sie auch die Mitwirkung der Laien in den Gerichten entsprechend einschätzen.

Dazu kommt, daß in der Verwaltung, besonders in derjenigen der Gemeinden, die Mitarbeit der Bürger sich mehrfach als brauchbar erwiesen hat. Daß es sich hierbei aber fast ausschließlich um Zweckmäßigkeitsfragen und nicht um Rechtsfragen handelt, wird meist übersehen und es wird demgemäß die Mitarbeit der Laien bei der Rechtsprechung zu Unrecht für gleichermaßen wertvoll gehalten.

Es wird daher noch auf lange Zeit damit zu rechnen sein, daß mindestens an der Strafrechtspflege Laien teilnehmen. Hiermit werden sich auch deren eifrigste Gegner unter den Berufsrichtern abzufinden haben. Es kann daher vorläufig nur in Betracht kommen, in welcher Weise die Mitwirkung der Laien an der Strafrechtsprechung am geeignetsten und für deren Wissenschaftlichkeit, Einheit und Gesetzestreue am ungefährlichsten zu gestalten ist.

Zu den kleinen Mitteln hierzu gehört die Bemühung, die Laien wenigstens etwas in Rechts- und Gesetzeskunde zu unterweisen, was jetzt durch volkstümliche Rechtszeitschriften zu erreichen gesucht wird. Anderseits wird die klare Entscheidung zu treffen sein, daß die Schöffengerichte den Schwurgerichten vorzuziehen sind. Wenn als der Vorzug der Mitwirkung von Laienrichtern in den Strafgerichten bezeichnet wird, der geübtere Einblick der Laien in das alltägliche Leben und der Austausch ihrer Anschauungen mit denjenigen der Berufsrichter seien geeignet, diesen bei der Wahrheitserforschung wesentliche Dienste zu leisten, so wird dies nur unter der Bedingung zutreffend sein, daß die Laien- und die Berufsrichter in dasselbe Beratungszimmer gehen und dort ihre verschiedenen Auffassungen gegenseitig klären. Bei einer Trennung der Richterbank von der Geschworenenbank, wie sie im Schwurgericht stattfindet, ergibt sich für die erstere aus der Mitarbeit der letzteren gar keine ersprießliche Einwirkung. Sie gehen beide ihren eigenen Weg und verstehen einander meist garnicht.

Auch wenn die Mitwirkung der Laien an der Strafrechtspflege diesen einen klaren Einblick in deren Einzelheiten und Verlauf eröffnen und sie in den Stand setzen soll, etwaige ungehörige Einwirkungen auf die Urteilsbildung wahr-

zunehmen, so ist dazu wiederum nur die schöffenrichterliche Stellung geeignet. Nur in dieser schaut der Laie völlig in das innere Getriebe der Rechtsprechung hinein. Der Geschworene sieht von diesem fast gar nichts. Selbst wenn man die Laien nur um ihrer angeblich zuverlässigeren Unabhängigkeit willen in den Strafgerichten haben und ihren Spruch von den Einflüssen der beamteten Richter möglichst losgelöst sehen wollte, wäre das Schöffengericht immer noch geeigneter wie das Schwurgericht trotz seiner Absonderung der Geschworenenbank, weil die führerlosen Geschworenen den aus der eingehend vorbereiteten und durch Voruntersuchung festgelegten Verhandlung unbewußt auf sie ausgehenden Einwirkungen leichter unterliegen werden, als die Schöffen bei der offenen Aussprache im Beratungszimmer. Die Geschworenen halten sich außerdem nicht selten allein an die Ausführungen des Anklägers und des Verteidigers und sind meist selbst nicht in der Lage, deren gewandte Worte von ihrem sachlichen Inhalt zu unterscheiden oder sich wenigstens Klarheit über ihre auftauchenden Bedenken zu verschaffen. So fällen sie denn schließlich ihren Spruch nicht aus dem Inhalt der Verhandlungen, sondern aus der für sie berechneten Form der Ausführungen des Anklägers oder des Verteidigers, allerdings unbeeinflußt von der Meinung des Richters, falls diese ihnen nicht durch die Rechtsbelehrung zugeführt wird, aber einer Reihe von vielen anderen sehr ungewissen Einwirkungen auf ihre Urteilsbildung ausgesetzt.

Es bleibt deshalb allezeit die Mitwirkung der Laien an der Strafrechtspflege in den Schöffengerichten derjenigen in den Schwurgerichten vorzuziehen.

Der Brief des Dichters und das Rezept des Landammanns

Eine Anekdote

Von Wilhelm Schäfer

Als Klopstock, der Messiasdichter, vor der Pietisterei seiner Zürcher Freunde einmal ins Gebirge geflohen war, kam er vom Klöntal her den Pragelpaß herunter ins Muotatal und fand da einen Knaben, dem ein Mißgeschick seltsamer Art begegnet war. Er hatte baden wollen in der schattigen Schlucht und nicht den Wind bedacht, der vom Stoos herunter an heißen Sommertagen wie ein Gebläse einfallen kann. Nun waren ihm die Kleider bis auf die Schuhe durch eine Sturmluft in den Fluß geworfen worden, so daß er nackt auf der Muotabrücke kniete und

durch die Spalten hinunter spähte, als ihn der Dichter überraschte. Der war von dem schlanken Körper und der schönen Stellung so entzückt, als ob ihm in der grünen Wildnis ein Götterkind begegnet wäre; er rief den Knaben, der sich vor seinem Schritt noch flüchten wollte, mit scherzhaften Worten an und half ihm treulich aus mit seinem Rock, so daß er hemdärmelig mit seinem Wandergefährten nach Schwyz hinunterkam, wo der Dichter in den „Drei Eidgenossen" eine saubere Herberge fand, indessen der Knabe, mit seinem Rock über dem nackten Körper angetan, zu seinen Eltern ging, die wohlhabende Doktorsleute waren und gegen Rickenbach hinauf in einem Landhaus wohnten. Sie waren einfach genug, das Abenteuer ihres Sohnes lustig zu finden, und weil sie dem hilfreichen Wanderer seinen Rock nicht nur mit einem Dank zurückgeben wollten, kam der Dichter aufs freundlichste eingeladen in ein Haus, wo ihn keiner kannte und wo ihm darum ein Erlebnis menschlicher als bei den Schöngeistern in Zürich begegnen konnte.

Er saß gerade von dem Staub der langen Wanderung gesäubert in dem getäfelten Saal, die Abendmahlzeit abzuwarten, als mit dem Knaben — der seinen Rock sorgfältig gefältet trug — eine Frau herein trat, wie der von schlankem Bau, nur höher und rotblond. Sie zeigte ganz die freie Art des Knaben, gab ihm die Hand und lud ihn ein, das Nachtmahl in ihrem Garten einzunehmen, wenn er nicht anders verpflichtet sei. Obwohl ihr Sohn, den sie fast um Kopflänge überragte, im dreizehnten Jahr stand, war sie noch jung und schien dem Dichter von so freier Anmut, wie er noch keine Frau gesehen hatte. Er nahm die Einladung mit Freuden an und ging sogleich mit ihnen durch den wohlgebauten Ort und grüne Matten zu dem Haus hinauf, das mit zwei vorgebauten Gartenhäuschen auf der Mauer gleich einem Landschlößchen dalag, obwohl es den breiten Giebel der Schwyzer Bürgerhäuser zeigte. Er hatte seinen Namen dreimal sagen müssen, bevor sie ihn verstand; auch dann schien sie nichts von ihm zu wissen, als daß der sonderbare Klang sie lächeln machte. So sah der junge Dichter sich der Rolle entkleidet, die er in Zürich zu spielen hatte, und obgleich es seiner Eitelkeit unlieb war, gerade hier nicht mit der Geltung seines Namens eingeführt zu sein, gab er sich fröhlich der Begegnung hin.

Der Doktor war unterdessen ausgefahren und als er mit flinken Rossen von Steinen herauf kam, war es ein kleiner schwarzer Mann, der mit seiner klugen Geschäftigkeit kaum zu der hohen Frau und ihrem Knaben zu passen schien; doch war er nicht weniger freundlich gegen den Gast, so gab es unter dem breiten Ahornbaum im Garten ein fröhliches Mahl, bei dem der Dichter sich immer mehr für die blonde Doktorsfrau entzündete. Auch sie schien Wohlgefallen an dem Fremdling zu finden, der so schwärmerisch von ihrer Landschaft, vom Menschengeist, von Freundschaft und von der Liebe zu sprechen wußte, obwohl sie sich mit der Verschiedenheit ihrer Sprache nicht immer gleich verständigten. Als der Dichter durch einen Abend mit fernen Blitzen in seine

Kammer zu den „Drei Eidgenossen“ kam, hing er noch lange im Fenster und sah dem Leuchten der fernen Wetter wie dem Geflacker seiner erregten Jünglingsseele zu, bis er seinen Rock mit dankbarer Sehnsucht küssend sich endlich in einen kurzen Schlaf fand.

Er hatte für den anderen Tag mit der Frau und dem Knaben eine Besteigung des Großen Mythen ausgemacht, zu der sie in der Frühe aufbrechen wollten, von einem Knecht der Doktorsleute begleitet, der schon mehrmals oben gewesen war und die Felswege kannte. Der holte ihn noch halb im Dunkeln zur Morgenmahlzeit ab, worauf sie, mit Proviant reichlich gerüstet, ihre Bergfahrt antraten, gerade als in der Ferne die weißen Zacken vom Urirotstock in der ersten Sonne glühten, während das Tal, von den Felswänden der beiden Mythen breit überschattet, noch in tauiger Dämmerung lag. Sie kamen auch nach mancherlei Mühsalen gut hinauf bis auf den letzten Grat, als sich die dunstige Morgenhitze unvermutet zu einem Gewitter sammelte, das blauschwarz hinter den grell beleuchteten Felszacken stand und Wolkenfetzen wie Sturmvögel über ihre Köpfe jagte.

Sie versuchten noch, ein Felsloch zu erreichen, das mit Stangen und Steinen bedeckt seit Alters eine notdürftige Zuflucht bot, schon aber brach ein Donner los, der den Berg zu zersplittern und die losgerissenen Blöcke krachend in die Tiefen zu werfen schien. Noch war jedoch kein Tropfen gefallen; und während der Knecht mit dem Knaben in dem dunklen Loch aufräumte, blieb die Frau tiefatmend davor stehen und sah in das drohende Wetter hinein. Sie hatte bei der raschen Flucht ihren Hut abgenommen und der Sturm jagte ihr rotblondes Haar, das in einem grell durchbrechenden Licht feurig leuchtete; senkrecht über ihr aber stand und schien aus ihrem Kopf gewachsen ein altes Steinkreuz vom nahen Gipfel, das von Menschenhänden mit eisernen Stangen in das Gestein verklammert war. Wie der Dichter das sah, in dem donnernden Aufruhr — darin die schwarzgeballten Lüfte mit den flackernden Felsen eine Schlacht der Apokalypse kämpften — die lächelnde Frau und das ragende Kreuz unbewegt: riß ihn das Sinnbild hin zu Gedanken menschlicher Vollmacht, wie sie ihm nie in eine Ode geflossen waren. Als ob das alles, der Vernichtungskampf der Natur, die Frau und das Kreuz lächelnd und leidend darin, nur ein Schauspiel seiner entzückten Seele wäre, so brachen die Worte übermenschlich heraus.

Aber Sturm und Donner rissen die Worte wie fallende Blätter hin; was stark wie Posaunen in ihm klang, wurde leer, wenn sein Mund es in die Welt zurück gab; und was sein eigenes Ohr davon vernahm, war kaum ein Vogelschrei. So unentrinnbar überkam ihn die Ohnmacht des Menschengeistes, der sich als Verwalter alles irdischen Daseins fühlen konnte, so lange er klug im Bereich seiner Seele blieb, und nichts wurde, wenn er sich selbst hochmütig hinaus tragen wollte in die Sprache der Natur: daß er niederbrach auf den Stein und sich mit ausgestreckten Händen anklammerte. Wie er sich schluchzend

ausfloß und mit den strömenden Tränen sich doch im Ausbruch solchen Schmerzes etwas Großes retten wollte, prasselten nach den ersten klatschenden Tropfen die Wasserstürze nieder und spotteten auch seiner salzigen Tränen, daß er wie ein gestürzter Vogel daliegen blieb und sich vom Wasser des Himmels durchtränken ließ.

Als der Dichter, dem das begegnet war, wieder zu sich kam aus den Untiefen seiner Ohnmacht, waren Sturm und Donner mit zackigen Blitzen schon weit hinunter ins flachere Land um Einsiedeln gefahren und nur noch der Regen strömte sein rieselndes Geräusch. Irgendwer hatte ihn an der Schulter gefaßt, und als er aufsah, stand die Frau tiefgebeugt zu ihm und sah mit ihren Augen erschrocken in die seinen. Da griff er die Hand mit beiden Händen und legte Augen und Mund hinein und küßte sie, wie nie ein Heiligtum geküßt wurde. Und sie, die außer dem Bereich seiner Seele eine Doktorsfrau zu Schwyz war und ihren Knaben mit dem Knecht starr auf dies Schauspiel blicken sah, zog ihm die Hand nicht fort und stand ihm bei mit ihrer Menschennähe, bis er sie selber ließ und tief aufstöhnend auch das Gewitter seiner Seele in träufelnden Tränen zur Ruhe brachte.

Sie standen nachher noch auf dem Gipfel bei dem ragenden Steinkreuz, sahen tiefeingebettete Seegewässer und Berggipfel wie einen Sturzacker liegen: in des Dichters Seele drangen sie nicht mehr ein; die hatte ihr Gehäuse geschlossen, und was dann mit den anderen stundenlang auf schlüpfrig gewordenen Felsspuren hinunterstieg, war ein demütiges Menschentier, das in nassen Kleidern fröstelte wie sie. Nur als sie, immer noch stumm von dem Ereignis, sich unten trennten und der Dichter in einem wehen Gefühl, daß sie ihn mißverstehen könnte, zum Abschied noch einmal ihre Hand bekam und sie fragte, ob er ihr davon schreiben dürfte, was ihm da oben begegnet wäre: sah er sie rot werden und dann lächeln mit Hinterhalt, wie nur eine Frau lächeln kann, doch mit hellen Augen, die fast schelmisch mit irgendeinem Einfall waren: das dürfe er, nur müsse sie ihm dann auch das Rezept von ihrem Vater, dem Landammann, sagen.

* * *

So kam es, daß der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock in den „Drei Eidgenossen" zu Schwyz einen Brief schrieb, in dem er tiefer an die hilflose Not des Menschenschicksals zu rühren glaubte als in allem, was er früher gedichtet hatte. Er schrieb einen Abend lang und bei der Kerze noch die halbe Nacht daran; er traute der tönenden Macht erhabener Worte kaum noch und stammelte mehr, als daß er sprach. Als aber die Kerze schon auf Fingerlänge heruntergebrannt war, als immer stärker durch das offene Fenster das mahnende Geräusch ferner Bäche scholl, legte er die Feder weg, weil ihn die Merkwürdigkeit überkam, dies alles gerade der Doktorsfrau in Schwyz zu schreiben. Sogleich wußte er aber auch, warum, und einmal soweit entfesselt,

hielt seine Seele nichts mehr zurück, so daß seine Niederschrift in das Geständnis einer Liebe auslief, deren Leidenschaft in dieser Nachtstunde keine Grenzen kannte.

Er siegelte den Brief, der viele Bogen füllte, noch in der Nacht, schlief danach einen tiefen Schlaf, und schickte ihn durch einen Burschen zu ihr hinauf. Als er das versiegelte Bündel Papier zum letztenmal in der Hand hielt, fühlte er, daß etwas Schweres damit geschah; doch war er gewöhnt, tapfer zu seinen Dingen zu stehen und nichts zu verbergen, was einmal soviel Gewalt über ihn gewonnen hatte, weil ihm in der Offenheit rauschvoller Stunden mehr reine Menschlichkeit zu leben schien, als in der Täglichkeit vorsichtiger Überlegung. Er wußte genau, daß es nur einen Ausweg gab nach diesem Brief — wenn sie ihm nicht das Haus verweisen sollte — der unwahrscheinlich und gefährlich wie alle kühnen Dinge war: so wartete er am Morgen und am Mittag den selbstgewählten Gerichtshof ab und dämpfte seinen Trotz erst, als auch der Nachmittag verging, ohne daß eine Nachricht kam.

Um so mehr war er überrascht, als gegen fünf der Knabe heiter wie stets erschien, ihn abzuholen: sie wollten noch einen Gang ins Muotatal zur Brücke machen. Auch die Frau, die draußen wartete, war kaum anders als sonst, gab ihm die Hand und fragte, wie ihm die Bergfahrt und die nassen Kleider nachträglich bekommen wären? Er sah sie unbekümmert lächeln mit allen Zähnen und wußte nicht, ob es Verstellung oder Spott war, und beides verdunkelte ihm ihr Bild, so daß er erst im gehen Worte fand, ihr für die Einladung zu danken. Sie wehrte den verborgenen Sinn von diesem Dank mit einem Scherzwort ab und blieb auch übermütig, so oft er mit einer Frage an seine Dinge rühren wollte. Dabei kam sie ihm schöner und anmutiger vor als je, wie sie dahinschritt in dem Nachmittag, der durch die Entladung der Luft klar und starkfarbig geworden war. Sie gingen über den Wald von Iberg hinüber und das moosige Kalkgestein mit seltsamen Höhlen unter Tannenbäumen gab dem Knaben Gelegenheit zu übermütigen Kletterkünsten. Dem Dichter, der sich immer trauriger als Fremder bei ihnen fühlte, und der die Frau, die ihm gestern auf dem Berg und in dem Aufruhr der Nacht so nahe gewesen war, in der Wirklichkeit dieser Wanderung sich immer hoffnungsloser entfernen sah, als es durch irgendeinen Abschied möglich gewesen wäre, wurde schwer und trotzig zumut.

Als sie dann endlich durch die steile Schlucht hinab ins Muotatal und an die Holzbrücke gekommen waren, wo er den Knaben nackt und kniend gefunden hatte — der nun gleich abwärts zwischen die Felsen kletterte und in den rauschenden Spalt hinunter spähte, ob er von seinen Kleidern nicht irgend etwas angeschwemmt fände —, so daß sie beide allein unter dem alten Schindeldach der Brücke im Schatten standen und sich von dem sonnigen Gang erholten: vermochte er die Traurigkeit und den Grimm nicht länger zu bemeistern: Ob sie seinen Brief erhalten habe?

Erhalten wohl, sagte sie und wurde still, als sie vor seinen Augen noch lächeln wollte; dann aber faßte sie sich gleich und rief nach ihrem Knaben, der irgendwoher lustige Antwort gab: Da er nun einmal geschrieben habe, sei sie ihm das Rezept von ihrem Vater schuldig geworden. Sie versuchte schon wieder zu lächeln und es wurde dasselbe Gesicht voll weiblichem Hinterhalt daraus, das sie ihm gestern beim Abschied gelassen hatte, nur daß in die Schelmerei der Ernst gefallen war: Ihr Vater wäre der Landammann von Schwyz gewesen, dessen Urteil im Land wie ein Gesetz gegolten habe; da ihre Mutter früh gestorben und sie das einzige Kind gewesen sei, hätte sie anders als sonst wohl eine Tochter zu ihm gestanden in ihrem zweisamen Beisammensein. So habe ihr der Vater schon als Mädchen abverlangt, alles, was sie ihm nicht ohne Überwindung sagen könne, in einen Brief zu schreiben, den er ihr nie vorhalten wolle, wie böse oder unrecht er auch wäre, damit ihr keine Verstimmung einen Rest im Herzen lasse, aus denen sich allmählich Mißtrauen sammele.

Sie habe das Rezept durch ihre Mädchen- und Jungfrauenjahre treu befolgt, anfänglich oft, dann immer seltener; sie sei wohl manchmal ungerecht und hitzig, doch immer aufrichtig dabei gewesen, da sie gesehen habe, mit welcher Milde ihr Vater alle Launen, Klagen und Vorwürfe ertrug. Bis ihr der Hochzeitstag diese Milde zwar auf eine resolute Art, jedoch die Weisheit des Rezeptes um so unerwarteter offenbart habe. Unter allen Geschenken dieses Tages sei nämlich eins gewesen, das ihr der Vater selber in die Hand gegeben habe: ein Kästchen aus poliertem Birnenholz mit ihrem Namenszug in eingelegter Perlmutterarbeit und einem vergoldeten Schlüsselchen; darin hätten all ihre Briefe in der Reihenfolge gelegen, wie sie geschrieben waren, keiner fehlend — und alle ungeöffnet: da es bei solchem Unkraut wohl wichtig sei, daß es vom eigenen Herzen loskäme, nicht aber, daß es seine Saat in andere Herzen würfe!

Als so die blonde Doktorsfrau aus Schwyz dem Dichter das Rezept von ihrem Vater, dem Landammann, gegeben hatte, holte sie auch seinen Brief heraus, der in bunter Umhüllung ein ziemliches Päckchen war: sie habe ihm kein Kästchen aus Birnenholz machen können, wohl aber eine Tasche aus Zürcher Seide, wenn ihm ein Andenken an sie nachdem nicht unlieb wäre.

Da riß der Dichter, der in seiner Enttäuschung die Weisheit des Landammanns nicht schmackhaft finden konnte und sich in einem Spiel gespiegelt sah, wo er im Feuer gebrannt hatte, den Brief aus seiner Hülle, dessen Siegel unerbrochen war, und wollte ihn durch die blaugrünen Spalten zornig in die tiefe Muota hinunterwerfen. Weil aber das Päckchen zu dick war und sich zwängte, mußte er ihm kniend nachhelfen, so daß der Knabe, zufällig von seiner Kletterei in den Schattengang der Brücke tretend, ihn in derselben Stellung überraschte, in der er selber vor zwei Tagen da gewesen war. Nur, daß er nicht aufsprang bei seinen Schritten, sondern tief auf die Spalten gebeugt zornige Tränen tropfen ließ.

Doch nahm auch diesmal die Natur, nur scherzend mit einem Zufall statt durch Blitz und Donner, den Dichter in die Lehre; denn als der Knabe, die Bewegung mißverstehend, auch durch die Spalten sah, entdeckte er den Brief tief unten, der statt ins Wasser auf einen rund gewaschenen Felsblock gefallen und mit seinem roten Siegel als eine merkwürdige Sternblume in der Tiefe aufgeblüht war. Heraufzuholen war er da nicht mehr, und als der Knabe erst wußte, daß er ins Wasser sollte, war es ein rasch ergriffenes Spiel für ihn, mit Stöcken und mit Steinen danach zu werfen, ihm zu der Wasserfahrt den letzten Ruck zu geben. Es war ein grausameres Spiel, als seine Jugend ahnen konnte; aber der Dichter sprang ihm bei zu dieser Steinigung; er war es auch, der schließlich mit einem Knüttel den Brief in den Strudel verhalf, gerade als ein Landmann mit einer Kiepe aus der Brücke kam und sich an ihrem närrischen Tun verwunderte.

Die Frau hatte unterdessen seitab gestanden, wie wenn sie als die einzige die Grausamkeit von diesem Spiel empfände; nun ging sie wortlos von den beiden den Talweg fort. Der Dichter sah ihr nach, wie sie den Nacken beugte und Schritt für Schritt die schlanken Beine schwer los zu ziehen schien; dann küßte er den Knaben, wie er die Frau nicht küssen konnte und entließ ihn mit einem letzten Gruß an sie. Denn sie danach zu sehen, vermochte er nicht mehr: sie ging aus dieser Felsschlucht in das sonnige Tal von Schwyz, wo sie wohnhaft und im bürgerlichen Kreis ihrer Leute beheimatet war, indessen er mit seiner Seele — wie er es niemals vorher so unabwendbar empfunden hatte — durch kein Rezept geschützt, allen Naturgewalten ausgeliefert blieb.

Der Brief mit seinem Siegel war längst in hundert Strudeln geweicht und aufgerissen, die Dunkelheit fiel schon ins letzte warme Licht, als er noch immer dasaß und seine Traurigkeit die blaugrüne Tiefe absuchen ließ. Er sah den Grund, auf dem doch einmal alles endigte, was Großes und Erhabenes gelebt und gedichtet wurde; der Weg für seinen Brief war kürzer und resolut gewesen; denn so weit und tief er auch mit einem Wort und Klang aus seiner Seele in die Zeit und vielleicht zur Nachwelt dringen konnte: einmal war doch die Wirkung am Ende angelangt, wo die Vergessenheit begann.

Und da erst war der Dichter weit genug, aus dem Rezept des alten Landammanns von Schwyz für sich doch eine Weisheit herauszufinden: So oder so, wenn alles, was er schrieb, auch in den Birnenholzkasten wandern oder mit dem Strom der Zeit abtreiben mußte, so blieb doch seiner Seele ihr ungeschmälertes Teil, daß sie in Rausch und Glück und Qualen sich der Natur und dem Weltgeist vereinigte. Und ob ihm Sturm und Donner seine Worte wie Spinnweben vor dem Mund zerrissen: seiner Seele untertänig blieben sie doch. Wie ein Brennglas die Strahlen in sich band, zwang er die Welt in sich, soweit die Sinne reichten; gebunden aber war sie erst, wenn er durch seinen Geist in Klang und Ordnung brachte, was für die Sinne Sinnlosigkeit und Schrecken gewesen war. Sein Dichtwort war das Siegel, das der Menschen-

geiſt der Welt aufdrücken konnte als Zeichen einer Herrſchaft, die den Naturgewalten unnahbar war.

Als in der Nacht aus den „Drei Eidgenoſſen“ zu Schwyz der Fremdling einſam abwanderte, der in Hemdärmeln mit dem Sohn der Doktorsfrau ſo landsmänniſch zu ihm gekommen war, da ſchüttelte der Wirt den Kopf, um wieviel merkwürdiger doch ſolche Gäſte wären als alles, was in Schwyz und ſonſt redlich ſein Tagwerk täte.

Aus der Künſtlerſchaft des ſterbenden Rokoko
F. X. Meſſerſchmidt (1732 bis 1783)

Von Dr. Rich. Bürger-Kattowitz

Die gegenwärtige Kunſtbewegung in Deutſchland ſetzte im Jahre 1890 mit der Deviſe Rembrandt als Erzieher ein. Die jugendfriſche Begeiſterung der jungen Generation hat ſich weiterhin wenig darum gekümmert, ob ſie in ihrem Schaffen dem Namen, den ſie auf ihre Fahne geſchrieben, gerecht wurde. Es genügte die Schwungkraft, die ein ſolcher Name in einer Stunde verleiht, wo jeder leicht das Feuer des Helden in ſeiner Bruſt glühend empfindet.

Heute mehren ſich die Anzeichen, die auf eine völlige Wandlung in unſerem Verhältnis zur Kunſt ſchließen laſſen: an Stelle einer ſubtil ausgebildeten Form tritt mehr und mehr das Verlangen nach größerer Berückſichtigung inhaltlicher Werte. Ein ſehr bekannter Kunſthiſtoriker, der bei der neuen Kunſt ſeinerzeit mit Eifer Pate ſtand, riet in dieſen Tagen ſeinem jüngeren Kollegen nicht immer nur Paris aufzuſuchen, um eine Reihe formaler Maßſtäbe zu ſammeln, ſondern auch einmal nach Kolmar oder Lüneburg zu pilgern und ſich dort in Denkmäler eines inhaltlich gewichtigen Kunſtſchaffens zu vertiefen.

So mag es keine ganz unfruchtbare Aufgabe ſein, an der Hand eines Rokokokünſtlerſchickſals den Vorgängen, wie ſie ſich bei einer ſterbenden Kunſt abſpielen, zuzuſehen. Schon das wahre Rokoko des achtzehnten Jahrhunderts können wir uns nicht vorſtellen, ohne dabei etwas von dem Geſchwindſchritt der auf eine neue Zeit hineilenden Entwicklung mitzufühlen. Und die heutige Rokokomode? Iſt ſie nicht vielleicht ein Vorbote des kommenden Umſchwunges?

Die äußeren Vorgänge des Erdenlebens F. X. Meſſerſchmidts, um den es ſich handelt, ſind ſchnell erzählt: ein ſchwäbiſcher Handwerkerſohn, wurde er aus einer kinderreichen Familie frühzeitig herausgenommen und zeigte erſt in München, dann in Wien frühreifes Talent für die Plaſtik. Dann kam die unvermeidliche

Romreise, auf der sich zuerst sein derbes Naturburschentum gegenüber der anwachsenden Rokokoziererei geltend machte. Mit einem riesigen Holzklotz erschien er einmal im Palast Farnese, um den dort befindlichen herrlichen Herakles nachzubilden, und schon mußte er sich in ungeschliffen grobdeutscher Weise des Geredes seiner Kunstgenossen, die angesichts des rätselhaften Gebarens von Teufelsbeistand redeten, erwehren. Späterhin machte es ihm ordentlich Spaß, eigene wertvolle Arbeiten vor den Augen derer, die sie um hohen Preis begehrten, zu zertrümmern. In Wien, wohin er 1766 zurückkehrte, begann für den Sonderling, der sich von der Akademie zurückgesetzt fühlte, eine wahre Leidenszeit, und als nach fünfjähriger Substitutswartezeit seine Anstellung als Professor erfolgen sollte, wußte man es so einzurichten, daß dem des öfteren für wahnsinnig erklärten Künstler seine Pensionierung zuteil wurde. Verbittert und menschenscheu zog sich Messerschmidt nach Preßburg zurück und lebte dort weit draußen in einem einsamen Hause beim Judenkirchhof. Seine ganze Lebensweise nahm mehr und mehr etwas faustisch Unheimliches an. Neugierigen, und selbst wenn es reiche Auftraggeber waren, wies er barsch die Tür, indem er erklärte, er arbeite nur für sich, und nach seinem Tode werde er alles in die Donau schmeißen lassen. Den Ruf des Sonderlings zu mehren, trugen auch die Werke bei, dank derer allein er in der Geschichte seiner Zeit einen Platz verdient: seine Charakterköpfe aus Blei, Marmor oder Holz. Die ersten entstammen dem Jahr 1770, sie fallen also in den Beginn des deutschen Sturmes und Dranges, und neben Lenz, Lavater, Kaufmann und Leuchsenring sollte auch Messerschmidt in der Schilderung jener Zeit nicht fehlen;*) denn mit all den Genannten hat er den Zug zu jugendfrischer Ursprünglichkeit gemeinsam, und doch zeigt keiner von ihnen die Tendenzen der Zeit so klar wie er, der den Vorzug hatte, mit einer schweren Lebens- und Künstlererfahrung die Gedankengänge jener Leute mitzuerleben. Sein Beispiel erklärt vielleicht auch am besten, wie schnell diese Stürmer der siebziger Jahre am Ende ihres Könnens ankommen mußten, weil sie zu viel auf einmal in ihr Programm gesetzt hatten. Tragik der Jugend, die ungeduldig und vorschnell das Größte erzwingen möchte.

Eine unverbürgte Geschichte berichtet, Messerschmidt sei einmal beschuldigt worden, einen Juden mit Ermordung bedroht zu haben. Andere erzählen, er habe wirklich eines Tages einen armen Schächer in sein Haus gelockt und ihn mit der Pistole bedroht, um die Wirkungen der Todesangst auf seinem Antlitz beobachten zu können. Das klingt wohl alles wie nachträglich erfunden, ist aber doch recht bezeichnend für die Denkart des Künstlers. Er wollte tatsächlich einer im Akademischen festgewurzelten Kunst den Reichtum lebensfrischer empirischer Beobachtung in Form von Typen gegenüberstellen. So entstand die lange Reihe von Köpfen: der kindisch Weinende, der Erhängte, der Erzböse wicht, der Gähnende, der Mißmutige usw. bis zu den beiden kuriosen „Schnabelköpfen", wie er sie nannte, mit den vielsagenden Bezeichnungen seines ersten Biographen, „der rücksichtslose Aus-

*) Die Arbeit des Künstlers ist jetzt am besten zu übersehen in: Messerschmidts Werken, in achtzig photographischen Nachbildungen, herausgegeben vom Historischen Kunstverlag in Baden bei Wien (Jos. Wlha), mit Einleitung von L. Hevesi, 1909. — Die beste Lebensbeschreibung ist immer noch die von Ilg (1885).

druck des Hohnes" und „der Ausdruck des Hohnes mit einem Zuge des Verlangens nach dem Verhöhnten". Die Köpfe sind in ihrer Mehrzahl der Ausdruck eines auf die Spitze getriebenen Naturalismus, einige suchen einem uns sonderbar erscheinenden Humor gerecht zu werden, wie der Schafskopf oder der mit Verstopfung Behaftete. Jedenfalls waren sie infolge der unglückseligen Art des Künstlers, der das Extreme suchte und verwirklichte, mehr Kuriositäten als wirkliche Kunstwerke. Wer aber möchte die bestimmte Grenze zwischen Kunstwerk und Kuriosum ziehen? Das Werk Messerschmidts bleibt bezeichnend für den wichtigen, auch heute wiederkehrenden Augenblick, wo Kunst und allgemeine Geisteskultur einander nahetreten, befruchten und schädigen. Suchen wir die weiteren Zusammenhänge, in denen seine Arbeit entstand, zu erfassen.

Zunächst ist sein Realismus bewußte Reaktion gegen die seine Zeit noch beherrschenden Barockformen. Abgesehen von dem stark satyrischen Grundton, der Messerschmidt eigen ist, ist die individualistische Färbung seiner Arbeit das Ergebnis eines Zustandes, der sich leicht einstellt, wenn Kunstmethoden zu lange unbeschränkte Geltung gehabt haben. Sie verfallen dann meist einer Verallgemeinerung, die sie jedem bloß technisch Begabten von selbst zugänglich macht. Freilich liegt auch in dem Gegensatz, in den man sich gegenüber der gültigen Kunst einzuleben sucht, der Grund der Schwäche solcher Neuerer. Über eine krampfhafte Verzerrung bringen sie es nicht hinaus. Hierzu kommt der Mangel an wirklich großen Erlebnissen, wie sie die von Messerschmidt bekämpfte Barockkunst eigentlich voraussetzte, ein Mangel, der schließlich das grübelnd theoretische Denken, nicht zuletzt in Österreich selbst, förderte. Daher rührt auch die damals so häufige Erscheinung von Wechselbeziehungen zwischen Kunst und Leben, aber in einem für beide Teile ungünstigen Sinne. Gerade die Möglichkeit des Wechsels in der praktischen Betätigung zeigt, wie stark theoretisch das Verhältnis zu Arbeit und Gemeinschaft geworden war. Man denke an den Schwärmer Chr. Kaufmann. Er gab sich als Künstler, war eine Art Kraftapostel, betätigte sich als philanthropischer Pädagoge und endigte als Herrenhuter Gemeindearzt. Ähnliche Vielgeschäftigkeit zeigte Lavater, wenn auch bei ihm alles mehr um gewisse religiöse Bedürfnisse gruppiert erscheint; aber seine Methoden zur Erfassung des Heiligsten bieten doch das Bild einer bedenklich reichen Skala. Vielleicht wurde diese Art, den höchsten religiösen Werten nahe zu kommen, mit Vorliebe vom Dilettantismus nach 1770 gepflegt. Das rührte wohl daher, daß nach den großen Kirchen selbst die Sekten an innerlichem Erleben eingebüßt hatten. Bei Messerschmidt ist zwar, abgesehen von unbestimmten Beziehungen zur Freimaurerei (Ilg, „Messerschmidt" S. 39) nicht festzustellen, was ihn aus seiner Künstlersphäre herausgelockt hätte. Verglichen mit unseren Stürmern und Drängern ist er zeitlebens mehr Künstler geblieben. Gleichwohl hat er sich über eine sonderbare Proportionstheorie hinaus, die selbst seinen Körper in Beziehung zu dem zu schaffenden Kopfe setzte, einer Grenzüberschreitung schuldig gemacht, als er versuchte, im Geiste der Theorien seines Freundes und Landsmannes Mesmer zu arbeiten. Mit ihm, nicht mit Lavaters physiognomischen Versuchen, was sonst so nahe läge, ist Messerschmidt in Zusammenhang zu bringen. So wie Mesmer seelische und physische Empfindungen und Affekte als Ergebnis eines magnetischen Fluidums erklärte, so wollte der Künstler nicht nur Charakterköpfe, sondern auch rein körperliche Zustände zur Darstellung bringen, wie z. B.

den Riechenden, den Speienden usw. Er stellt so neben dem mehr ethisch gerichteten Lavater, der das Genie in der Welt suchte, den realistischen Forscher dar. Kunst wird bei ihm zur versinnbildlichten Wissenschaft, und die Arbeit des Plastikers hat in der Geschichte der Kunst längere Zeit Geltung gehabt, als die Theorien des Mesmerismus für die Wissenschaft Wert hatten.

Diese sachliche Wendung zur Wissenschaft führte nun bei Messerschmidt keineswegs zu einer blos empirischen Materialsammlung. Das stoffliche Interesse kehrte bei ihm, wie bei allen pseudowissenschaftlichen Versuchen des Sturmes und Dranges, zu einer tieferen Erfassung der Persönlichkeit zurück, mit deren Erkenntnis man die Welt selbst ergründet zu haben glaubte. Je weniger die Aufträge einliefen, die ihn an bestimmte äußere Bedürfnisse und Interessen zeitweilig binden konnten, um so mehr suchte seine grübelnde Natur sich in das Rätsel des Menschen zu vertiefen. Merkwürdig ist hierbei, wenn wir uns neuerer Versuche von Persönlichkeitsdarstellungen erinnern, daß ihn sein Realismus nie zu bestimmten Typen hinführte. Darum erscheint seine Sammlung von Charakteren mehr wie eine Republik, es fehlt ein alles beherrschender Typus, wie ihn z. B. unsere Übermenschenphilosophie in fest umrissenen Normen bildete. Das gibt seinem Tun etwas Suchendes; das Gesichtsfeld der Generation von 1770 bis 1790 war wohl weniger mit fertigen Systemen verbaut, als es heute der Fall ist. Daher rührt der Reichtum an stets wieder aufs neue einsetzenden Experimenten und Deutungen auf allen einer philosophischen Formulierung zugänglichen Gebieten der damaligen Wissenschaft.

Gleichwohl scheint es das Schicksal aller Künstler, die in das philosophische Gebiet hinüberschweifen, zu sein, in einem engen Rationalismus stecken zu bleiben. Die Generation von 1770 konnte trotz großer Anläufe dieser Gefahr nicht ganz entgehen. Sie war jung, und nur naheliegende engbegrenzte Beobachtungen standen ihr zur Verfügung: beides Umstände, die den Blick nur für einfache Vernunftszusammenhänge öffnen. Beim schaffenden Künstler kommt noch hinzu die übertreibende Bewertung des technischen Könnens, die die Grundlage jedes höheren Schaffens sein muß. Eine solche Auffassung von der Arbeit schließt das Erlebnis als störend aus, und ist leicht geneigt, das ganze Weltbild zu mechanisieren. Die heutige Philosophie mit ihrem Gegensatz von mechanistischem und vitalistischem Denken, jenes von Spencer, dieses von Bergson vertreten, würde, wenn sie erst einmal von Künstlern in den Bereich ihres Denkens miteinbezogen werden sollte, ähnlich einem festen Glauben eine starre Symbolsystematik zeitigen, wie sie der Glanzzeit des Rationalismus eigen war. Messerschmidt meinte, die Welt in seinen Köpfen restlos erschöpfen zu können, und ein mehr neugieriger als wirklich suchender Denker, wie Nikolai, berichtete sympathisch von seinem Besuche bei dem einsamen Künstler in Preßburg.

Man hat so beim Anblick dieses zielstrebigen und doch verworrenen Kunstschaffens mehr den Eindruck, als handle es sich um eine Theorie und noch dazu mehr um eine recht schwache und beschränkte, als um eine mit allen Lebensfasern aus einer Künstlernatur heraus entstandene Erscheinungsreihe, die die Züge der großen Welt mit Selbstbewußtsein widerspiegeln könnte. Dieses Höchste in der Kunst zu erreichen, ist Übergangserscheinungen, wie Messerschmidt eine war, selten vergönnt.

Dafür ist solchen Naturen bei dem Reichtum der Einflüsse, die sich in ihnen kreuzen, beschieden, eher menschlich begreiflich zu sein und erfaßt zu werden, als den Nurkünstlern, die im Grunde weltfremder sind, als Menschen wie Messerschmidt mit seinem Einsamkeitsbedürfnis. So hat sich die dichterische Phantasie dieser merkwürdigen Erscheinung in einem Dramolet „Hebe Herkulea" eines Preßburger Schulmannes bemächtigt. Da schenkt der Künstler, eben aus Rom zurückgekehrt, auf einer Donaufahrt einer von ihm verehrten Dame einen herrlichen, aus Holz geschnitzten Herkules. Aber die beiden werden vom Schicksal hart auseinander gerissen. Erst nach langen Jahren, zu einer Zeit, als der Künstler an einer Hebe arbeitet, erscheint ein Graf in seinem Atelier, ein unwissender brutaler Mensch, der eine Hebe kaufen will, weil seine Frau es so wünscht. Der Künstler setzt den Banausen grob vor die Tür; aber seine Kraft ist zu Ende. Da erscheint im letzten Augenblick die Geliebte von ehedem. Es ist die Frau des Grafen, und ihr wird die Hebe als Geschenk zuteil. Noch einige Meißelschläge sind nötig zur Vollendung, der Künstler will an die Arbeit gehen; jedoch er fühlt, daß seine Sendung mit der geistigen Vereinigung von Herkules und Hebe erfüllt ist, und mit den Worten: „Hebe Herkulea, ich sehne mich nach Vergötterung", sinkt er entseelt vor seinem letzten Meisterwerke zusammen.

Jahrschluß 1912

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befrei'n, so wag es, Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? — versuch's!

Goethe

Das ablaufende Jahr, das in jeder Beziehung so kriegerische und kampfesfrohe — man denke der Revolutionen, Kriege und Parteikämpfe! —, will sich, scheint es, in der Weltgeschichte sowohl wie in der Geschichte Deutschlands noch einen guten Abgang sichern: es zieht sich unter dem Klange internationaler und innerpolitischer Friedensschalmeien zurück. In London tagt eine Konferenz von Botschaftern, die die Lösung der Balkanfrage und alles dessen, was damit zusammenhängt, mit friedlichen Mitteln vorbereiten soll, und zwischen den Redaktionstintenfässern der bürgerlichen Blätter Deutschlands zeigt sich so etwas wie versöhnliche Weihnachtsstimmung, die ein ernstes Bedürfnis nach Ausgleich zwischen den bürgerlichen Parteien widerspiegelt.

Lassen wir die vielgewandten Herren, die sich zu London versammelt haben, zunächst unter sich und bei ihren Gesprächen; was dort auch entschieden werden mag, das deutsche Volk wird nur dann Nutzen daraus ziehen, wenn es moralisch, wirtschaftlich und politisch gerüstet, innerlich gefestigt und nach außen sicher geführt alle Dinge des Weltgeschehens in Ruhe an sich herankommen lassen kann.

* * *

Umfassen wir rückschauend die Vorgänge auf dem Gebiete der inneren Politik, so können wir vom Standpunkt der hauptsächlichsten Forderungen, die wir an das ablaufende Jahr bei seinem Antritt stellten, leidlich zufrieden sein. Haben sich auch die meisten Wünsche noch nicht verwirklichen können, so ist der wichtigste von ihnen, die staatliche Inangriffnahme der inneren Kolonisation, auf dem Wege zur Erfüllung: der deutsche Reichskanzler hat amtlich die innere Kolonisation als die bedeutendste und wichtigste Aufgabe für die Regierungen der Bundesstaaten anerkannt; der preußische Staat hat finanzielle Mittel für die Lösung der Frage zur Verfügung gestellt; Männer in hohen verantwortungsreichen Stellungen, wie der Frankfurter Regierungspräsident von Schwerin, der Majoratsherr auf Bledau von Batocki, der unermüdlich tätige Geheime Regierungsrat Kapp, die Professoren Sering und Sohnrey und tausend jüngere Kräfte aller Parteien in Stadt und Land, haben im Jahre 1912 praktisch zugegriffen, eingedenk Goethes Wort aus „Faust", das ich an die Spitze des eben ablaufenden einundsiebzigsten Grenzbotenjahrganges stellte:

Nimm Hack und Spaten, grabe selber,
Die Bauernarbeit macht dich groß
Und eine Herde goldner Kälber,
Sie reißen sich vom Boden los!

Es ist nicht nur Gold im materiellen Sinne, was uns, das ist der Nation, die innere Kolonisation bringt; die Arbeit am Problem der Seßhaftmachung ganz allein schafft durch die Notwendigkeit, sich bei ihr in alle sozialen und wirtschaftlichen und politischen Probleme vertiefen zu müssen, so viel ideelles Gold, daß sie uns ganz allein zu den kühnsten Schlüssen und Hoffnungen berechtigt. Als ich im Sommer d. J. die Arbeit für innere Kolonisation als den Ausgang für eine Verständigung und Aussöhnung der bürgerlichen Parteien bezeichnete, fand ich aus liberalen und konservativen Kreisen freundliche Zustimmung. Dieser Umstand beweist von neuem, wie die Erinnerung an den Heimatsboden die Volksgenossen nicht nur in der Fremde eint, er zeigt auch, daß die ernste Beschäftigung mit ihm — was wir Agrar- oder Bodenprobleme nennen — die Denkenden der Nation wieder aufs Ganze hinlenkt, der wirtschaftlichen und politischen Zersplitterung Einhalt gebietet und alle sich als Teile eines großen Volkes empfinden läßt.

So gebe ich denn auch die Hoffnung nicht auf, daß das Problem der inneren Kolonisation nicht nur, wie Herr Dr. Oertel in der Deutschen Tageszeitung meint, in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung die bürgerlichen Parteien einigende Ziele hervorbringt, sondern auch in politischer.

An das Problem der inneren Kolonisation knüpfen gleich zwei Gebiete unseres politischen Lebens an, die im abgelaufenen Jahr hart umstritten wurden: die Polenfrage und die Frage nach der Stellung der bürgerlichen Parteien zur Sozialdemokratie. Kampf gegen die Sozialdemokratie nennt die Deutsche Tageszeitung für die Konservativen und Herr Trimborn für das Zentrum die Voraussetzung für jede Verständigung unter den bürgerlichen Parteien. Aber sie sagen nicht, wie dieser Kampf geführt werden solle, — es sei denn, daß man aus ihren Ausführungen die Aufforderung zu Ausnahmegesetzen herauslesen soll. Diese Parole bleibt unfruchtbar und muß zum geraden Gegenteil des Angestrebten führen; sie kann positiven Inhalt nur vom Problem der inneren Kolonisation aus gewinnen.

Die Sozialdemokratie ist in ihrem innern Wesenskern eine wirtschaftliche Erscheinung. Sie wird darum nicht mit politischen, sondern mit wirtschaftlichen Mitteln wirksam zu bekämpfen sein. Sie wird solange wachsen, wie die Verbilligung des Geldes andauert, wie die Nahrungsmittelpreise und die Wohnungsmieten steigen, und keine noch so weit reichende soziale Gesetzgebung wird ihr Abbruch tun können, solange lediglich das Geld zum Ausgleich für alle wirtschaftlichen Nöte herangezogen wird. Der Rahmen, in den unsere gesamte Sozial- und Wirtschaftspolitik hineingestellt ist, gleicht dem Faß der Danaiden: es ist kein Boden vorhanden, solange der Grundstückpreis mitschwankt mit den Warenpreisen und solange er jeder Konjunktur auf dem Warenmarkt nachgibt. Und weiter: die sozialdemokratischen Ideen werden sich immer mehr der an der Bodennutzung auf spekulativer Basis nicht beteiligten Kreise bemächtigen, es sei denn, daß die führenden Kreise des gewerblichen Bürgertums, und dazu rechne ich in allererster Linie den befestigten Grundbesitz, ein Einsehen haben und den Bodenpreis, sei es durch staatliche Festlegung einer Verschuldungsgrenze, sei es durch Feststellung eines unverrückbaren Bodenwertes, stabilieren.

Ein Kampf gegen die Sozialdemokratie, wie ihn sich ein Teil des liberalen und konservativen Bürgertums sowie die Zentrumspartei denkt, erscheint mir erfolglos. Das hat uns die Geschichte deutlich genug bewiesen.

* * *

Der inneren Kolonisation lege ich aber auch deshalb eine so große Bedeutung bei, weil sie, wie schon gesagt, uns endlich den Weg weist, auf dem auch das polnische Problem zu lösen ist. Nachdem der Kampf um den Boden der Ostmark sich als eine Finanz- und Wirtschaftsfrage entpuppt hat, in der das rein nationale Element lediglich den Hitzegrad des Kampfes bestimmt, ohne auf die Wahl der praktischen Kampfmittel einen ausschlaggebenden Einfluß zu

haben, ist es nicht mehr angängig, sie mit den geistigen Mitteln des Nationalitätenkampfes lösen zu wollen. In einer Wirtschaftsorganisation, in der alles mobilisiert wird, wird stets derjenige die am heißesten begehrten Waren kaufen können, dem das meiste Geld zur Verfügung steht. Das aber sind in der Ostmark, wo eben der Boden die am heißesten umstrittene Ware bildet, die Polen; sie verfügen nicht nur über viele hundert Millionen Arbeitererspanisse aus den Industriegegenden, sondern auch über die etwa 600 Millionen Mark, die die Ansiedlungskommission in die Ostmark getragen hat. Weil guter deutscher Boden dem falschen Gott der Handelsfreiheit geopfert wird, deshalb verlieren wir ihn an das Fremdvolk und lassen es in ihrer vermeintlichen Verlegenheit so übermütig werden, daß es selbst zum Boykott deutscher Waren innerhalb der deutschen Landesgrenzen schreitet.

Die Erstarkung des Polentums, die aus dem Boykott zutage zu treten scheint, ist indessen problematischer Natur. In der Boykotterklärung brauchen wir lediglich einen gut organisierten Volkswillen zu erkennen sowie die Überzeugung bei den polnischen Führern, daß die polnische städtische Bevölkerung bereits befähigt ist, die Versorgung der Ostmark mit ihrem Warenbedarf selbständig vornehmen zu können. Wer seinerzeit das Buch Bernhards über die polnischen Wirtschaftsorganisationen aufmerksam studiert hat, der wird von der Tatsache nicht überrascht sein, und wer die Wechselwirkung zwischen ländlicher Kolonisation und städtischer Gewerbeentwicklung zu beobachten Gelegenheit hatte, wird sich über die Erstarkung des polnischen Bürgertums in den Städten nicht wundern. Die Ansiedlung deutscher Bauern und die damit zusammenhängende Auflösung der landwirtschaftlichen Großbetriebe hat, wie ich dies schon im Sommer 1908 in diesen Heften näher begründete, auch dem alteingesessenen Handel in den Städten, der mangels einer Industrie fast ausschließlich auf das platte Land angewiesen ist, die Verbindungen zerstört und zwar um so schneller, als mit den Ansiedlern auch das Genossenschaftswesen siegreich seinen Einzug in die Ostmark hielt. Der alte Handel aber lag vorzugsweise in jüdischen Händen; die Polen fingen erst um die Mitte der 1890er Jahre an, sich in größerem Umfange im Handel zu betätigten. Nachdem die Juden aber ihre Handelsverbindungen verloren hatten, wanderten sie, beweglich wie sie sind, in die großen Städte, besonders nach Berlin aus. Da nun aber kein geeigneter deutscher Kaufmannsnachwuchs vorhanden war, die Protektionswirtschaft aber, die die deutschen Beamten usw. zwingt, ausschließlich bei Deutschen zu kaufen, die wenigen deutschen Kaufleute und Handwerker sehr schnell konkurrenzunlustig gemacht hat, konnten die Polen um so eher in die Lücke springen, als sie offen in ihrer Nationalität bedroht, zur höchsten Anspannung ihrer Kräfte in Handwerk und Handel geradezu gezwungen wurden. Diese Entwicklung mußte kommen; sie war jedem klar, der überhaupt nur über Siedlungsprobleme nachgedacht hat. Daß sie aber eine so wenig vorbereitete deutsche Kampfmannschaft findet, das ist unsere, der Deutschen eigene Schuld. So wenig erfreulich das hier skizzierte Bild auch ist, so haben wir

doch keine Veranlassung, den Kopf sinken zu lassen. Gut Ding will Weile haben! Die Entwicklung wird sich, muß sich wieder zu unseren Gunsten wenden, wenn erst der Überschuß aus den deutschen Ansiedlungsdörfern in die Städte strömt. Darum soll auch das jüngste Aufbegehren der Polen uns nicht zu Maßnahmen reizen, die dem Übel nicht beikommen können. Gesunde Bodenpolitik in ganz Deutschland bietet die einzige Gewähr für die restlose Wiedereroberung der Ostmark.

* * *

Die intensive Beschäftigung mit dem Problem der inneren Kolonisation bringt uns aber auch einem rein politischen Gegenstande näher, über den die bürgerlichen Parteien sich in der allernächsten Zeit werden verständigen müssen: die Wahlrechtsfrage in Preußen. Das Jahr 1912 hat in dieser Beziehung gewissermaßen als ein Jahr stiller Vorbereitung gedient, wenn es uns der Lösung des Problems auch nicht einen Schritt näher gebracht hat. Soviel ist jedenfalls festzustellen: auch in den liberalen Kreisen von Handel und Industrie ist das Ideal der Übertragung des demokratischen Reichstagswahlrechts auf Preußen merklich verblaßt. Nachdem in den Grenzboten gerade von liberaler Seite wiederholt auf die Schäden des gleichen und direkten Wahlrechts hingewiesen worden ist, tritt jetzt im Auftrage der Handelskammer zu Krefeld Assessor Pieper offen mit Forderungen hervor, die auf berufsständische Grundlagen für das Wahlrecht in Staat und Reich hinauslaufen. Ich bin überzeugt, daß die Beschäftigung mit dem Problem der inneren Kolonisation unzählige neue Argumente für berufsständische Organisation der Wahlen zunächst in Preußen zutage fördern wird und somit enthält sie auch genügend starke politische Elemente, deren es bedarf, um ein Zusammenwirken politischer Parteien zu ermöglichen.

* * *

Mit diesem Rück- und Ausblick sei das Jahr 1912 geschlossen. Was über die internationale Lage zu sagen war, wurde in den voraufgegangenen Wochen in verschiedenen Aufsätzen dargelegt. Hier nur noch eine Erinnerung. Wenn dies Heft in die Hände meiner Leser gelangt, jährt sich zum hundertsten Mal der Tag der Konvention von Tauroggen und es beginnt damit die große Zeit der Befreiung Preußens vom Joch des Korsen. Möge die Erinnerung an den persönlichen Mut, den Yorck durch seinen Übergang zu den Russen bewiesen, uns selbst begeistern, das Werk der Befreiung von den Fesseln in Angriff zu nehmen, die wir uns durch die Überspannung liberaler Wirtschaftsprinzipien selbst schmiedeten. Bodenreform! Das sei die Losung für 1913. G. Cleinow

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Die jungen Schweizer. Den historischen Roman, der zur Zeit der archäologischen Dichtung der Ebers, Dahn u. a. so sehr im argen lag, hat C. F. Meyer mit am kräftigsten neugestaltet. Statt der poetisch angefärbten Geschichtserzählung vermochte er das historische Geschehnis in poetische Handlung umzumodeln und, ein dichterischer Plain-air-Künstler die historische Atmosphäre hervorzuzaubern. Zwei starkbegabte Erzähler, beide Baseler, wandeln auf gleicher Bahn.: Jakob Schaffner*) und Felix Moeschlin**)

Noch mehr als Conrad Ferdinand Meyer entfernen sich beide vom historischen Geschehnis und suchen durchaus unabhängig von ihm das geschichtliche Plain-air, die Atmosphäre der Zeit. Sie bauen im Gegensatz zu Meyer ihre Handlung auf den Lebensgang eines unhistorischen Menschen, eines premier venu auf, der aber von den großen Ereignissen seine Beleuchtung erfährt. Dabei tritt ein reizvoller Gegensatz der poetischen Empfindungsart zutage. Schaffner geht ins Metaphysische, in das Naturwissenschaftliche, Moeschlin verharrt bei dem Einzelfall, bei der Historie.

Der Jonathan Bregger, der in den siebziger Jahren die Umwandlung von der patriarchalischen Handarbeit zur Großindustrie mitmachen will und nicht kann, ist ein Symbolon sich ablösender Weltordnungen, er deutet über sich hinaus auf eine Einheit. Der Bote Gottes, der allein vom Gefühl seiner inneren Sendung getrieben, nach dem westfälischen Krieg hingeht und kraft der Vollmacht, die er von Gott erhalten und vom Kaiser erlogen, Leben, Gedeihen in die Wüsten trägt, ist der Kulturwille in Fleisch und Bein und spricht Baseldütsch. Wo steht geschrieben, daß Gott nicht auch diesen Dialekt versteht? Das Bezeichnende ist, daß dieser Kulturwille — mutatis mutandis — in alle Ewigkeit hinein sich so gebärden wird, so oft ein Mensch von Gottes Gnaden dem irdischen Nichts, dem deutschen Zustand nach dem westfälischen Frieden gegenübergestellt wird. So ist Schaffners Geist eigentlich naturwissenschaftlich eingestellt: er sucht das Gemeinsame der Erscheinungen.

Dagegen haftet Moeschlin durchaus am Einzelfall, ein Vollbluthistoriker, der beruflich, wie ich höre — eine Ironie des Schicksals —, Ingenieur ist. Appelvik ist ein Dorf in Schweden. Die Bauern leben fast ganz in der Naturalwirtschaft. Da kommt der Amerika-Johann heim und bringt das Geld. Das kehrt das unterste zu oberst und wir erleben die Geschichte Europas Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Appelvik, wie sie wohl auch typisch und allgemeingültig in ihrem Prinzip, jedoch eben durch die festgekettete Einzigkeit des eben vorliegenden Falles ihren gewaltigen Zauber ausübt.

Auch sonst weisen Schaffner und Moeschlin gar verlockende Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten auf und geben miteinander ein treffliches Stück Basel. Alte, vererbte, veredelte Kultur, Liebe und Verständnis für Tradition

---

*) Jakob Schaffner: „Die Irrfahrten des Jonathan Bregger." Fischers Romanbibliothek. 1 M. „Der Bote Gottes." Roman. S. Fischers Verlag, Berlin 1911. 4 M.

**) Felix Moeschlin: „Der Amerika-Johann." Verlag von Gideon Karl Sarasin, Leipzig 1912.

und doch wieder eine wohl verstandesmäßig bedingte, aber dennoch imperative Einsicht in die Notwendigkeit und Unerbittlichkeit des Fortschritts und auch einen Willen zu ihm, weil der mit dem Willen zur Macht, ja zum Leben gleichbedeutend ist. Ein gut Stück Landsmannschaft mit dem großen „Citoyen de Genève" und ein Achtung gebietender künstlerischer Ernst ist wohl auch Baseler Erbgut. Und doch als Künstler eher Gegensätze als Verwandte. Schaffner Poet bis in die Fingerspitzen, ein „poietes" im griechischen Sinne des Wortes. Der unaufhörlich „malende", „bildende" Geist der alemannischen Mundart, dem eine erstaunliche Symbolik innewohnt, ist in ihm lebendig. Man braucht nur das wundervolle Werk Emanuel Friedlis „Berndütsch, als Spiegel des bernischen Volkstums"*) zu studieren, um die stets aus der augenblicklichen Umwelt schaffende Symbolik des Alemannischen kennen zu lernen und zugleich die Quelle zu kosten, aus der ein Stil wie Schaffners entspringt. Die frisch geprägte Redensart sprudelt er nur so heraus, als schlüge er Münze für Peter und Paul mit jedem Satz: „Der Süße tappte wie ein Nasenbär, und die andern beiden hatten Ladestöcke in den Beinen"**). Oder: „Ihr seid beide gleich unsinnig. Und wenn es möglich wäre, daß einer noch dümmer wäre als ihr, so könnte er sich nicht mehr zusammenhalten und müßte auseinanderfallen vor Dummheit"***) Das kann sich vor Bild und Bildnerlust kaum halten und hält sich auch zuweilen nicht in seinem üppigen Wuchern, in unverbrauchter Verschwendung. Dagegen ist Moeschlin der kluge Wirt und Künstler. Ihm sind die Schätze, die Schaffner mit vollen Händen ausstreut, nicht weniger zugänglich; aber er beherrscht die Wirkung. Es muß bei ihm alles seine größtmögliche Wirkung hergeben und deshalb setzt er bewußt seinen leuchtenden Stein in die gedämpfte Umgebung. Dafür wirkt er auch schlagend: mitten in den trockensten Geschäftsbericht bricht seine Sprachpoesie hinein, das Ärmlichste siegreich umgoldend: „Und diese seltsamen, ja unangenehmen Herren erklärten den Appelvikern, daß bei einem Konkurse vor allem und zu allererst die Ansprüche der Gläubiger befriedigt werden müßten. Erst wenn das geschehen sei, kämen die Aktionäre an die Reihe. Die Gläubiger aber, das seien sie.

Die Bauern standen da, als fiele am heiterhellen Tage die Sonne vom Himmel herunter wie ein angeschossener Vogel und rundum werde es rabenschwarz."

Man steht erstaunt und ergriffen vor der Überlegenheit dieser Reife der Könnerschaft bei einem jungen Erzähler, während Schaffner eher das innere Wohlbehagen sorgloser Reichtums weckt: greift zu, man hat's, es ist nicht wie bei armen Leuten!

Doch genug des Vergleichs, beide haben ein Anrecht, auch für sich betrachtet zu werden. Moeschlins Werk zeigt uns den Künstler als einen Fertigen. Er besitzt die Fähigkeit, die Ideenfülle eines ganzen Zeitalters poetisch zu bewältigen, er beherrscht die Ökonomie seiner Mittel: eine Entwicklung ist da eigentlich kaum zu erwarten, — es sei denn als eine Neugeburt der ganzen Individualität, die bei dem Genie immer denkbar ist, die jedoch die Kritik nur begreifen kann, wenn sie schon da ist. Was aber Moeschlins folgende Werke selbst dann vor Interesselosigkeit bewahren wird, wenn dieses Wunder ausbleibt, das ist sein echter Humor, dasselbe, was uns Fontane trotz des Sichgleichbleibens nie überdrüssig werden läßt. Der echte Humor, im Grunde die Fähigkeit, die Welt von zwei oder mehr Gesichtswinkeln aus in gleich gescheuter und origineller Weise zu betrachten, bleibt stets neu, weil wir ihrer in unserer jämmerlichen Gebundenheit so sehr bedürfen, um das Leben irgendwie ertragen zu können. Der Tourist und der Amerika-Johann, die sich auf S. 265 unterhalten, sind beide gleich gescheut, beide gleich ernst zu nehmen, sogut wie Don Quixote und Sancho Pansa. „Und die liebe Schwester, o Wasser! ... Du göttlicher See ... so blau, daß das Meer in der Bucht von Neapel nicht blauer sein kann. Herrliches Wasser!"

„Na ja, mit der Herrlichkeit ist's nicht so weit her. Gut zum Trinken ist es nicht, Fische gibt's auch nicht, und jeden

*) A. Francke, Bern. 3 Bände.

**) „Der Bote Gottes", 249 Seiten.

***) Ebenda, S. 265.

Winter brechen zwei, drei Menschen durch's Eis."

Ob Moeschlin hier Halt macht und nach einer Reihe wahrhaft tröstender Werke seinen Platz etwa in der Reihe Wieland, Fontane, J. V. Widmann behaglich einnimmt, — der Platz, dünkt mich, ist so übel nicht — oder ob er ausschlagen wird, nach rechts und nach links, wie die Rebe auf dem Berge Samariä — wer wollte da antworten? Fast ist es taktlos, die Frage zu stellen; so scheu und geheimnisvoll sind die Wallungen inneren Werdens, daß ich das klare Gefühl habe, wir sprechen immer zu laut und zu viel davon. Man sollte eigentlich noch zehn Jahre über Moeschlin überhaupt schweigen, wer weiß, ob man dann nicht ganz anders reden könnte. Aber: que voulez vous que je fasse, — sagte der Grüne Heinrich, wenn er sein Französisch zeigen wollte; auch ich bin des weitverbreiteten Irrtums, man müsse ja leben. Spreche ich nicht, so sagen die anderen desto mehr, und Moeschlin hat keinen Nutzen, ich aber den Schaden davon. So wollen wir denn bloß immer wünschen und hoffen, daß den Schaffenden nichts davon zu Ohren kommt. Mit Schaffner aber ist es überhaupt eine böse Sache. Da muß man nun ganz sicher leise sein: denn er ist ganz ein Werdender. Im „Bregger" ist er noch der tüchtige Schüler tüchtiger Schule, in die er nicht zufällig hineingestolpert ist: Raabe, Fontane, Keller. Fontane und Keller sind im Tonfall, in des Satzes leichtem und elegantem Rhythmus erkennbar; das heitere Sichbescheiden, die Ehrfurcht vor der Macht des Tatsächlichen könnte er von beiden gelernt haben. Raabe schlägt aufs Verborgene, mehr Innere: das Zittern einer echten Schusterseele, das Rembrandtsche Halbdunkel der Werkstätte vor Feierabend, das Tiefe, Ahnungsvolle und Unberechenbare, das in der nüchternsten Menschenseele sich still verkrochen duckt, im gegebenen Augenblick aber alles über den Haufen rennt, was der Herr im oberen Stockwerk sich fein säuberlich zurechtgelegt hat, selbst wenn man ein so ehren- und erdenfester Spezierer wie Herr Wacker, und durchaus kein Wolkengucker ist, — das ist ein Porträt, dessen sich Meister und Schüler rühmen dürfen.

In seinem großen Roman „Der Bote Gottes" ist die Befreiung natürlich und ungewaltsam vollzogen. Hat da der Stoff an sich dem Dichter den Simplizius von Grimmelshausen auch nahegelegt, so hat diese Verwandtschaft längst nichts Schülerhaftes mehr, sie liegt durchaus in der Natur der Sache. Ein gewaltiges, episches Wollen trieb den Dichter zur Geburtsstunde, zu allem Anfang deutschen Lebens Anno 1648. Wir stehen gleichviel wo — es ist ja nirgends etwas vorhanden — auf irgendeinem Punkt des weiten heiligen, römischen Reichs deutscher Nation. Ein verbranntes Dorf, ein halbverhungerter Bauer, mit einem Reichtum an verwilderten Hunden, Katzen, nackten Kindern. Wölfe, Raub, Mord um und um: so sieht des Kaisers Frieden aus. Und nun kommt der Schweizer daher, der Bote Gottes, mit einem unzähmbaren Ding im Herzen, dem wir in dieser poetischen Greifbarkeit wohl noch nicht begegnet sind, und nennt sich das Ding: Kulturwille. Und ist sein einzig Wunder: Glaube und Selbstlosigkeit. Auftrag hat er von Gott allein, doch schwindelt er in der Not den Leuten den Kaiser vom blauen Himmel runter um landauf landab schaffendes Leben, neues Gedeihen hervorzuzaubern, das um ihn herum aus dem Boden hervorwächst, wie ein uraltes Alltagsmärchen. Nur für ihn selber ist kein Raum, sobald schützend das Dach steht, die erste Ernte wieder eingeheimst ist und friedlich ein Herdfeuer flackert. Dann verbrennt er den blechernen Pandursorden samt der betreßten Uniform und zieht weiter: die Wüste ruft. Es ist nicht behaglich der Bote Gottes zu sein, die Boten des Kaisers haben es besser.

Gewiß, Schaffners Werk ist nicht geschlossen, die Teile durchwachsen sich noch nicht so, wie dies die Größe seiner Epik erfordert, aber wohl strahlt und leuchtet da ein Bild nach dem anderen, in Jugendpracht und Sonnenfülle. Nur eines: einen Augenblick nur hineingeguckt in den Hof des gottverlassensten aller Bauern, — ehe der Bote erscheint: „Die Ostersonne schien. Es war eine Fülle Auferstehung im Licht, wenn es die Glocken auch nicht beläuten konnten, weil man sie gestohlen und den Krieg damit bezahlt hatte. Der Schatten von zwei wandernden Störchen ging über den Hof. Der Bauer sah auf und es kam ihm vor, als sei die Friedenstaube Noahs das reine

Raubvögelchen gewesen gegen diese leuchtende Verheißung. Sie machten ihm die Welt gleich so friedlich, als ob es weit und breit keine Wölfe gäbe. Er griff wieder zum Besen und hatte ihn schon angesetzt, da erinnerte er sich an die Hundsohrfeige und sah auf, was seine Christine jetzt wohl für ein Gesicht machte. Er hatte eigentlich noch einmal lachen wollen; was er jedoch sah, kam ihm bedenklich vor, und er ließ es. Christine saß da mit dem Kind zwischen den Knien und mit dem Gesicht über ihren Händen, und weinte. Die Tränen liefen ihr schlank und hurtig über die rechtschaffenen Wangen herunter, und fielen auf Franzels blonden Kopf zwischen die kleinen Läuse hinein, die er dort hatte. Der Bauer trat besorgt näher."

Dr. Richard Meszlény-Genf

Menschen und Bücher. Gesammelte Reden und Aufsätze von Dr. **Wilhelm Kosch**, Professor für neuere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Czernowitz. Verlag der Dykschen Buchhandlung, Leipzig 1912. 362 S. 8°.

Der verdienstvolle Eichendorfforscher hat in diesem umfänglichen Bande einundzwanzig Aufsätze aus den Jahren 1904 bis 1911 gesammelt, die das Interesse auch nichtzünftiger Kreise in vollem Maße verdienen. Sie behandeln, der Abstammung ihres Verfassers gemäß, meist österreichische Dichter und Schriftsteller, greifen aber auch, wie z. B. in den vier prachtvollen Raabe-Aufsätzen, in das Gebiet der reichsdeutschen Literatur über. Der Eingangsessay, „Die literarischen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts", verbreitet sich in großen Zügen über die allgemeine europäische Literaturentwicklung, mit der Tendenz, überall die verborgenen romantischen Quellen aufzuweisen; mir scheint Kosch indes die Romantik doch zu einseitig als treibende Kraft der ganzen literarischen Evolution aufzufassen und daneben andere Kräfte ganz zu unterdrücken. Der umfangreichste Beitrag beschäftigt sich mit Clemens Brentano und sucht diesem zwiespältigen Charakter, der in der Beurteilung der Kritik noch heute hin und her schwankt, durch feinfühliges Eingehen auf seine innere Veranlagung gerecht zu werden; meines Erachtens der die Wissenschaft am meisten fördernde Artikel in dieser Sammlung. Äußerst interessant sind die Abhandlungen über J. M. von Radowitz, den „Deutsch-Preußen", und Franz Schuselka, den „Deutsch-Österreicher". Radowitz, der zielbewußt auf seinem Wege fortschreitende, zäh am richtig Erkannten festhaltende Diplomat, wird mit knappen Strichen ausgezeichnet charakterisiert; dagegen gelingt es Kosch nicht so gut, das Schwankende, Haltlose des Deutschböhmen zu erklären, so sehr er sich auch bemüht, ihn vor hartem Urteil zu retten. Bekannt ist ja Kosch als Martin Greif-Verehrer; meines Erachtens überschätzt er den zarten Stimmungslyriker als Dramatiker sehr. Ein Essay, der sich mit Richard Schaukal beschäftigt, zeigt uns diesen Wiener Dichter in seiner Entwicklung, sowohl der inneren, in der Auffassung, wie der äußeren, in der Sprache. Warme Worte der Anerkennung findet Kosch beim Tode J. V. Widmanns, und ein Panegyrikus „Muttersprache, Mutterlaut" macht den Schluß der wertvollen Sammlung, die auch bezeichnend ist für die warme Vaterlandsliebe des Verfassers, der an der katholischen Universität Freiburg in der Schweiz den Anfeindungen der ultramontanen Gegner weichen mußte.

Dr. Wolfgang Stammler-Hannover

Theologie

Eine neue katholische Enzyklopädie. Es ist eine stehende Redensart: wir leben im Zeitalter des Universalismus und Kosmopolitismus. Sie mag im allgemeinen stimmen, aber der Theologe wird für seine Wissenschaft eher zu sagen geneigt sein: wir leben im Zeitalter der Konfessionalisierung. Die beiden Armeen protestantischer und katholischer Wissenschaft marschieren getrennt, und man kann nicht sagen, daß sie etwa vereint schlügen; denn die Ziele sind beide Male ganz verschieden, und weil sie das sind, darum keine Arbeitsgemeinschaft mehr. Es sind seltene Ausnahmen, wenn Katholiken und Protestanten an einem Werke der Wissenschaft gemeinsam schaffen, die Wissenschaft ist hier nicht mehr überkonfessionell, die Zeiten liegen hinter uns, seitdem Katholizismus mit Romanismus zusammenzufallen begann, und einstweilen ist keine Aussicht auf ihre Wiederkehr. Man kann

auf theologischem Gebiete förmliche Parallelisierungen der wissenschaftlichen Erscheinungen aufstellen; wie es beiderseitig Quellensammlungen, Textausgaben, Kirchenlexika und dergleichen gibt, so können nicht minder dieselben Themata hüben wie drüben bearbeitet werden (momentane Spezialität ist der katholische „Luther").

Auch das uns zur Besprechung vorliegende große Unternehmen der „Catholic Encyclopedia" gehört in diese Linie. Es ist ein katholisches Pendent zu Haucks einundzwanzigbändiger protestantischer Realenzyklopädie, wird deren Umfang sicher erreichen, — mit Buchstabe R stehen wir zurzeit im zwölften Bande — unterscheidet sich aber von ihr durch die weiter gesteckten Grenzen: der ausgesprochen theologische Charakter tritt zurück, statt dessen ist Philosophie, Wirtschafts- und allgemeine Kulturgeschichte reichlich eingelassen. In dieser Hinsicht ähnelt das Werk dem Schieleschen Wörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart".

Das Werk wird herausgegeben von einem Stabe von fünf Mitgliedern, an deren Spitze der Professor für Latein und Literatur am College of the City of New York Charles George Herbermann steht. Den Alleinvertrieb für Deutschland und Österreich-Ungarn hat die Herdersche Verlagshandlung in Freiburg i. Br., jeder Band kostet gebunden 27 Mark bez. 35 Mark oder 65 Mark je nach der Feinheit des Einbandes. Das ist angesichts des Gebotenen sehr preiswürdig. Denn: die Ausstattung zunächst ist eine ganz vorzügliche, glattes Papier, angenehme Schrift und eine Fülle von Illustrationen, die, in der Regel besondere Beilagen bildend, zum Teil aber auch in den Text hineingedruckt, mit ausgezeichnetem Geschmack gewählt und vortrefflich reproduziert sind. Es seien als Beispiele genannt: die Porträts von Bossuet, Erasmus von Rotterdam, Franz von Assisi, Leo der Dreizehnte, Kardinal Manning, Pius dem Neunten und Pius dem Zehnten u. a.; von den Künstlern finden sich Reproduktionen ihrer Werke, so bei della Robbia, Botticelli, Tizian, Murillo, Dürer; wichtige Inschriften wie die des Aberkios sind wiedergegeben, oder Seiten aus bedeutsamen Codices, wie der Sinaiticus, der Amiatinus, der Codex argenteus oder der Codex Hammurabi; nicht minder werden Abbildungen aus den Oberammergauer Passionsspielen oder ein Faksimile aus des Kopernikus' revolutionären Werke de orbium coelestium revolutionibus geboten; ferner ist von jedem Lande, mitunter auch von Landesteilen, eine Karte beigefügt, die namentlich die Diözesangrenzen genau erkennen läßt. Auch historische Karten fehlen nicht, wie etwa: Christendom at the death of Innocent III; selbst die kleinen Bilder, wie z. B. Member of French Academy in Uniform oder die Köpfe der verschiedenen katholischen Gelehrten und Heiligen interessieren. Der Bilderschmuck wirkt nicht aufdringlich, befriedigt auch nicht bloß die Neugierde, sondern dient Lehrzwecken.

Wie schon angedeutet, nähert sich das Werk einem Konversationslexikon, es bietet sogar mehr als das ausdrücklich so genannte bekannte, im Herderschen Verlag erscheinende Werk. Sehr reichlich sind Philosophie und Pädagogik bedacht; es finden sich pädagogische Artikel über Alcoholism (sehr gut, wesentlich von der medizinischen Seite aus), Coeducation, College, Cruelty to Animals, Education of the Blind, Academies (hier überraschen die zahlreichen kurzlebigen Pontificiae academiae, warum aber fehlen die deutschen, wo doch die französischen angegeben sind?) u. a. Der Philosophie gehören an: Absolute, Accident, Actus purus, Agnosticism, Arabian School of Philosophy, Aristotle, Atheism, Atomism, Categories, Character (ganz psychologisch gehalten), Common Sense Philosophy, Contingent, Creation (hier sind alle die verschiedenen Weltentstehungshypothesen untergebracht), Deism, Dualism, Dynamism, Empiricism, Energy and the law of the conservation of it (ein Spezialabschnitt ist hier Wilhelm Ostwald gewidmet), Ethics, Evolution (sehr genau, auch die Bilder der ältesten Schädel, vom Neandertal und von Mauer, fehlen nicht), Fetishism, Free Will, Hypnotism, Idea, Idealism, Infinity (unter diesem Stichwort ist auch der Monismus behandelt), Pragmatism, Logic usw. Selbstverständlich haben die einzelnen führenden Philosophen und Pädagogen, wie Baader, Günther, Herbart, Hegel, Kant (der freilich nicht gut wegkommt) alle ihre Sonderartikel. Die Politik und Wirtschaft ist bedacht mit

Artikeln über Act of Settlement, Agrarianism, Altruism, Anarchy, Arbitration (hier sind sehr wertvoll die Nachrichten über die kirchliche Schiedsgerichtstätigkeit bei Arbeiterstreitigkeiten, ebenso über die staatlichen Schiedsgerichte), Association, Bankrupty (eine wirtschaftliche Darstellung des Bankerotts, der ein moral aspect angehängt ist), Civil Allegiance (hier ist das für den Katholiken heikle Problem des Gehorsams gegenüber der Staatsgewalt sehr gut entwickelt), Christian Democracy (= die sogenannte katholische Aktion), Nihilism, Race usw. Auch die Grenzgebiete zwischen Philosophie und Medizin sind nicht vernachlässigt, wie Artikel über Anaesthesia (mit der allerdings etwas merkwürdigen Mahnung am Schluß: it is important, that clergymen should take due precautions by advising the administration of the sacraments before anaesthesia, even though it may be but for a slight operation), Anatomy, Medicine (geschichtlich), Pathology beweisen. Die Naturwissenschaften sind mit Ausführungen über Alchemy, Astrology, Astronomy, Mendel, Mendelism, Plants (darunter speziell der Papyrus) u. a. vertreten. Der allgemeinen kulturellen Bildung sind zuzuweisen Artikel über Numismatics (eine eingehende Münzgeschichte), Palaeography, Periodical literature (eine Geschichte der katholischen Presse in den einzelnen Ländern) oder die Artikel über die einzelnen wichtigen katholischen Verleger, wie Herder in Freiburg, Pustet in Regensburg; als Katholiken haben auch der Musiker Franz Liszt oder der Maler François Millet Aufnahme gefunden, selbstverständlich auch der Zentrumsführer Lieber — die Beispiele werden als Beweis für die Reichhaltigkeit des Programmes der „Catholic Encyclopedia" genügen.

Natürlich, der Schwerpunkt fällt auf das religiöse Gebiet, und hier besitzt der Katholizismus, weil er ein geschlossenes kirchenpolitisches System darstellt, die Möglichkeit, Objekte unter sich zu begreifen, die der Protestantismus für die Emanzipation von kirchlicher Leitung freigegeben hat. Der umfassende Gesichtskreis dieses religiösen Lexikons rührt zum guten Teil daher, daß es katholischen Charakter trägt, der Protestantismus schiebt eine ganze Reihe von Artikeln auf die „konfessionslosen" Wörterbücher ab. Alles, was nur irgendwie, und sei es auch in der Form der Negation, zum Katholizismus in Beziehung gesetzt werden kann, wird behandelt. So etwa die Auswanderung (Migration), die Geschichte der Handschriftenillustration (Manuscripts), der wichtige Begriff des Naturgesetzes (unter Law) oder Metal Work in the Service of Church, oder das aus der englischen Geschichte bekannte Gunpowder Plot und der Heliand. Die kirchlichen Spezifika aus Geschichte, Liturgie, alt- und neutestamentlicher Exegese, Frömmigkeit haben natürlich sämtlich ihre Sonderartikel. Es gibt zurzeit kein Lexikon, das so eingehend über das ganze, große Gebiet des Katholizismus unterrichtete wie die „Encyclopedia" vom Herz-Jesu-Kultus an, über den heiligen Januarius hinüber bis zu Pius dem Zehnten, und zwar im allgemeinen sehr gut und zuverlässig unterrichtet. Alle Artikel können bei einem derartigen Unternehmen nicht auf gleicher Höhe stehen, für die in Amerika arbeitenden Herausgeber war die Beschaffung der deutschen Literaturangaben nicht leicht; hier hapert es denn auch zuweilen (z. B. in dem Artikel Heynlin von Stein oder Ansgar), aber das Streben nach Vollständigkeit ist da, und keineswegs vor allen Dingen ist etwa einseitig die katholische Literatur bevorzugt. Die Verfasser geben, z. B. in den Fragen der biblischen Kritik, auch die akatholischen Problemstellungen an und setzen sich mit ihnen auseinander; z. B. in dem Artikel Magnificat mit der Frage, wer den Lobpreis ausspricht, Maria oder Elisabeth.

Das Beiwort „Catholic" im Titel darf man freilich nicht übersehen. Das Werk ist katholisch und will es sein. Das bischöfliche Imprimatur fehlt bei keinem Bande, aber der Herr Erzbischof hat die Editoren selbst zu kirchlichen Zensoren eingesetzt und damit given them a singular proof of his confidence and of his desire to facilitate the publication of the work. Die Mitarbeiter sind sämtlich Katholiken, man ist aber doch überrascht von der respektablen Zahl wissenschaftlich arbeitender Katholiken, es ist doch trotz aller Einschnürung noch sehr viel möglich! Die deutsche katholische Wissenschaft ist nicht allzu stark vertreten: die Geschichte des deutschen Katholizismus hat Martin Spahn

(z. B. den Artikel Kulturkampf oder Prussia, J. von Radowitz) geschrieben, Franz Kampers behandelt die mittelalterliche Geschichte; weiter begegnen uns J. P. Kirsch, Fr. Lauchert, Kl. Löffler, der Breslauer Dogmatiker Jos. Pohle, der Tübinger Kirchenrechtler J. B. Sägmüller, P. Schlager u. a. Merkle freilich fehlt, auch der schon eine Schattierung kirchlichere Mausbach! Frankreich hat seine tüchtigsten katholischen Gelehrten als Mitarbeiter entsandt: Bréhier, den bekannten Philosforscher, der einen ausgezeichneten Artikel über den hellenistischen Religionsphilosophen beisteuerte, Dedieu, den Herausgeber der „Revue des deux mondes“ Goyau, Paul Lejay, L. Saltet u. a.; aber auch hier fehlt einer, der zurzeit kirchlich nicht hoffähig ist: Louis Duchesne. Von Engländern finden wir Pollen, Zimmermann, Chapman, den gelehrten Benediktiner, von dem man immer etwas lernt, Walker u. a.; von derzeitig in Rom wirkenden Gelehrten haben mitgearbeitet Paul Maria Baumgarten, Monsignore Benigni, den die Welt bisher freilich mehr als den römischen Hintertreppenanwalt der „Berliner“ gegen die Kölner denn als Gelehrten kannte, Godefroid Kurth, der Direktor des belgischen historischen Institutes in Rom u. a.; dazu kommt dann noch der große Stab von in Deutschland weniger bekannten Amerikanern, sowie die Österreicher und Holländer.

Aber der hier auftretende Katholizismus provoziert nicht. Strenggläubig ist er, es wird z. B. lang und breit die Glaubwürdigkeit des bekannten Januariuswunders zu eruieren gesucht, und Franz Xaver Kraus bekommt einen Wischer wegen seiner doch so vorzüglichen Spectatorartikel, aber der für derartige katholische Wörterbücher in der Regel kritische Lutherartikel, aus der Feder von H. G. Ganß ist gar nicht so übel, jedenfalls redlich gemeint und nicht in Denifleschem Poltertone geschrieben; der Verfasser irrt freilich, wenn er (unter Berufung auf Ranke) das bekannte scharfe Breve des Papstes an Cajetan für unecht hält. Aber über derartige Dinge wird man nicht gerade in einer katholischen Enzyklopädie sich unterrichten wollen; deren Stärke liegt in dem umfassenden Gebiete des Katholizismus, auf den Feldern der Kirchenverfassung, des Kirchenrechtes, des Kultus, der Moral und dergleichen. Hier wie auf den verschiedenen schon berührten Grenzgebieten leistet „The Catholic Encyclopedia“ Vorzügliches, sie übertrifft alle vorhandenen analogen katholischen Werke an Reichhaltigkeit und Gediegenheit und ist für den wissenschaftlichen Forscher wie für den Journalisten oder den gebildeten Laien auf dem Spezialgebiet des Katholischen geradezu unentbehrlich.

W. Köhler-Zürich

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

J. A. Henckels. Zwillingswerk in Solingen

Fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: BERLIN W., Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen:
CÖLN a. Rh. — DRESDEN. — FRANKFURT a. M. — HAMBURG. — MÜNCHEN. — WIEN I.

Weltbekannter Kur- und Badeort

Aachen

Gicht. Rheuma.

Unübertroff. Heilwirkg. bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Krankheiten des Blutes, Nervensystems u. der Atmungsorgane. Prospekte unentgeltlich. Der Kurdirektor.

Saison das ganze Jahr

Saison das ganze Jahr

Bad Blankenburg, Schwarzatal, Thür. Wald. Bieblers Bahnhofs-Hôtel

An der Promenade ins Schwarzatal. Vollständig renoviert.

Zimmer und Salons mit Veranden und herrlichen Aussichten. Zentralheizung, elektrisches Licht. Telephon 41. Zivile Preise. Besitzer Ernst Biebler, früher „Hotel Chrysopras".

Frankfurt a. M., Hotel Kölner Hof.

Bekanntes Haus guten Ranges am Hauptbahnhof. Vollständig renoviert und bedeutend erweitert.

Elektrisches Licht. — Dampfheizung. — Fahrstuhl. — 140 Zimmer mit 180 Betten von 3 Mark an einschliesslich erstes Frühstück. — Einzel- und Doppelzimmer mit Bad. — Salons. — Grosses Restaurant mit vorzüglicher Küche.

Besitzer: Hermann Laass. Jüdischer Besuch verbeten.

Grunows 3 Mark Bücher

Versunkene Sterne. Offiziersroman aus einer Grenzgarnison. Von Hans v. Belgard.

Der Lehrer von Lojewo. Erlebnisse eines jungen Lehrers in der Ostmark von K. Krehckme.

Die fremde Macht. Roman von Fritz Giese.

Die schöne Frau. Geschichte einer Ehe. Roman von Bruno Wagener.

Das Lieblingskind. Lebensschicksale einer Familie. Roman von R. Brack.

„Was ich litt und was ich lebte." Gedichte von Otto Henschke.

Soeben ist erschienen in der bekannten vornehmen Ausführung:

Gräfin de la Motte. Die Halsbandgeschichte der Königin Maria-Antoinette als Anlaß zur Revolution. Von M. von Bucholtz.

Verlag von Grunow & Co., Leipzig. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Gothaer Lebensversicherungsbank a. G.

Alle Überschüsse gehören den Versicherungsnehmern

Bisher abgeschlossene Versicherungen	2050000000 M.
Versicherungsbestand am 1. Dezmbr. 1912	1125000000 M.
Bisher ausgezahlte Versicherungssummen	630000000 M.
Bisher gewährte Dividenden	295000000 M.

Unverfallbarkeit, Weltpolice, Unanfechtbarkeit

Echter Münsterländer Doppelkorn

Unübertroffen in Qualität, vorzügl. und sehr preiswert

von

J. Pressbeimbicke Bielefeld.

Zu haben in fast allen einschlägigen Geschäften.

Heidsieck & Co.

Reims

Walbaum, Goulden & Co., Successeurs. Maison fondée en 1785

seit 1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole

Vintage 1906. ═══ Zu beziehen durch den Weinhandel.

Anzeigen-Annahme durch Grunow & Co., Annoncen-Expedition, Leipzig und durch den Verlag der Grenzboten, G. m. b. H., Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35 a.

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405

DUE AS STAMPED BELOW

29 1995		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C056070758

AP30
G7
K71:4
245837
Grenzboten

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY